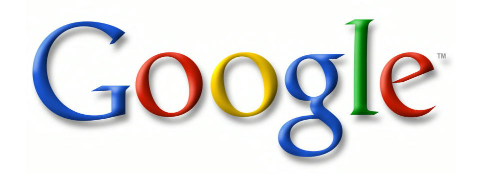








Aus dem Leben
Theodor von Bernhardis.

Neunter Theil:

In Spanien und Portugal.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1906.

In
Spanien und Portugal.

Tagebuchblätter
aus den Jahren 1869—1871.

Von

Theodor von Bernhardi.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1906.

Inhalts-Verzeichniß.

1869.

1. Reise nach Paris und Aufenthalt in der französischen Hauptstadt.

10. April. Berlin. Abends Abreise nach Paris.

11. April. Bald nach Tagesanbruch erreichten wir die katholischen Ortschaften am Rhein; ich gewahre selbst in den kleinsten bunte Flaggen an den Häusern. Was bedeutet das? — Da fällt mir ein, daß heut der Papst sein Sekundiz feiert. — Ob man wohl überall in der Welt so viel Notiz davon nimmt, wie hier am Rhein?

In Köln wenigstens hat Alles ein ungemein festliches Ansehen, das vom allerschönsten Frühlingswetter begünstigt wird; von allen Häusern wehen bunte Banner: die preußische Fahne — das Banner der Stadt Köln — die Flagge des Norddeutschen Bundes — und schon am frühen Morgen wimmelt es in den Straßen von Menschen in Festtagsgewändern.

Im Dom wird ein solennes Hochamt vorbereitet, zu dem auch das Trompeterkorps des Rheinischen Kürassier-Regiments — in Zivil gekleidet — herbeikommt, um vom Chor herab die Orgel zu begleiten.

Weiterreise mit einem katholischen, in Oesterreich geborenen Engländer, der aus Rom kommt und viel erzählt von dem diesjährigen, beinah unerhörten Zudrang von Fremden dort. Die stattliche Feste Limburg — einst zu Deutschland und hoffentlich dereinst wieder zu dem neuen Deutschland, zu Preußen gehörig — Lüttich; das breite Maasthal. Von hier geht die Bahn aufwärts an der Maas, großentheils auf etwas mehr als halber Höhe des Thalrandes; bis Huy ist die Maas eigentlich von einer beinahe ununterbrochenen Reihe hoher rauchender Schornsteine eingefaßt.

Die Lage von Huy und seiner mächtigen Zitadelle vor dem engen Felsenpaß, durch den der Strom sich windet, ist merkwürdig und schön;

sehr schön auch die Felsenufer der Maas bis Namur herauf. Von hier geht es im hübschen Thal der Sambre weiter. Wiesen bilden die Thalsohle; die Thalränder von geringer Höhe sind theils mit Wald bedeckt, theils fruchtbare Felder; auf dem Thalrand zahlreiche wohlgebaute, reinliche Ortschaften.

Sehr auffallend ist, zu welcher Höhe in Belgien der Gartenbau, namentlich die Kultur der Obstbäume, gediehen ist.

An Charleroy vorüber, um das so viel gekämpft worden ist. Erquelines — französische Grenze; doch wird erst auf der ersten französischen Station zu Jeumont angehalten und visitirt.

Dem Direktor der Douane war ich natürlich als preußischer Diplomat sehr interessant; er suchte mich auf und fing eine längere Conversation mit der Frage an, ob man bei uns den Krieg erwarte — er meinte beabsichtige — und sich dazu rüste.

„Oh mon Dieu non!“ Niemand denkt bei uns an den Krieg; Niemand beabsichtigt ihn; die Regierung so wenig als die Bevölkerung; wir führen nur, wenn wir angegriffen werden, Krieg!

Nun äußerte der Mann sich sehr ungnädig über den Krieg überhaupt, der eine Thorheit sei und eine Barbarei, der in unsere hochgebildete und hochverständige Zeit gar nicht mehr gehöre und gar nicht mehr passe. Der Krieg störe bloß in jeder verständigen Betriebsamkeit; selbst der glücklichste Krieg bringe keinen Gewinn; selbst nach dem glücklichsten Kriege werde man inne „qu'on est arriéré de dix ans“ — d. h. daß man in Handel und Gewerbe um zehn Jahre zurückgeblieben sei. Daran knüpften sich dann heftige Aeußerungen über das verderbliche „gouvernement d'un seul“, das allein an solchem Unheil Schuld sein könne; über den unleidlichen Zustand, daß ein Einzelner, bloß vielleicht aus caprice, oder weil er das seinem persönlichen Interesse entsprechend hält, ganze Völker gegen ihren Willen in den Krieg treiben könne usw.

So treten mir denn gleich an der Grenze sowohl der in Frankreich herrschende Geist, als die augenblicklich im Lande herrschende Stimmung klar ausgesprochen entgegen, und Alles, was ich hier vor zehn Jahren gesehen und erfahren habe, belebt sich von neuem in der Erinnerung!

Ich sehe wohl, der Gedanke an einen Krieg muß in Frankreich sehr allgemein und sehr entschieden unpopulär sein, aber es ist nicht ein Krieg mit Preußen, der insbesondere unpopulär ist, sondern der Krieg überhaupt und an sich; das macht schon einen sehr beachtenswerten Unterschied!

Und der Krieg ist unpopulär aus Gründen, die lediglich in dem herrschenden Geist liegen. Frankreich ist allen idealen Interessen vollständig abgestorben; nur für trivialen, materiellen Lebensgenuß und für die Mittel um das Verlangen danach zu befriedigen, für Gewinn und Geld, hat die gegenwärtige Generation irgend Sinn. Der Krieg ist unpopulär, weil er dem Streben nach Gewinn und Genuß hinderlich zu werden droht, und nur deshalb; das habe ich 1859 gesehen. Ich habe aber damals auch gesehen, daß er — und zwar eben auch auf Grund derselben Lebensansicht, — mehr nur scheinbar als wirklich unpopulär ist. Denn der Krieg, z. B. ein auswärts glücklich geführter Krieg, stört nicht nothwendigerweise Alle oder doch den größten Theil der Bevölkerung in seinem trivial-eudämonistischen, selbstsüchtigen Treiben. Bleibt man dabei mit den Seemächten in gutem Vernehmen, so bleiben auch Handel und Verkehr nach vielen Seiten offen; und werden dann auch wirklich einzelne Zweige der Gewerbsamkeit gehemmt und gelähmt, so eröffnet sich dafür nach anderen Richtungen hin ein weites Feld gewinnbringender Thätigkeit und gewinnbringender Spekulation. Was muß nicht in den Arsenalen alles gearbeitet werden, und wie hoch werden da Tausende von Hilfsarbeitern bezahlt! — Was wird nicht massenhaft an Tuch und Leder verbraucht, und wie leicht findet alle schlechte Waare dieser Art einen vortheilhaften Absatz! Was kann man nicht als Armeelieferant gewinnen — als Unternehmer von Transporten! Welchen Gewinn versprechen nicht die Anleihen, welche die Regierung dann machen muß!

Daß der ganze ungeheure Verbrauch des Krieges ein unproduktiver ist, daß durch diesen Aufwand das Nationalvermögen vermindert, die öffentliche Schuld vermehrt und der Zukunft eine neue Last auferlegt wird: das nimmt sich Niemand sonderlich zu Herzen. Wen kümmert das Nationalvermögen oder die Zukunft im Ernst,

wenn er dabei seinen persönlichen, gegenwärtigen Vortheil findet! Ein jeder rechnet darauf, daß sein persönlicher Gewinn größer ausfallen werde als der Antheil an den neuen Lasten, der ihn persönlich treffen könnte — und am Ende fällt der neue Steuerdruck vorzugsweise den künftigen Generationen zur Last. Die aber denkt man sich keineswegs als die eigenen Kinder und Kindeskinder, sondern als eine gleichgültige Masse, die einen nichts angeht.

Wirklich unleidlich findet man nicht den Krieg, wohl aber den unsicheren Zustand, in dem der Friede nicht gesichert ist, und der Krieg nicht entschieden; diesen Zustand des Zweifels, der die Spekulation und die gewerbliche Thätigkeit lähmt und die Kapitalien als ruhende dépôts in die banque de France führt, weil man nicht weiß, wie man sie verwenden soll. Schon 1859 sagten mir Handelsleute: wenn es nur entschieden wäre, ob Krieg wird oder nicht; die Ungewißheit gestattet kein Geschäft zu unternehmen „quand il y a la guerre, il y a d'autres affaires!" Ist Krieg, dann weiß man, worauf die Spekulation sich zu werfen hat; jetzt weiß man das nicht! Dieser Zustand hat etwas Unleidliches, und das Mißbehagen, das er hervorruft, ist jetzt viel größer als 1859, weil die Ungewißheit nicht wie damals Monate, sondern bereits Jahre dauert.

Wenn ich recht sehe, ist die Unpopularität des Gedankens an einen Krieg, die sich so geräuschvoll ausspricht, wenig mehr als der Ausdruck des Mißbehagens, das der gegenwärtige Zustand hervorruft, **und es ist nicht viel darauf zu geben.**

Die Regierung braucht sich keineswegs unbedingt dem Gebot der herrschenden Tagesstimmung zu fügen; sie kann sich gar wohl von dem moralischen Druck emanzipiren, den diese Stimmung zu üben scheint, da dieses Mißbehagen auch im Kriege seine Lösung finden kann, so gut wie in der Sicherstellung des Friedens. Bringt der Krieg die Kapitale, die jetzt ungenützt in der Bank ruhen, in raschen und gewinnbringenden Umlauf — kommt ein erster Erfolg hinzu, der der Eitelkeit schmeichelt und die Zuversicht steigert, dann kann gerade ein Krieg mit Preußen unter allen populär werden!

Seltsam und merkwürdig aber, wie das Urtheil mit der herrschen-

den Stimmung wechselt! Wie wurde Napoleon I. zur Zeit der Restauration und unter Louis Philipp verherrlicht! Jetzt ereiferte mein Douanendirektor — offenbar mit der Lektüre des Werkes von Lanfrey beschäftigt — sich auch ganz gewaltig über Napoleon I., den Schaden, den er angerichtet, die Thorheit, mit der er stets den Frieden von sich gewiesen habe; er kam zu dem Schluß, Napoleon der Große sei verrückt gewesen. „Il était fou!“

Weitere Fahrt, hübsches, leicht hügeliges, sehr fruchtbares und sehr wohl angebautes Land weit nach Frankreich hinein.

Auffallend war mir bei der Fahrt durch Frankreich, daß man sich da bei weitem weniger um die Sekundiz des Papstes kümmert als am Rhein. Der Tag scheint in Frankreich sogar ganz unbemerkt oder vielmehr unbeachtet vorübergegangen zu sein; ich habe nirgends auch nur eine Flagge oder irgend eine festliche Veranstaltung wahrgenommen.

Abeken zitirte mir vorgestern ein hübsches Wort von Bismarck. Ein Franzose schilderte ihm den gegenwärtigen Zustand hier und schloß mit der Bemerkung: „l'empereur hésite entre l'envie de vous faire la guerre, et la crainte de se mésurer avec l'Allemagne!“ Bismarck erwiderte: „Chez nous c'est tout juste le contraire, nous n'avons ni cette envie, ni cette crainte.“

Um 9 Uhr Ankunft in Paris. Fahrt zum Grand hôtel du Louvre, den ungeheuren Gasthof, den der Crédit immobilier angelegt hat; ich will dort absteigen, um zu sehen, was solche Anstalt für ein Ding ist.

Schon auf dieser Fahrt im Dunkeln wird mir klar, daß man Paris in neuester Zeit um und um gekehrt hat nach einem großartigen Maßstab, und daß es schön geworden ist. Ein Blick auf die hellerleuchteten Kaufläden und Cafés läßt erkennen, daß Eleganz und Luxus bis zu einer wahrhaft schwindelnden Höhe gesteigert sind.

Im Grand hôtel du Louvre sind die Diener fast ohne Ausnahme Deutsche. Der homme de peine in meinem Flügel des Hotels gibt sich ebenfalls als „Deutscher“ zu erkennen, nämlich als Elsässer. Daß ein Elsässer sich für einen Deutschen giebt, das war mir neu; es kam vorzeiten gar nicht vor; die Elsässer waren enragirte

Franzosen, und wer Becker hieß, schrieb seinen Namen gern Békair. Ich ließ mich in ein Gespräch ein mit diesem Elsässer; er wußte einigermaßen Bescheid in der Geschichte seines Vaterlandes, wußte namentlich, daß seine Vaterstadt Hagenau einst freie Reichsstadt gewesen ist, und schloß mit der Betrachtung: „Wer weiß, es kann vielleicht wieder so werden!"

Das ist an sich natürlich unbedeutend, stimmt aber zu manchem Anderen, das ich über das Elsaß erfahre. Die ältere französische Gesinnung mag immerhin noch die überwiegende im Lande sein; unverkennbar aber regt sich daneben auch ein neuer, ein deutscher Geist, und der muß doch schon einen ziemlichen Umfang gewonnen haben, wenn er sich bis auf den Elsässer homme de peine in einem Pariser Gasthof ausdehnen kann. Die Zahl der Zeitungen in deutscher Sprache vermehrt sich im Elsaß; es regt sich dort überhaupt eine größere Thätigkeit in deutscher Literatur, und Leute wie Häußer werden Professoren an deutschen Universitäten.

Eine Zuneigung zu Deutschland ist das Alles wohl noch nicht, aber ich glaube, man würde im Elsaß — gerade wie bei den Alemannen auf dem rechten Rheinufer in Württemberg — nicht übel Lust haben, einen Schweizer Kanton zu bilden und in die ewige Neutralität der Schweiz mit aufgenommen zu sein. Die Fabrikindustrie im Ober-Elsaß, die vielleicht nicht durch „wälsche" Bestrebungen nach gloire gestört sein will, könnte dabei mit im Spiel sein.

12. April. Erst um 12 Uhr aus. Zur preußischen Gesandtschaft, Rue de Lille 78, sehr hübsches Hotel, ehemals, zur Zeit des Konsulats, von Eugène Beauharnais bewohnt, jetzt Eigenthum der Krone Preußen.

Ich präsentire mich dem Grafen Solms-Sonnenwalde, der zur Zeit interimistischer Geschäftsträger hier ist. Gespräch über die allgemeine Lage. Er ist verwundert zu hören, daß man sie gerade jetzt in Berlin für gefährlich hält, gerade jetzt dort alarmirt ist; weiß sich das nur als eine etwas verspätete Nachwirkung seiner früheren Berichte zu erklären. Gerade in diesem Augenblick ist die Lage hier, im Gegentheil, wieder eine sehr friedliche geworden. Lavalette, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hat dieser Tage im Corps légis-

latif eine durchaus friedliche Rede gehalten, in der er sich mit strengem Tadel über diejenigen ausspricht, die zum Kriege hetzen.

Er, Solms, glaubt nicht, daß ein Bündniß zwischen Frankreich und Italien geschlossen sei. Unterhandelt ist freilich darüber worden.

Ich: Und zwar durch allerhand Nebenpersonen; untergeordnete Subjekte, die außerhalb des italienischen Ministeriums stehen. Viktor Emanuel kann es nun mal nicht lassen, immerdar hinter dem Rücken seiner Minister mit allerhand solchen Leuten zu intrigiren. Von französischer Seite sind Montferier und ein paar Generalstabsoffiziere in diesen Unterhandlungen verwendet worden.

Solms: Er habe über diese Dinge berichtet. Prinz Napoleon hat ihn warnen, ihm sagen lassen, er solle Acht geben; es würde über ein Bündniß unterhandelt, das zu einem Kriege führen müsse, den seine, des Prinzen, Partei nicht wolle. Nigra sagte, als er aus Florenz zurückkehrte, daß er dort des conseils de sagesse gegeben habe: „sie waren also nötig!“ Bei alledem aber glaubt Solms, daß die Unterhandlungen abgebrochen worden sind, ohne zu einem Ergebniß geführt zu haben. Napoleon hat doch eine gewisse Scheu gehabt darauf einzugehen, und hat das Bündniß abgewiesen. Es ist aber möglich, daß das Bündniß dennoch auf einem Umwege zustande kommt, nämlich durch Oesterreich. Denn die Annäherung zwischen Italien und Oesterreich hat stattgefunden, das ist gewiß! Und was wollen die Italiener? Sie wollen Rom! Das kann ihnen Oesterreich nicht geben — aber es kann bei Frankreich vermitteln und so das Bündniß zustande bringen.

Ich: Keudell und Abeken glauben, daß zwischen Italien und Frankreich bereits abgeschlossen ist; Bismarck will nur offiziell noch nicht daran glauben; Moltke dagegen ist vollkommen davon überzeugt, und Brandt hofft binnen kurzem eine Abschrift des geschlossenen Vertrags vorlegen zu können.

Daß Napoleon die Unterhandlungen abgebrochen hat, hörte Solms von einer sehr gut unterrichteten Dame, die Goltz au courant zu erhalten pflegte und ihn mit demselben Vertrauen behandelt.

Ich: Kommt es zum Kriege, an dem sich Oesterreich und Italien

betheiligen, und er ist siegreich für uns, wie wir hoffen müssen und dürfen, dann ist nichts gewisser, als daß Oesterreich ganz auseinanderfällt, und daß in Italien die Dynastie zu Grunde geht.

Solms: Und hier stürzt Napoleon.

Ich: Nun, das versteht sich in dem Grade von selbst, daß es gar nicht ausdrücklich gesagt zu werden braucht!

Wir gehen in das Café d'Orsay am Quai d'Orsay, treffen dort den jungen Arnim-Boytzenburg, Gesandschaftssekretär, und frühstücken zusammen. Die Herren fragen nach allerlei, auch nach Eulenburg: der untergräbt geradezu die Popularität des gegenwärtigen Ministeriums. Alles stockt unter ihm und in den neuen Provinzen werden Mißgriffe begangen! Beide erklären: Sehr große Mißgriffe! —

Im Tuilerienhof sehe ich die Reste einer Parade, die eben auseinandergegangen ist. Einige Generale und Ordonnanzen, Gardegrenadiere ꝛc.

Die gegenwärtige Uniform der Garde-Infanterie ist sehr geschmacklos, und für Garde-Grenadiere sind die Leute nicht gerade sehr groß oder von mächtiger Gestalt. Die Reiterei hat schöne Leute, wenn auch weder die cent gardes noch die Karabiniers „riesig" sind, wie sie mitunter in den Zeitungen genannt werden, und an Putz und Tand ist kein Mangel. Im Gegentheil, diese Reiterei ist mit einem Aufwand, einer Eleganz, einem Luxus ausgerüstet und gekleidet, die weit über jedes zweckmäßige oder selbst erlaubte Maß hinausgehen.

Man hatte mir verschiedentlich gesagt, die französische Reiterei habe in der neuesten Zeit große Fortschritte gemacht, und bei der Garde-Reiterei namentlich, auf die große Sorgfalt verwendet werde, habe man es im guten Reiten und in der Pferdewartung sehr weit gebracht. Ich finde das nicht. Die Leute reiten nach wie vor unter aller Kritik, und die Pferde sehen nichts weniger als wohlgepflegt aus.

Place du Caroussel. Hier stand noch zu meiner Zeit — 1822 — ein ansehnliches paté von Häusern, von mehreren Gäßchen durchkreuzt; das alte Theater du vaudeville steckte darin. Das Alles ist verschwunden und jetzt, da das Louvre vollendet, der ganze Platz frei ist, verschwindet vollends der armselige Triumphbogen, der nie sehr imposant war. Vom Caroussel aus besuchte ich den Hof des Louvre sowie

St. Germain l'Auxerrois, und betrachtete Peraults Kolonnade, die ich ehemals gläubig bewunderte! Jetzt erscheint sie mir in einem andern Licht! Die gekuppelten Säulenpaare, ohnehin kein glücklicher Gedanke, müßten entweder geradezu auf dem Gesims des Erdgeschosses stehen, oder doch jedes Paar auf einem Plinth von angemessener Größe. Jetzt stehen sie wie genirt — wie mit den Füßen einwärts — auf den kleinen Plinthen.

St. Germain ist späte Gothik aus der Zeit des Verfalls, durch Kanelirung der Säulen im Chor und Festons vollends verdorben.

Rue de Rivoli unabsehbar geworden; Palais Royal freigelegt! — Paris ist wirklich um und um gekehrt durch die gegenwärtige Regierung und kaum wiederzuerkennen. Gerade, breite, endlose Straßen sind überall mit einer heroisch zu nennenden Rücksichtslosigkeit durch das Häusermeer hindurch geführt worden und an die Stelle der mittelalterlichen Gäßchen und Winkel getreten, und man hat auf diese Weise den Ort zu dem gemacht, was er früher nicht war: zu einer wirklich großartig schönen Stadt; das heißt: was die Anlage im Großen und Ganzen betrifft! Im Einzelnen darf man die Neubauten nicht allzu genau betrachten; denn da tritt uns die trostloseste Gedanken- und Prinzipienlosigkeit entgegen: eine Ohnmacht, die sich zu keinem Styl zu erheben vermag, und überlieferte Formen der Architektur aus den verschiedensten Zeiten wiederholt, ohne sie zu verstehen, ohne sich um ihre Bedeutung zu befragen, und oft in der Wahl nur durch die Mode geleitet.

Davon überzeugte ich mich in der Rue de Richelieu, wo die Bibliothek in dem allerschlechtesten Styl des vorigen Jahrhunderts umgebaut wird. Auch zeigt sich hier, daß die Umgestaltung von Paris, wie sie beabsichtigt wird, so viele Hunderte von Millionen sie auch schon gekostet hat, noch lange nicht fertig ist; überall wird noch eingerissen und gebaut. Ich wollte das Hôtel des Princes aufsuchen, wo ich vorzeiten als Student gewohnt habe. Das ist nicht mehr vorhanden.

Die Boulevards, die noch zu meiner Zeit den Umfang der eigent-

lichen Stadt bezeichneten, über den hinaus die Vorstädte anfingen, in denen die reiche und vornehme Welt in bequemerer Räumlichkeit hauste, die sind jetzt die „alten" Boulevards geworden und gleichsam verloren im Innern der Stadt. Die Bewegung, der Verkehr von Menschen und Wagen ist auf den Boulevards ohne allen Vergleich größer und reger geworden, als er vor vierzig Jahren war, hat aber auch heute noch einen ganz anderen Charakter als die Bewegung, die z. B. den Strand in London belebt. Dort hat Alles einen reellen praktischen Zweck — hier glaubt man ein unruhiges Treiben müßiger Leute zu sehen.

Zurück in das Hotel.

Théâtre français. Der alte Raum an der alten Stelle im Palais royal, aber gar sehr gesunken in jeder Beziehung. Man gibt „les faux ménages" auf dieser Bühne französischer Klassizität, eine Comédie en 5 actes und in Alexandrinern, von einem Pailleron — ein Stück, das wohl der Verse wegen auf dieser Bühne gegeben wird. Warum es eine Comédie genannt wird, mag der Himmel wissen, denn die komische Muse hat nichts damit zu thun. Es ist ein Qualstück, das sich mit den verkommenen Kreisen der Gesellschaft abmüht und in lauter unleiblichen Situationen herumdreht: ein fortwährender cauchemar. Nicht eigentlich unsittlich — weit weniger sogar als gar Manches von Kotzebue und Wieland — denn der Schmutz wird darin eben als Schmutz gezeigt, und die Schwäche, die in den Schmutz versinkt, wird nicht entschuldigt oder beschönigt; aber der Schmutz bleibt immer Schmutz und ein ekelhafter Gegenstand. — Und um diesen demi-monde genannten Pfuhl dreht sich das gesamte Drama des heutigen Frankreichs. Welch ein Zustand der Gesellschaft, wenn keine anderen „Sittengemälde" und „Familienbilder" aufzutreiben sind als diese! Welch ein krankhaftes Wesen, wenn Dichter und Publikum sich immerdar mit diesen widerlichen Bildern beschäftigen.

Gespielt wurde dieses Qualdrama, namentlich in den Szenen, die an das Tragische streifen, wie ehemals das erste beste haarsträubende Melodrama auf den Boulevardtheatern. Für den Ton des feineren französischen Lustspiels war hier kein Raum. Unter den Schauspielern sah ich einen alten Bekannten von Petersburg her:

Bressant, jetzt Sociétaire und Hauptperson in diesen klassischen Hallen. Er spielte den verkommenen Grafen.

Sehr widerlich ist das Treiben der Claque, der bezahlten Mäcene und Beifallspender unter dem Kronleuchter. Es war sehr evident, daß die Leute auf Kommando zum voraus bestimmte Stellen des Stücks und efforts der Schauspieler beklatschten, und außer dieser Gesellschaft applaudirte im ganzen Hause Niemand.

13. April. Im Vorbeigehen das neue Opernhaus betrachtet. Die widersinnigste Architektur, die man sich denken kann.

Die Antikengalerie im Louvre besucht; von Neuem betrachtet, was mir schon vorzeiten vorzugsweise lieb war, vor allem den borghesischen Fechter und die Venus von Melos, die ich über Alles stelle und mehr als je weit höher achte als die Mediceische. Daß die Diana von Fontainebleau überarbeitet ist zur Zeit, als sie gefunden wurde, um eine glatte Oberfläche herzustellen, das ist wohl nicht zu bezweifeln.

Zur Gesandtschaft; den Kanzler Gasperini aufgesucht. Er theilt mir mit, daß in Spanien zwischen dem 15. und dem 25. dieses Monats ein carlistischer Aufstand erwartet wird, der auf allen (vielen?) Punkten zugleich ausbrechen soll. Ein Amsterdamer Haus hat das Geld dazu hergegeben. (Unter welchen Bedingungen mag diese Anleihe kontrahirt sein? Sie wird wohl schon in der nächsten Zeit an die Börse kommen, denn dem Amsterdamer Haus wird wohl daran gelegen sein, das Risiko auf andere Leute abzuwälzen, indem es die Obligationen verkauft.)

Dann ist der Bürgerkrieg da in Spanien; Prim scheint ihn nicht ungern herankommen zu sehen, er will ihn benutzen, um Serrano und Topete zu beseitigen und sich der Diktatur zu bemächtigen. (NB. Prim will, wie es scheint, die Wege Napoleons I. wandeln, und hier würde man das ohne Zweifel sehr gern sehen. — Aber hat Prim das Zeug dazu? Seine Vergangenheit spricht nicht dafür! Wahrscheinlich wünscht er den Bürgerkrieg so bald als möglich herbei, um sich der Diktatur bemächtigen zu können, ehe die Cortes mit der neuen Verfassung fertig sind.)

Montpensier hat gar keine Chancen mehr. (NB. Er

verliert sie natürlich in demselben Maße, in dem Serranos Einfluß und Ansehen sinken.)

„Hier sieht es für den Augenblick wieder einmal recht friedlich aus." — Freilich kann sich das unversehens von einem Augenblick zum andern wieder ändern. Die Kriegspartei, Marschall Niel an der Spitze, drängt sehr stark zum Kriege. Napoleon „hesitirt", weil er sehr wohl weiß, was er wagt, im Fall der Krieg unglücklich geht — daß nämlich dann seine Dynastie verloren ist. Noch ein anderer Umstand veranlaßt ihn zu zögern, der nämlich, daß auch die Orleanisten zum Kriege drängen „weil sie Ihn dabei los zu werden hoffen; das merkt er natürlich wohl und deshalb zögert er." (NB. Es läßt sich erklären und rechtfertigen, wenn er das wichtiger nimmt als die sogenannte herrschende Stimmung, die Unpopularität des Krieges und dergleichen.)

Radolinski kommt und begrüßt mich sehr freundschaftlich. Er ist jetzt der hiesigen Gesandschaft attachirt. Auch seine Frau ist bereits seit vorgestern in Paris.

Abends in der italienischen Oper. Die ist auch nicht mehr in der alten, in der That schlechten salle Louvois, sondern in einem neuen Gebäude in der Nähe, rue neuve des petits champs. Hübscher Saal, nicht zu groß für die Musik, und ein gewähltes Publikum. Oper „Martha" von Flotow; die Ausführung natürlich gar sehr — unermeßlich — erhaben über der zu Marseille oder zu Brüssel, wo ich die Oper früher gehört hatte. Besonders macht mir Adeline Patti wahrhaft Freude; ohne Frage und ohne allen Vergleich die bedeutendste Sängerin, die ich seit Pauline Garcia gehört habe. Doch gehört sie einer anderen Kategorie an; der leichte, graziöse Gesang ist ihr Gebiet, und da steht sie nach meiner Meinung höher als Henriette Sonntag. Eine unübertreffliche Eleganz der Ausführung, bis auf den kleinsten Vorschlag herab. Auch der Tenor, Palermi, ist sehr beachtenswert.

14. April. Frühstück um 12 Uhr im Café d'Orsay mit Solms und Arnim. Solms bestätigt mir, daß sich im Elsaß eine deutsche Bewegung kund giebt. Elsässer Geistliche sammeln hier in Paris bei den Deutschen, auch bei den deutschen Gesandtschaften, Beiträge für Schulen im Elsaß. Solms hat ihrer einen gefragt, warum sie sich nicht an ihre

eigene Regierung wenden, und zur Antwort erhalten, die wolle nur französische Schulen fördern; es handle sich aber gerade darum, deutsche Schulen zu gründen oder zu erhalten.

Wir gehen zu dem Major v. d. Burg. Er spöttelt über unsere auswärtige Politik, die mitunter etwas unklar sei, bald an Garibaldi streife, bald Legimität treibe; es klingt, als sei Bismarck ein konfuser Patron, der nicht weiß, was er will.

16. April. Der alte Baron Alesina-Schweizer bei mir, Vater des badischen Gesandten in Florenz; er kommt offenbar mit Widerstreben, und weil es eben durchaus sein muß. Laudator temporis acti und sehr wenig erbaut von den gegenwärtigen Zuständen, die er allmählich hat entstehen sehen, da er Paris seit vierzig Jahren bewohnt.

Er geht so weit, zu glauben, daß die Weltherrschaft nun zunächst an Nordamerika übergehen werde. Die dortigen Zustände seien allerdings nicht erfreulich, aber es sei ein gewaltiger Aufschwung dort nicht zu leugnen; Europa dagegen sei gealtert: „sur le déclin!“

Ich gebe ihm das nicht im ganzen Umfang, wohl aber in Beziehung auf die peuples de langue romane zu.

„C'est déjà une bonne part“, meint er und spricht sich dann ausführlich über die décadence Frankreichs aus, wo der öffentliche Geist durchaus gesunken sei. Die Jakobiner „ces hommes de sang“ seien doch bei alledem Patrioten gewesen — „aujourd'hui il n'y a plus de patriotisme, il n'y a même plus de Chauvinisme!“ Für die heutigen Franzosen gebe es keine Triebfeder mehr als Gewinnsucht und Geld! Sie seien dem Kriege blos deshalb abgeneigt, weil sie dadurch in Spekulation und Erwerb gehindert zu werden fürchten; zeigte man ihnen die Aussicht auf Geldgewinn im Kriege, so wären sie sofort für den Krieg.

Dann bestätigt er mir, was ich ohnehin weiß und sehe, daß nämlich das gegenwärtige Regierungssystem unmöglich in das Endlose — oder auch nur sehr lange noch — fortgesetzt werden könne, unglücklicher Weise aber jede folgende Regierung zum voraus unmöglich mache; und zwar, weil die gegenwärtige Regierung eigentlich eine sozialistische ist, die den Arbeiterstand, les ouvriers, unter allen

Bedingungen zufriedenstellen will, und Milliarden auf unnütze Arbeiten verschwendet, blos damit die ouvriers immer einen reichlichen Verdienst haben. Den größeren Kommunen wird geradezu befohlen solche Arbeiten auszuführen, über ihre Mittel hinauszugehen, unermeßliche, unbezahlbare Schulden zu machen.

So ist vor kurzem dem Stadtrath von Toulouse befohlen worden, zwölf Millionen auf öffentliche Bauten zu verwenden; der Stadtrat hat sich einstimmig dagegen erklärt; da ist er abgesetzt, aufgelöst worden, „et on leur envoie un Monsieur Hausmann", der das Geld der Stadt ausgiebt, ohne sie zu fragen! Je conçois qu'un pays soit gouverné dans l'intérêt du peuple: mais la France est gouvernée, exploitée dans l'intérêt des ouvriers" — und die seien doch nur ein kleiner Bruchtheil des Volkes.

Er hält — eben wie ich auch — die Aufgabe, die eine künftige Regierung lösen müßte, nämlich diese verwöhnte Arbeiterklasse wieder auf die ernsten, nicht selten schwierigen Bedingungen des Lebens, wie es ist, wenn Jeder für selbst zu sorgen hat, zurückzuführen und dahin zu bringen, daß sie sich in diese Lebensbedingungen fügt: er hält diese Aufgabe für unlösbar und sieht den furchtbarsten Umwälzungen entgegen.

Gar seltsam ist hier in Frankreich, wo der ganze gesellschaftliche Bau in so gefahrvoller Weise untergraben ist, mit welchem gedankenlosen Leichtsinn sich Alles in dem hergebrachten Kreise bewegt und dreht, als könnte gar kein Wetter dazwischen fahren!

Kirche Ste. Clotilde besucht, die vor wenigen Jahren in schlichtem, gothischem Styl gebaut ist. Als Nachahmung nicht übel. Auch dieses Ende des Faubourg St. Germain ist gewaltig verändert; es sind da auch breite, gerade Straßen durchgebrochen worden nach allen Richtungen; man hat das Bedürfniß empfunden, auch diesen Theil von Paris „gesunder zu machen" — assainir — d. h. Straßen zu gewinnen, die vortrefflich für die Wirkung der Artillerie berechnet und in denen Barrikaden unmöglich sind, da sie wohlweislich nicht einmal gepflastert wurden. Darüber ist gar Manches von den großen, schönen Gärten verschwunden, die ehemals zu den Hotels des alten Adels gehörten. Es fragt sich in der That, ob es bei diesen Neuerungen

hier nicht auch nebenher darauf abgesehen war, die Spuren großartiger Existenzen zu verwischen, die nicht der Napoleonischen Periode angehören.

Im Gesandtschaftshotel Arnim getroffen; er sagte mir, daß auch die Ex-Königin Isabella eine große Thätigkeit entfaltet und sehr viel Geld ausgiebt, um auch ihre Partei in Bewegung zu bringen und auch ihrerseits einen Aufstand in Spanien hervorzurufen. Es sind viele Isabellistische Offiziere hier in Paris; Arnim weiß ein Hôtel, das ganz von ihnen eingenommen ist.

17. April. Geschrieben. Beim Ausgehen ergiebt sich mir die Gelegenheit das 59. de ligne genau zu sehen. Das Regiment marschirt ab nach dem Lager bei Chalons und hat vorher Revue im Hof der Tuilerien, marschirt durch die Rue de Rivoli dahin, und hält eine Zeit lang, weil die ziemlich schlechte Musik, ich weiß nicht vor wessen Fenstern, spielt. Die Mannschaft ist gar nicht übel; die Bekleidung nicht ganz zweckmäßig, namentlich die tunique etwas zu kurz, besonders aber das Keppy eine ganz elende Kopfbedeckung. Der Soldat ist auch vielleicht etwas zu schwer bepackt; doch tragen die Franzosen ihr Gepäck augenscheinlich mit geringerer Beschwerde als die Italiener. Die ganze Haltung ist etwas locker und unzusammenhängend; doch macht die Truppe im Ganzen den Eindruck einer sehr respectablen Tüchtigkeit.

Paris steckt übrigens gar sehr voll Soldaten; überall sieht man Garde, Linie, Zouaven und Turcos, oder Tirailleurs indigènes d'Afrique, wie sie officiel heißen. Von der Linien-Cavallerie sind zwei Regimenter hier, die ich an den Uniformen — hellblau und dunkelblau mit Silber — für das 1. und 5. Husaren-Regiment erkenne. Auch die haben hübsche Leute und gar nicht verwerfliche Pferde, reiten aber sehr schlecht.

Abends italienische Oper, wo ich einen sehr schlechten Platz bekomme, da das Haus übervoll ist. „Rigoletto" von Verdy. Adeline Patti weniger an ihrem Platz als in Martha. Aus der Handlung lerne ich den Inhalt von „le Roi s'amuse" kennen, den ich nie gewußt. Ist das französische Drama von Victor Hugo oder von Alexandre Dumas? ich glaube von dem Ersteren. Dessen verrenkte

Dramen sind Tendenz-Stücke; sie sollen die Verwerflichkeit des Königthums und überhaupt aller historisch gegebenen gesellschaftlichen Zustände in drastischer Weise darthun. Bei A. Dumas ist es auf bloßes Haarsträuben, bloß um des Haarsträuben's Willen, abgesehen. Die Musik ist unbedeutend, doch hin und wieder anmuthig.

18. April. Zur Gesandtschaft; nur Burg getroffen. Ich fragte nach den Nachrichten aus Spanien: von da sei Nichts zu melden, als daß sich an der Grenze auf französischem Gebiet sowohl Carlistische als Isabellistische Banden sammeln und organisiren, und daß die einen wie die andern von der französischen Regierung mit Waffen und Geld unterstützt werden.

Diese rührende Unparteilichkeit weiß ich mir wohl zu erklären. Kommt es ja doch zunächst nur darauf an einen Bürgerkrieg in Spanien anzufachen. Die weitere Aufgabe wird dann sein einen Ausweg aus dem Bürgerkrieg zu finden, der weder Montpensier auf den Thron erhebt noch die Republik herbeiführt.

Als ich aus der Avenue de Neuilly zu Fuß zurückkehrte, habe ich mir auch die Befestigung von Paris angesehen; denn nach einer gewonnenen Schlacht werden wir wohl zur Belagerung von Paris schreiten müssen: ich meine der detachirten Forts. Sind ein Paar von denen genommen, so wird man wohl schwerlich den Versuch machen, die enceinte continue zu vertheidigen. Sie ist mit ihrem flachen Graben ohne Contre-Escarpe kaum sturmfrei zu nennen. Eine nächtliche Leiter-Ersteigung, an vielen Punkten zugleich unternommen, könnte gar wohl gelingen; besonders, da man ganz gewiß, um die Pariser Bevölkerung nicht in Siegeszuversicht und Seelenruhe zu stören, nicht sofort bei Ausbruch des Krieges daran gehen wird den bedeckten Weg zu palissadiren und Geschütze auf die Wälle zu bringen — und später der rasche Gang eines für uns glücklichen Feldzuges nicht mehr die Zeit dazu lassen könnte.

19. April. St. Germain des Prés. Auch hier wird nach Hausmannscher Methode Luft gemacht; breite Straßen werden durch das Häusermeer gebrochen; Ruinen und Neubauten rings umher.

Das Studium der mittelalterlichen Kunst und Kunstgeschichte, das in Frankreich später erwacht ist als in Deutschland, das zur

Zeit meiner Jugend, wo es auch in Deutschland mehr mit poetisirender Schwärmerei als mit Sachkenntnis betrieben wurde, in Frankreich gar nicht existirte — dieses Studium hat seitdem auch hier sehr große Fortschritte gemacht. Damals wurde aus Unkenntnis und Unverstand mancher Act der Barbarei begangen, manches werthvolle Denkmal zerstört; seitdem ist manches Jahrhunderte lang mißachtete oder vergessene Denkmal an das Licht gezogen und nicht selten mit Geschmack und Glück wieder hergestellt worden. Dinge, von deren Dasein man vor vierzig Jahren im allgemeinen nichts wußte, sind jetzt als Denkmale de premier ordre hoch geachtet.

Niemand bekümmerte sich in den zwanziger Jahren um St. Germain des Prês, das noch von der Revolution her verwüstet dastand. Daß es ein Hôtel de Cluny giebt, eine tour St. Jacque de la boucherie — das wußte so zu sagen Niemand.

St. Germain des Prês ist sehr merkwürdig und fesselnd in hohem Grade. Bei der Wiederherstellung ist die Kirche im Innern durchaus bunt ausgemalt worden; ob man dabei den Spuren einer älteren Bemalung gefolgt, oder ob dieser bunte Schmuck blos Phantasterei der Gegenwart ist? Ich finde Niemand, der mir darüber Aufschluß geben könnte. — Jedenfalls ist die Bemalung mit so vielem Geschick angewendet, daß sie die architektonische Gliederung nicht stört. Das Innere höchst merkwürdig, namentlich weil sich darin die ersten Spuren der Gothik kund geben.

An dem Hôtel de Cluny vorbei; nicht allein daß man von dem Dasein dieses Gebäudes vor vierzig Jahren Nichts wußte: es gab auch gar keinen Punkt, von dem aus es sichtbar gewesen wäre, so tief steckte es in unansehnlichen Häusern, engen Gäßchen und nie von der Sonne erleuchteten Winkeln. Die Hausmannschen Umwühlereien der Stadt haben dieses Denkmal, gleich manchem anderen, aus dem Labyrinth gleichsam wie aus einem Steinbruch heraus gehauen und an das Licht gebracht.

Nach der „Cité" oder „Isle de la Cité". Sie war einst, — während der früheren Jahrhunderte des Mittelalters — die ganze Stadt, und jetzt wird bald, dank Herrn Hausmann, kein einziges Wohnhaus mehr hier sein. Nichts als die Dom-Casernen, das gewaltige

Hospital, hôtel Dieu, und das ungemein umfangreiche Palais de Justice, das früher als das Louvre die Residenz der Könige von Frankreich war.

Notre Dame genau betrachtet, von außen und innen studirt. Merkwürdig sind die breiten Emporen im Langschiff — dieses Zurückschreiten auf eine zur Zeit des Baues längst vergangene Zeit — auf die früheste Anordnung der Basilika — in einem Gebäude, in dem sich zugleich der Beginn einer neuen Zeit, der Spitzbogen-Architektur, ankündigt. Merkwürdig war mir auch, daß das ursprüngliche System der Fenster im Langschiff bei Erneuerung der Kirche geändert, im Transept beibehalten und unberührt geblieben ist.

Von dem erzbischöflichen Palast, dessen ich mich noch erinnere, hat die Volkswuth Nichts übrig gelassen als einen kleinen durch eine Galerie mit der Kirche verbundenen Kreuzgang. An diesem liegt die Sacristei, in welcher der Schatz der Kirche bewahrt wird. Ich fand da etwa dreißig Personen, darunter Soldaten und Weiber, denen ein Sacristan einen eisernen Schrank aufschloß, wobei er in wohlgesetzter salbungsvoller Rede, die er jeden Tag mehrmals wiederholt, die Geschichte eines jeden einzelnen ostensoir's ausführlich erzählte. Noch umständlicher ging er auf den Werth und die Kostbarkeit eines jeden dieser kirchlichen Geräthe ein und am aller umständlichsten darauf, an welchem Tage und bei welchen Gelegenheiten ein jedes gebraucht wird, unter welchen Ceremonien sie alsdann von dem Domherren, abgeholt und in die Kirche gebracht werden 2c. Es kam bei alledem sehr wenig Buonapartismus zum Vorschein.

Die Bleikugel, die den Erzbischof Affre getödtet hat, ist mir nicht sonderlich merkwürdig — mehr zog mich ein großes Elfenbein-Crucifix an, das Ludwig XIV. der büßenden La Vallière geschenkt hat. Es ist manierirt im Styl des XVII. J.-H., aber für die Zeit sehr gut. Der Egoismus der Könige ist in eigenthümlicher Weise naiv. Ludwig XIV. fand es sehr löblich und sehr wohlgethan, daß Mlle. de La Vallière strenge Buße that, während er sein königliches Leben mit anderen Damen fortsetzte.

Indem ich außen um die Kathedrale herum ging, gewahrte ich an der Spitze der Insel ein eigentümliches, offenbar nicht zur

Wohnung eingerichtetes Gebäude, wo viel Menschen aus und ein gingen; ich trat hinein — und fand mich in der viel besprochenen Morgue. Aufgesucht hätte ich sie nicht, aber da mich der Zufall hinführte, war sie mir interessant. Drei Leichen lagen da auf den hölzernen Pritschen; entkleidet, nur anständig bedeckt, alle drei den untersten Volksschichten angehörig. Der eine der Todten war ein ungewöhnlich starker, junger Gesell, der zufällig verunglückt sein mochte, die beiden anderen hatte offenbar das Elend bewogen sich in das Wasser zu stürzen. Rings umher hingen ihre Gewänder und die noch vieler Anderer, bereits begrabener. Was für Lumpen! Und wenn ich an die Toiletten in der italienischen Oper denke! Welches Elend neben solchem frevelnden Luxus! Auffallend war auch die rohe Gleichgültigkeit der unzähligen Männer und Weiber, die da kamen und gingen.

Palais de Justice, sehr stattlich. Drei alte Thürme erinnern noch an die feste Burg der Könige von Frankreich. Place du Chatelet; die tour de St. Jacques erhebt sich jetzt aus einem Garten. Welch ein unsauberes Labyrinth war hier ehemals! — Boulevard de Sévastopol unabsehbar.

Zeitungen. In diesem Augenblick thut man hier sehr friedlich; da dürfen denn natürlich die officiösen Journale keine Artikel bringen, in denen geradezu zum Kriege gegen Preußen aufgefordert und gehetzt würde; doch zeigt die Haltung dieser Journale auch jetzt, daß der Gedanke an einen solchen Krieg keineswegs aufgegeben ist, daß er vielmehr immer den allgemeinen Hintergrund bildet, auf dem sich die gesamte Thätigkeit der Regierung bewegt, und daß namentlich auch das große Publikum die nahe liegende Möglichkeit nicht aus den Augen verlieren soll. Selbst während dieser Pause wird in den Zeitungen Alles, was sich auf Preußen bezieht, in der gehässigsten Weise dargestellt und die österreichischen Zustände dagegen im allerrosigsten Licht.

20. April. Spät aus bei etwas rauhem Wetter. Spaziren in den champs élysées. Die sind durch Mancherlei, das hinein gebaut worden ist, gegen früher gar sehr verkleinert. Dagegen ist der übrig gelassene Theil viel besser gepflegt — durch Rasenflächen und Blumen-

beete mit vielem Geschmack verschönert. Früher sah es ziemlich wüst und vernachlässigt hier aus.

Das reizende Haus Franz I. betrachtet.

An den Tuilerien haben heut die chasseurs à pied de la garde die Wache. Eine in ihrer Art ausgezeichnet schöne Truppe, kleine aber breitschulterige Leute, denen man Muskelkraft und gesunde Lungen ansieht.

21. April. Musée du Louvre, Bildergalerie; nur in dem salon carré verweilt. Da war sonst unter anderem der Einzug Heinrich's IV. von Gérard zu sehen; das Bild haben die Napoleoniden entfernt. Im übrigen ist der salon carré etwas wie die Tribune in Florenz geworden; die Perlen der Sammlung, oder was man dafür hält, sind hier vereinigt. Wie die Menge aber immerdar nach Namen geht und nach dem, was zu bewundern hergebracht ist, werden zwei wahrhafte Perlen wenig beachtet: das Portrait des Malteser Großmeisters de Lîle Adam von Caravaggio und eine Herodias von Bernardin Luino. Der Centaur Nessus gehört zu dem Besten, was Guido Reni gemalt hat.

22. April. St. Sulpice besucht; der Platz vor der Kirche, vor Zeiten wüst und vernachlässigt genug, jetzt in wohlthuender Ordnung. Die Façade der Kirche hat die Fehler ihrer Zeit, aber sie imponirt mir dennoch wie vor Jahren; sie hat etwas großartiges und luftig-freies. Das Innere ist um so erbärmlicher. Die Kirche war ganz angefüllt; es wurde eine großartige Firmelung — Confirmation — vorgenommen; eine Menge Knaben und Mädchen füllten das Langschiff, um das Christenthum über sich ergehen zu lassen. Wie seltsam, daß dergleichen für Christenthum ausgegeben wird! Das ist und bleibt unter allen Bedingungen ein Gegenstand des Erstaunens. Die Konfirmation ist, wie so vieles Andere in der päpstlichen Kirche, ein Akt der Zauberei, der mit den Kindern vorgenommen wird.

Spazirengehen im Garten des Luxembourg, der, wie alle öffentlichen Gärten in Paris, voll spielender Kinder ist. Das Panthéon, ein Gebäude von nüchterner Correctheit, in dem sich das Streben kund giebt, sich aus dem Styl des vorigen Jahrhunderts zu einem reineren empor zu arbeiten.

23. April. Geschrieben. Einen langen Brief an Keudell beendigt: der Krieg ist sehr unpopulair in Frankreich; diese Stimmung geht aber nicht sehr tief und kann sehr leicht umschlagen; die französische Regierung braucht sich nicht im mindesten daran zu kehren, wenn sie sonst einen Krieg in ihrem Interesse achtet, und ist keineswegs dadurch an eine friedliche Politik gebunden.

Ich benütze heut die Erlaubniß, die Ste-Chapelle zu besuchen, die Kapelle des heiligen Königs Ludwig IX., die er den erhandelten unsinnigen Reliquien zu Ehren in seinem Palast, oder seiner Burg, dem jetzigen Palais de justice, erbaut hat. Sie ist wohl das bedeutendste unter den in Paris gleichsam neu entdeckten Denkmalen des Mittelalters — ein wahres Kleinod — im schönsten Spitzbogen-Styl, wie das XIII. J.-H. und nur dieses zu bauen verstand; in neuester Zeit hergestellt, mit einem Sinn für die Kunstweise des Mittelalters, die man sonst in Frankreich vergebens gesucht hätte. Zwei Kapellen übereinander. Die obere erinnert ganz entschieden an den Chor des Cölner Doms, d. h. an den Theil über den Arkaden mit den Fenstern. Sie ist bunt ausgemalt und reich an Vergoldungen, wie sie ursprünglich war, und wie es in der Absicht des Baumeisters lag; diese Buntheit beirrt aber das Auge nicht; sie hebt vielmehr die architektonische Gliederung noch erkennbarer hervor. (Die Gewölbgurten z. B. sind vergoldet.) Dazu das magische Licht durch die gemalten Scheiben! Ich verweile Stunden hier mit wahrer Freude!

Statuen der zwölf Apostel tragen die Kreuze der Consecration; sie sind nach dem Leben bunt bemalt; drei davon sind alt und beweisen, was sich auch sonst ergiebt, mit den Wandgemälden der Kapelle verglichen, daß die Sculptur im XIII. J. H., selbst abgesehen von Nicola Pisano und der merkwürdigen sächsisch-thüringischen Schule der Zeit, höher stand als die Malerei.

Abend bei Mme. Guerero. Sie spricht mir viel vom General Prim, und ich sehe wohl, daß sie zu seiner Partei gehört. Sie spricht von dem Magnetismus, den er übt auf Alle, die sich ihm nähern; von der Macht über die Menschen, die ihm gleich allen bedeutenden, allen große Männern eignet.

Einem Bürgerkrieg in Spanien sieht meine Freundin, als unvermeidlich, mit großer Bestimmtheit entgegen.

Merkwürdig war mir zu bemerken, daß Prim von der Gräfin Montijo unterstützt wird — von der Mutter der Kaiserin Eugénie; und doch kann ich mir auch das erklären. Ja, es ist sogar sehr natürlich, daß man auch ein Abenteurer-Empire, einen Neben-Cäsarismus, einen Zustand, der dem Zustand Frankreichs entspricht, am französischen Hof lieber in Spanien sehen würde, als eine Republik oder ein constitutionelles Königthum — vollends, wenn ein Orléans an dessen Spitze stehen müßte. Alles, nur das nicht! — und giebt es keine andere Möglichkeit einer solchen Wendung der Dinge zu entgehen, so unterstützt man auch wohl die Usurpation eines Prim.

Mme. Guerero wußte mir nicht genug von der Nullität der Frauen in Spanien zu sagen; es sei damit viel ärger als in Rußland; Prim's Frau namentlich denke an Nichts als an Chiffons. Die Gräfin Montijo sei anerkannt die einzige bedeutende Frau in Spanien.

Serrano und Topete könne Prim beseitigen, wenn er wolle.

24. April. Ich konnte gestern Abend Guerero selbst nicht sehen, obgleich er, und zwar früher, als er beabsichtigte, aus Brüssel zurückgekehrt war. (Er war nämlich unwohl zurückgekehrt und früh zu Bett gegangen.)

Heute kam er zu mir; ich fand in ihm einen verständigen Mann, schon hoch in Jahren, älter als ich gedacht hätte.

Er sagte mir in einem sehr langen und mir sehr wichtigen Gespräch zunächst, daß er kein homme politique sei; er sei bei mancherlei industriellen Unternehmungen nicht nur in Spanien, sondern auch hier in Frankreich und in Belgien betheiligt — (NB. ohne jedoch Millionär zu sein, wie das bei solchen Herren sonst wohl der Fall zu sein pflegt) und nicht in der Lage seine Privat-Interessen auf das Spiel setzen zu können oder zu vernachlässigen. So habe er sich denn, obwohl am Hofe Isabella's gekannt und wohlgelitten, nie der Regierung angeschlossen; er sei nur honorairer Rath des Schatzes und der Münze. Noch weniger aber habe er an irgend einer politischen Action außerhalb der Regierung jemals Theil genommen — er stehe ganz außerhalb der Parteien.

Und dennoch sei er der intimste persönliche Freund Prim's, so vollständig er sich auch den politischen Bestrebungen, den Verschwörungen dieses Mannes fern gehalten habe. Seine Beziehungen zu ihm seien von der Art, daß Prim während seines Exils, als politischer Flüchtling, acht Jahre lang in seinem, Guerero's, Haus gelebt hat. Auch kenne er den General sehr genau — vielleicht besser als irgend Jemand sonst ihn kenne. „Quand on a vécu pendant huit ans sous le même toit, on se connaît."

Guerero: „Die gegenwärtige Revolution in Spanien ist durch drei Parteien gemacht worden, die sich dazu verbündet hatten, nämlich die sogenannten Unionisten, an deren Spitze Serrano steht; die Progressisten, deren Führer Prim ist, und die Republikaner. Diese drei Parteien waren und sind aber nur in Beziehung auf den ersten Act der Revolution einig, nur in Beziehung darauf, daß Isabella's Thron gestürzt werden sollte — nicht aber in Beziehung darauf, was dann weiter geschehen und an die Stelle treten soll. Sie müssen früher oder später, und wohl sehr bald, auf einen Punkt kommen, wo ihre Wege sich trennen."

„Für jetzt halten Unionisten und Progressisten noch zusammen, wie denn auch die Führer beider, Serrano und Prim, zusammen an der Spitze der Regierung stehen. Beide vereinigte Parteien bilden die Majorität der Cortes und haben die Macht in Händen. Aber diese Majorität ist eine künstliche, die jeden Augenblick auseinander fallen kann, der ganze Zustand ein precairer, unsicherer. Die Republikaner suchen sich auf jede Weise mit Prim und den Progressisten zu verständigen und ihnen anzuschließen; es hängt nur von Prim ab die Verbindung mit den Unionisten fallen zu lassen und sich mit den Republikanern zu vereinigen. In dieser Vereiningung würden Progressisten und Republikaner eine neue und sehr starke Majorität bilden, deren Herrschaft unzweifelhaft wäre."

NB. In dem Kampf zwischen Prim und Serrano, der früher oder später stattfinden muß, ist also, wenigstens insofern dieser Kampf ein parlamentarischer ist, Prim unbedingt der stärkere. Ihm steht eine Coalition mit den Republikanern zu Gebote, die ihm eine neue Majorität sichert, die fester vereinigt, mächtiger, und für

ihn persönlich vielleicht sogar wünschenswerther wäre, als die gegenwärtige.

Für die Unionisten dagegen giebt es keine Möglichkeit einer ähnlichen Coalition; sie sind isolirt und lediglich auf sich selbst angewiesen, so wie es zwischen ihnen und den Progressisten zum Bruch kommt! Mir scheint, sie haben auch das Bewußtsein ihrer Schwäche und suchen den Bruch zu vermeiden, der sie in der That annulliren würde. Um ihn zu vermeiden, lassen sie sich offenbar gar Manches gefallen, was ihnen unmöglich zusagen kann.

Dahin gehört wohl vor Allem, daß sie Montpensier fallen lassen, obgleich Serrano ohne Zweifel Verpflichtungen gegen das Haus Orléans eingegangen war. Und ebenso nehmen sie jetzt gar manchen Artikel der Constitution an, der ihnen gewiß höchlich mißfällt.

Guerero: Prim ist es, der den Herzog von Montpensier beseitigt hat; er hat erklärt: „Il faut être dans de bons termes avec les Tuileries, donc Montpensier est impossible!“ Auch ist ihm wirklich viel daran gelegen, in gutem Vernehmen mit Frankreich zu sein und zu bleiben, „mais dix fois plus“ in freundschaftlichen Beziehungen zu Preußen zu stehen. (Diese Worte spricht Guerero mit Emphase.)

Die französische Regierung möchte am liebsten den Prinzen von Asturien auf den Thron erhoben sehen. Guerero war im Februar veranlaßt nach Madrid zu reisen; da wurde ihm eine confidentielle Botschaft an Prim mitgegeben. Des personnages importants des hiesigen Hofes, die er nicht nennt, „mais qui étaient autorisés“, trugen ihm auf dem General Prim zu sagen: „qu'il peut être le premier homme de l'Espagne, s'il le veut; la Reine Isabelle sera écartée, nous lui amènerons le Prince des Asturies, et il sera régent du Royaume!“ (NB. Daß man sich mit diesen Anerbietungen an Prim wendet, nicht an Serrano, den man doch aus mancherlei Gründen für zugänglicher dafür halten müßte, das beweist, daß man auch hier in Paris in Prim den Stärkeren erkennt.)

Guerero hatte es vermieden hier in Paris die Königin Isabella zu sehen, doch glaubte man in Madrid, er komme mit einer Botschaft von ihr an Prim.

Zu seiner wirklichen Botschaft sagte Prim weder ja noch nein; aber er veranlaßte unter der Hand in den Cortes eine Discussion, an der er selber natürlich gar keinen Anteil nahm, in deren Verlauf Montpensier genannt wurde. Da erhoben sich dann ein paar Eingeweihte, um mit großer Energie geltend zu machen, daß alle Bourbons durch Decret und Gesetz vom spanischen Thron ausgeschlossen seien. Von Montpensier wurde gesprochen, der Prinz von Asturien war diesmal gemeint.

Jetzt geht man damit um, ein „Directorium" an die Spitze der Regierung zu stellen. (NB. Das scheint ein beabsichtigtes Manoeuvre gegen Prim zu sein.) Die Sache wird aber wohl nicht zu Stande kommen. Nachdem Guerero einige Zeit in Madrid zugebracht hatte, fühlte er sich veranlaßt seinem Freunde Prim zu sagen: „Il me semble, qu'on veut vous jouer!" Prim antwortete durch die Frage: ob Er, Guerero, ihn für dümmer halte als sich selbst? — Nein! Gewiß nicht! — Nun, dann könne er darüber ruhig sein!

Nun beschäftigen sich die Monarchisten mit einem neuen Candidaten, den sie auf den Thron berufen möchten, und der ist ein Preußischer Prinz, de la branche catholique de la maison royale" — der Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Siegmaringen, der mit einer portugiesischen Infantin vermählt ist.

Davon ist in den vertraulichen Besprechungen der Monarchisten die Rede; Guerero will aber keines Wegs dafür stehen, daß die Sache auch nur bis dahin gedeiht, daß man in Berlin vorsichtig sondirt. Sie kann möglicher Weise wieder im Sande verlaufen, ohne daß es auch nur so weit kommt. Die Ablehnung der Krone seitens des Don Fernando von Portugal hat den spanischen Nationalstolz auf das Allertiefste verletzt; der große Redner Castelar hat mit Recht geltend gemacht, wie es unverzeihlich sei, daß man einem deutschen „Principillo" die Möglichkeit gegeben habe, die Krone Spaniens auszuschlagen. Seitdem sei man sehr vorsichtig geworden; Niemand wolle der sein, der ein zweites Mal eine solche Beleidigung Spaniens herbeiführe.

(NB. Ich sehe, daß Guerero selbst sich in seinem Nationalstolz durch Don Fernando's ablehnende Antwort verletzt fühlt, gleich jedem

andern Spanier. Die Krone Spaniens ist in den Augen eines jeden Spaniers noch heute die erste der Welt.)

Prim sagt auch zu dieser Hohenzollern-Candidatur weder ja noch nein!

Was Prims eigentliche Absichten sein mögen, das letzte Wort seines Programms? Darüber sagt Guerero nicht Ein Wort, auch nicht einmal andeutend und vermuthend; er weiß offenbar Nichts davon. Prim hat sich gewiß weder gegen ihn noch gegen sonst irgend Wen ganz ohne Rückhalt ausgesprochen.

(NB. Von zwei Dingen Eines; entweder Prim's Ehrgeiz geht viel weiter, als er selbst gegen seine Vertrauten auszusprechen wagt, und er will als Nachahmer Napoléons I. — als Dictator-Consul-Kaiser! — Herr von Spanien sein und bleiben, oder er hat keinen ganz bestimmten Plan, weiß selbst nicht mit Bestimmtheit, wo es schließlich hinaus soll, und erwartet von den Umständen, was sie mitbringen werden, und wie und wozu sie sich benützen lassen.)

Guerero fragte auch, was ich von der allgemeinen Lage halte, ob ich Krieg oder Frieden erwarte?

Ich weiß nicht! — „tout ce que je puis vous dire, c'est que chez nous on veut sérieusement et très-sincèrement la paix.“ — „La nation! mais le gouvernement?“ — „De sorte qu'une guerre, si elle a lieu, serait uniquement du fait de la France.“ „absolument!“

So trennten wir uns im allerbesten Einvernehmen.

Ausgegangen; das hôtel de Cluny besucht und das palais des Thermes — auch Merkwürdigkeiten, die erst in neuester Zeit, erst in Folge der neuesten kunstgeschichtlichen Studien, aus der Vergessenheit ans Licht gezogen sind.

Merkwürdiger Bau — und merkwürdigste Sammlung von mittelalterlichem bric-à-brac, die sich denken läßt. Du Somerard, der Sammler, hat manches Merkwürdige und vieles Wunderliche zusammengebracht. Darunter eigentümliche Curiosa.

Die Verschiedenheit des Mittelalters und der Zeit der Alten wird sehr anschaulich, wenn man aus den engen, niedrigen Räumen des hôtel de Cluny, die immer den Eindruck machen dumpfig zu

sein, wenn sie es auch nicht sind, in die Ruinen der römischen Thermen übergeht, die — wie überhaupt die Bauten des Alterthums — einen luftigen heiteren Character haben.

Théâtre italien. „Lucie di Lamermoré". Adelina Patti hat in der Titelrolle den großen Vortheil vor Pauline Garcia voraus, daß die Partie bequem innerhalb ihrer Stimm-Mittel liegt; aber wie sie überhaupt für den tragischen Gesang weniger geschaffen ist, erhebt sie sich in dieser Beziehung auch hier nicht zu der Höhe dieses Vorbildes. Der Tenor vollends ist mit Rubini gar nicht zu vergleichen.

In diesem Theater giebt es keine Claque, was sehr erfreulich ist. Hier applaudirt das wirkliche Publikum, wenn applaudirt wird.

26. April. Abend im Gymnase Dramatique. „Séraphine" das Modestück, das allabendlich gespielt wird und immer ein zahlreiches Publikum anzieht, das Stück, das man gesehen haben muß. Es ist — man ist versucht, zu sagen „natürlich" — auch ein Qualstück, das sich in den allerpeinlichsten Situationen herum dreht. Das Theater zeigt sehr deutlich den Verfall Frankreichs; die Unsittlichkeit dieses oder jenes einzelnen Stückes zu discutiren, ist gar nicht mehr der Mühe werth; der ganze genre ist verwerflich; man sieht, daß Dichter und Schauspieler es mit einem blasirten und zugleich entnervten, elenden Publikum zu thun haben — mit einem Publikum, das des allerstärksten Nervenreizes — der immerhin nur der gröbste sein darf — bedarf, um überhaupt noch angeregt werden zu können. Die Entnervtheit aber, die Schwäche, zeigt sich dann darin, daß man doch zuletzt die tragische Katastrophe nicht ertragen kann, die durch Anlage und Handlung gefordert wird. Man weicht ihr aus, die elenden zerrütteten Verhältnisse werden mit Hülfe einer Lüge nothdürftig wieder zusammen geklebt — und Alles lebt weiter im Zustand der Lüge und ist glücklich und zufrieden.

Das Stück ist schon sehr oft gegeben, so daß jetzt, nachdem die elegante Welt befriedigt ist, ein ziemlich bürgerliches Publikum an die Reihe gekommen war — und dieses Publikum freute sich ungemein über die fortgesetzte Verspottung der Kirchlichkeit, die durch das ganze Stück geht. Die Kirchlichkeit wird natürlich als Heuchelei dargestellt.

Daß dem Admiral Montignac — pour sauver les apparences — ein paar Worte in den Mund gelegt werden, durch die er sich als „dévot" zu erkennen giebt, so daß eine ernste, wirkliche Frömmigkeit neben der geheuchelten anerkannt scheint, das ist von so geringem Gewicht, ist so evident nur geschehen, um dem Vorwurf der Irreligiosität zu entgehen, der von Seiten der officiellen Mächte erhoben werden könnte, daß der Eindruck des Ganzen dadurch nicht im Geringsten modifizirt wird.

27. April. Louvre. Tizian's Antiope, geistreich schalkhaft. Wie deutlich sieht man, daß die coquette Schöne nicht schläft, sondern sich schlafend stellt.

Wie verschieden sieht man die Kunstwerke in verschiedenen Lebensaltern an. Ich fand die Staffagen in Josef Vernet's Ansichten der französischen Seehäfen jetzt bei Weitem nicht mehr so geistreich und characteristisch als vor Jahren, und auch als Landschaften befriedigen diese Bilder mich weniger als ehemals.

Welche Nüchternheit in den Bildern Lesueur's, Leben des heiligen Bruno! Die Franzosen haben freilich ihre einheimische Schule der Kunst „l'école du bon sens" genannt, wodurch denn Prosa und Nüchternheit zu einem besonderen Vorzug gestempelt sein sollen. Die Ohnmacht giebt sich eben überall gern für maßhaltende Besonnenheit aus. — David's zu ihrer Zeit berühmte Bilder machten mir dagegen auch heute noch ganz denselben Eindruck wie ehemals; diese anspruchsvollen, aber dem Theater, und zwar der französischen Bühne, nicht der Wirklichkeit, dem Leben, entnommenen Compositionen, wo der Theater-Putz und -Tand denn doch die innere Leerheit nicht verkleiden kann, haben für mich etwas geradezu Lächerliches.

Mehr als je bewunderte ich dagegen die schöne Reihe der Bilder von Rubens, die Scenen aus dem Leben der Königin Maria Medici. Welcher Schwung in der Composition und welche Pracht in dem lebenswahren Colorit! — In früheren Zeiten war es eine ausgemachte Sache, daß Rubens diese Bilder in unglaublich kurzer Zeit ganz allein gemalt habe, und sie wurden ausdrücklich angeführt als Beweis seiner unübertroffenen Virtuosität in rascher Ausführung.

Jetzt wird angenommen, daß er sie theilweise von seinen Schülern habe ausführen lassen. Wenn dafür nicht ganz bestimmte urkundliche Beweise vorliegen, wenn das bloße Conjectur ist, auf die man verfällt, weil das Werk die Kräfte eines Menschen zu übersteigen scheint, dann möchte ich dafür einstehen, daß sie das alleinige Werk des Meisters sind. Von seinen Schülern hat sich wohl keiner zu solcher Identität mit dem Meister erhoben.

---

2. Von Paris nach Madrid.

1. Mai. Während der Reise gut geschlafen; erwache im südwestlichen Frankreich und sehe ein schönes, fruchtbares, reiches, wohlangebautes Land. Frankreich — nur zu reich!

Bei Libourne über die Dordogne. Die Bahn geht dann eine Zeit lang an dem linken Ufer dieses Flusses entlang dem Meere zu; kleinere Seeschiffe auf dem Fluß; das Land zwischen Dordogne und Garonne ungemein fruchtbar; besonders ein großer Reichthum an ungemein schönen Wiesen, wie man sie sonst in Frankreich in dieser Ausdehnung nicht sieht.

Die Bahn biegt sich dann rückwärts, bis sie in der Vorstadt von Bordeaux endet. Schöne Lage der Stadt. Fahrt im Omnibus über die Brücke, die Quais entlang, nach dem hôtel de France, rue Esprit des loix.

Ich sende, so wie ich in meinem Zimmer eingerichtet bin, einen Brief, den Solms mir dazu mitgegeben hat, und eine Visitenkarte zu unserem preußischen Consul, Michaelsen. Der ist ein reicher Weinhändler, aus Danzig gebürtig, seit vielen Jahren in Bordeaux ansässig, aber stets gut preußisch gesinnter Patriot, und ein sehr würdiger, zuverlässiger Mann. Ich erfahre, daß er leider abwesend ist auf einem Landgut, das er in einiger Entfernung besitzt. Sein Schwiegersohn und Associé, Herr Winter, kommt zu mir.

Politik; Lage Frankreichs. Winter sagt, daß man hier in

Bordeaux und überhaupt in dieser ganzen südwestlichen Region Frankreichs, in hohem Grade unzufrieden ist mit dem gegenwärtigen régime; der Gedanke an einen Krieg mit Preußen ist auf das Äußerste unpopulair hier wie in ganz Frankreich. Dennoch hält Winter den Krieg für wahrscheinlich; denn selbst in diesem Augenblick, wo doch Napoléon so friedlich thut wie möglich, officiel — um einen günstigen Einfluß auf den Gang der Wahlen zu üben — selbst in diesem Augenblick fahren die officieusen und abhängigen Journale in den Provinzen fort, in der gehässigsten Weise gegen Preußen zu reizen und zu hetzen. Das geschieht natürlich nicht ohne den Willen der Regierung und eben so wenig ohne Absicht.'

Allein ausgegangen; die Quais entlang auf die Brücke, die eben ausgebessert wird; Aussicht von dort. Schöne Lage. Die Stadt dehnt sich im flachen Bogen am linken Ufer des mächtigen Stromes aus, der Schiffe bis zu 600 Tonnen Last trägt. Die Vorstadt gegenüber ist unbedeutend, so daß sie in der Landschaft fast verschwindet und das rechte Ufer als ein grünes Hügelland erscheint, auf dem einzelne Landhäuser zerstreut liegen. Handelsschiffe an den Quais entlang.

Übrigens hat Bordeaux ein durchaus modernes Ansehen; die Spuren des Mittelalters sind sehr vereinzelt. Nur ein altes Thor — ein Thorthurm — führt aus der Stadt auch jetzt noch auf die Quais — la porte du Caillou — und auch dies liegt so zwischen Häusern eingeklemmt, daß man es nicht eher gewahr wird, als bis man davor steht. Die porte de Bourgogne dagegen, Louis XIV. zu Ehren gebaut, ist ein plumper Triumphbogen in Palladios dorischem Styl.

In dem cours Napoléon erkennt man leicht das breite Band, das sich in allen älteren Städten an der Stelle der alten Gräben und Mauern um die innere Stadt windet und den Umfang bezeichnet, den sie im Mittelalter hatte. Hier ist diese Straße auch noch durch ein schönes, characteristisches altes Stadt-Thor — Porte St. James — als der ausgefüllte ehemalige Stadtgraben unverkennbar bezeichnet.

Bordeaux wird „verschönert", das heißt um und um gekehrt

grade wie Paris — und wie jede irgend bedeutende Stadt in Frankreich — und alle miteinander vermöge gewaltiger Anleihen auf Kosten der Zukunft. Dem Proletariat darf nirgends ein reicher Arbeitslohn fehlen und auch in den Provinzstädten soll und darf es keine Straßen geben, in denen Barricaden möglich wären, in denen die Artillerie nicht schöne Bahnen wirksamer Thätigkeit vor sich hätte! Hier wird jetzt eben eine schöne, breite und vor allen Dingen schnurgrade Straße quer durch die alte Stadt gebrochen; sie soll vom cours Napoléon bis zum Theater führen; was im Wege steht, muß fallen — und die Stadt muß zahlen, sie mag wollen oder nicht! Es ist für jetzt ein chaotischer Zustand von halb niedergerissenen Gebäuden und angefangenen Neubauten, von Schutt und Baumaterial. Noch aber hat die umgestaltende Thätigkeit nicht die Hälfte des vorgeschriebenen Weges erreicht.

Place Peyberland mit dem freistehenden alten Glockenthurm. Die Cathedrale daneben, die dem Platz ihren Chor zuwendet, hat im Lauf der Zeiten eine seltsame Gestalt angenommen, in die man sich nicht sofort zu finden weiß. Sie ist im Spitzbogen-Styl erbaut und mag ihren Haupttheilen nach aus dem XIII. J.-H. herrühren. Der geräumige Chor hat einen breiten Chorumgang, den ein Kranz von Polygonal-Capellen umgiebt. Wenn man alsdann außen um die Kirche herum geht, erklärt sich der räthselhafte Bau. Man sieht, die Kirche ist dreischiffig gewesen, wie das durch die Construction des Chors geboten war; nach einer Zerstörung aber hat man sich bei der Herstellung damit begnügt die Arkaden des Mittelschiffs durch Mauern zu schließen, das Ganze auf diesen Raum zu beschränken und die Seitenschiffe ganz abzutragen, anstatt sie wieder aufzubauen. Noch stehen die mächtigen Strebepfeiler des alten Baues rings um das Langschiff her; der Raum zwischen ihnen und der jetzigen Außenwand der Kirche, den ehemals die Seitenschiffe und vielleicht Capellenreihen ausfüllten, ist jetzt an der Nordseite frei; an der Südseite sind schlechte Häuschen für die Kirchendiener und dergleichen hinein geflickt. Die eigentliche Stirnseite der Kirche — ohne Thürme — ist unbedeutend. Über den beiden Seiten-Eingängen, an den Enden des Querschiffs, erheben sich dagegen stattliche Hochbauten wie Castelle.

Das große Theater, ein Gebäude in korinthischem Styl, ist der Stolz Bordeaux; man wird gefragt, ob man es schon gesehen hat, und der Fragende erwartet dann jedesmal Lob und Bewunderung zu hören. Es ist in der That ein ansehnlicher Bau; nicht grade schlechter, als man eben zu Ende des vorigen Jahrhunderts oder Anfangs des gegenwärtigen zu bauen pflegte; zu jener Zeit, wo man sich von den Überschwenglichkeiten des Roccoco-Styls losmachte und sich einer nüchternen Classicität ohne bestimmt gedachtes Princip befliß, wobei man den Palladio selten erreichte, gewiß aber nie über seine Entwürfe hinauskam.

Abends im großen Theater, dessen Inneres ganz hübsch und anständig ist; ich konnte aber da nicht lange aushalten. Man gab nämlich nichts Geringeres als Mozart's „Don Giovanni" in französischer Sprache und in einer so auserlesen erbärmlichen Weise, daß Worte keinen Begriff davon geben.

Es ist kaum zu glauben zu welcher Tiefe man in Frankreich sofort hinabstürzt, sowie man Paris verlassen hat.

2. Mai. Um 6 ° aufgestanden, um 8 ° 15 ' vom Bahnhof auf dem linken Ufer der Garonne abgereist, auf der Eisenbahn nach Toulouse.

Meisterrieux, das nur aus Michaelsen's kleinem Schloß und wenigen Häusern besteht, liegt auf dem rechten, nördlichen Thalrand der Dorte, die der Garonne in schräger Richtung, fast gleichlaufend, zufließt.

Ich werde von Michaelsen oder Miquelsène, wie die Franzosen ihn nennen, einem würdigen, verständigen alten Herren, und dem jungen Sohn, der mich angemeldet hatte, aufs beste empfangen.

Michaelsen bestätigt, daß der Gedanke an einen Krieg hier im Südwesten Frankreichs und überhaupt in ganz Frankreich, sehr unpopuläir ist; meint, Krieg oder Frieden werde schließlich davon abhängen, ob es der Regierung mit den Wahlen zum Corps législatif gelingt oder nicht.

Ich: Die Wahlen werden der Regierung gewiß gelingen; sie wird wieder in dem neuen Corps législatif, wie im alten, eine gebietende Majorität haben.

Michaelsen: „Nun, dann ist kein Grund zum Kriege!" Wenn

die Wahlen im Sinne der Regierung ausfallen und die Sachen nebenher sehr schlecht stehen in Frankreich, sei kein Grund zum Kriege und viel Veranlassung sich ruhig zu verhalten.

Das scheint mir nicht so ausgemacht! Vielmehr grade umgekehrt: Wenn die Opposition die parlamentarische Majorität gewönne, könnte der Krieg unmöglich werden. Wenn es dagegen „schlecht geht" in Frankreich, d. h. die allgemeine Unzufriedenheit im Lande immer größer und immer lauter, die zahlreicher gewordene Opposition im Corps législatif in dem Bewußtsein, daß sie das ganze Land hinter sich hat, immer muthiger und immer beschwerlicher wird, die Regierung aber dennoch die Mittel behält zu thun, was sie will — grade dann könnte sie sich veranlaßt fühlen einen auswärtigen Krieg zu beginnen, um das wachsende Unheil durch irgend einen glänzenden Erfolg nieder zu werfen, der die Menge blendet.

Michaelsen findet übrigens einen Krieg mit Frankreich für Deutschland sehr bedenklich; was ich ihm sage, daß unsere Armee der französischen vollkommen gewachsen ist, beruhigt ihn nicht; das möge wohl sein! aber Frankreich könne länger aushalten als wir; es sei sehr viel reicher als Deutschland; es sei, leider! sehr reich! Man sehe nur: eine Anleihe von 450 Millionen sei eröffnet, und es seien darauf 6000 Millionen unterschrieben worden.

Ich: Dabei war wohl viel Schwindel, wie er den Franzosen eigen ist; die Leute unterschreiben hier ganz herkömmlich sehr viel mehr, als sie wirklich leisten können, und sie thun das, weil es jeder thut, und weil es, wie die Dinge einmal gehandhabt werden, das einzige Mittel ist bei der Reduction der Summe, die unterschrieben ist, schließlich den mäßigen Antheil zu bekommen, den man eigentlich haben will. Wenn man die 6000 Millionen wirklich eingefordert hätte, dann würden sie sich gewiß nicht gefunden haben.

Michaelsen: Das mag wohl sein, aber 10% der Summe, die man unterschreibt, müssen sofort deponirt werden; 600 Millionen sind wirklich deponirt gewesen; sie waren also da und im Augenblick verfügbar.

Das mag wohl nicht in dem unstreitig sehr großen, nur zu großen Reichthum Frankreichs allein seinen Grund haben, sondern

zum Theil auch in dem stockenden Verkehr, der zur Folge hat, daß gar viele Capitale müßig liegen.

Michaelsen glaubt zu wissen und zwar mit Bestimmtheit, daß England sich einmal in etwas ermannt und in der belgischen Eisenbahn-Angelegenheit einen heilsamen Druck — nicht auf Belgien, wie man erwarten mußte und in der That allgemein erwartete — sondern auf den Stärkeren, auf Frankreich, geübt habe; daher die gelungene Ausgleichung.

Nach dem Frühstück, während des Spaziergangs, sprach er mir unter Anderem, zu meiner nicht geringen Überraschung, von der allgemein herrschenden unmilitäirischen Gesinnung der Franzosen, die erst verschwinde, einem soldatischen Geist weiche, wenn die Leute die Uniform anhaben. Das Landvolk thut meist alles Mögliche, um nicht Soldat zu werden; Viele verstümmeln sich, um untauglich zu sein, und allgemein ist Heulen und Jammern unter denen, die das Loos trifft. NB. Die lärmende Freude derer, die sich freigeloost haben, kenne ich selber aus eigener Anschauung.

Auch die hiesigen Ackerbau-Verhältnisse werden besprochen; Michaelsen's Gut ist 160 Hectaren groß. Verpachtnngen sind nicht anders möglich als auf den halben Roh-Ertrag — métairie. — Größere Besitzungen werden aber demnächst ganz unmöglich werden in Frankreich, weil man keine Arbeiter, keine Tagelöhner bekommt. NB. Das ist die Folge des thörichten volkswirthschaftlichen Gebahrens der Regierung, das alle Arbeiter in die großen Städte lockt und das flache Land entvölkert. Der Tagelöhner erhält je nach der Jahreszeit 2 fr. 25 c. bis zu 3 Franken den Tag.

Die Lage ist ungemein fruchtbar. Hier auf dem rechten Ufer der Garonne, wo der Landbau mancher Verbesserung fähig wäre, ist das zwölfte Korn, die Durchschnittsernte; jenseits des Stroms, auf dem linken Ufer, trägt der Acker bei weitem mehr — das dreißigste Korn.

Ich: Die Umgestaltung von Paris hat bereis mehr als 600 Millionen gekostet, ein unfruchtbarer Aufwand. Mit demselben Capital hätte man Provence und Languedoc in ein irdisches Paradies ver-

wandeln können, wenn man es nämlich darauf verwendet hätte, künstliche Seen auszugraben, darin die Schneeschmelze der Alpen und Cevennen aufzufangen, die Hochwasser, die jetzt jedes Jahr große Verwüstungen anrichten und unermeßlichen Schaden thun, und diese Gewässer dann den Sommer über zu künstlicher Bewässernng der Felder zu verwenden. Auf diese Weise hätten diese 600 Millionen vielleicht 600 Millionen jährlich eingetragen.

Michaelsen: Das ist sehr wahr, aber es ist recht gut, daß die Franzosen daran nicht denken; Frankreich ist ohnehin nur zu reich und mächtig.

Rückfahrt nach Bordeaux.

Nach dem Diner ging ich in ein Neben-Theater, ein Vaudeville- und Melodramentheater, das in keiner größeren französischen Stadt fehlen darf, in das théâtre Luit, wo in einem großen hübschen Hause „le Roi de Rome“ gegeben wurde. Unverkennbar ein officielles, von der Regierung bestelltes Stück, dessen Verfasser reichlich bezahlt, dessen Aufführung von den Behörden veranlaßt und mit Geld gehörig unterstützt wird, das, gleich vielen anderen, bestimmt ist den Enthusiasmus für Napoleon den Großen und das Empire immer neu anzufachen und in gehöriger dithyrambischer Schwingung zu erhalten. Das Stück beginnt mit der Geburt des Roi de Rome; im zweiten Akt steht Napoleon vor der Eröffnung des Feldzuges 1814, und natürlich steht er unendlich edel und liebenswürdig da; er ist großmüthig, weichherzig, voll Mitgefühl für Alles und für Alle, ein Märtyrer des eigenen Seelenadels, ganz Hingebung, ganz Aufopferung; nie handelt es sich um seine Person, immer nur um Frankreich, um das Volk! Sein Herzblut für Frankreich, für das Volk! Am Ende des zweiten Aktes erhält Napoleon die Nachricht: „la France est envahie!“ — Er küßt seinen kleinen Sohn, vertraut ihn einem Soldaten der alten Garde an, den er aufs herzlichste umarmt zieht seinen grauen Überrock an, setzt seinen kleinen Hut auf und besteigt einen Schimmel. Der Vorhang fällt! Im dritten Akt ist der Roi de Rome ein Jüngling zu Schönbrunn, idyllisch verliebt in ein Landmädchen, macht die Entdeckung, wer er eigentlich ist, und ruft, während man um ihn her für Österreich schwärmt: „Dieu garde la France!“ — Der Vorhang fällt.

Das Ende habe ich nicht gesehen — und das mache ich mir nachträglich zum Vorwurf, denn da mußten doch neben dem Ende des Jünglings auch die prophetischen Ankündigungen des zweiten Empire und seiner Glorie kommen.

Das eigentlich Beachtenswerthe aber war, wie vollständig, wie ganz und gar der beabsichtigte Enthusiasmus der Zuschauer versagte. Die Kälte des Publikums erinnerte mich an die Zeiten der Restauration, wo man bemüht war die ganze Geschichte Frankreichs seit der Revolution zu ignoriren und im Cirkus Franconi mit den Pagen des Herzogs von Vendôme Begeisterung zu erwecken. Die Haltung des Publikums war hier ganz dieselbe wie damals. Zuerst mußte auffallen, wie leer das Haus war; Jeder mußte sich sagen, daß die Schauspieler-Gesellschaft unmöglich vor so leeren Bänken spielen könnte, wenn sie nicht von der Regierung entschädigt würde; alle glitzernden Redensarten aber von Gloire und France, alle Pointen, die darauf angelegt waren einen Sturm des Beifalls hervorzurufen, wurden von dem Publikum mit der Gleichgültigkeit des Überdrusses aufgenommen, da man die Absicht durchschaut und nicht geneigt ist darauf einzugehen. Eine bezahlte Claque machte ein oder zweimal einen schwachen — sehr schwachen — Versuch zu applaudiren; verlor aber den Muth, da sich jedesmal ein protestirendes Zischen erhob, wenn auch in mäßigen Dimensionen.

Daß der Napoleonische Enthusiasmus in dem Grade verbrauch sei, hätte ich doch kaum gedacht.

3. Mai. Abreise nach Bayonne. Die ganze Fahrt über allein im Wagen. In der Nähe der Garonne ist das Land auf dem linken Ufer ungemein fruchtbar; bald nachdem man den Thalrand des Stromes erstiegen hat, findet man sich aber in den viel besprochenen und mit Recht verrufenen Landes der Gascogne. Etwas öderes und trostloseres als diese unabsehbare unfruchtbare Fläche läßt sich kaum denken. Sie scheint wenigstens vollkommen unbewohnt, die Eisenbahnhöfe liegen in der Wüste, nirgends sonst werden menschliche Wohnungen sichtbar.

Die Regierung ist eifrig mit der Umgestaltung und Verbesserung dieses öden und ungesunden Landstrichs beschäftigt; sie hat das Einzige

gethan, was sich hier versuchen läßt — nämlich sie hat bereits einen großen Theil dieser mageren Flächen mit Nadelhölzern ansäen lassen, — freilich, wie das durch die Umstände geboten war, mit Nadelhölzern der werthlosesten Art. Die Saaten sind hin und wieder leidlich, hin und wieder auf großen Flächen nur sehr dürftig und lückenhaft aufgegangen. Von den älteren Jahrgängen, die bereits Stangenholz sind, versprechen einige mit der Zeit ein mittelmäßiger Kiefernwald zu werden; auf großen weiten Strecken aber sieht man es den jungen Bäumen an, daß niemals etwas anderes als Krüppelholz daraus werden kann. Auch wurde mir noch ein Anblick gewährt, der wohl immer seltner werden muß in dem Grade, wie es gelingt diese öden Flächen in Nadelholz-Wälder zu verwandeln: ich sah eine der grobwolligen, halbverwilderten Schafherden, deren es sonst wohl gar viele in diesen flachen Haiden gab, und einen Schäfer, der — die bekannte Bearner Mütze auf dem Kopf — dieser Herde auf Stelzen folgte.

Sehr überraschend war es, wie sich in der Nähe der Station Garrose mit einem Mal die kühn gezackte, schneebedeckte, hell und weiß im Sonnenschein funkelnde Kette der Pyrenäen immer mächtiger am Horizont erhob: ohne allen Mittelgrund, rein aus der Fläche. Es war ein wunderbar schöner Anblick!

Bei Dax mündet die Bahn in das Thal des Adour, und hier am Saum des Wassers ist das Land wieder lachend, reich angebaut und fruchtbar, fast wie an den Ufern der Garonne. Die Kette der Pyrenäen freilich ist da nicht mehr sichtbar; die Richtung der Bahn von Ost nach West und der Thalrand entziehen sie dem Blick. Und so wie die Bahn sich abermals aus dem Thal auf das Plateau zwischen dem Adour und der Garonne erhebt, sieht man sich wieder in den Landes, die immer gleich arm und öde bleiben.

In der Dunkelheit, die dann bald hereinbrach, konnte ich nur noch unterscheiden, daß die Eisenbahn unter den Wällen der Citadelle von Bayonne hinweg in den Bahnhof der Stadt führt. Eine Citadine brachte mich dann durch mittelmäßig erleuchtete Straßen, über ein paar unsicher erkannte Brücken und Gewässer, in denen sich die Lichter am Ufer spiegelten, in das Hôtel St. Etienne.

4. Mai. Da ich nur ein paar Stunden hatte, um die Vaterstadt der Bayonnette kennen zu lernen, nahm ich einen Wagen und ließ mich zunächst zur Citadelle fahren. Bayonne, an dem Zusammenfluß des Adour und der Nive und an beiden Ufern dieser Flüsse gelegen, ist, wie es diese Oertlichkeit mit sich bringt, durch die Gewässer in drei ungleiche Theile getheilt. Der Haupttheil „le grand Bayonne" liegt auf dem linken Ufer beider Flüsse; le petit Bayonne in dem Dreieck auf der Landspitze zwischen Nive und Adour; und die Vorstadt St. Etienne endlich, die meist von den ärmeren Klassen bewohnt ist, zieht sich auf dem rechten nördlichen Ufer des Adour neben den Wällen der Citadelle ein wenig den Thalrand auf dieser Seite hinan.

Le grand Bayonne ist von unbedeutenden und vernachlässigten Festungswerken umgeben, deren Vertheidigung man wohl nicht versuchen würde, wenn es je Ernst werden sollte.

Es bedarf gar keiner Erlaubniß, um die Citadelle zu besuchen und auf den Wällen herum zu gehen, man braucht sich nur an den Concierge einer Caserne, einen ehemaligen Soldaten, zu wenden, und dann wird man von ihm ohne weiteres auf die Wälle geführt — an die Stellen, welche die schönste Aussicht beherrschen.

Der ehemalige Soldat führte mich zunächst auf das letzte Bollwerk stromabwärts an der Flußseite. Schöner Blick auf die Stadt, den Adour — der von dem Punkt an, wo er die Nive aufnimmt, auch für Seeschiffe schiffbar ist — auf das hübsche, fruchtbare Land jenseits, auf die Vorhöhen oder letzten Abfälle der Pyrenäen gegen den Ocean im Süden, und westwärts, über Dörfer, Felder, Wiesen und Wälder hinweg auf das Weltmeer, auf dem leichte Sonnen-Nebel schwebten.

Mein Führer machte mich auf den Thurm von Biaritz aufmerksam und nahm davon Veranlassung mit Bewunderung von Bismarck zu sprechen und von der gegenwärtigen politischen Lage; er hatte das Bedürfniß sich nicht entschieden nur, sondern leidenschaftlich für die Erhaltung des Friedens und gegen jeden Krieg mit Preußen auszusprechen. Wie allgemein ist diese Stimmung in Frankreich — und wie wenig ist doch darauf zu geben!

Dann führte mich der Concierge auf den höchsten Punkt des Hauptwalls nach der Feldseite zu. Von da aus beherrscht der Blick ein wellenförmiges Gelände, das allmählig gegen die Landes ansteigt. Ein sehr ansehnliches Landhaus innerhalb des Kanonenschusses der Festung fiel mir auf: es gehört einem bejahrten englischen General Caradoc, der Jahr aus Jahr ein dort lebt.

Was? Hierher hat sich der einst gefeierte den Damen gefährliche junge Oberst Caradoc, der zu meiner Zeit die Katastrophe der schönen Herzogin de Gramont-Guiche herbeiführte, als verschollener Greis verkrochen? Ich kann es begreifen; solche Leute sind eben gar Nichts mehr, wenn sie nicht mehr jung und den Damen gefährlich sind, und können dann häufig das Leben in einer Gesellschaft, in der sie jede Bedeutung verloren haben, nicht ertragen.

Von der Citadelle nach dem grand Bayonne hinüber gefahren, zu der Cathedrale. Im Allgemeinen scheint es nach dem allerdings Wenigem, was ich hier zu Lande gesehen habe, als sei die Spitzbogen-Architectur hier in der Gascogne ohne eigentliches eingehendes Verständniß angenommen worden, eben wie in Italien, aber ohne daß sich classische Erinnerungen angeschlossen hätten wie dort, oder ein reich=phantastischer, der arabischen Architectur entlehnter Schmuck, wie in Spanien. Die hiesigen Schöpfungen des gothischen Styls gehören wohl zu den unglücklichsten, die es überhaupt giebt.

Abreise direct nach Madrid.

Der Zufall führte mich in Gesellschaft, die für mich von Interesse war. Ich kam mit einem stattlichen Mann von etwa vierzig Jahren zusammen, von dem ich nach und nach erfuhr, daß er aus dem französischen Navarra her sei — von baskischer Abstammung — und daß er Charoy heiße.

Er erklärte mir, daß die Franzosen zwar Scharoa aussprächen, daß man aber eigentlich Scharo-y aussprechen müsse; das y am Ende eines Namens sei das baskische Adelszeichen. Er zeigte sich sehr stolz auf seine Abstammung und stellte seine Nationalität sehr hoch. Eigentlich hielten sich die Basken alle, ohne Ausnahme, für Edelleute — und dann gäbe es unter ihnen noch eine Anzahl Familien, die eines be-

sonderen Ansehens genössen; diejenigen nämlich, deren Namen auf y endigen, und die seit Jahrhunderten im Besitz eines — wenn auch mäßigen — doch etwas größeren Grundbesitzes sind. Die Basken, namentlich diese Familien, hielten sich wenigstens selbst für den ältesten Adel in Europa, vielleicht in der Welt.

Er erzählte mir viel von den Ansichten, den Sitten, der Lebensweise der Basken, die sich am liebsten auf ihr Vaterland im engsten Sinne des Worts beschränken und namentlich sehr selten daran denken im Dienst des Staats Carriere zu machen. Das von den Voreltern ererbte Landgut unveräußert, unzersplittert auf den ältesten Sohn zu bringen, das ist die regelmäßige Lebensaufgabe des Basken. Ein solches Landgut verkaufen ist der ärgste aller Frevel, das geschieht auch nicht. Da es im Basken-Lande niemals eine Feudal-Unterthänigkeit, niemals etwas Anderes als einen freien Bauernstand und einen Bauern-Adel ohne Unterthanen, ohne Hintersassen, gegeben hat, hat auch die große französische Revolution, die von 1789, hier durchaus keine Veränderung der socialen Zustände herbeigeführt. Es ist im Wesentlichen Alles so geblieben, wie es vor dieser Epoche war, und es bleibt auch fort und fort, bis heute, Alles beim Alten. Die Gesetze, die Theilung des Grund-Eigenthums unter sämmtliche Erben und dergleichen vorschreiben, werden eben umgangen.

Von den Franzosen sprach Charoy als von einem ihm fremden Volke mit einiger Geringschätzung.

Mit einem wahren Fanatismus aber erhob er sich gegen jeden Gedanken an einen Krieg mit Preußen, und bei der Gelegenheit kam eine sehr gründliche Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs, mit dem „régime actuel“ zum Vorschein, die sehr energisch ausgesprochen wurde. Er erhob sich mit Unwillen gegen eine Regierung, die im Stande sei ohne eigentlichen Grund, blos um sich selbst aus einer persönlichen, nur den Regenten und sein System betreffenden, Verlegenheit zu ziehen einen auswärtigen Krieg, etwa mit Preußen, anzufangen. Er sprach in derselben Weise von der thörichten verschwenderischen Finanz-Wirthschaft, von den hunderten, ja tausenden von Millionen, die in ganz unfruchtbarer

Weise auf die Umgestaltung der Hauptstadt und aller großen Städte im Lande verwendet würden, und behauptete endlich, daß das Budget, wie es jährlich dem Corps législatif vorgelegt werde, überhaupt eine Lüge sei, ein täuschendes Spiel mit ganz willkürlich zusammen gestellten Zahlen. Die Gelder würden in Wahrheit in ganz anderer Weise verwendet, als da angegeben sei. So sei die Civil-Liste zu 25 Millionen jährlich angegeben: man brauche aber nur den gegenwärtigen Hof in seinem frevelhaften Glanz zu sehen, die thörichte Verschwendung, die da getrieben werde, den Aufwand, den auch die Nebenpersonen machten, um überzeugt zu sein, daß der Kaiser für seine Person, seinen Hof und seine Familie nicht weniger als 100 Millionen jährlich verbrauche, und das wisse auch ganz Frankreich. Die so verwendeten Gelder würden dann unwahrer Weise unter anderen Rubriken verrechnet.

Er kam dann auch auf die allgemein herrschende Corruption und Bestechlichkeit, die besonders in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers schamlos hervortrete, und wies an Beispielen nach, welcher Unfug mit dem Cumul getrieben werde, welche unverantwortlichen Summen Günstlinge, wie der Marschall Niel, jährlich bezögen als Gehalt für mehrere zum Theil ganz nominale Stellen, die sie zu gleicher Zeit bekleiden.

Endlich versicherte er, daß die Stütze dieses Systems, die Armee und namentlich deren Offiziercorps, in ganz Frankreich im höchsten Grade unpopulair sei. Der Offizier sei überall aus der Gesellschaft ausgeschlossen; nicht nur, daß der Offizier in keinem anständigen Hause, in keiner anständigen Familie Zutritt habe, er werde selbst in die Clubs, in die Cercles nicht aufgenommen, die in den Provinz-Städten die allgemeine Ressource des höheren und des Mittelstandes sind.

Unter Anderem erfuhr ich auch von ihm, daß in Bayonne und der Umgegend sehr viele spanische Carlisten vereinigt sind, die von der französischen Regierung geduldet werden und auf den Befehl und die Gelegenheit warten in Spanien einzubringen.

In St. Jean de Luz zeigte mir Charoy im Vorbeifahren das für einen solchen Ort ganz stattliche Haus, das Ludwig XIV. bewohnt hat, als er seiner spanischen Braut entgegen reiste. Weiterhin, während

wir noch auf französischem Gebiet waren, wurde Fuentarabia sichtbar, das jenseits der Grenze, auf spanischem Boden, am Fuß einer in das Meer vorspringenden Felsen-Hügel-Kette liegt. In Hendaye, dem letzten französischen Ort, wurde etwas gehalten; dann ging es langsam über den vielgenannten Grenzfluß, über den Bidassoa; zu unserer Linken war eine flache, von zwei Armen des Flusses umfaßte Insel zu sehen. Das ist aber nicht die geschichtlich bekannte Fasanen-Insel; diese liegt etwas weiter stromaufwärts und wird nicht sichtbar.

Gleich darauf waren wir in Irun, dem spanischen Grenzort; einem Ort, der einen sehr ärmlichen Bahnhof hat, ärmliche kleine Häuser liegen umher, Alles in echt spanischer Weise vernachlässigt und verwahrlost. Schutt und Unrath, den Niemand aufräumt, neben und zwischen den Häusern; Gensdarmen, hinreichend sauber aber ziemlich altfränkisch gekleidet, namentlich mit sehr altmodischen dreieckigen Hüten bedeckt.

Eine Reise nach Spanien ist doch nicht etwas ganz gewöhnliches, und doch ist einem verwünscht alltäglich dabei zu Muthe, wenn man nun endlich da ist, in dem schönen Lande des Weins und des Gesanges, in dem Wunderlande, das einst das europäische Arabien war und noch die Spuren davon an sich trägt. Ich ärgerte mich über meine eigene Stimmung.

Wagenwechsel; dadurch geboten, daß die spanischen Eisenbahnen eine etwas breitere Spur haben als die französischen. Der spanische Wagenzug aber, der uns aufnahm, machte mir sofort anschaulich, wie gar sehr natürlich es ist, daß der alte Gegensatz von Castilien und Arragonien sich in fast vier Jahrhunderten des Zusammenlebens und gemeinsamer Schicksale nicht hat verwischen wollen!

Der Wagen, der die Post befördert, ist mit dem königlichen Wappen geziert, seltsamer Weise mit dem noch immer unveränderten Wappen Isabellas II.: Castilien und Leon quadriert, die bourbonischen Lilien im Herzschilde, und Granada als castilische Eroberung im Schildesfuß — und Nichts, gar Nichts, das an Arragonien erinnern könnte. Die spanischen Münzen sind ebenso bezeichnet. Das ist eine Kleinigkeit, aber schon an und für sich eine verletzende Kleinig-

keit, und vor Allem ein Zeichen, mit welcher Eifersucht das Primat Castiliens, die Unterordnung Arragoniens bis in alle Kleinigkeiten herab sorgfältig gewahrt und zur Geltung gebracht wird, wie ja schon Isabella die Katholische gethan hat. Natürlich beschränkte sich das Primat nicht auf solche Kleinigkeiten der Form, es fand in viel wichtigeren Dingen seinen Ausdruck; namentlich darin, daß die weiten überseeischen Besitzungen Spaniens, die weiten Reiche, die ihm jenseits des Oceans unterworfen waren, immer nur für Besitzungen Castiliens gelten durften, an denen Arragonien keinen Antheil habe. Das war schon in der Devise ausgesprochen, die Isabella die Katholische dem Wappen des Cristof Columbus anfügte: „Por Castilla y por Leon, nuevo mundo hallo colon!" — und dabei ist es geblieben durch alle folgenden Jahrhunderte.

Die Bahn führt nun durch das Gebirgsland der Basken, das für ein solches ziemlich gut angebaut ist. Die nicht sehr zahlreichen Wohnsitze der Bauern und die anspruchslosen Schlösser der hervorragenden Familien unter ihnen, die vorzugsweise als adelige betrachtet werden, liegen einzeln an den Abhängen der Berge. Charoy nannte mir die Besitzer einiger dieser Schlösser als die Häupter im Lande hochangesehener, ja berühmter, Familien und machte mich darauf aufmerksam, daß in ganz Spanien nur der baskische Adel auf dem Lande auf seinen Gütern lebt. Die castilischen adeligen Familien haben ihre alten angestammten Paläste in den Provinzial-Städten des Landes.

Die Bahn führt nahe an San Sebastian vorüber, das von seinem auf einem Vorgebirge am Meer erbauten Felsenschloß beherrscht, sonst keine Festungswerke mehr hat. Das Meer und der von der Natur gebildete Hafen sind von der Eisenbahn aus nicht sichtbar.

An Vittoria vorüber, wo Napoléons I. Gewaltherrschaft in Spanien den letzten Stoß erhielt. Miranda-de-Ebro; da wurde zum Diner angehalten, und man bekam da auch ganz erträglich zu essen, wenigstens besser, als ich mir gedacht hatte nach allen Schrecken, die mir von Reise-Beschwerden in Spanien verkündet worden waren. Nur an Eines muß man sich sofort gewöhnen: an Wein, der nach Pech, d. h. nach dem Schlauch schmeckt. Denn das

erste Glas überzeugte mich, daß die ehrwürdige Sitte der Väter, den Wein in Schläuchen zu bewahren, in Spanien — wenigstens auf dem Lande, in der Provinz — bis auf den heutigen Tag, durch alle Welt-Ereignisse unerschüttert, fort und fort beobachtet wird.

5. Mai. Im Schlaf war ich über eine der Gebirgs-Ketten, La Bruyada, die sich auf der castilischen Hochebene selbst erheben, und an Burgos vorüber gekommen. Später, wie wir nun auf der höchsten Stufe des castilischen Plateaus dahin rollten, schlief ich nicht mehr und konnte durch das nicht allzu tiefe Dunkel der Nacht und dann durch die Dämmerung erkennen, wie öde und traurig es hier aussieht.

Die Bevölkerung ist offenbar nicht zahlreich und wohnt zumeist in größeren Orten beisammen, die weit auseinander liegen. Zu einer jeden solchen Ortschaft gehören dann — wie im Neapolitanischen — unermeßliche Feldfluren, Felder, die von großer Entfernung aus natürlich nachlässig und schlecht bestellt werden. Freilich sieht man hin und wieder auch einzelne Meierhöfe, Haciendas, aber auch zu einem jeden von diesen gehört, wie der Augenschein lehrt, eine so ausgedehnte Flur, daß an eine sorgfältige Bestellung der entfernteren Aecker von dem Mittelpunkt aus gar nicht zu denken ist. Viele unfruchtbare Flächen, viel ganz unbenützte Landstrecken. Nur an den Ufern der Bäche und Flüßchen sieht es besser aus.

Die Sierra de Guaderama ist sehr verwittert, sehr abgerundet in ihren Gipfeln und überaus öde, sehr arm an Vegetation. Der höchste Punkt des Passes = 1359,88 Meter über dem Meer. Auf dem südlichen Abhang, 920 Meter über dem Meer, liegt das Escorial, in einer der ödesten Felsenschluchten, die sich denken läßt. Welch ein finsterer Geist offenbart sich in dem Gedanken, in dieser unerfreulichen, lebensarmen Einöde, in dieser Art von Thebais, eine königliche Residenz als Anhang zu einem Kloster zu gründen! Um sich ganz zu vergegenwärtigen, was das sagen will, muß man sich den Flecken wegdenken, der sich seither am Fuß des Kloster-Palastes gebildet hat, den es aber damals natürlich nicht gab.

Die Gegend bleibt bis Madrid sehr öde und dürftig.

---

3. Ankunft in Madrid und erste Orientirung über die Lage.

Gegen 10 Uhr Morgens in Madrid. Der Bahnhof liegt so zu sagen am Fuß des königlichen Schlosses, das im reichsten Palladio-Styl auf einer kleinen Anhöhe erbaut ist.

Fahrt mit Charoy durch die Stadt nach dem Puerta del Sol genannten Platz zu der Fonda de Paris.

In das Hôtel der preußischen Gesandtschaft; der Gesandte, Baron Canitz und Dalwitz — ein schöner Mann gleich seinem verstorbenen Vater und seinen beiden Brüdern — empfing mich auf das Allerhöflichste, und wir hatten gleich ein längeres eingehendes Gespräch.

Es ergab sich sofort, daß Canitz zu den entschiedenen Anhängern der Königin Isabella gehört, obgleich er das nicht ausdrücklich sagte. Die September-Revolution, die Vertreibung der Königin, ist nach seiner Meinung ein ganz unberechtigter Frevel. Von dem gegenwärtigen Zustand spricht er mit Verachtung, er ist ihm augenscheinlich zuwider. Das Volk sei dieser Revolution ganz fremd geblieben; diese sei nur durch die Armee gemacht worden, eigentlich nur durch wenige Generäle, die eine Anzahl Regimenter durch Bestechungen, durch Geld und Versprechungen, gewonnen hätten — denn hier in Spanien sei bei der vollständigen Demoralisation der ganzen Nation, die durch die vielfachen Wechsel, die beständigen Revolutionen nachgrade herbeigeführt, bei der unerhörten Corruption, die allgemein eingerissen sei, Alles und Jedes lediglich zu einer Geldfrage geworden: Alles sei käuflich, jede Revolution sei mit Geld zu machen und werde mit Geld gemacht; es komme immer darauf an, wer das meiste Geld habe und eine hinreichende Anzahl Regimenter erkaufen könne. Dennoch sei die September-Revolution eigentlich nur zufällig gelungen; nur dadurch, daß Novaliches, der den Aufständischen an die Brücke von Alcolea entgegen gesendet wurde, seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Wenn man anstatt seiner einen Mann von Energie hingeschickt hätte, etwa den General Cheste, dann hätte es wohl anders kommen können. Ich frage, welche Lösung der gegenwärtigen Wirren wahrscheinlich geworden sei?

Canitz: Der Prinz von Asturien werde wohl zum König erwählt werden; er stellte das eigentlich als gewiß hin. Der Prinz habe eine sehr starke Partei, und diese habe in den letzten Tagen noch sehr an Einfluß und Macht gewonnen durch unsinnige Reden, die republikanische Abgeordnete in den Cortés gehalten haben, in denen namentlich die heilige Jungfrau in der unziemlichsten Weise besprochen worden sei. Das habe im ganzen Lande das religiöse Gefühl der Spanier auf das Allertiefste verletzt, und dieses Gefühl stehe noch fest und habe eine große Macht. Topete habe auf diese Reden sehr gut geantwortet und unter Anderem erklärt, daß er nie zu der Revolution die Hand geboten haben würde, wenn er hätte voraussehen können, daß sie dergleichen zur Folge haben werde.

Der Prinz von Asturien wird schließlich den Sieg davontragen, denn ein fremder König ist in Spanien ganz unmöglich (NB. das glaube ich auch!) und Montpensier hat gar keine Chance mehr; er hat sie verloren. Da er die Revolution großentheils eingeleitet und das Geld dazu hergegeben hat, wie Jedermann weiß, hätte er auch den Muth haben müssen sich entschlossen an die Spitze zu stellen; er hätte an der Brücke von Alcolea an der Spitze der aufständischen Truppen stehen müssen, dann hätte er auf die Krone rechnen dürfen. So aber habe er es so ziemlich mit allen Parteien verdorben und stehe ganz isolirt da.

Die Armee sei gut, d. h. die Soldaten thäten unbedingt, was ihnen die Offiziere sagen. Wenigstens sei das bis jetzt so gewesen. Ob es auch noch fortan so sein werde, das sei freilich die Frage; denn Prim richte die Armee systematisch zu Grunde. Er mache Sergeanten, die ihre Offiziere todtgeschlagen, ermordet haben, zu Regiments-Commandeurs u. s. w.

Ich: Man weiß in Berlin in welchen Beziehungen die republikanische Partei in Spanien zu den Verbindungen der kosmopolitischen Revolutions-Partei steht, die von London und Genf aus dirigirt wird. Man weiß, daß die kosmopolitische Regierung Alles aufbieten wird, um hier in Spanien die Proklamirung der Republik herbeizuführen. Diese Partei möchte sich eben zunächst der Leitung der Dinge hier in Spanien bemächtigen; hier gleichsam ihr Hauptquartier

aufschlagen, ihre Operations-Basis einrichten, um dann von hier aus weiter zu operiren. Unsere Regierung sieht in der Republik in Spanien Nichts, was zu fürchten wäre, und würde sie eben ohne Rückhalt gelten lassen. Der preußischen Regierung ist in der That Alles recht und genehm, was es auch sei, das Spanien unabhängig von französischem Einfluß hinstellt. Das ist das Einzige, was wir im Auge haben.

Canitz: Man hat Unrecht gehabt in Berlin zu glauben, daß die Königin Isabella II. gegen Preußen feindlich gesinnt gewesen sei, das sei gar nicht der Fall gewesen! NB. In dieser Bemerkung zeigt sich der Fond seiner Sympathien, die sein Urtheil zu einem befangenen machen. Als ob eine Person wie Isabella, mit ihrer kaum dämmernden Intelligenz und in der Weise einer Halbblödsinnigen bigot, nicht in jedem gegebenen Augenblick durch eine Schwester Patrocinio gegen den Ketzerstaat Preußen gehetzt werden könnte, und als ob man in Paris nicht wüßte, wie und wozu dergleichen Zustände zu benützen sind!

Wir sprechen auch von anderen Dingen; von der Reise nach Andalusien, die ich sofort antreten will, und ich erfahre zu meinem Leidwesen, daß Wolkonsky, auf den ich einigermaßen rechnete, nicht da ist. Er hat sich unmittelbar nach der Revolution entfernt, nur einen Secretair als Chargé d' affaires hier gelassen und lebt vorläufig in Paris. Jetzt, sagt man, wird seine Frau herkommen, um den Hausstand aufzulösen.

Abschied von Charoy, den ich im Hôtel treffe, und der weiter reist nach Lissabon. Dem haben seine hiesigen Freunde gesagt, es stehe in diesen Tagen ein „soulèvement“ bevor, zu Gunsten Montpensiers.

Viel nachgedacht über das Gespräch mit Canitz. In vielen Dingen hat er unstreitig Recht, in anderen Beziehungen ist sein Urtheil vielleicht befangen. Daß es lediglich die Armee ist, die von 1819 an alle Revolutionen in Spanien macht, daß alle diese Umwälzungen, die reactionären wie die revolutionären, immer nur von einigen turbulenten Generälen bewirkt und geleitet werden und von einzelnen politischen Intriguants, die sich ihnen anschließen oder, wenn

sie die Klügeren sind, sich ihrer bedienen, im ganzen von fünfzig oder sechzig Individuen, deren Namen gleichsam im Kreise herum immer wiederkehren; daß die Masse der Nation eine willenlose Menge bildet, die an diesen Dingen gar keinen Antheil nimmt und passiv über sich ergehen läßt, was die politischen Agitatoren verfügen: das Alles ist ohne Zweifel wahr, aber es ist nicht neu; das sind vielmehr Dinge, die wir seit lange wissen.

Damit ist aber die Sache nicht erschöpft. Ich bin geneigt zu glauben, daß die Republikaner, von denen Canitz gar nicht spricht, oder die er als unbedeutendes, verächtliches Gesindel bezeichnet, wenn man nach ihnen fragt, daß diese Republikaner eine wirkliche Partei in Spanien sind, in gewissem Sinn die einzige Partei, die es in diesem Lande giebt: nämlich die einzige Partei, die für sich selbst und unabhängig von der Armee Etwas vermag; die Etwas mit Entschiedenheit will und wagt, die Initiative hat und Energie. Daß es ihr an Beidem nicht fehlt, haben noch neuerdings die blutigen Aufstände in Cadix, Malaga und Barcelona bewiesen. Man muß sehr in Vorurtheilen befangen sein, um das nicht gewahr zu werden.

Was ihnen gegenüber steht, sind Coterien, die sich zu diesem oder zu jenem politischen Glauben bekennen, die dies oder das wünschen oder haben möchten, die aber alle miteinander gar Nichts vermögen, als insofern es ihnen gelingt die Armee zu erkaufen. Auf sich selbst angewiesen gar Nichts.

In diesem Verhältniß liegt eine große Macht der Republikaner, und wenn sie namentlich in den höheren Ständen noch so wenig zahlreich sein sollten. Es liegt darin eine Macht, ganz abgesehen selbst von dem Beistand, der den Republikanern von Außen her zu Theil werden kann und wird.

Wem in ganz Spanien könnte eigentlich gedient sein mit dem Prinzen von Asturien? In der That Niemandem! Weder den Carlisten, die eine reactionäre, legitimistische Politik verlangen, noch, was sonst am nächsten zu liegen scheint, den Isabellinos, die einfach ihren gewohnten Einfluß am Hof wieder haben möchten. Denn es handelt sich in Spanien, wie mehr oder weniger überall, in einer solchen Frage keineswegs ausschließlich um ein Rechtsbewußtsein, um eine ritterliche

Ergebenheit und Treue, eine Heilighaltung der Majestät, wie sie allerdings im National-Leben der Spanier während des siebzehnten Jahrhunderts auf das Engste mit der Religion verbunden ein Haupt-Element bildete. Das Alles ist längst untergegangen in den vielfachen Umwälzungen: es handelt sich um sehr reale Partei- oder Standes- oder persönliche Interessen, die der Prinz von Asturien nicht befriedigen könnte. Denn dieser Prinz — ein Kind — wäre auf dem Thron so zu sagen nicht er selbst, sondern einfach das Werkzeug und die Personification der Partei, der er anvertraut würde, die seine Erziehung übernähme und in seinem Namen regierte. Carlisten oder Isabellinos aber müssen sich wohl sagen, daß sie diese Partei unter den gegenwärtigen Bedingungen ganz gewiß nicht sein würden! Es wäre wenigstens ein Beweis unglaublicher Verblendung und Stupidität, wenn ihnen das nicht einleuchtete!

„Er hat eine sehr starke Partei im Lande!" Was ist damit gesagt? Das sagt gar Nichts! Das hilft ihm gar Nichts in einem Lande, in welchem nach Canitz' eigener wahrheitsgetreuer Schilderung die Armee das einzige active Element ist, das alle Umwälzungen macht und nebenher politisch vollkommen demoralisirt ohne alles und jedes Princip käuflich ist! Starke Partei oder nicht, das ist ganz einerlei! Es kommt darauf an, ob er — oder ob andere in seinem Namen — die Armee zu erkaufen vermögen und zu gewinnen wissen!

Jedenfalls ist die Sache nicht mit einer einfachen Königswahl durch die Cortes abgemacht; man wird mit den Republikanern rechnen müssen, die ihre Beute, Spanien, ganz gewiß nicht ohne Kampf aufgeben!

6. Mai. Bald nach dem Luncheon kommt Canitz zu mir. Der meint, es wäre vielleicht am besten, wenn ich mich dem General Prim erst nach meiner Rückkehr aus Andalusien vorstellen lasse. „Dann bleibt das in einem Zug!"

7. Mai. Regen. — Von meinem Balcon aus sehe ich eine kleine Demonstration mit an. Sie gilt einigen der vielen Opfer der vielen mißglückten Erhebungen gegen die jetzt gestürzte Regierung. Es muß wohl heute der Jahrestag irgend einer solchen Hinrichtung oder Erhebung sein, doch weiß mir Niemand in meinem Bereich recht Auskunft zu geben.

Uebrigens ist die Sache sehr klein und sehr harmlos. Auf einem geschmückten Karren erhebt sich ein Tropaion, und darüber eine Inschrift in einem Lorbeerkranz, die Auskunft darüber giebt, welchen Freiheitsmärtyrern es gilt; Blumenguirlanden hängen herab; National-Gardisten in Uniform halten deren Enden; Militär-Musik voraus, etwas Nationalgarde hinterdrein: so fährt der Karren, ich weiß nicht wohin, macht aber bei dem schlechten Wetter nicht grade Epoche.

Ich habe bisher natürlich sehr wenig von der spanischen Armee gesehen; nur einzelne Leute und gestern und heute die aufziehende Wache. Die Infanterie ist im Allgemeinen nach französischem Typus in blaue Waffenröcke und rothe Beinkleider gekleidet, doch fehlt es dabei nicht an unterscheidenden Eigenthümlichkeiten. Weder die Leute noch selbst die Offiziere haben Epaulettes, und anstatt der französischen Keppis tragen sie kleine Tschakos von grauem Filz, die sehr bequem zu sitzen scheinen.

Kleefeld kommt zu mir — der Kanzler der Gesandtschaft. Er sagt mir, ganz wie sein Chef und Schüler, daß die September-Revolution ganz zufällig geglückt sei; nur dadurch, daß die Königin Isabella II. sich hat verleiten lassen von San Sebastian nach Frankreich zu entfliehen, anstatt entschlossen nach Madrid zurück zu kehren. Hätte sie das gethan, wäre sie hier erschienen im entscheidenden Augenblick, so hätte sich die Gefahr als eine mehr scheinbare als wirkliche erwiesen, und die Königin wäre noch heute im Besitz der Krone und der Macht. Die ganze Bewegung war nur eine Soldaten-Revolte, das wirkliche Volk hat durchaus gar keinen Antheil daran genommen.

Es sei in diesen Tagen, durch die höchsten Würdenträger der Kirche veranlaßt, ein feierlicher Gottesdienst „de desagravios“ in allen Kirchen abgehalten worden — ein Sühn-Gottesdienst — um die Mutter Gottes zu bewegen, daß sie die ihr in den Cortes zugefügte Beleidigung verzeihe und Spanien nicht dafür büßen lasse. Der Zudrang des Volkes zu diesem Gottesdienst sei ungeheuer gewesen; man habe gar nicht in die Kirchen hinein kommen können.

Wie Kleefeld überhaupt die hiesigen Zustände durchaus in

witzelnder Weise bespricht, äußert er sich auch in demselben spöttelnden Ton über die Verhältnisse in der Armee und giebt die Biographie einiger Offiziere zum Besten, wie die durch verschiedene Revolutionen rasch empor gekommen seien. Prim hat jetzt alle Offiziere und Unteroffiziere in der Armee um einen Grad befördert. Diejenigen, die an seiner früheren mißglückten Bewegung Antheil genommen und in Folge dessen mit ihm nach Portugal entflohen seien, hätten sogar zwei Grade gewonnen, da ihnen der damals versprochene Grad als bereits wirklich ertheilt angerechnet worden sei. Er, Kleefeld, habe einen jungen Mann, den er noch vor kurzem als Stallknecht, als „mozzo" in einem Stall gekannt habe, nicht etwa als ordentlichen Kutscher, sondern als bloßen „mozzo", den habe er jetzt als Offizier wieder gesehen. Uebrigens sei die Armee durchaus käuflich, wie alles Andere in Spanien; es handle sich blos um Geld; für Geld könne sie Jeder haben zu neuen Umwälzungen.

Die vielversprochene Erhebung der Carlisten, die zwischen dem 15. und 25. April stattfinden sollte, ist auf dem 11. Mai verschoben worden. Vielleicht findet sie auch dann noch nicht statt.

Luncheon. Dann gehe ich zu dem Legations-Secretair Baron Saurma. Auch er sucht mich in Beziehung auf die hiesige Lage zu orientiren, und ich höre nun auch von ihm, daß die September-Revolution rein zufällig gelungen ist. Das Volk ist bei diesen Ereignissen gar nicht betheiligt, „das Volk läßt sich knechten und treten" und bleibt durchaus apathisch. Nur die Armee macht allein alle Revolutionen.

Prim sucht sich der Armee ganz zu bemächtigen, er besetzt alle Stellen im Heer mit seinen Creaturen; diese Creaturen sind aber nicht zuverlässig. Die von ihm ernannten Regiments-Commandeure warten eben auch nur darauf, wer sie kaufen will, wer sie bezahlt. Saurma will wissen, daß zwei der von Prim ernannten Regiments-Commandeurs ihre Regimenter bereits unter der Hand dem Infanten Don Carlos zur Verfügung gestellt haben.

Die laut angekündigte Karlistische Erhebung sei aufgeschoben

worden, weil „man“, d. h. die Partei der Carlisten selbst, glaubt, „die Sache hier“, d. h. das gegenwärtige Regiment, werde in sich selbst zerfallen und zu Grunde gehen.

Der italienische Prinz, der Herzog von Aosta, sei als König von Spanien vollkommen unmöglich. Erstens schon, weil ein fremder König in Spanien überhaupt unmöglich sei, dann aber auch noch insbesondere, weil die Spanier gewohnt seien mit sehr großer Verachtung auf die Italiener herab zu sehen. Ein Spanier wisse nichts Verächtlicheres als einen Italiener. Es möge in der That wohl möglich sein, daß der Prinz von Asturien Aussicht habe, nicht weil er eine starke Partei im Lande hat, sondern weil er, als der von Frankreich begünstigte Candidat, leicht derjenige sein könnte, dem das meiste Geld zur Verfügung steht. Sollte aber der Prinz durch französisches Geld auf den Thron gelangen, so werde er sich doch so wenig darauf erhalten können, als irgend ein Anderer. Er stehe und falle mit der Partei, die ihn erhoben hätte.

Daß die Reden in den Cortes, die Angriffe auf die heilige Jungfrau, auf die große Mehrzahl aller Spanier — besonders auf die Frauen — einen haarsträubenden Eindruck gemacht haben, will ich wohl glauben, oder vielmehr: es ist nicht zu bezweifeln; denn das ganze Christenthum der Spanier ist eben Nichts weiter als ein Marien-Cultus; von Gott dem Herrn wissen sie sehr wenig, es wird seiner nur sehr selten gedacht. Aber der Eindruck ist doch wohl nur in den großen Städten ein so mächtiger, schwerlich auch auf dem flachen Lande, da das Landvolk in seiner geistigen Trägheit anerkannter Weise nur einen sehr geringen oder so gut wie gar keinen Antheil an Dem nimmt, was in den höheren Regionen vorgeht. Ein Frevel gegen die Religion oder Das, was sie dafür halten, wenn er unter ihren Augen vorginge, würde die Landleute wahrscheinlich zur Wuth reizen, aber was blos durch Hörensagen aus großer Ferne, fast wie aus einer fremden Welt, zu ihnen gelangt, wird sie wohl schwerlich in leidenschaftliche Aufregung versetzen und zu Thaten begeistern.

Dann halte ich aber auch den Eindruck jener Reden gar nicht für sehr tiefgehend und nachhaltig. Er wird sich wieder verwischen und

in Vergessenheit verfallen, besonders da die Sache ja nun, nach römisch-katholischer Anschauung, durch den Gottesdienst „de desagravios“ abgethan und wieder ausgeglichen ist. Solche Angriffe auf die Religion müßten täglich und stündlich wiederholt werden, wenn sie das Volk wirklich aufstacheln sollten. Die Republikaner werden aber nun nach den gemachten Erfahrungen ihre Heißsporne wohl in Ordnung halten.

8. Mai. Es ist wunderbar zu sehen, in welcher Weise hier von den verschiedensten Seiten — ja vorzugsweise von den extremsten Parteien nach beiden Richtungen hin, von Radicalen und von Carlisten — die verwegensten Wühlereien getrieben werden. Die Regierung läßt sie alle miteinander gewähren, wahrscheinlich weil sie muß!

In den Schaufenstern eines Kupferstich-Ladens an der Puerta del Sol sind Photographien des „Don Carlos de Borbon y Este“ in den verschiedensten Stellungen und Formaten zu schauen. Daneben sind dann freilich auch Bildnisse Serranos und Prims zu haben, aber mit geringerer oder vielmehr ohne alle Ostentation, neben den Portraits gefeierter Torreros. Gleichzeitig wird aber in derselben Straße, in derselben Puerta del Sol, ein fliegendes Blatt colportirt und laut angeboten. Den Titel: „Carta del Diablo al Santo Padre!“ rufen zerlumpte Kerls und Straßenjungen mit lautester Stimme in die weite Welt hinein. Der Inhalt entspricht dem Titel; der Satan redet den Papst darin als seinen: „muy estimado hermano y camerada“ an, und Das scheint wenigstens Niemanden zur Wuth zu reizen.

Montpensier wird in zahllosen Carricaturen von beiden Parteien rastlos und schonungslos verfolgt. Die beiden extremen Parteien bekriegen sich unter einander weit weniger, als jede von ihrer Seite her den dritten, nämlich eben Montpensier.

Zu unserem Banquier, Weisweiler und Bauer; Weisweiler ist abwesend; nur sein Associé Don Ignacio Bauer ist zur Stelle. Dieser lebt auch in eigenthümlichen Verhältnissen. Er ist Jude, sein Bruder aber ist getauft, ist römisch-katholischer Geistlicher und als Abbé Bauer der Haus-Caplan der Kaiserin Eugénie! Bauer erging sich bald in Klagen über die Zustände und über die Leute, die augen-

blicklich die Geschicke Spaniens leiten. Dann kündigte er ernste Unruhen als nahe bevorstehend an. In Estremadura, wo er vor Kurzem gewesen ist, seien auf der ganzen Strecke zwischen Ciudad Rodrigo und Mequinenga längs der portugiesischen Grenze die Carlisten sehr zahlreich und zum Aufstande bereit. Er selbst habe davon förmlich Anzeige gemacht, aber Serrano habe ihm geantwortet „Eh! mon cher! Ce sont des contes de vieille femme; il n'y a pas 500 carlistes dans toute l'Espagne." In Andalusien sind die Republikaner, die sich an den blutigen Aufständen in Cadix und Malaga betheiligt haben, amnestirt worden. Sie kehren zum Schrecken der friedlichen und wohlhabenden Einwohner in die größeren Städte des Landes zurück. Was solle daraus werden? Es herrsche überall Furcht vor den kommenden Ereignissen. NB. Es ist klar, daß Prim einen Bürgerkrieg will.

Die Cortes-Reden gelesen; sie sind allerdings sehr wunderlich, und die heilige Jungfrau hätte in der That alle Ursache sie sehr übel zu nehmen. Ein Señor Suñer hat sich bemüht aus den Worten des Evangelii Lucä darzuthun, daß die heilige Jungfrau jedenfalls nicht Jungfrau geblieben ist, wie es sich auch mit der „conception" verhalten haben mag, und dann, daß sie außer Christus auch noch andere Kinder gehabt haben muß.

S. Suñer macht darauf aufmerksam, daß das Evangelium verkündet, Joseph habe seine Braut nicht vor der Geburt Christi „erkannt" — conocida — und verweilt recht nachdrücklich dabei, welche Bedeutung „erkennen" — conocer — habe, wenn vom ehelichen Leben die Rede ist. Das Evangelium sage nur, es sei dergleichen vor der Geburt Christi nicht geschehen, keineswegs, daß es niemals geschehen sei; und was sich nach der Geburt Christi begeben habe, gehe daraus hervor, daß Christus Mariens Erstgeborener genannt wird. Sie habe also noch andere Kinder gehabt.

Man muß wirklich sehr arg von dem Verlangen geplagt sein das freigeisternde Licht seines Geistes leuchten zu lassen, um dergleichen vorzubringen, wo ganz einfach davon die Rede ist, ob fremde Culte in Spanien gestattet sein sollen oder nicht. Ich sehe, daß die Regierung und die Liberalen sich bemüht haben den erleuchteten Señor

zum Schweigen zu bewegen, aber nein! wer so großartige Wahrheiten zu verkünden hat, der kann natürlich nicht schweigen. Wie mag die Geistlichkeit bedauert haben, daß sie den Mann nicht konnte verbrennen lassen wie in der guten alten Zeit, was immer die ausgiebigste Widerlegung bleibt. Ein Marien-Dienst „de desagravios“, welch ein ärmliches Abkommen!

Ignacio Bauer fragte mich unter Anderem, ob es wahr sei, daß der Erbprinz von Hohenzollern in Lissabon ist? Ich versicherte, der Prinz werde unter den gegenwärtigen Bedingungen seinen Schwager in Portugal ganz gewiß nicht besuchen.

9. Mai. Brief von C. aus Carouge bei Genf, vom 1. Mai. „In wenig Worten die ergebene Meldung, daß — nach aus Spanien hier eintreffenden Briefen — die Republikaner dort im besten Fahrwasser sind ihre Ziele, die mit dem Zielen der europäischen Arbeiter-Coalition coincidiren, zu erreichen, und daß man auf sehr breiter Basis des Volkswillens zu agiren die Mittel hat.

„Nach diesen Briefen unterliegt es keinem Zweifel, daß der provisorische Zustand in Spanien und das Unterbleiben einer Königswahl von der Mehrheit gewollt, gefördert und systematisch zu antimonarchischen Zwecken ausgebeutet wurde. Es wird dies aus Allem, und namentlich aus dem in diesen Briefen geschilderten Verfahren Riberos klar, der in seiner Eigenschaft als Kammer-Präsident sich so zu drehen wußte, daß es für ihn nur einer kleinen Wendung bedarf, ohne Vorwurf als Republikaner da zu stehen. Die Herren Castelar und Figuerola beschreiben das in sehr klaren Sätzen und behaupten Ribero derart in den Händen zu haben, daß er jeder Volksdemonstration weichen werde, wenn es darauf ankommen wird eine definitive Regierungsform festzustellen.

„Was von der Internationalen bei dem spanischen Proletariate nur geschehen konnte, um es gegen jeden Königsgedanken aufzustacheln, das ist geschehen. Daher schreiben die Herren auch aus Madrid, daß das spanische Volk in acht Monaten mehr begriffen habe, als es in Jahrhunderten zu begreifen vermochte, und daß, je länger es von konservativen Elementen versucht wird einen monarchischen modus vivendi zu finden, desto klarer sich im Volke der Gedanke seiner

Souverainität entwickele, der Begriff, daß Niemand etwas dürfe, was das Volk nicht will! Die Massen wollen keinen König, man will die Républik! sagt Herr Castelar; und indem er seine Freunde in London und Paris, in Brüssel und in Genf, in Lugano und in Mailand-Neapel auffordert ihn im Vorbereiten der Massen zu einem möglichen Kampf gegen monarchische Regierungen zu unterstützen, giebt er zu verstehen, daß er bereits auf das gesammte Proletariat und auf einen Theil der Armee zu zählen die zutreffendsten Gründe habe.

„Ein Bürgerkrieg kann nur durch die mächtige Aeußerung des Willens der Massen verhindert werden. Wenn es nun aber trotz solcher Willensäußerung dennoch gewagt werden sollte eine Doctrin zu proclamiren, in welcher die Doctrin der Revolution nicht bei voller Geltung bleibe, so werden über zwei Drittheile des spanischen Volkes für die Doctrin der Revolution einstehen und — der Bürgerkrieg werde von kurzer Dauer sein. (Castelar.)

„Nach Figuerola ist eine republikanische Massenbewegung in Spanien unausbleiblich; sein Brief an Bakunin ist aber zwei Wochen nach Castelars Brief an Becker geschrieben, und gehet daraus hervor, daß sich die Dinge immer mehr nach einer Entscheidung zuspitzen. Die Behauptung Figuerolas: „daß die Massen zu einer Riesendemonstration vorbereitet und zur Disposition der republikanischen Parlamentspartei sind", geht noch aus den Briefen Dolfis und Guezzanis (?) aus Florenz an Mereuillot und Prang (?), Genf, hervor. Hier in Genf folgert man natürlich aus solchen Behauptungen auf Rückwirkungen nach Frankreich, die, wenn es in Spanien während der Wahlen in Frankreich zu ernsteren Volksdemonstrationen kommen sollte, von ganz besonderem Erfolge für die Republikaner in Frankreich selbst sein würden. Napoléon scheint aber so etwas zu wittern, und man weiß hier, daß er seine Vorkehrungen für einen solchen Fall zu treffen beginnt.

„Indessen wird Napoléon es nicht verhindern können, daß man in Spanien gegen seine Wünsche handeln wird. Dies zu thun hatte seit November schon die Internationale auf sich genommen. Namentlich haben die Arbeiter in den größeren Garnisons-Städten die Idee unter den Soldaten zu verbreiten gesucht, „als sei der Bürgerkrieg

von Napoléon gewünscht, weil er Mittel zu seinen Zwecken sein könnte". Die Internationale war bis vor Kurzem noch der Ansicht, man könne in Spanien ohne Kampf die Republik und Alles erreichen, was auf ihrem Programm steht. Diese Ansicht ist durch Notizen aus Paris und Madrid jedoch zur entgegengesetzten geworden, weil man aus den Pyrenäen berichtet, „daß man den Kampf wollen wird". Sei dem nun, wie ihm wolle, sicher ist, daß die Republikaner in Spanien in der Armee Anhaltspunkte haben, auf die sie sich zu verlassen scheinen.

„In Castelars Briefen wird Olózaga als der Mann genannt, durch den Herr Rouher au courant von Wirklichkeit und Möglichkeit gehalten wird. Olózaga dürfte daher geeigneten Momentes einem schlimmen Pronunciamento ausgesetzt sein, wenn er bis dahin keine bessere Meinung von sich zu verbreiten geruht haben wird.

„Auch Prim hat nicht die Gunst der Republikaner wegen der zweideutigen Rolle, die er in den Verhandlungen mit Dom Fernando gespielt hat, wo er mit einem Fuße im republikanischen und mit dem anderen im royalistischen Lager stand und beide zu täuschen versuchte. Bei der nächsten großen Volksdemonstration wird es sich zeigen, was Prim will, aber auch, was man von ihm wollen wird. In somma die Herren von der provisorischen Regierung besitzen nicht das Vertrauen der Republikaner, diese aber scheinen das Vertrauen der Massen zu besitzen und im Begriff zu stehen von diesem Vertrauen energischen Gebrauch machen zu wollen. Von Topete sagt Castelar, daß dieser vom reinsten monarchischen Patriotismus beseelte Parteigänger der erste sein würde, der die Truppen gegen das republikanische Volk hetzen werde.

„Bezüglich Spaniens hätte ich noch sehr Vieles zu sagen, da aber dieser Brief durch Frankreich geht, bin ich nicht sicher, daß er von irgend einem Mouchard gelesen und im Interesse seines ungewöhnlich erhabenen Meisters gebraucht werden könnte, bin daher neugierig, ob dieser Brief richtig in Ihre Hände kommt. Aus eben demselben Grunde kann ich Ihnen vor der Hand auch nicht erzählen, was speciell von mir hier verlangt und bezüglich Belgiens, wo es an Offizieren zu mangeln scheint, gewünscht wurde. Ich habe alles abgeschlagen.

„Die durch mich organisirte Strömung in J. (Italien) gegen die Gelüste von N. (Napoléon) ist von Josef M. (Mazzini) auszubeuten versucht worden. Der ganze Plan scheiterte aber grade deshalb, weil er auf einem andern Plane beruhte, der ganz andere Ziele anstrebte als M. Das Factotum nella casa reale (NB. Gualterio natürlich) suchte den Faden des einen und gerieth dabei auf die Fäden des andern; sein vae victis ist indessen sehr mager ausgefallen; viel Lärmen um Nichts und einige ausgezeichnete P. (Polizei)-Commissaire mit den soliten Heiligen auf der Brust mehr. Ich habe meinen Zweck erreicht, mit Wenigem Viel gethan und werde die Consequenzen ferner ausbeuten und Ihnen das Weitere darüber schreiben.

„Ich werde bis zum 8. dieses Monats auf dem Schauplatze Bunsen'scher Thaten eingetroffen sein und bitte Sie dringend, mir umgehend poste restante dahin schreiben zu wollen.

„Am Morgen nach Ihrer Abreise ging auch ich ab und zwar unangefochten dorthin, wohin zu gehen mir — wie Sie wissen — abgerathen wurde. Reich an Erfahrungen ging ich dann über den Sitz des unsterblichen Grafen von 8 Monaten, und gelangte durch die Wiege Wagnerischer Epopéen und der classischen Ludwige in den unbegrenzten Bereich der Internationalen, wo sich das reine Menschenthum im abstractesten Begriff socialer Freiheiten wieder findet."

C. ist also in Ungarn — in Pest — gewesen; das hätte er können bleiben lassen!

Die Diplomaten hier unterschätzen offenbar die Macht der Republikaner. Sie thun das, weil sie gewohnt sind nicht über den Horizont des Salons hinaus zu sehen, und weil es ihnen verdrießlich wäre einräumen zu müssen, daß Dinge, die ihnen so von Grund aus antipathisch sind, eine weit reichende Bedeutung haben könnten.

Auf der anderen Seite liegt nun das grade Entgegengesetzte vor. Die Republikaner überschätzen offenbar ihre Macht in Spanien und nicht etwa nur um ein Geringes! Dann sehe ich auch, daß sie untereinander das alte Spiel spielen, das sich im Innern solcher Parteien beständig wiederholt: sie lügen sich unter einander auch vorsätzlich und wissentlich etwas vor. Ein Jeder von ihnen sucht den Übrigen die übertriebenste Meinung von dem beizubringen, was er vermag, von den Mitteln,

die ihm zu Gebote stehen, theils um sein eigenes Ansehen in ihren Augen zu steigern, theils um ihnen Muth zu machen.

Zu meiner großen Ueberraschung tritt España in mein Zimmer — florentiner Andenkens. Er hat von Ignacio Bauer erfahren, daß ich hier bin, ist selbst hier in Folge der Revolution Mitglied des Staatsraths und, wie sich bald ergiebt, ein Anhänger, Freund und Vertrauter Prims.

Er spricht nur von der hiesigen Situation; die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern ist nur schwach angeregt, es sei damit kein rechter Ernst. Die Candidatur des Herzogs von Aosta habe Cialdini verdorben; überhaupt habe sich Cialdini hier nicht gut benommen. (NB. Er ist gar sehr abgekühlt in Bezug auf Cialdini.)

Ich: Il n'y a donc plus que Montpensier et le Prince des Asturies!

España erklärt den Prinzen von Asturien für vollkommen unmöglich, über Montpensier sagt er nicht ein Wort. Die Carlisten und Isabellisten und ihre möglichen Unternehmungen werden von der gegenwärtigen Regierung nicht gefürchtet. „Nous avons une grande faiblesse de gouvernement, mais une grande force de révolution". Die faiblesse de gouvernement rühre eben daher, daß man die böse Erbschaft „le mauvais héritage" der früheren Regierung habe übernehmen müssen. Was aber die force de révolution anbetreffe, die Sicherheit gegen Carlistische und Isabellinische Versuche, so habe Prim seine Gefährten daran erinnert, daß sie zu einer Zeit ihrer nur vier Generale in der Verbannung gewesen seien; damals hätten sie unter einander einstimmig gemeint, wenn sie nur vier spanische Bataillone zu finden wüßten, die ihnen folgten, dann wären sie stark genug den Thron Isabellas zu stürzen; nur vier Bataillone! mehr hätten sie gar nicht verlangt vom Schicksal! und jetzt! „A présent j'ai ce petit bâton de commandement, qui s'appelle une armée!"

„Aber wie ist die europäische Lage? ist Krieg, ist Frieden zu erwarten?"

Ich: „Das kann ich nicht wissen; gewiß ist, daß ein Krieg nur dann erfolgen kann, wenn man uns angreift; denn wir haben keine Veranlassung einen Krieg zu beginnen und werden es ganz gewiß

nicht thun. Gewiß ist dann allerdings auch, daß Beust eine Coalition zusammen zu bringen sucht."

España: „Et l'Italie, est elle tombée dedans?"

Ich: „Das kann ich nicht wissen. Die Frage, ob das Offensiv- und Defensiv-Bündniß zwischen Frankreich und Italien bereits geschlossen ist, die ist schon mehrfach aufgeworfen worden; ich habe immer darauf geantwortet, daß ich kein Mittel habe das mit Bestimmtheit zuverlässig zu ermitteln, daß es aber auch, so lange Italien nicht ein nationales Ministerium hat, vollkommen einerlei ist, ob das Bündniß geschlossen ist oder nicht, denn es wird unbedingt geschlossen, sobald Frankreich es ernstlich will und gebieterisch verlangt.

España: „C'est cela! c'est cela même! Vous avez bien jugé les hommes et les choses!" In Italien stehen die Dinge übrigens sehr auf der Schwebe. „Menabrea est aux abois; il a dû capituler avec la Permanente. C'est à dire avec une partie de la Permanente," ganz habe er sie nicht einmal gewonnen.

Er reist jetzt auf einige Wochen nach Italien; wenn er von dort, ich aus Andalusien zurückkehre, werden wir uns öfter sehen.

Zu Ignaz Bauer, der mir sehr bereitwillig ein Billet für seine Loge zu der heutigen Corrida de Toros giebt.

Ein Neffe des Herrn Ignacio fuhr mich zu der plaza de Toros; es waren außer uns nur drei Personen in der Loge, aber beachtenswerthe: der englische Gesandte, Sir John Crampton, der mit seinem schneeweißen Haar und vollen Bart sehr ehrwürdig aussieht, aber diesem Aussehen nicht ganz entsprechen soll; der Neapolitaner General Bosco, der bis zuletzt die Fahne der neapolitanischen Bourbons vertheidigt hat, ein rüstiger Fünfziger, schöner Mann mit klugen Augen; und Graf Adam Gurowski: dem sieht man das Negerblut sehr deutlich an. Ich konnte über ihn aber nicht recht mit mir selbst in das Reine kommen; er sah mir zu jung aus, um der Adam Gurowski zu sein, der vor 28 Jahren eine spanische Infantin entführt hat, und zu alt für einen Sohn dieser Infantin.

10. Mai. Zu Canitz. Der spricht mir seltsamer Weise von España, als wüßte er, daß der Mann bei mir gewesen ist, fragt nach dessen Stellung und Verhalten in Italien und sagt dann, hier stehe España

in so ungünstigem Ruf, daß man nicht gern mit ihm zusammentreffe. Die hiesige Regierung habe ihn zum Gesandten in Florenz ernennen wollen, er sei aber von der italienischen Regierung nicht angenommen worden. Darauf habe man ihn zum spanischen Gesandten in Berlin designirt, unsere Regierung aber, „kopfscheu geworden", weil der Mann in Italien abgewiesen war, hat ihn ebenfalls abgelehnt.

Bei alle Dem wollte nicht zum Vorschein kommen, worauf sein „ungünstiger Ruf" eigentlich beruht. Es war nur von den Folgen, nicht von den Ursachen desselben die Rede. Daß man diesen España, den Freund, Vertrauten und gelegentlichen Agenten Ratazzis, nach Florenz hat schicken wollen, während dort ein Ministerium Menabrea an der Spitze der Regierung steht, das war allerdings ein sehr wunderlicher Gedanke, und daß man ihn dort nicht angenommen hat, ist sehr natürlich, wie ich auch Canitz erklärte.

Ich sah mir heute auch die Plaza mayor an; der Platz hat von allen in Madrid am meisten Eigenthümlichkeit und Character. Er hat etwas Spanisches, während die andern durchaus der nüchternen Allgemeinheit Palladioschen Styls verfallen sind. Die Statue Philipps III., die sich da in Mitten der Garten-Anlagen erhebt, ist unerlaubt, lächerlich schlecht.

Es bewegen sich da vorzugsweise viele Soldaten herum, Cürassiere mit weißen Aufschlägen. Was ich bis jetzt von der spanischen Armee gesehen habe, macht einen sehr günstigen Eindruck. Besonders die Infanterie. Das sind andere Leute als die Italiener. Man sieht ihnen an, daß mit ihnen wohl etwas auszurichten wäre, daß sie wohl die Leute dazu sind unter guter Führung den alten Kriegsruhm der Spanier wieder her zu stellen.

Um 8 Uhr Abends Diner bei Ignacio Bauer. Zahlreiche Gesellschaft, die ganze englische Gesandtschaft. General Bosco nahm mich nach Tisch förmlich in Beschlag und ließ sich von dem Feldzug 1866, namentlich in Italien, erzählen.

Da ich berichtete, daß unter allen italienischen Generalen der Neapolitaner Pianell sich bei Custozza als tüchtiger Soldat erwiesen habe, indem er rasch über den Mincio ging, sich den verfolgenden

Oesterreichern entgegen warf und so die geschlagenen Divisionen Durandos rettete, da sagte auch Bosco Viel zu Pianells Lobe; sein politisches Benehmen wolle er nicht billigen, „un soldat ne doit avoir qu'un drapeau", aber er sei allerdings ein ausgezeichneter Soldat.

Er ließ sich auch viele Einzelheiten unserer Infanterie-Taktik erklären, vor Allem unsere Compagnie-Colonnen. Zum Schluß sagte er dann mit Bedeutung: „Eh bien! dans quelques jours vous verrez, comment on tire les coups de fusil ici!"

11. Mai. Der preußische Consul in Malaga, ein Herr Prieß, ist zur Zeit hier in Madrid und wohnt in demselben Gasthof mit mir. Canitz hatte mir das gesagt. Nun kam mir der Mann, ein verständiger ältlicher Herr, mit seinem Besuch zuvor. Er bestätigte im Allgemeinen die Ansicht der hiesigen Lage, die ich mir nun schon gebildet habe, sprach von der Corruption in den Beamtenkreisen, rühmte dagegen den edlen Character des spanischen Volkes, den man erst im Verkehr mit den Leuten kennen lerne, die allem politischen Treiben fremd sind; gab zu, daß Madrid eine durchaus künstliche Schöpfung und nur erzwungener Weise Hauptstadt des Reichs sei, und bezeichnete Sevilla als die eigentliche nationale volksthümliche Hauptstadt.

12. Mai. Der gestrige Tag ist in musterhafter Ruhe vergangen. die Carlisten haben ihre beabsichtigte und angebliche Erhebung von Neuem aufgeschoben und zwar dies Mal, wie es scheint, auf unbestimmte Zeit, aber gewiß nicht, wie sie vorgeben, und wie Canitz auch glaubt, blos weil sie erwarten, *der gegenwärtige Zustand, das gegenwärtige Regiment, werde ganz von selbst in sich zusammen fallen, ohne daß es dazu von ihrer Seite einer That bedürfe.* Erwarten sie denn etwa, daß ganz Spanien, wenn die gegenwärtige Regierung dahin kommen sollte nicht mehr aus und ein zu wissen, ihren Don Carlos einstimmig in aller Friedlichkeit auf den Thron berufen und unter Triumphbögen mit Blumen-Guirlanden empfangen wird?

Sie schreiten nicht zur That, weil ihnen *einfach die Mittel fehlen mit einiger Aussicht auf Erfolg zu handeln*, oder überhaupt zu handeln; weil ihnen, wenigstens bis jetzt, nicht

gelungen ist einen namhaften hinreichenden Theil der Armee zu gewinnen. Ohne die Armee vermag wohl Niemand eine Revolution in Spanien zu bewirken, und die Carlisten, wie mir scheint, am Allerwenigsten.

Saurma ist jetzt auch geneigt das zu glauben. Am 7. sagte er mir, was ich dort aus Versehen nicht bemerkt habe, daß Prim in Paris Anträge gemacht habe sich den Carlisten anzuschließen. Ich hielt es nicht für nöthig ihn darüber aufzuklären, daß die Sache sich grade umgekehrt verhält.

Zu Canitz; über Bosco gesprochen; der ist hier eine Art von Gesandter des vertriebenen Königs von Neapel, was zur Zeit der Königin Isabella einige Bedeutung haben mochte. Was seine Prophezeiungen betrifft, so sei noch niemals Etwas eingetroffen, was er vorher gesagt hat.

---

4. Reise durch Süd-Spanien nach Granada.

13. Mai. Abreise um neun Uhr Abends.

14. Mai. Der Tag bricht bewölkt an, hin und wieder feiner Regen. Wie es hell wird, sehe ich mich in der durch Cervantes verewigten Mancha um, und finde sie gar nicht so unfruchtbar und wüst, wie man nach allen Beschreibungen denken müßte.

Die Gegend von Valdezeñas ist sogar recht blühend und hübsch, auch ist sie die beste in der Mancha, und es wächst dort ein berühmter Wein.

Wunderbar ist die Macht des Genius! Charoy, der das Land genau kennt, hatte mir schon gesagt, daß das Volk in Neu-Castilien und namentlich die Manchaner mit felsenfester Ueberzeugung an das wirkliche Dasein Don Quixotes glauben, und das ist mir seitdem mehrfach versichert worden, grade wie es auch in Lavigne's „Itinéraire“ erzählt wird. Von Gott dem Herrn gar nicht zu reden, — denn von Dem wissen die Spanier nicht Viel, ihr ganzes sogenanntes Christenthum ist Marien-Cultus — selbst an die Santissima Virgén glauben die Leute in diesen Gegenden nicht mit innigerer Ueberzeugung

als daran, daß der ingenioso hidalgo unter ihren Voreltern gelebt hat. Sie zeigen im Einzelnen den Schauplatz eines jeden seiner Abenteuer, die Venta, in der er zum Ritter geschlagen wurde, und die Windmühle, mit der er gekämpft hat.

Den Schauplatz einer andern Reihe von Begebenheiten sollte ich selbst mit Augen sehen, nämlich die Venta da las Cardenas. Sie liegt im Gebirge, nicht allzu weit in dasselbe hinein, nahe bei der Eisenbahn-Station, die von ihr den Namen entlehnt, in grünem Berg- und Waldgrunde; ein langes, schmales, niedriges Gebäude, das nur ein Erdgeschoß hat und wenige und kleine Fenster, um nur das nöthige Licht und so wenig als möglich Hitze in das Innere zu lassen. Die Eisenbahn führt nahe daran vorbei. Hierher soll der Licenciad mit Dorotheas Hülfe den edlen Manchaner gelockt haben, hier soll sich auch Cardenio zu ihnen gefunden haben, jene ganze merkwürdige Gesellschaft vereinigt gewesen sein, deren Schicksale sich in einer Reihe schöner Novellen entwickeln.

Alte und neue Zeit! In dem Spanien des sechzehnten Jahrhunderts, das großartig dastand als die größte Weltmacht der Zeit, das sich in den gewaltigsten Schöpfungen der Kunst erging, war für Verkehrswege, für die alltäglichen Bedürfnisse des Lebens so wenig gesorgt, daß eine solche einsame Waldschenke das unvermeidliche Nachtlager für die Reisenden jedes Standes sein mußte und eine solche Gesellschaft vereinigen konnte, wie Cervantes dahin verlegt! Jetzt führt eine Eisenbahn daran vorbei. Spanien aber erhebt sich so spät und so langsam aus dem Zustande tiefen Verfalls, in den es nach dem sechzehnten Jahrhundert versunken war, daß es eine solche Schenke selbst da noch geben kann, wo eine Eisenbahn daran vorbei fährt. Die disparatesten Dinge, Zeugen und Ausdruck weit auseinander liegender Jahrhunderte, stehen so in Spanien überall dicht neben einander.

Indem ich hier den festen Glauben an Don Quixotes wirkliches Dasein erwog, mußte ich mir von Neuem eine Frage vorlegen, die uns oft entgegentritt in Beziehung auf die Schöpfungen des Genius: hat nicht Don Quixote wirklich jetzt ein viel reelleres Dasein als Millionen gleichgültiger Alltagsmenschen, die zu seiner Zeit wirklich

gelebt haben? ein reelleres Dasein als selbst so manche geschichtlich bekannte Persönlichkeit? Er hat jedenfalls noch heute ein wirksames Dasein. Gestalt und Wesen des Manchaners haben Einfluß auf Geist und Wesen eines jeden Gebildeten der heutigen Welt geübt.

Die Fahrt durch die Sierra-Morena bereitet dem Reisenden eine wunderbare Ueberraschung. Diese Gebirgskette bildet nämlich den südlichen Rand der castilischen Hochebene und erhebt sich nur wenig über diese, so daß der höchste Punkt des Passes nur um 107 Meter höher liegt als Manzanares und nur um 81 Meter höher als Valdezeñas. Das Gebirge bildet, von dieser Seite aus gesehen, nur eine unbedeutende Hügelkette, von Wald und Vegetation bedeckt. Selbst der Vorbereitete kann sich des mächtigen Eindrucks nicht erwehren, wenn er dann sieht, wie tief und steil dieses selbe Gebirge sich an der entgegengesetzten Seite zu dem andalusischen Tiefland hinabsenkt, das um 1800 Fuß tiefer liegt als die Höhe des Passes, und wie der Character des Gebirges selbst verändert ist. Dort, auf der Nordseite, hatte man eine sanfte Hügelreihe vor sich; hier senkt sich die Bahn durch die kühnsten und wildesten Felsschluchten hinab, die sich denken lassen, und die seltsam zerrissenen Felsen, welche diese Schluchten trennen, erheben sich zu schmalen, spitzen, unzugänglichen Klippen. Die Bahn umgeht den ehemals berühmten Paß Despeñaperros, sie läßt nur in dessen Ausgang einen Blick thun, aber sie führt kühner als die alte Straße auf Brücken über Abgründe und durch zahlreiche Tunnel.

Und eine zweite Ueberraschung erwartet den Wanderer unten am Fuß des Gebirges. Oben auf der Hochebene hat die Vegetation durchaus einen mitteleuropäischen Character und gleicht der aller jener Regionen in Mittel-Europa, die reichen und berühmten Weinbau treiben; unten in Andalusien sieht man sich plötzlich in Landschaften von durchaus südlichem, beinahe tropischem Ansehen versetzt. Der Gegensatz wurde heute noch dadurch gesteigert, daß wir oben einen bewölkten Himmel über uns hatten und mitunter feinen Regen, und unten schönes sonnenhelles Wetter vorfanden.

Bei Linares und so lange die Bahn dem fruchtbaren und schönen Thal des Guadelimir folgt, ja selbst noch im oberen

Thal des Guadalquivir ist indessen die Vegetation doch noch weniger südlich als in der Provence. Die Felder sind hier nicht wie dort mit Oelbäumen bepflanzt, deren Schatten dort nöthig geachtet wird die Saaten vor der Sonnengluth zu schützen; sie sind rein und frei von Baumpflanzungen wie im nördlichen Frankreich und in Deutschland. Die Olivares, die regelmäßig gepflanzten Gehölze von Oelbäumen, bestehen daneben gesondert und für sich.

Menjibar: hier, wo Baylen unweit zur Rechten liegt und Andujar zur Linken, befand ich mich auf dem Schauplatz der ersten und einzigen Siege, welche die Spanier in ihren Kämpfen mit Napoléon I. erfochten haben: der Capitulation Dupont's.

Daß Marschall Soult 1810 keine übergroßen Schwierigkeiten gefunden haben kann die verschanzten und von schlechten Milizen vertheidigten Päſſe der Sierra-Morena von der Mancha her zu erstürmen, lehrt die ganze Gestaltung dieses Gebirges. Die Stellungen, welche die Spanier damals vertheidigten, können nach Neu-Castilien hin gar nicht den Character von eigentlichen Gebirgsstellungen gehabt haben, gar nicht in der Fronte sehr unzugänglich gewesen sein. Dagegen hatten sie die schwierigsten Défiléen, die schlimmsten Gebirgswege nach Andalusien hinunter unmittelbar im Rücken, und es ist nicht zu verwundern, wenn sie auf diesen Wegen, vernachlässigt oder ganz im Natur-Zustande, wie sie damals waren, nicht ein einziges Stück Geschütz retten konnten. Die Spanier hätten wohl besser gethan den Feind unten am Fuße des Gebirges zu erwarten. Die Sierra-Morena von Andalusien aus zu erobern wäre eine sehr viel schwierigere Aufgabe. Gegen einen Angriff von dieser Seite müßte die Vertheidigung allerdings auf dem Kamm des Gebirges eingerichtet werden, und das könnte wahrscheinlich um so wirksamer geschehen, da die Aufstellung dort die gewöhnlichen Nachtheile einer solchen Gebirgsstellung wohl nicht haben würde; die Verbindungen nämlich zwischen den verschiedenen Posten, welche die einzelnen Gebirgspäſſe sperrten, wären auf der Nordseite der Kette wohl leicht her zu stellen, und gegenseitige Unterstützung wäre nicht unmöglich.

Als ich nach dem Frühstück in den Wagen zurückkehrte, fand ich darin Herren und Damen, so viele der Wagen fassen konnte. Die

Unterhaltung unter den Leuten wurde sehr lebhaft, und da sie schnell und leidenschaftlich sprachen, mußte mir ein großer Theil davon entgehen, doch war hinreichend klar, daß von der Rede Suñers in den Cortes und von den Angriffen auf den Ruf der heiligen Jungfrau die Rede war. Ein dicker Herr aus Jaen, der in seiner Vaterstadt ein Mann von Ansehen zu sein schien, war sehr unzufrieden mit diesen Vorgängen; ein anderer Mann, der sehr gemein und etwas unsauber aussah, ungefähr so wie katholische Geistliche niederen Ranges auszusehen pflegen, der aber doch kein Geistlicher war, bemühte sich der Sache, die er zu entschuldigen suchte, eine scherzhafte Seite abzugewinnen; der dicke Herr ließ sich aber nicht beschwichtigen und wiederholte ein paar Mal betheuernd den eigenthümlichen Ausspruch: er sei ein Liberaler; er sei sein ganzes Leben lang ein Liberaler gewesen, „mas mando se toco a la religion o a la corte — soy Carlista!“

Die Bahn geht in dem Thal des Guadalquivir, das sich nach und nach erweitert, am linken Ufer des Flusses entlang, je nach dessen Windungen bald näher, bald entfernter. Andujar, ein ansehnliches Städtchen, liegt gegenüber und ist eine Anhöhe hinan gebaut, die letzte Kuppe eines Höhenzuges, der von der Sierra Morena her bis an das rechte Ufer des Guadalquivir hinab steigt.

Von hier aus ist der Character der Vegetation ein so entschieden südlicher, daß er aufhört ein europäischer zu sein. Die Felder sind überall von riesenhaften Aloe-Hecken eingehegt. Zur Zeit, als die Städte Andalusiens von Arabern bewohnt waren, Moscheen und maurische Paläste alle Denkmale römischer und gothischer Herrschaft verdrängt hatten: wie muß diese orientalische Bevölkerung und Cultur unter diesem Himmel, in dieser Pflanzenwelt, durchaus den Eindruck des Einheimischen gemacht haben! Die europäische Menschheit in ihrer modernen Tracht scheint fremd in dieser Umgebung.

Nordwärts bildet die Sierra-Morena die Grenze des Thals, dessen Sohle — ziemlich von Andujar an — flach ist bis an den Fuß des Gebirges. Gegen Süden auf dem linken Ufer bilden flach abgedachte bis zum Kamm hinauf angebaute Anhöhen, die bald dem Fluß näher treten, bald entfernter dahin ziehen, die Einfassung des Thals.

Puente de Alcolea, wo vor wenigen Monaten das vorläufige

Schicksal Spaniens durch eine verhältnißmäßig sehr unbedeutende Rauferei entschieden wurde. Hier geht die Bahn auf das rechte Ufer des Stromes hinüber. Die strategische Bedeutung, welche die wenigen stehenden Brücken, die es im Lande gab, wie die von Almaraz und del Arzobispo, in den Kriegen gegen Napoléon I. haben konnten, deutet auch darauf, wie sehr Spanien in allen Bedingungen modernen Lebens gegen das übrige Europa zurück stand.

Bald ist nun Cordova an seiner Nordseite erreicht. Ehemals als Residenz der Ommayadischen Chalifen des Westens die größte, reichste, belebteste Stadt in Europa und der Sitz einer Bildung, die damals in unserem Welttheil ihres Gleichen nicht hatte, ist es in stetem Sinken geblieben, seitdem es wieder dem Christenthum, man ist versucht zu sagen, verfallen war. Namentlich aber hat sich hier während der drei letzten Jahrhunderte, die ganz Europa zu einem erweiterten Dasein geführt haben, kein neues Leben geregt; es hat hier kein rühriger Verkehr im Sinne der neueren Zeit eine veränderte Anlage und Gestaltung der Stadt nothwendig gemacht und darin aufgeräumt, und so hat denn Cordova in seiner Anlage nicht nur ganz den Character einer mittelalterlichen Stadt behalten, sondern insbesondere den einer orientalischen, maurischen. Die Straßen sind sämmtlich sehr schmal, für Fußgänger, Reiter, Sänften berechnet und winden sich in bizarren Biegungen, für die man keinen Grund wahrnimmt, durch das Häusermeer. Während manche Gäßchen so schmal sind, daß zwei Fußgänger sich darin mit einiger Vorsicht ausweichen müssen, giebt es ihrer nur wenige, in denen man überhaupt fahren kann, und nur ein paar, in denen zwei Wagen an einander vorbei kommen können. Die Gäßchen sind aber hell und nicht unfreundlich. Die mächtige andalusische Sonne sorgt dafür, und mehr vielleicht noch der Umstand, daß die Häuser zu beiden Seiten allgemein nicht sehr hoch sind. Es sind hier nicht so viele Stockwerke übereinander gethürmt wie in Deutschland oder Italien.

Die Straßen sind still und wenig belebt, und doch lebt hier ein ganz bedeutender Theil des andalusischen Adels in sehr ansehnlichen Palästen, wie denn überhaupt der spanische Adel seine Wohnsitze großentheils in den Provinzstädten hat. Die hiesigen Paläste haben

aber auch in ihrer Anlage einen ganz orientalischen Character, demgemäß sie nach Außen, nach der Straße hin, sehr unansehnlich und eigentlich ganz ohne Architectur dastehen, der ganze und mitunter sehr reiche Schmuck des Hauses dagegen nach Innen entfaltet, dem patio, dem Hof, zugewendet ist. An der Straße gewahrt man Nichts als eine einfache Wand, die blendend geweißt ist, um die Hitze abzuhalten, von so wenigen Fenstern als möglich durchbrochen, und ein großes Thor. Durch dieses Thor aber sieht man, wenn es offen steht, in einen Hof, den ein Porticus, den Arkaden umgeben, und dessen freier Raum zu wohlgepflegten Garten-Anlagen benützt ist.

Da sind Cypressen zu künstlichen Lauben, zu kleinen Tempeln gezogen, und Statuen, Marmor-Vasen stehen halb versteckt im saftigen Grün tropischer Gewächse und blühender Sträuche. Diese Höfe sind natürlich doch nicht übermäßig groß, die Sonne kann den Tag über doch nur einige Stunden hinein scheinen, und im nördlichen Frankreich oder in Deutschland könnte sich in einem solchen Raum nur eine höchst dürftige Vegetation entwickeln. Hier wird sie unter diesen Bedingungen zu einer sehr üppigen und reichen, die mit einer glänzenden Fülle von Laub prangt. Daß der Patio so sorgfältig geschmückt wird, hat auch noch den Grund, daß er hier in Andalusien während der Sommermonate der vorzugsweise bewohnte Raum des Hauses ist. Dort verweilt man während der heißen Stunden.

Lange verweilte ich in der Moschee, der jetzigen Cathedrale, dies Mal dem Eindruck des Ganzen hingegeben ohne genauer auf die Einzelheiten einzugehen. Und der Eindruck ist ein mächtiger, wunderbarer, den man nicht leicht bewältigt, um so mehr, da dieser Wunderbau keinem anderen gleicht, von dem man weiß. Man hat keinen Maßstab dafür, denn man hat Nichts, womit man ihn vergleichen könnte.

Den Abend verbrachte ich im Theater. Seltsam! Die wirkliche Oper ist in Spanien und nicht blos in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen, immer eine italienische. In ihrer eigenen Sprache führen die Spanier nur Zarzuelas auf, kleine Operetten von durchaus eigenthümlich nationalem Gepräge, oder solche Possen, wie sie der angenehme Gassenhauer-Mann Offenbach componirt. Wie die Franzosen in den Provinzstädten und auch die Deutschen thun, den

Text Mozartischer oder Rossinischer Opern in die Landessprache zu übersetzen und dann selber zu singen so gut oder so schlecht, „als nu en Swinegel an en leiwen Suntagmorgen to singen plegt", das fällt ihnen gar nicht ein!

Seltsam ist, wie mir nun nachträglich einfällt, daß ich in Bayonne gar nicht an die Ereignisse von 1808 gedacht habe und an die nichtswürdige Rolle, die Napoléon I. dort gespielt hat unter Nichtswürdigen, die er an Nichtswürdigkeit zu überbieten wußte.

17. Mai. Abreise um 1^0^18'. Das Thal des Guadalquivir behält zunächst stromabwärts den früheren Character, doch zeigt sich das Land nach und nach weniger angebaut, und nachdem die Bahn auf das linke Ufer des Flusses hinüber gegangen ist, führt sie in der Gegend von Carmona in eine sehr öde Wüste. Diese unbewohnte Einöde war einst der Garten Europas; sie lieferte die Mittel eine Stadt zu ernähren, wie Sevilla zu seiner glänzenden Zeit war. Der an sich sehr fruchtbare Boden bedarf hier nicht nur, wie überall im Süden, der künstlichen Bewässerung, sondern beinahe mehr noch einer sehr sorgfältigen Entwässerung, denn der Fall des Guadalquivir beträgt auf die 130 Kilometer zwischen Cordova und Sevilla nur etwa 30 Fuß; Wasser, das auf die Felder geleitet würde, könnte leicht stocken und faulen, ja unter Umständen selbst das Regenwasser. Die Araber hatten das Alles eingerichtet; unter christlicher Herrschaft, unter dem Einfluß der Kirche, ist Alles zu Grunde gegangen.

Was eine kirchliche Lehre, die Arbeit und Betriebsamkeit als eine Beschäftigung mit nichtigen verwerflichen irdischen Interessen, als halb und halb sündhaft erscheinen läßt, freiwillige Armuth und Bettelei dagegen zur Tugend erhebt, wenn dabei nur der Rosenkranz fleißig gebetet und dem Priester unbedingt gehorcht wird: was eine solche Lehre aus dem blühendsten Lande machen kann, das sieht man in Spanien auf jedem Schritt; eine Reise durch Spanien ist deshalb sehr lehrreich. Freilich kam hier zu der kirchlichen Lehre auch noch der entmuthigende Feudal-Druck, der den Landmann der Früchte seines Fleißes nicht froh werden ließ, aber diesen Feudal-Druck übte ja großentheils wieder die Kirche selbst als Grundherr! Auch ist dieser Druck nun verschwunden, intelligente Betriebsamkeit aber ist dennoch nur in

geringem Grade erwacht. Es gehört eben viel Zeit dazu wieder herzustellen, was Jahrhunderte lang systematisch verdorben worden ist.

Ich bin überzeugt, wie Italien kann auch Spanien nur durch eine Reform der Kirche, die aber aus der Kirche selbst hervorgehen müßte, wahrhaft und wirklich wieder empor kommen.

Etwas nach 5° in Sevilla. Die Stadt imponirt gar sehr. Man fühlt sich mehr noch als zu Cordova der gewohnten europäischen Alltäglichkeit entrückt. So Vieles ist hier eigenthümlich, selbst die eleganten Equipagen mit Maulthieren bespannt, die man hier auf dem Paseo sieht! Sie passen zu der mehr afrikanischen als europäischen Vegetation, und doch erinnern die Livreen daran, daß ein europäisches Geschlecht hier herrscht und haust. Ich fuhr an der Cathedrale vorüber, die durch ihre colossalen Dimensionen gewaltig imponirt. Unwillkürlich sagt man sich: hier ist die wirkliche, nationale, von Natur und Geschichte gegebene Hauptstadt Spaniens. Das ist der Eindruck, den der Ort unwiderstehlich macht. Man könnte einwenden, der mannhafteste tüchtigste Theil der Bevölkerung lebe im Norden, namentlich in Asturien und Leon und selbst noch in Alt-Kastilien; das sei das Land der gothischen heroischen Erinnerungen und des nachhaltigen Widerstandes gegen jede fremde Herrschaft. Das ist wahr: aber welche Stadt des Nordens wäre jetzt in der Lage diese geschichtlichen Erinnerungen in der Gegenwart würdig und mächtig zu vertreten? Oviedo, Burgos und Toledo, die alten historischen Hauptstädte der früheren Jahrhunderte spanischer Geschichte, sind seit sechs Jahrhunderten verlassen und elend verkommen; sie sind Schatten ohne Macht und Wesen! Sevilla vertritt dagegen mehr als jeder andere Ort in Spanien den Sieg der Christen über die Araber; seit dem dreizehnten Jahrhundert haben castilische Könige auf den Trümmern arabischer Throne hier gehaust, von hier aus geherrscht und mächtige Spuren ihres bedeutenden durchaus spanischen Lebens und Wirkens hier zurückgelassen. Die ruhmreichsten Geschlechter Castiliens sind mit ihren Königen nach Andalusien übergesiedelt; Guzman als Herzog von Medina-Sidonia, Telles Giron als Herzog von Ossuna, Ponce de Leon als Herzog von Medina-Celi und Alcala. So vertritt Sevilla eine bedeutende

inhaltsreiche Periode der castilischen, der spanischen Geschichte, während Madrid, die künstlich geschaffene modern nichtssagende Hauptstadt des Reichs, in der That Nichts vertritt als den hoffährtigen Prunk und Schein und den beginnenden Verfall unter Philipp II.

Nach dem Luncheon im Hôtel den Consul Don Antonio Merry besucht. Der wohnt in einer sehr engen winkelhaften Straße hinter dem Palast des Erzbischofs.

Ich fand ihn sehr niedergeschlagen, muthlos und herabgestimmt. Er sieht nun wohl, daß Serrano nicht Regent wird, und da erscheint ihm Alles im trübsten Licht. Er sieht Nichts als Unheil und keinen Ausweg. Er sagt: Montpensier ist als König in Spanien unmöglich, obgleich er hier in Sevilla, wo er seit einem Viertel-Jahrhundert haust, wegen seines musterhaft reinen und würdigen Privatlebens und seiner regen Teilnahme an Kunst und Wissenschaft ungemein hochgeachtet ist. Er ist unmöglich, weil man in ihm einen Franzosen, einen Fremden sieht, und dann auch in Folge der Halbheit seines Benehmens. Ja, wenn er den Degen gezogen hätte für die Königin Isabella! Dann könnte er jetzt König werden. Ein fremder König ist in Spanien unmöglich. Republikaner giebt es in den höheren Ständen eigentlich keine weiter als die Herren dieser Partei, die Mitglieder der Cortes sind. Außer diesen Herren zählt diese Partei nur Proletarier zu den Ihrigen. Diese freilich gehören fast Alle dazu. Und leider ist auch ein großer Theil der hiesigen Besatzung für die Republik gewonnen, gewiß ein Drittheil der Truppen, die hier stehen. Es wäre schrecklich, wenn die Truppen der Besatzung hier in Sevilla untereinander in Kampf geriethen! Was soll dann aus der Stadt werden!

Napoléon hat den spanischen Gesandten in Paris, Don Salustiano Olòzaga, zu sich beschieden und ihn in langem Gespräch aufgefordert für die Erhebung des Prinzen von Asturien auf den Thron Spaniens zu wirken; ihm die Vortheile auseinander gesetzt, welche eine solche Königswahl für die Nation haben müsse, und für den Fall, daß der Prinz gewählt wird, dem Königreich Spanien den Schutz und die Protection Frankreichs zugesagt. So hat Merry von einem intimen Freunde Olòzaga's vernommen.

Merry seufzt nach einer auswärtigen Intervention, um hier in Spanien „Ordnung" zu machen wie 1823 — und er hofft darauf. Daß in Spanien Ordnung herrsche, sei ja doch das Interesse aller Staaten.

NB. Napoléon III. wendet sich an Olòzaga mit seinen Bemühungen für den Prinzen von Asturien, ein Beweis, daß er darauf hat verzichten müssen den General Prim unmittelbar dafür zu gewinnen. Aus der Art, wie Merry von der Sache gehört hatte und sich als getreues Echo darüber äußerte, ging freilich unzweifelhaft hervor, daß Olòzaga auf die Sache eingegangen ist; aber das will wenig sagen. Darin, daß nicht ein nahmhafter und einflußreicher General, sondern ein Civilist, der der Armee fernsteht, die Candidatur des Prinzen fördern soll und muß in Ermangelung eines Anderen, liegt vielmehr ganz entschieden eine Schwäche dieser Politik, die wenig Aussicht auf Erfolg läßt.

Was für verschiedene Forderungen werden an den armen Montpensier gestellt! Die Diplomaten in Madrid meinen, er hätte an der Brücke von Alcolea an der Spitze der insurgirten Truppen stehen müssen, dann wäre er König geworden; und hier sagt man im Gegentheil: ja! wenn er den Degen für die Königin Isabella gezogen hätte!

Diese letzte Forderung ist freilich barer Unsinn. Wie konnte er eine Revolution bekämpfen, zu der er selbst das Geld hergegeben, die er großentheils veranlaßt hatte! Und selbst abgesehen davon wäre gewiß der Kampf für die Königin gegen die Revolution nicht der kürzeste Weg gewesen durch die siegende Revolution auf den Thron erhoben zu werden.

Mehr und mehr überzeuge ich mich davon, daß die Republikaner in Spanien ohne allen Vergleich mächtiger sind, als die Diplomaten in Madrid sich träumen lassen, besonders hier im Süden. Daß die Armee das einzige active thätige Element in Spanien sei, wie das eine lange Reihe von Jahren wirklich der Fall war, das ist jetzt nicht mehr wahr! Es hat sich seit der September-Revolution ein zweites actives Element ausgebildet, das sich gar wohl auf eigne Hand zu Thaten erheben kann: das sind die Republikaner! Ein drittes solches Element giebt es freilich nicht.

Ernste Kämpfe können nur zwischen den Republikanern und der Armee stattfinden, niemals zwischen den Republikanern und einer anderen Partei. Die anderen Parteien bringen keine streitbare Macht in das Feld, insofern sie dieselbe nicht in den Reihen der Armee finden. Die Armee mag immerhin das stärkere Element sein, oder vielmehr sie ist das wohl ohne Zweifel. Aber sollte wirklich ein Theil der Armee für die Republik gewonnen sein und sich, einen namhaften General an der Spitze, den Republikanern anschließen, dann könnten diese sehr leicht das stärkere Element werden.

Die heißen Stunden in meinem Zimmer verlebt. Um 4 Uhr unter Begleitung eines Führers, Laboisse genannt, die Giralda erstiegen, den Thurm, den man das Wahrzeichen Sevillas nennen könnte, der auch von den Spaniern in der That als solches besprochen wird. Jetzt der Cathedrale angefügt, in früheren Zeiten, die man leider! auch bessere nennen muß, Minaret der großen Moschee, die hier stand.

Die Aussicht von oben ist von Interesse, die Construction der Cathedrale läßt sich zunächst von der Giralda aus genau übersehen; die Stadt ist dreimal so groß wie Cordova und nicht so eng zusammengebaut. Lange Zeit Hauptstadt der castilischen und dann selbst der spanischen Könige, nicht wie Cordova seit der Eroberung durch die Christen zum Stillstand und langsamen Verkommen verurtheilt, vielmehr gehoben durch den Verkehr mit den weitläufigen spanischen Colonien in Amerika und Indien, hat Sevilla bei weitem weniger das maurische Gepräge behalten und ist viel entschiedener eine Stadt von spanischem Charakter geworden.

Die Cathedrale steht auf den Fundamenten einer Moschee, die ein gewaltiger Bau gewesen sein muß. Diese ist abgesehen von einem Hofthor und der Giralda bis auf die letzte Spur vernichtet. Die Cathedrale steht sammt allen Gebäuden, die sich ihr anschließen, auf einer um mehrere Stufen über das Straßenpflaster erhabenen Plattform. Der Patio de los naranyos, einst der Vorhof der Moschee, in den man von Norden her eintrat, liegt, an allen vier Seiten von Gebäuden eingeschlossen, an der nördlichen Langseite der Kirche.

Auch nach Süden hin schließt sich dem Dom ein ähnliches von Gebäuden umgebenes Viereck an. So bildet die Cathedrale den Kern einer Häuser-Insel, aus der nur gegen Westen hin ihre Stirn- und Giebelseite hervortritt, die durch ihre Höhe und ihre mächtigen Dimensionen imponirt.

Die Cathedrale hat fünf Schiffe. Die Pfeiler, welche die Gewölbe derselben tragen, sind Säulenbündel, aber die Capitäle der Säulen sind in einem so kleinen Maßstab gehalten, daß man sie kaum gewahr wird; sie sind in der That zu klein, um ein wesentliches Glied in dieser colossalen Construktion zu bilden. Es ist, als ob hier eine Hinneigung zur arabischen Architektur, in der die Säule der Zeltsäule nachgebildet ist, einigen Einfluß geübt hätte. Im Übrigen steigen diese Pfeiler schlank und kühn zu der gewagten Höhe der Gewölbe empor.

Zu den bedeutendsten Kunstwerken, die in großer Anzahl in den Capellen bewahrt werden, gehört vor allem die Vision des heiligen Antonius von Padua, großes Altarblatt von Esteban Murillo und wohl eines der schönsten Bilder, die es überhaupt giebt in der Welt. Wer dieses Bild nicht gesehen hat, der kann nicht wissen, was Murillo war und vermochte, kann nicht wissen, zu welcher Höhe sich die Kunst in Spanien im siebzehnten Jahrhundert erhoben hatte. Der enthusiastische ekstatische Ausdruck des Mönchs, der in seiner Zelle auf den Knieen liegt, und die Anmuth des Christus-Kindes, das von Wolke zu Wolke zu ihm hinabsteigt, sind von unübertrefflicher Schönheit.

Luncheon im Hôtel. Dann ließ ich mich von Laboisse nach dem Museum führen, das in dem ehemaligen Kloster de la Merced eingerichtet ist.

Da ist vor allem der große Zurbaran, die Apotheose des heiligen Thomas von Aquin, der mir ganz neue Anschauungen gewährte; das ist etwas Anderes als die Zurbarans im Louvre! Eine großartige Composition, der Heilige, der auf Wolken empor schwebt, unten seine Schüler, ein Papst, Cardinäle und Prälaten, discutirend, berathend. Was für bedeutende Köpfe! Und Nichts von der Rohheit des Colorits, die mir in Paris auffiel, wohl aber eine Virtuosität und Energie der Ausführung, vor der man staunend steht! Ganz wie auf dem

schönen Bild in London, dem einsam in seiner Zelle knieenden Mönch. Nur daß hier die großartige Composition imponirt, wie dort die energisch aufgefaßte Einsamkeit.

Unter den anderen zahlreichen Murillos ist auch ein heiliger Antonius von Padua, anders aufgefaßt als in der Taufcapelle der Cathedrale. Der Heilige umfaßt liebevoll das Christuskind, das bereits herniedergestiegen ist und belehrend vor ihm auf der Bibel sitzt. Ein reizenderes und zugleich so vollkommen naturwahres, aus dem wirklichen Leben und der wirklichen Welt in das Bild versetztes Kind ist kaum je gemalt worden.

23. Mai. Früh zu dem Hospital della Caritad gefahren. Diese Anstalt, klosterartig eingerichtet, großartig angelegt, von barmherzigen Schwestern bedient, sauber gehalten, soll in jeder Beziehung sehr gut verwaltet und sehenswert sein. Mir war es jedoch nur um die Kunstwerke zu thun, deren das Hospital zwar nur eine geringe Anzahl, aber von auserlesenem Werth besitzt. Sie sind in der Kirche vereinigt und sämmtlich von Murillos Hand.

Da sind vor Allen zwei große Compositionen in der Tribüne, das Wunder der Brode und Fische und Moses, der die Quelle aus dem Felsen schlägt.

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben — wo ihr es packt, ist es interessant!" sagt Goethe mit ergreifendem Verständniß. Hier ist ein Meister, Esteban Murillo, der wußte es zu packen, der wußte hineinzugreifen in das volle Menschenleben! Das ist ein Realist! Das Ideale fehlt ihm nicht, es geht ihm in der gesundesten Weise aus der Wirlichkeit hervor, man sehe nur den Christuskopf auf dem ersten dieser Bilder. Der dankende Blick, den der Prophet zum Himmel erhebt, Aarons ehrfurchtsvolles Erstaunen über das Wunder, die Gier, mit der ganz Israel sich auf das Wasser stürzt, und so mancher einzelne Zug, z. B. das Kind, das auf dem Arm der Mutter mit dem unschuldigen Egoismus der Kindheit nach dem Becher greift, den die Mutter eben zum Munde führt: wie ist das Alles aus dem Leben gegriffen!

Ein Mulattenknabe, der im Vordergrunde auf einem Pferde sitzt, rückwärts gewendet aus dem Bilde heraus schaut und auf den Propheten weist, soll ein Sohn des Meisters sein.

Der Marschall Soult wußte die Gemälde zu schätzen, wenn auch nur nach ihrem Geldwerth, um den es ihm hauptsächlich zu thun war; er hatte sie gleich vielen anderen geraubt und hat sie erst nach vielen Reclamationen wieder herausgegeben.

Daß nicht noch viel mehr Kloster- und Kircheneigenthum aus seiner Gallerie zurückgefordert worden ist, beweist in schlagender Weise, wie unwissend und roh der spanische Klerus war; die Leute wußten nicht, was sie an Kunstwerken verloren hatten, und legten keinen sonderlichen Werth darauf. Ihre Landgüter und Zehnten haben sie mit staunenswerther Energie zurückgefordert.

28. Mai. Das zu Ehren des Frohnleichnamsfestes anberaumte Stiergefecht findet des schlechten Wetters wegen nicht statt. Ich beschließe heute abzureisen.

Noch einmal in das Museum, mich an den Murillo's und an dem großartigen Zurbaran zu erfreuen.

Abreise auf der südlichen Eisenbahn. Flaches Land und viel öde ganz unbebaute Flächen. Wie ganz anders muß es hier zur Zeit der Araber ausgesehen haben.

29. Mai. Cadiz. Ich suchte natürlich vor allen Dingen unseren preußischen Consul in seinem Comptoir auf. Er ist ein junger Mann Namens G. Kropf, ein Deutscher, wie sich versteht, und ein ganz verständiger Mann.

Er bestätigte durchaus und auf das Vollständigste die Ansicht von der Lage der Dinge in Spanien, die ich mir bereits gebildet habe, namentlich daß die republikanische Partei hier im Süden des Landes sehr zahlreich ist, sehr stark, sehr mächtig, und daß von ihr die größte Gefahr droht.

Er schilderte mir, wie alltäglich hier die September-Revolution verlaufen ist, wie ganz ohne Anstoß. Die Truppen wurden eines Morgens versammelt, Serrano und die anderen Herren landeten, man rief: „a bajo los Borbonos! viva el General Serrano! viva la libertad!“ Niemand hatte etwas dagegen, und damit war die Sache abgemacht. Die Geschäfte gingen denselben Tag ihren ganz gewöhnlichen regelmäßigen Gang, als sei eben nichts Besonderes vorgefallen.

Sehr ernst und wahrhaft schrecklich dagegen sei der republikanische

Aufstand gewesen, der nur mit Mühe und vermöge eines großen Aufwandes von Mitteln besiegt werden konnte. Neue blutige Unruhen sehr ernster Art seien mit Bestimmtheit vorher zu sehen. Kropf bat mich eben deshalb dringend, ich möge mich dafür verwenden, daß ein preußisches Kriegsschiff hergesendet werde, und wenn es auch nur ein Kanonenboot wäre. Das würde den günstigsten Eindruck machen und die Deutschen sicher stellen. Das Fahrzeug könne zwischen hier, Malaga und Barcelona seinen Standpunkt wechseln.

Während der letzten Kämpfe habe er selbst mit seiner Familie und allen anderen hiesigen Deutschen an Bord eines dänischen Kriegsschiffes eine Zuflucht suchen müssen, was sehr unangenehm gewesen sei, obgleich die dänischen Offiziere die Schutzsuchenden ganz gut aufgenommen hätten.

Wir machen zusammen einen Spaziergang um einen großen Teil der Stadt, zunächst an der Nordostseite entlang, die dem weiten Meerbusen zugewendet ist, auf den ganz aus Stein erbauten Wällen, dann an der schmalen Südostseite und endlich an der gegen das offene Meer gewendeten Südseite dahin bis zu dem Thor, das nach dem Fort S. Sebastian auf der äußersten Klippe führt.

Die Lage ist sehr merkwürdig. Cadiz hängt mit dem Festlande nur durch eine schmale sandige Landzunge zusammen. Die Stadt liegt auf einem Felsen, der sich nur mäßig über den Spiegel des Meeres erhebt, der aber um so mehr zur Anlage einer Stadt einladen mußte, da seine Oberfläche ein ganz ebenes Plateau bildet. Einen Hafen hat Cadiz eigentlich nicht, aber die große herrliche Bucht ist ein sicherer Ankerplatz von solcher Ausdehnung, daß es da für die größten Flotten, die der Welthandel in Bewegung setzen kann, nie an Raum fehlen wird. Auch jetzt schien der weite Meerbusen reichlich mit Schiffen gefüllt. Mehrere hundert Fahrzeuge lagen da vor Anker, meist Fischerbarken, doch ließen sich auch größere Kauffahrtei-Schiffe unterscheiden und mehrere Kriegsschiffe. Die Stadt selbst ist durchaus modern, wie hoch auch ihre Geschichte hinaufreichen mag. Die Vergangenheit hat keine Denkmale hinterlassen.

Die neue Cathedrale, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts errichtet, ist ein gar seltsamer Bau, überladen mit einer

Menge ungemein schwerfälliger Zierrathen. Wie dem Styl der Renaissance so hat sich auch der neuitalienisch-klassischen Bauweise, die durch Michel Angelo und Palladio eingeführt wurde, hier in Spanien ein phantastisches Element zugesellt, hauptsächlich durch einen Baumeister Churriguerra, der eine zahlreiche Schule gegründet hat. Dieses phantastische Element unterscheidet sich und zwar sehr zu seinem Nachtheil wesentlich von dem Roccoco, das sich in Italien und Frankreich aus dem Palladio-Styl entwickelte.

Während der Roccoco-Styl eine gewisse conventionelle Eleganz anstrebt in seinen spielenden Formen, sucht Churriguerra's Schule durch sinnlose Willkür, durch einen Überreichthum an Zierrathen, die stets im Verhältniß zum Ganzen in einem übermäßig großen Maßstab ausgeführt sind und auch entfernt nicht mehr an eine fingirte Construction erinnern, den Eindruck des Großartigen und der Kühnheit zu machen. Das führt zu Abenteuerlichkeiten, durch die man sich empört fühlt, sobald man über das Erstaunen hinausgekommen ist.

Weiterhin machte mich Kropf auf die äußerlich unscheinbare Kirche des ehemaligen Kapuziner-Klosters aufmerksam und erzählte, daß Murillo in ihr das Ende seiner Tage gefunden hat. Mit der Ausführung eines Wandgemäldes beschäftigt, stürzte er vom Gerüste hinab auf den Stein-Fußboden.

Nach Tisch holte mich Kropf zu einem Spaziergang ab. Wir besuchten in der beginnenden Abendkühle die Alameda, den öffentlichen Spaziergang, den die Araber als Herren des Landes in jeder spanischen Stadt anlegten, und der überall bis heute seinen arabischen Namen behalten hat. Den Abend brachte ich bei Kropf zu in den schönen hohen Räumen seines Hauses.

Ich erfuhr, daß morgen ein Dampfboot nach Algesiras abgeht, und werde natürlich die Gelegenheit benützen.

Morgen wird hier das Frohnleichnamsfest, das am Frohnleichnamstage des schlechten Wetters wegen nicht begangen werden konnte, durch eine Procession und das dazu gehörige Stiergefecht gefeiert. Und auch hier, wie fast überall, ist der Ertrag des Stiergefechtes zum Loskaufen der Quintos, der ausgehobenen jungen Mannschaft, bestimmt.

Eine eigenthümliche Art von Wohlthätigkeit! Ich glaube garnicht, daß die Quinta, die Rekruten-Aushebung, in Spanien unpopulärer ist als anderswo: aber die Republikaner thun so geräuschvoll wie möglich, als sei sie namenlos verhaßt, und zwar um sie wirklich verhaßt zu machen, um dem Volk wirklich die Vorstellung beizubringen, daß der obligate Militair-Dienst die abscheulichste aller Tyranneien sei. Das ist sehr durchsichtig.

30. Mai. Vor sechs Uhr aufgestanden, und bald darauf wanderte ich durch wohlthuende balsamische Morgenluft, wie man sie eben nur im Süden erlebt, zu der Puerta del mar. Ein Kahn brachte mich vom Molo, der bis zu einigermaßen tiefem Wasser in den Meerbusen hinein reicht, zu dem Dampfboot, das in einiger Entfernung vor Anker lag. Um 7 Uhr wurden die Anker gelichtet. Wir fuhren an Kap Trafalgar vorüber und über den Raum dahin, auf dem Nelson den größten Seesieg erfocht.

Nun aber erhob sich die gebirgige Küste von Afrika mächtig am Horizont, sie trat näher, obgleich immer noch in das Blau der Ferne gekleidet. Afrika! einen fremden Welttheil zu sehen ist doch eigenthümlich. Kap Spartel lag vor uns. Unser Schiff segelte nahe an der europäischen Küste dahin, so daß hier alle Gegenstände in den Localfarben hervortraten, während das Gebirge in Afrika uns duftig blau gegenüber lag.

Man zeigte mir einen weißen Streifen im Hintergrunde eines Meerbusens: das war Tanger, und bald zeigte sich viel deutlicher die blendend weiße Häusermasse von Ceuta am Fuß der afrikanischen Berge. Tanger und Ceuta! welche Erinnerungen stiegen mir auf, wie eine alte halbverklungene Sage, beim Anblick dieser Städte. Meine Knabenjahre fallen in die Zeit der aufstrebenden Romantik; Spanien und sein heldenhaft gedachter Widerstand gegen die napoleonische Zwingherrschaft lenkte die Blicke aller Strebenden auf sich; man sah mit Begeisterung auf das edel geartete spanische Volk und auf seine eigenthümliche fremdartige Denkweise, die seltsame Ideenwelt, in der es lebte. Dieser Gedankenkreis erschien als entschiedener Gegensatz zu der nüchternen trivialen Aufklärung, dem marklosen Kosmopolitismus, in dem man Deutschlands Schwäche und den Grund

seines Unglücks sah, hochberechtigt in seiner erhabenen Wahrheit. Die Dichterwerke des spanischen Genius, auf die Lessing ein halbes Jahrhundert früher vergebens hingewiesen hatte, wurden nun erst nicht nur der Entdeckung werth gehalten, sondern auch als eine neue Welt, die sich dem deutschen Geist aufthat, mit einer leidenschaftlichen Begeisterung erfaßt. Auch ich wurde als siebenjähriger Knabe in diese Welt eingeführt und vergoß bittere nie vergessene Thränen über Calderons „standhaften Prinzen", dessen Schicksal mich mehr noch peinigte als rührte, da das Heldenthum des Duldens dem Knaben nicht genügen wollte, dessen tief erregtes Gemüth den Sieg des Christenthums, Bestrafung frevelnden Uebermuths und Rache verlangte.

Tanger und Ceuta! und die Gebirge, die sich über ihnen aufthürmen, da lag nun der Schauplatz jener Begebenheiten in sichtbarer Wirklichkeit vor mir. Ich war nun wirklich da, wo die träumende Phantasie des Knaben so oft geweilt hatte; Traum und Wirklichkeit schlossen sich aneinander über die sechzig Jahre hinweg, die dazwischen liegen.

Und nun öffnete sich die Bai von Gibraltar vor unseren Blicken, und mit ihr eine andere Gedankenreihe. Der Gebr-el-Tarik, der Felsen des Tarik, erhob sich grade vor uns aus den Wellen. Die Gestalt des Felsens ist sehr oft mit der eines ruhenden Löwen verglichen worden; man kann auch wohl einen solchen Umriß daran erkennen. Die Punta de Europa, der um vieles niedrigere Felsrücken, der sich vom Fuß des hohen Felsens noch weiter in das Meer hinein gegen Afrika hin erstreckt, wird als die ausgestreckte Tatze des ruhenden Löwen gedeutet.

Wie schmal ist hier die Meerenge, die zwei Welttheile scheidet, wie verlockend für ein hochbegeistertes vom Erfolg getragenes Volk, das sich wie ein Wildstrom erobernd über ganze Welttheile ergoß und in jedem Widerstand nur neue Siege fand! Und hier an diesen Gestaden fanden sie ein entartetes Volk. Seltsam, von allen deutschen Völkerschaften, welche die alternde Römerwelt umgestalteten, hat keine dieser Welt so wenig neues Leben zuzuführen gewußt, ist keine so vollständig in die Entartung aufgegangen, die sie vorfanden, als diejenigen

Stämme, die sich hierher in dieses afrikanische Klima verloren hatten: Vandalen und Westgothen. Und doch standen gerade die Gothen in der alten Heimath sehr hoch unter den deutschen Völkern.

Der Meerbusen ist im Westen und Norden von mäßigen Anhöhen umgeben; Gibraltar liegt an der Südost-Spitze am Eingange des Meerbusens. Das spanische Städtchen Algesiras, das dem Reich als Handelsplatz das verlorene Gibraltar ersetzen soll, erhebt sich im Nordwesten im Hintergrunde der Bay.

Einen eigentlichen Hafen hat Gibraltar so wenig als Cadiz, nur eine Rhede; diese ist aber bei Weitem nicht so gut als die von Cadiz und bietet, gegen Süden weit geöffnet, nicht gegen alle Winde genügenden Schutz.

Auch Algesiras hat keinen Hafen. Auf den ersten Blick überzeugt man sich, daß Algesiras kein Welthandelsplatz ist. Es ist ein etwas ärmliches Städtchen, dessen niedrige weiß getünchte Häuser keinen Anspruch auf architektonischen Schmuck machen.

Algesiras. Nachdem ich allein gefrühstückt hatte, ließ ich mich zu dem preußischen Consul Don Antonio Duarte führen. Der nahm mich sehr höflich auf und war ganz zu meinem Dienst bereit, aber er spricht kein Wort einer anderen Sprache als spanisch, und für ein tiefgehendes politisches Gespräch reicht meine Geläufigkeit in diesem schönen Idiom nicht aus. Wir mußten warten, bis ein junger Neffe herbeigerufen war, der erträglich französisch versteht, den sein Oheim stets „el chico“ nannte, und von dem er mir sagte, der sei selber Republikaner und könne daher über Vieles die allerbeste Auskunft geben. Der Chico erschien nach wenigen Minuten und machte ganz erträglich den Dolmetscher.

A. Duarte: Die Republikaner sind sehr zahlreich, sehr stark in ganz Andalusien, in Catalonien, in Valencia und in einem Teil von Arragon. Die Partei umfaßt vorzugsweise die Arbeiterklassen, überhaupt die unteren Stände; sollte sich ihr der Mittelstand mit seinem Vermögen, mit seinen finanziellen Mitteln anschließen, dann wird sie außerordentlich mächtig. NB. Der Mittelstand steht ihr also nicht feindlich gegenüber; er ist für jetzt schwankend, ungewiß. Ob die Republikaner ihn gewinnen oder nicht, das wird wohl davon abhängen,

ob sie sich von dem sozialistischen Gebahren ihrer Verbündeten von der „Internationalen“ freihalten oder nicht.

Ich: Mir scheint, der alte Gegensatz von Castilien und Arragonien ist noch keineswegs ganz verwischt und hat seinen Antheil an den republikanischen Bestrebungen, namentlich in so fern sie sich in Arragonien geltend machen.

A. Duarte: So ist es; das habe ich noch gestern zu meinem Neffen gesagt. In Arragonien verlangt man nicht etwa blos die Republik überhaupt, sondern ausdrücklich die Föderativ-Republik, um für sich zu sein. Catalonien und insbesondere Barcelona hat dafür auch noch finanzielle Gründe. Catalonien ist die reichste Provinz Spaniens und zahlt den größten Steuer-Beitrag, der natürlich weit über die Kosten der örtlichen Verwaltung hinaus geht. Nun berechnet man, daß, wenn Spanien eine republikanische Staaten-Conföderation wäre, in der Catalonien einen besonderen Staat bildete, die Kosten der Central-Regierung aber von allen vereinigten Staaten nach einem allgemeinen gleichmäßigen Maßstab aufgebracht würden, etwa nach der Kopfzahl, daß dann Catalonien, wenn es fortfährt die gegenwärtigen Steuern zu zahlen, nach Entrichtung seines Beitrages und Bezahlung aller Kosten der Local-Verwaltung noch einen ansehnlichen Ueberschuß behalten würde, der im Innern der Provinz auf Eisenbahn- und Kanalbauten und Dergleichen verwendet werden könnte.

Der Prinz von Asturien ist als Thron-Candidat vollkommen unmöglich. Den will Niemand.

Ich: Wie ist die Stimmung in der Armee?

El Chico (in eigener Person): In der Armee finden sich alle Parteien; es giebt da Carlisten, Isabellinos, Republikaner und einfache Anhänger Prims.

NB. Die letzteren, das heißt die Anhänger der Macht, die eben an der Spitze steht und waltet, mögen wohl weitaus die zahlreichsten sein. Ich stelle mir vor, daß Carlisten und Isabellinos sehr zerstreut sind in der Armee und eben deshalb machtlos. Vielleicht giebt es in der ganzen Armee nicht ein einziges Regiment, in dem sich nicht ein paar Offiziere dieser Partei finden, aber auch kein einziges, in dem sie eine solche Majorität bilden, daß sie das Regiment mit sich

fortreißen und zu einem Pronunciamento bestimmen könnten. Natürlich ist nur von den Offizieren die Rede. Die Soldaten haben gar keine politische Meinung und folgen blindlings den Offizieren

El Chico: Offiziere selbst der hiesigen kleinen Garnison, die nur 500 Mann stark ist, geben den Republikanern zu erkennen, daß sie sich ihnen vorkommenden Falls anschließen werden.

(NB Er ist selber Mitglied des republikanischen Clubs und kann das wissen. Damit, daß die Cortes den § 33 der Verfassung und die Monarchie votirt haben, ist noch gar Nichts entschieden, das stellt sich immer deutlicher heraus. Die Frage wird vielleicht sogar durch Gewalt der Waffen entschieden werden müssen, wenn erst der König genannt ist.)

Ich kam genau zu rechter Zeit in mein Hôtel zurück, um auf die wohlfeilste Weise nach Gibraltar zu gelangen. Ein kleines Dampfboot fährt hin und her über die Bay zwischen beiden Städten. Die Fahrt dauert natürlich nicht lange. Ich stieg im Clubhouse ab. Mein Zimmer ist ein Eckzimmer, und so beherrsche ich denn von meinen Fenstern aus eine wundervolle Aussicht, nach der einen Seite auf den Meerbusen mit zahlreichen Schiffen, nach der anderen Seite auf die im Sonnenlicht flimmernde Meerenge und die Felsenküste von Afrika.

31. Mai. Gibraltar. Zuerst ging ich auch hier wieder zu dem preußischen Consul, Herrn Schott, in dem ich einen intelligenten jungen Handelsmann kennen lernte.

Auch er bestätigte mir, daß die republikanische Partei im ganzen Süden Spaniens sehr zahlreich und sehr mächtig ist. Sie rechnet auf einen Theil der Truppen und unter den Generalen namentlich auf Caballero de Rodas.

In Malaga ist ein furchtbarer Aufstand vorbereitet, der auf dem Punkt stand auszubrechen, als bekannt wurde, daß der § 33 der Verfassung von den Cortes angenommen sei. Die Führer der republikanischen Partei haben dann aber beschlossen die Erhebung auf den Augenblick zu verschieben, wo der neue König erwählt sein wird.

NB. Warum? Ohne Zweifel, weil sie vorhersehen, daß der

erwählte König ein fremder Prinz sein wird, und daß ihnen, wenn sie sich gegen den erheben, aller Wahrscheinlichkeit nach auch außerhalb der eignen Reihen der gesammte spanische National-Stolz zu Hülfe kommen wird. Gewiß keine schlechte Berechnung. Die Sache kann um so ernsthafter und in der That sehr ernsthaft werden!

2. Juni. Früh aufgestanden, um mit dem Dampfboot nach Malaga zu fahren. Um 6 Uhr lichteten wir von balsamischer Morgenluft umweht die Anker.

Die Küste von Europa lag im hellen Sonnenglanz um uns her, auf der afrikanischen lag ein Nebelstreif, der in der Tiefe, dem Meeresspiegel nahe, so leicht und dünn war, daß sich die weiße Häusermasse von Ceuta unsicher durch den Schleier erkennen ließ. Höher hinauf war er dunkler; über diesen dunklen Streifen hinaus aber ragten die Felsen Punta de Afrika hoch hinauf in die Sonnenklarheit.

Gar wunderbar war der Blick rückwärts auf diese Meerenge. Mir wurde hier anschaulich wie das Bild, das sich hier zeigt, in früher Urzeit bei jugendlichen Völkern, die sich von den Erscheinungen der Welt um sie her nur in Wundersagen Rechenschaft zu geben wissen, die Sage von den Säulen des Herkules hervorrufen mußte.

Diese Sagen geben den Eindruck des Wunderbaren zurück, den die staunenden Menschen empfangen hatten. Hier erhoben sich die beiden Felsen, die äußersten Spitzen zweier Welttheile, kühn und senkrecht hoch empor aus dem Meeresspiegel. Wie natürlich, daß die Völker, die das Gestade des Mittelmeeres bewohnten, in ihrer Unmündigkeit hier die Grenze der bewohnbaren dem Menschengeschlecht bestimmten Erde zu sehen glaubten; eine Pforte, durch die der Weg aus der Welt, aus der Heimath des Menschen, hinausführe in das unzugängliche und unheimliche Gebiet unbekannter Mächte, in den Okeanos-Strom, der wie ein Ring die geschaffene Welt umfängt; eine Pforte, jenseits welcher es Nichts mehr giebt, als diesen Strom und vielleicht die Wege zur Unterwelt! Ich erlebte in diesen Betrachtungen wieder eine jener schönen Stunden, in denen man sich freudig angeregt, wie in eine höhere Region des Daseins emporgehoben fühlt.

4. Juni. Malaga. Im Casino die Zeitungen durchgesehen: Caballero de Rodas, der General, auf den die Republikaner rechnen, ist zum Capitan general in Cuba ernannt!

Wollen etwa die gegenwärtigen Machthaber ihn los sein? Ernennen sie ihn zum Commandirenden dort, um ihn unter einem ehrenvollen Vorwand weit weg zu senden aus der Heimath, in der er gefährlich werden könnte? Dann frägt sich, ob er die Stellung annimmt!

Diner an table d'hôte mit einem französischen Kaufmann. Der fragte nach den Aussichten in Beziehung auf Krieg und Frieden, zeigte sich dem Krieg sehr abgeneigt wie alle Franzosen, und da ich sagte, man könne auf Frieden rechnen, da der Kaiser sich wohl sage, daß er für seine Person und seine Dynastie sehr Viel wage bei einem Kriege, denn wenn der Krieg unglücklich gehe —

„Oh, on le mettra!“ ergänzte der Franzose und machte eine Bewegung mit den Händen, die bedeutete: um die Ecke!

In unsere preußischen Verhältnisse, in die allgemeine Dienstpflicht konnte sich der Mann garnicht finden. Er war nicht wenig verwundert zu hören, daß meine beiden Söhne Krieger sind, und meinte, daß einer seiner Söhne Soldat sein könnte, das sei für ihn ein ganz undenkbarer Gedanke! Nein; Geld bezahlen, für Geld nöthigen Falls einen remplaçant werben! Alles, nur nicht Soldat sein! Ich bedeutete ihn, daß die gesellschaftliche Stellung der Armee in Preußen eine ganz andere ist als in Frankreich; bei uns seien die Offiziere die vorzugsweise in der Gesellschaft gesuchten jungen Leute, in Frankreich seien sie aus der Gesellschaft verbannt.

„C'est vrai!“ erwiderte er; er selber sei nur „un simple négociant“, aber einen Offizier würde auch er nicht in sein Haus aufnehmen.

Ich ging am Abend zu unserem Consul Pries und suchte mich über Caballero de Rodas einigermaßen zu orientieren, erfuhr aber nicht Viel und doch genug, um mich noch weiter von der traurigen Lage des Landes zu überzeugen.

Pries äußerte, aber offenbar einigermaßen auf das Gerathewohl ohne Bestimmtes darüber zu wissen, es könne wohl sein, daß die

Republikaner auf diesen General gerechnet haben, und daß die Regierung ihn eben deswegen aus Spanien wegsendet. Aber nimmt er das Kommando an? — „Er nimmt es an des Geldes wegen; denn General-Capitän von Cuba, das ist ein Posten, in dem man sehr schnell Millionär wird."

So sind die hiesigen Zustände! Corruption ist allgemein und in Beziehung auf jeden Einzelnen ohne Ausnahme selbstverständlich.

Den 5. Juni. Ein wunderschöner Morgen. Die Eisenbahnverbindung war noch unfertig; ich mußte daher von Malaga quer durch das Land mit der Diligence fahren bis nach Loja, von wo ein kurzes Stück Eisenbahn nach Granada vollendet war.

Die Diligence war ein unbequemes Fuhrwerk von der Art der Omnibusse; vorn ziemlich hoch war ein Cabriolet angebracht, das die theuersten Plätze enthielt; ich hatte davon zwei genommen, um bequemer zu sitzen. Etwas tiefer schwebte vor dem Cabriolet der Sitz, den die Postillone einnahmen; es waren ihrer mehrere; überhaupt war das Gespann das vorzugsweise Charakteristische von dem ganzen Fuhrwerk. Es bestand aus sechs Maulthieren und einem Pferde; die Maulthiere waren paarweise voreinander gespannt; das Pferd bildete allein die Spitze; auf ihm ritt der „Delantero", der führende Postillon. Zwei andere Postillone saßen uns zu Füßen; sie schrieen unaufhörlich, riefen die Thiere bei Namen und stießen in den wunderlichsten Tönen Drohungen gegen sie aus. „Leona, nimm Dich in Acht! Romero, das sollst Du büßen!" Man hätte glauben sollen, daß die Thiere bei dem Lärm scheu würden, aber sie schienen daran gewöhnt und gingen ruhig ihres Weges. Von den Zügeln wurde während der ganzen Reise kein Gebrauch gemacht; sie waren in einem Knäuel zusammen an der Seite des Wagens angehängt. Zeitweise wurde sogar Alles den verständigen Thieren überlassen, denn als es Zeit war zu frühstücken, richteten sich die Postillone in malerischer Gruppe auf den verschiedenen Tritten ein, die zu ihrem Sitz hinan führten, so daß sie dem Gespann den Rücken zuwendeten; Geschrei und Leitung hörte auf; eine wunderbare Stille kam in der stillen Gegend über das Ganze, und es ging auch so in bester Ordnung in ruhigem Trabe weiter.

Die Heerstraße führt die Berge hinan, die sich unmittelbar hinter Malaga erheben, Ausläufer der Sierra de Caboas und der Sierra Elvira. Bei den Zickzackwindungen bietet sich wieder und wieder eine herrliche Aussicht auf die Stadt und das Meer. Auf der Kammhöhe wendet sich die gut angelegte Straße landeinwärts; so weit das Auge reicht, sind nirgends Ortschaften zu sehen; nur einzelne Hacienda's liegen an den Abhängen zerstreut, von weitläufigen Rebenpflanzungen umgeben.

Auf den Haltestellen ist für den hungernden Reisenden Nichts zu haben; Reisende wie Postillone hatten ihren Mundvorrath mitgebracht, und ich hätte fasten müssen, wenn nicht mein Reisegefährte im Cabriolet, ein hübscher junger andalusischer Landmann, gastfrei wie die Spanier sind, sein Frühstück mit mir getheilt hätte. Den Wein führte er in echt spanischer Weise in einem ledernen Beutel mit einem Elfenbeinmundstück bei sich, und da wir keine Gläser hatten, mußte ich aus dem Schlauch trinken lernen wie Sancho Pansa.

Der Abhang des Gebirges nach Norden ist viel steiler als der südliche. Spitzige Felsengipfel zeigen sich neben tief eingeschnittenen nackten Felsenthälern; jede Kultur hört auf. Um so erfreulicher ist der Eindruck, den das wohlangebaute Thal des Genil mit seiner reichen Vegetation macht. Hier beginnt die in den Romanzen vielfach gefeierte Vega von Granada. Bald erreichten wir Loja, eine alte maurische Stadt, kaum früher als Granada durch die Christen erobert.

Die Eisenbahnfahrt ging bald im Dunklen vor sich, so daß ich die schöne Vega für diesmal nicht gesehen habe.

In Granada mußte ich durch die ganze Stadt fahren und zur anderen Seite hinaus, die Höhe durch ein stattliches Gehölz hinan, um das Hôtel Washington Irving zu erreichen.

---

5. In Granada.

6. Juni. Die Alhambra, nicht ein Schloß sondern eine Festung, die Granada beherrscht, liegt auf dem letzten Absatz eines Höhenzuges, der sich von einem Gebirgsriegel der Sierra Nevada abzweigt und von Osten her zwischen dem Genil und dem Darro hinabsenkt. Eine Schlucht, die der Richtung des Höhenzuges von Osten nach Westen folgt, spaltet diesen letzten Absatz in zwei Kuppen, und auf der nördlichen erhebt sich die Alhambra. Die südliche ist wie die Schlucht selbst von schönem hochstämmigem Ulmenwald überwachsen, der tiefen frischen Schatten gewährt und sich auch über die nördliche Wand der Schlucht hinan bis an die Mauern der Alhambra ausdehnt. Oben, wo die Schlucht kaum beginnt sich in den Boden einzuschneiden, liegt der Gasthof. Ein breiter Fahrweg führt durch die waldige Schlucht zur Stadt hinab, begleitet von einer lebendigen Quelle, die in einem künstlich geregelten Bett zum Darro hinabrauscht. Fußsteige und Saumpfade winden sich zur Alhambra hinan, Steinbänke laden zur Ruhe im Schatten ein.

Von der Stadt her bildet das Granatapfelthor (puerta della Granata), ein schwerfälliger modern-dorischer Bau, den Zugang zu dem Gehölz der Alhambra; in seiner Nähe am Fuß der Bergwand zeigt sich ein zierlicher Röhrbrunnen im Stil der Frührennaissance. Von dem Thor aus senkt sich die Straße der Gomeles abschüssig in das Innere der Stadt zum Darro hinab. Der Name erinnert an die Verbündeten der Zegris in ihrem unversöhnlichen Hader mit den Abenceragen.

Auf dem letzten Vorsprung der Höhe links, südlich der Schlucht, erheben sich die torres vermejas, die rothen Thürme, ein gegen die Stadt vorgeschobenes Werk der Alhambra, das den Weg zur Feste sperrte, als der jetzige Zugang durch die Ulmenschlucht noch nicht gebahnt war.

Nach dem Frühstück mit einem Führer Ximenez zur Stadt hinab, um der feierlichen Proklamirung der eben von den Cortes angenommenen demokratisch-monarchischen Verfassung beizuwohnen.

Wir gingen die Calle de los Gomeles hinunter über den

Darro auf die Plaza nueva vor die Audiencia, den Gerichtshof, wo es unordentlich und trümmerhaft aussieht. Denn auch Granada wird „verschönert" im Sinn des allerneuesten Zeitgeistes; man will auch hier breite Straßen und freie Plätze haben, und so wird denn vor allen Dingen niedergerissen, zerstört! Ob man die Mittel hat auch wieder etwas aufzubauen, das bleibt der Zukunft überlassen! So ist denn auch diese Plaza nueva in der That neu geschaffen dadurch, daß man eine Kirche sammt der Häuserinsel, in der sie lag, niedergerissen hat. Einzelne Mauerreste stehen noch, der Schutt liegt auch großentheils noch da. Für's Erste kein erfreulicher Anblick! Ueber die Bivarambla, den alten Turnierplatz der maurischen Ritterschaft, auf den unregelmäßigen kleinen Platz vor dem Stadthause, Ayuntamiento. Hier sollte die neue Verfassung zu allererst vom hohen Balcon herab dem Volk vorgelesen werden.

Die Deputation, die den feierlichen Act vornehmen sollte, schien sich im Stadthause zu versammeln; unter dem Klange kriegerischer Musik rückten Voluntarios de la libertad heran und Infanterie von der Linie, die sich in dem Stadthause aufstellten, und eine Schaar Ulanen, die dem Gebäude gegenüber aufmarschirten. Dann erschienen auf dem Balcon des Stadthauses die sämtlichen Autoritäten der Provinzial-Regierung und der Stadt, begleitet von zwei Mazeros, das heißt von zwei mittelalterlich in rothen Sammt gekleideten mit silbernen Mazas — Streitkolben — bewaffneten Leuten, die an beiden Enden des Balcons gleichsam Wache standen. Die Magistrate der Hauptstädte Spaniens haben das Vorrecht sich bei feierlichen Gelegenheiten von solchen mittelalterlichen Lictoren begleiten zu lassen.

Es war etwas gedrängt auf dem Balcon. Der Alcalde von Granada trat in die Mitte in seinem schwarzen Talar und las barhaupt die neue Constitution vor.

Die Theilnahme des Publikums an dem feierlichen Akt des Tages, der, wenn man es glauben will, die September-Revolution abschließt und die neuen Zustände Spaniens begründet, diese Theilnahme war nicht eben groß. Der Platz vor dem Stadthause war trotz seines mäßigen Umfanges keineswegs von Menschen angefüllt: nur unmittelbar unter dem Balcon hatte sich eine Gruppe gesammelt, die kaum

ein paar hundert Köpfe zählen mochte. Da der Balcon sehr hoch liegt, konnte auch von denen Keiner verstehen was da oben vorgelesen wurde.

Mit einem Male erscholl von einer einzelnen Stimme, aber sehr deutlich ausgesprochen, der Ruf „fuera!“ und plötzlich entstand, was man in Spanien, wo dies Phänomen sehr bekannt ist, eine Corrida nennt. Die ganze auf dem Platz versammelte Menge rannte mit einem Mal wie rasend davon, als gelte es sich zu retten, und verschwand in alle Straßen hinein, die auf den Platz münden.

Auf meine Frage, warum die Leute davonliefen, antwortete man mir lächelnd: „porque son todos republicanos!“ Todos! Das schien mir zweifelhaft! Ein und anderes Paar Beine, das vorbeilief, sah mir ziemlich so aus, als werde es lediglich durch die Sorge für die eigene Person, durch die Pflicht der Selbsterhaltung, in Bewegung gesetzt.

Später hörte ich verschiedene Erklärungen der Corrida. Die erste und wahrscheinlichste, die ich für wahr halte, ist folgende: Die Gruppe vor dem Ayuntamiento bestand hauptsächlich aus Republikanern, die sich verabredet hatten dort zusammenzutreffen. Sie warteten auf den Artikel 33 der Constitution, welcher die monarchische Verfassung für Spanien feststellt. Wie der an die Reihe kam vorgelesen zu werden, gab der Eine das Zeichen durch den Ruf: „fuera“. Die Republikaner liefen davon, wie verabredet war, und die Anderen liefen mit, füge ich hinzu, aus unbestimmter Angst, die über sie gekommen war, und weil sie laufen sahen.

Es muß aber Jemand vom Balcon herab ein erstes Zeichen gegeben haben, daß man nun an dem prohorrescirten Artikel sei, denn verstehen konnte man auf dem Platze nicht, wie gesagt, was da oben in den höheren Regionen vorgelesen wurde.

Der Platz war inzwischen längere Zeit über vollkommen leer geblieben; eine ganze Reihe von Artikeln wurde dem leeren Raume vorgelesen. Man schien sogar weitere Ereignisse, wirkliche Unruhen, für möglich zu halten; die Generale und höheren Offiziere kamen vom Stadthaus herab und verfügten sich zu den Truppen. Es erfolgte aber Nichts weiter. Es sammelte sich sogar nach einiger Zeit

wieder eine Gruppe von etwa einhundert Personen unter dem Balcon; sie bestand diesmal vorzugsweise aus harmlosen Neugierigen; doch erwies sich, daß einige Republikaner darunter waren. Wie die Vorlesung beendet war, erhob sich in dieser Gruppe ein wüstes wildes Geschrei, es entstand eine zweite Corrida; Alles lief den nächsten Straßen zu, der Platz blieb ein zweites Mal leer!

Und was war es? Als die Vorlesung der Verfassungs-Urkunde beendet war, ließ sich ein einfacher Bürgersmann, Namens Garcia Réal, beikommen: „viva la constitucion!" zu rufen. Er wurde augenblicklich von einem Republikaner zu Boden geschlagen und zwar in solcher Weise, daß er zunächst in das Stadthaus und später in ein Hospital geschafft werden mußte.

Zu den Seltsamkeiten der Scene gehörte denn auch, daß der Stadtrath von Granada, unter dessen Auspicien die ganze Feier vorging, wie Jedermann weiß, aus lauter Republikanern besteht. Namentlich ist der Alcalde, dem es obliegt diese monarchische Verfassung vorzulesen, für einen der allerentschiedensten Republikaner bekannt.

Nach einiger Zeit setzten sich nun die Behörden vom Stadthause her in feierlichem Zuge in Bewegung, um sich nach den Punkten zu begeben, wo die Verfassung ein zweites und drittes Mal verlesen werden sollte.

Die Ulanen in ihrer etwas sehr einfachen Uniform eröffneten den Zug, es folgten eine Anzahl junger Collegiales, Schüler verschiedener Unterrichts-Anstalten, deren Costüm die geistliche Disciplin verrieth, unter der sie stehen; die Einen trugen hellbraune Talare mit hellblau seidenem Futter und dazu eben solche viereckige Barette, ungefähr wie die Studenten der englischen Universitäten haben. Die Generalität in glänzenden Uniformen und mit unzählbaren Orden, die sämmtlichen Mitglieder des Stadtrathes in schwarzen Fracks, dem Costüme der Gegenwart, das sich bei solchen Feierlichkeiten immerdar zum Erbarmen armselig und unpassend ausnimmt. Hinter dem Alcalde her wurde ein in rothe Seide eingebundenes Büchlein von kleinem Format auf einem silbernen Plateau von zwei Unteroffizieren getragen. Das war die Verfassungs-Urkunde, von der alle Hauptstädte Spaniens nicht Abschriften, sondern gleichberechtigte handschriftliche

von dem Regenten, den Ministern und dem Präsidenten der Cortes unterschriebene Exemplare erhalten haben.

Die Infanterie schloß mit klingendem Spiel den Zug. Und auch hier zeigte sich, welcher Geist wirklich und in der Wahrheit die hiesige Bevölkerung beseelt. Plötzlich stürzte aus der Zuschauer-Menge ein rüstiger junger Bursche in kurzer Jacke und Spitzhütchen heraus auf den Flügel-Unteroffizier eines Zuges los. Der sollte ihn im Vorbeimarschiren mit dem Gewehrkolben aus dem Wege gestoßen haben. Er packte ihn an und suchte ihn aus dem Gliede zu reißen; der Unteroffizier suchte sich auf die schonendste Weise los zu machen, so lief der wüthende Bursche eine Strecke mit, bis er durch andere Zuschauer, nicht durch irgend wen von den Soldaten, abgedrängt war. Der Offizier, der den folgenden Zug führte, schob sich erst, als der Unteroffizier von seinem Verfolger befreit war, zwischen beide. Es war sehr sichtbar, daß den Truppen die vorsichtigste Mäßigung zur Pflicht gemacht war, daß sie den sehr bestimmten Befehl hatten jeden Conflikt zu vermeiden.

Ich ging nun auf den kürzesten Wegen nach der Plaza nueva, wo die Audiencia liegt, und nahm an dem Eingang der Straße der Gomeles Stellung, von wo aus der Platz sich am besten übersehen läßt, und fand mich da unter Republikanern, die sich in bestimmter Absicht da versammelt hatten. Ihr Thun und Treiben wurde sichtbar von einer kleinen Schenke aus geleitet, die an der Ecke der genannten Straße liegt; zwei junge Männer bewegten sich als Führer zwischen dieser Schenke und den verschiedenen Gruppen hin und her. Sie gehörten offenbar den wohlhabenderen Ständen an, waren aber bemüht gewesen in aufgeknöpften Westen und Hemdärmeln, die verrufene leuchtend rothe Jacobiner-Mütze auf den schwarzen Haaren, so wild dramatisch auszusehen als möglich.

Der Festzug kam heran und bewegte sich an den Trümmern und Schutthaufen des eingerissenen Klosters vorüber zur Audiencia. Die Zuhörerschaar, die sich unter dem Balcon versammelte, war noch unbedeutender als vor dem Stadthause, konnte ganz gewiß ebenso wenig hören, was vorgelesen wurde, verhielt sich aber ruhig. Erst als der Zug auf dem Rückweg an den Republikanern vorbei kam, erscholl aus

den Reihen der wenigen Zuschauer, die nebenher gingen, ein sehr schwacher vereinzelter Ruf: „viva la constitucion!“ Er war erwartet; die Republikaner hatten sich ihn offenbar bestellt, um in mächtigem Chor mit urkräftigem Behagen darauf zu antworten: „viva la republica!“

Mein Führer Ximenez wurde leichenblaß und meinte, es sei hohe Zeit nach Hause zu gehen; es könne geschossen werden, und dann werde eben blindlings in die Menge hineingeschossen ohne Ansehen der Person. Es war aber nicht schwer zu sehen, daß die Dinge so ernst nicht standen. Um einer so geringfügigen Provocation willen vergaßen die Truppen sehr gewiß ihre Instruktionen nicht, und ebenso gewiß unternahmen die Republikaner, die unbewaffnet da versammelt waren, für diesmal nichts Ernstliches. Es begab sich denn auch Nichts weiter, nicht einmal eine Corrida.

Ich glaubte nun hinlänglich orientirt zu sein über den allhier herrschenden Geist und folgte bei der drückenden Hitze nicht nach der Bivarambla, wo von einem öffentlichen Gebäude herab die dritte Vorlesung stattfinden sollte. Das that mir nachher leid. Ich erfuhr, daß an diesem Platz das Haus, in welchem sich der republikanische Club versammelt, mit schwarzen Teppichen und Fahnen decorirt, in tiefe Trauer gehüllt war; eine Inschrift in colossalen Buchstaben: „Viva la republica!“ war auf dringende Bitten des Gouverneurs erst unmittelbar vor dem Eintreffen des Festzuges entfernt worden.

Aber wie ich langsam durch die Straße der Gomeles und den Wald zu meiner Herberge hinanstieg und mir Rechenschaft von den Erlebnissen des Tages zu geben suchte, mußte ich mir wohl sagen, daß eine Verfassung, die an sich eine unsinnige ist, und die dann noch dazu in solcher Weise von der Bevölkerung aufgenommen wird, sich gewiß nicht lebensfähig erweisen kann. Republikaner und Carlisten sind dagegen, dafür ist Niemand als die kleine politische Coterie, deren nur theilweise nach Wunsch gelungenes Werk sie ist; die Masse des eigentlichen Volkes verhält sich vollkommen gleichgültig. Es läßt sich mit Bestimmtheit vorhersehen, daß namentlich das Landvolk an Dasein, Fortbestehen oder Untergang dieser Verfassung nicht im Entferntesten Antheil nehmen werde.

Zur Feier des großen Ereignisses fand übrigens in der Abendkühle dieses Tages auch eine Parade der nach spanischem Maßstabe zahlreichen Besatzung auf der Alameda statt. Ich war verwundert zu sehen, daß die Ulanen schlecht ritten und schlecht beritten waren. Freilich, es giebt in Spanien keine guten Pferde. Die einst berühmte aus dem Orient stammende edle andalusische Race, schon vorher vernachlässigt und verdorben, ist in den napoleonischen Kriegen vollends zu Grunde gegangen, und für einen Ersatz hat Niemand gesorgt. Die Artillerie dagegen fand ich mit Maulthieren vorzüglich bespannt.

Der Tag und seine Feier hatten dann im Laufe der nächstfolgenden Zeit noch mehrfach einen Nachhall. Man hatte sich ziemlich allgemein befrembet darüber geäußert, daß der Alcalde und die Stadträthe den Eid auf die Verfassung geleistet und die Urkunde dann verkündet hätten, da die Herren sämmtlich als sehr entschiedene Republikaner bekannt waren. Der allgemeinen Verwunderung zu begegnen, setzten sie schon in den nächsten Tagen ein Flugblatt in Umlauf, das eine spitzfindige Rechtfertigung in weiteren Kreisen bekannt machen sollte. Sie lief darauf hinaus, daß der geleistete Eid gar Nichts bedeute und die Stadträthe zu Nichts verpflichte; denn sie hätten ihn nur in ihrer Gesammtheit als Stadtrath, als juristische Person, geleistet, nicht jeder von ihnen als Individuum für seine Person. Um ihre Unabhängigkeit von jeder eidlichen Verpflichtung vollends unzweifelhaft festzustellen, legten sie sämmtlich im Lauf derselben Tage ihr Amt nieder und ließen sich von neuem zu Stadträthen wählen Nun waren sie auch nicht mehr dieselbe juristische Person, derselbe Stadtrath, der den Eid geleistet hatte; der hatte aufgehört zu sein, sie waren ein anderer, durch keinen Eid gebundener. Gewiß, man lernt es in Jesuitenschulen nicht besser.

Die Verkündigung der neuen Verfassung, die bei dem Volk so gar wenig Anklang findet, wird officiell auf gar vielfache Weise verherrlicht. Unter Anderem wird bei dieser Gelegenheit auch der Heldin Granada's gedacht, der schönen jungen standhaften Wittwe Donna Mariana Pineda, die in eine der zahlreichen Verschwörungen verwickelt, wie sie unter Ferdinand VII. ohne Unterlaß auf einander

folgten, die Freiheitsfahne gestickt hatte, unter der sich die Verschwörer versammeln sollten, und die entschlossen ihr Leben zu lassen wußte ohne einen ihrer Mitschuldigen zu nennen, als diese Fahne bei ihr entdeckt wurde. Ferdinand VII., der ersehnte, ließ sie ohne Erbarmen erwürgen, garotar, wie man das von dem feigen Wütherich erwarten mußte.

Madame Charles Reybaud hat die Geschichte der unglücklichen jungen Frau zu einem Roman benutzt, der bei Manchen großen Beifall fand, mich aber wegen einiger wunderbarer Verkehrtheiten ärgerte. Der Name der Donna Mariana Pineda ist mir seitdem im Gedächtniß geblieben: „Wen der Dichter genannt, der wandelt gesondert.“

7. Juni. Um acht Uhr mit Ximenez zur Alhambra.

Ursprünglich führten nur zwei Thore in die Festung. Das eine „die Pforte des Gerichts“ (puerta del juicio) von Süden aus der Schlucht her, das andere das eiserne Thor von Norden aus dem Thal des Darro. Seit die Alhambra nicht mehr als Festung angesehen wird, ist zwischen der Pforte des Gerichts und dem Thurm siette suelos (sieben Stockwerke) noch ein dritter Eingang durch die Ringmauer gebrochen, die puerta del carril, die, wie ihr Name besagt, zur Einfahrt für Wagen dient. Für den ersten Besuch ist es indessen nicht rathsam die Feste auf diesem Wege zu betreten, da er zunächst nur zu unbedeutenden modernen Gebäuden führt.

Ganz anders, wenn man sich der Pforte des Gerichts zuwendet, die nach mittelalterlicher Sitte nur für Fußgänger und Reiter Einlaß bot.

Schräg an der Bergwand hinan führt der Pfad aus der Ulmenschlucht herauf zu dem mächtigen Thurme, der sich auf quadratischer Unterlage in Gestalt einer abgestumpften Pyramide erhebt; nahe am Eingang liegt dem heraufsteigenden Wanderer zur Linken der Röhrbrunnen Karls V. mit seiner reizenden Renaissance-Architektur. Ueber dem Eingangsthor ist in den Schlußstein des Hufeisenbogens eine aufrecht gehaltene rechte Hand gemeißelt; der Talisman, der nach dem Glauben der Mohomedaner die bösen Geister abwehrt. In dem Schlußstein eines sehr viel kleineren inneren Thors ist ein Schlüssel

ausgemeißelt. Unter den Arabern ging die Sage: wenn jene Hand diesen Schlüssel ergreife, dann werde Granada von den Christen erobert werden, eher nicht! Eine starke Zuversicht, nachdem bereits alle anderen Königreiche der Mohomedaner erobert waren, nachdem Castilien eine Macht geworden war, der zu widerstehen Granada kaum hoffen durfte. Es ist, als ob der Wunsch das wankende Vertrauen zu kräftigen diese Sage hervorgerufen habe. Jene Hand und Schlüssel stehen an ihrer alten Stelle, und die Alhambra ist seit fast vierhundert Jahren im Besitze Spaniens.

Viel ernster und tiefer wird der Wandrer wenige Schritte weiter von einem Wahrzeichen hochehrwürdiger Sitte aus orientalischer Urzeit berührt. Der Thorweg führt ziemlich steil bergan, und, um eine Vertheidigung im Innern möglich zu machen, nicht grade durch den Thurm sondern in Windungen, die sich in rechten Winkeln aneinander schließen. Wer aus diesen dunklen Gängen in die helle Ausgangshalle gelangt, steht vor der Stelle, auf welcher sich zu seiner Rechten der Richtersitz der arabischen Könige erhob. Diesem Sitz verdankt das Thor den Namen del juicio. Hier saßen die arabischen Könige unter offenem Thorweg Jedem zugänglich nach der Sitte der Urväter täglich zu Gericht. Eine Inschrift auf großer Tafel in der Wand daneben berichtet, daß unmittelbar nach dem Siege Ferdinand und Isabella den königlichen Richtersitz entfernen und an seiner Stelle der heiligen Jungfrau einen Altar errichten ließen, und daß in ihrer Gegenwart hier die erste Messe in Granada gefeiert sei, nach spanischer Anschauung allerdings eine hochwürdige Erinnerung. Der Weltbürger aber ist versucht zu fragen, ob diese Feier nicht inmitten der erkämpften Feste unter Gottes freiem Himmel oder in einer dem christlichen Gottesdienst geweihten Moschee mehr am Platz gewesen wäre als an dieser Stätte, die durch eine fortlebende Erinnerung an die einfachen Sitten der Urzeit geweiht war. War denn diese ehrwürdige Sitte in den Augen der katholischen Kirche und der Sieger etwas Ruchloses, dessen Andenken vertilgt werden mußte? Freilich, die Traditionen der Kirche und des römischen Rechts reichten nur bis in die Zeiten des despotisch gewordenen römischen Kaiserreichs hinauf. Ferdinands und Isabellas Gerechtigkeit konnte nicht

unter freiem Himmel geübt werden wie die der alten Germanen; nicht unter offenem Thor wie die der Patriarchenzeit; darauf angelegt eine unbeschränkte Herrschermacht zu gründen, nicht nur ständischem Unfug zu steuern sondern auch jeden Rest germanischen Rechts und germanischer Sitte zu vernichten, mußte sie sich in Geheimniß hüllen und hinter Mauern verbergen, wo die Folterkammer in der Nähe war.

Thurm und Pforte des Gerichts liegen am Abhang des Berges; der Weg führt, auch noch weiter ansteigend, zu einem mächtigen Thore mit Hufeisenbogen. Jetzt ist die Hochfläche erstiegen, die das Innere der Alhambra bildet. Wir stehen auf der Plaza de las Algibes, dem Cisternenplatz. Zu unserer Linken erhebt sich besonders abgeschlossen und befestigt die Alcazaba, die maurische Citadelle der Alhambra. Sie bildet die westliche Spitze und beherrscht unmittelbar Granada. Vier stattliche Thürme ragen aus ihren Ringmauern empor. Gartenanlagen bilden die Nordseite des Platzes. Zu unserer Rechten an der Ostseite liegt etwas vertieft, so daß man ihn von hier aus nicht gewahr wird, der Palast der arabischen Könige. Stolz und beherrschend erhebt sich daneben das große unter Carl V. im Renaissance-Styl erbaute unvollendet gebliebene Königsschloß — unvollendet und Ruine, wie so Vieles in Spanien.

Unwillkürlich wendet sich die Aufmerksamkeit des Wandrers diesem Palast zu, der an die Stelle eines unersetzlichen Denkmals getreten ist: hier erhob sich ehemals die Winterresidenz der maurischen Könige.

An und für sich ist dieser Renaissance-Bau ein großartiges Denkmal seiner Zeit, und es bewährt sich an ihm die Beobachtung, welche große Bedeutung das Material in der Architektur hat. Die aus weißem Marmor aufgeführte Façade ist trotz der Vernachlässigung, in welche der Bau nach dem Tode Carls V. gerieth, dank der Gunst der klimatischen Verhältnisse wunderbar erhalten.

Auffallend tritt in der Architektur dieses Palastes die Weise des Mittelalters hervor alle staatlichen Verhältnisse als rein persönliche aufzufassen und Königreiche als den Landbesitz der herrschenden Familie. Dieser Palast kündigt sich durch seine Verzierungen nicht

als Sitz einer Staatsregierung an oder eines Regenten, der in seiner Person den Staat vertritt, sondern als Wohnung eines Fürsten, dem unter anderen Ländern auch Spanien gehört.

Die Piedestalfelder der Halbsäulen an dem oberen Stockwerk des Baues sind durch Reliefs geziert, die abwechselnd das burgundische Kreuz darstellen, das den spanischen Reichen durchaus fremd war, und die Devise Carls V., den Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln zwischen den Säulen des Herkules schwebt und die Weltkugel in den Fängen hält, mit der Inschrift: „Plus ultra". Die Wappen Spaniens zeigen sich nirgends selbständig, sie kommen überhaupt nur einmal in dem vollständigen Wappen Carls V. an dem reichverzierten Portal mitten in der Stirnseite des Baues vor; auf dem breiten Schilde auf der Brust des Reichsadlers.

Die Vorliebe Kaiser Carls für das burgundische Kreuz, das er vorzugsweise als sein Emblem verwendete, ist aber auch noch in anderer Weise charakteristisch; sie ist von einer gewissen geschichtlichen Bedeutung, indem sie eine Seite seines Wesens erkennen läßt. Kaiser Carl war in der That durch Geburt und Erziehung ein Wallone und fühlte sich als solcher. Das Französische der Wallonen war ihm die geläufigste Sprache, deren er sich am liebsten bediente, in der er mit seinen Geschwistern correspondirte; seine vertraute Umgebung bildeten zunächst Wallonen. Er war in seinen beiden Reichen, in Spanien wie in Deutschland, ein Fremder und herrschte als solcher.

Vieles Unheil der Zeit hatte darin seinen Grund. Sein Sohn dagegen, Philipp II., war jeder Zoll ein Spanier. Er wollte umgekehrt die burgundischen Lande von Spanien aus als Spanier und durch Spanier beherrschen und trieb sie dadurch zur Empörung.

Der arabische Palast der Alhambra hat in seiner gegenwärtigen Gestalt nach keiner Seite hin eine Façade. Der ehemalige Haupteingang des Schlosses liegt unzugänglich inmitten moderner Bauten. Eine Art Hohlweg führt zwischen diesen und dem Palast Carls V. zu einem unscheinbaren Pförtchen und durch dieses in die Zauberwelt der arabischen Kunst.

Die Mesquita zu Cordova, der Alcazar zu Sevilla und dieses

reizende Schloß zeigen die Architektur der Araber, die im Wesentlichen durch diese lange Reihe von Jahrhunderten stets sich selbst getreu bleibt, auf drei verschiedenen Stufen der Entwicklung und stellen ihre ganze Geschichte vor Augen. Cordova ist verhältnißmäßig einfach, Sevilla großartig und reich, die Alhambra, an der bis zur Eroberung fort und fort gebaut worden ist, zeigt am meisten eine zierliche, in das Feinste ausgearbeitete, willkürlich spielende Architektur.

Der Patio de l'Alberca, ein Parallelogramm, das sich in der Richtung von Süden nach Norden ausdehnt, entlehnt seinen Namen von einem Wasserbecken derselben Form und Richtung, das an den langen Seiten von niedrigen Myrtenhecken begleitet mehr als die Hälfte des Raumes einnimmt. An den beiden schmalen Seiten, im Norden und Süden, schließen leichte maurische Arkaden den Platz, und in diesen Arkaden tritt sofort charakteristisch hervor, was die Architektur der Alhambra von den arabischen Bauten zu Cordova und Sevilla unterscheidet. Es scheint, daß der Entwicklungs-Gang der arabischen Baukunst in Spanien gewissermaßen, und wenn auch in viel engeren Grenzen, doch ein der Umgestaltung der christlichen Baukunst des Mittelalters verwandter gewesen ist.

Der Rundbogenstyl der christlichen Dome bewahrte immerdar gewisse Traditionen aus der Zeit des Alterthums, wenigstens aus den Zeiten des Verfalls der alten Civilisation, mochten sie sich auch mehr und mehr verwischen, immer unkenntlicher werden, nur dem geübten Auge noch unterscheidbar bleiben. Erst der Spitzbogenstyl, die selbständige Schöpfung der ritterlichen Jahrhunderte, brachte einen vollständigen Bruch mit der Tradition.

Die arabische Architectur steht von Anfang an der christlichen unabhängig gegenüber, aber sie entlehnt der europäischen Tradition doch Einzelheiten, wie die corinthisirenden Säulen der großen Mesquita und des sevillaner Alcazars. Sie bleibt ihrem eigensten Wesen durchaus getreu und bricht bis an das Ende nie mit ihrer eigenen Tradition, scheint sich aber wohl schließlich von Allem, was der europäischen Antike entlehnt war, frei gemacht zu haben und in sich durchaus consequent geworden zu sein. Die mehr als schlanken

Säulen der hiesigen Arkaden erinnern nicht mehr im Entferntesten an den corinthischen Akanthus. Sie sind Zeltsäulen, Zeltstangen vergleichbar, und ihre anschwellenden reich verzierten Capitäle ließen sich nur allenfalls mit Blütenknospen vergleichen.

Ich betrat nun zunächst den Patio de los leones. Ein reizender Raum, den die Sage mit dem Zauber der Poesie umgeben hat! In der Mitte dieses Hofes erhebt sich der berühmte von den Arabern über alles Maß bewunderte Löwenbrunnen. Außerdem belebten und kühlten vormals noch acht andere Springbrunnen diesen Hof; je drei unter den Arkaden an den beiden schmalen Seiten des Vierecks, und je einer unter vorspringenden Pavillons. Die schlanken Säulen sind natürlich Marmor, aber die durchbrochenen Wandflächen über ihnen und den Bogen sind Holz und Eisenstangen, von glänzendem Stuck überzogen. Alles Willkür und Spiel. Man fragt sich, ob diese Construction von Holz und Eisen, die für Marmor ausgegeben werden, nicht etwa ein Zelt nachbilden soll, das um den Hof liefe; die durchbrochenen Wandflächen über den Arkaden wären dann als das aufgeschürzte Zelttuch aufzufassen.

Aber wie lieblich spielt das Sonnenlicht durch die Muster dieser durchbrochenen Wandflächen! Und wenn man sich nun vollends den Patio durch die zahlreichen Springbrunnen belebt denkt und die Brunnen umgeben von einer reichen südlichen Vegetation: wer wollte sich da durch die Zweifel einer strengen architektonischen Rechtgläubigkeit stören lassen in dem phantastisch erfreulichen Eindruck des Ganzen? Das Spiel ist Spiel, aber es ist schön!

Die schönen Räume, die an den drei anderen Seiten des Löwenhofs hinter den Arkaden liegen, sind von hohem geschichtlichen und Sagen-Interesse: da liegt zur Rechten die Sala de los Abencerages.

In dem Marmor-Becken des Springbrunnens, dessen Wasserstrahl vor Zeiten diesen Saal erfrischte, haben Zeit und Feuchtigkeit einen breiten röthlichen Flecken hervorgerufen, der wie von einer Flüssigkeit herzurühren scheint, die vom Rande hinab in das Becken geflossen wäre, und die Sage bezeichnet ihn als das unschuldig vergossene Blut der Abenceragen. Sie sind in diesem Raum ermordet

worden, eine Unthat, die unmittelbar den Untergang dieses letzten Araber-Reichs in Spanien herbeigeführt hat!

Die Sala del Tribunal, eine lange Halle, die gewiß nie als Gerichtshalle gedient hat, da sie ganz im Innersten des Palastes gelegen ist. Das würde aller orientalischen Sitte widersprechen. Der Name ist vielmehr augenscheinlich einem eigenthümlichen Schmuck entlehnt, der in der Architektur der mohomedanischen Lande wohl einzig ohne zweites Beispiel dasteht.

An die Rückwand der Halle schließen sich nämlich eine Reihe kleinerer bedeutend niedrigerer Räume. Drei von diesen haben muldenförmige Kuppel-Gewölbe, und diese Wölbungen sind mit Gemälden geziert, mit Darstellungen auf Leder oder Pergament gemalt.

Der Koran untersagt, wie bekannt, um der Idolatrie gründlich vorzubeugen, die Darstellung der menschlichen Gestalt, und man hat daher glauben wollen, daß diese Malereien erst nach der Eroberung Granada's durch die Christen hier eingefügt worden seien, aber dem widerspricht sowohl der Inhalt als so manches Formelle dieser Bilder.

Namentlich ist wohl das eine Bild in dieser Beziehung entscheidend. Es stellt einen ernsten Kampf zwischen Christen und Mohomedanern dar; die am besten, ja sogar sehr gut, erhaltene Gruppe zeigt einen christlichen Ritter, der von einem Araber auf den Tod verwundet sterbend vom Pferde sinkt. Dergleichen ließen die katholischen Könige nach dem Siege, nach der Eroberung, gewiß nicht malen.

Das zweite Bild stellt eine Rathsversammlung arabischer Fürsten dar. Das dritte Bild soll Huldigungen darstellen, die in ritterlicher Weise Damen dargebracht werden.

Ganz gewiß sind diese Gemälde nicht das Werk eines einheimischen Künstlers, eines Arabers, sie mögen von einem Italiener des vierzehnten Jahrhunderts herrühren, dennoch aber sind sie ein Beweis mehr dafür, daß sich hier in Granada unter dem Einfluß einer beständigen Berührung mit dem christlichen Ritterthum und, durch Catalonien vermittelt, auch mit dem Bildungskreise der Provençalen ein freierer Geist entwickelt hatte, der sonst der mohomedanischen

Welt fremd war. Das ist auch sonst bekannt, und gar manche poetische Tradition, wie selbst die tragische Geschichte der Abençeragen, bürgt dafür, daß namentlich die Stellung der Frauen hier eine andere geworden war wie im Orient.

Ich wanderte nun durch eine offene Gallerie, welche die Festungsmauer entlang geht, zu dem alten Festungs-Thurm, den Isabella die Katholische in den Tocador de la Reyna verwandelt hat.

Auf der Plattform dieses Thurms ist ein viereckiger Pavillon erbaut, von einer Veranda umgeben. Im Innern steht der Tocadero, der Putztisch der Königin.

Gar schön ist die Aussicht, welche die katholische Königin von der Veranda aus übersehen konnte. Mit welchem Stolz muß sie von ihrem Putztisch aus auf ihre schöne Eroberung herabgeschaut haben!

Unser Weg ging nun in die Masse des Palastes zurück, die Gallerie längs der Festungsmauer entlang, von wo wir in den Gitterhof, den kleinen Patio de la reja, hinabschauten.

Die Sage berichtet, daß die unglückliche Königin Juana la loca in ihrem Wahnsinn hier in diesem engen schmucklosen Raum gefangen gehalten wurde. Ihr Geschick war jedenfalls ein hochtragisches. Daß eine Frau und namentlich eine hochherzige ausgezeichnete Frau über den Verlust eines geliebten hochgeachteten Mannes dem Wahnsinn verfallen kann, das hat selbst unsere Zeit gesehen. Es kann das auch Juanas Schicksal gewesen sein. Aber wie, wenn nun Bergenroth Recht hätte mit der Entdeckung, die er in den Archiven von Simancas gemacht zu haben glaubt; wenn die Königin Juana gar nicht wahnsinnig war sondern Protestantin; wenn sie nur von der Inquisition als wahnsinnig beseitigt worden ist, weil man eine regierende Königin von Spanien doch nicht gut lebendig verbrennen konnte! Wenn sie wirklich als Opfer römisch-katholischer Politik im Kerker verschmachten mußte! Daß geistliche Herren gar wohl im Stande sind dergleichen Frevel zu begehen, wo sie frei walten können, im Interesse ihrer Kirche, welche sie auch sei: wer wagte das zu bezweifeln? Hat doch die Kirche ganz andere Großthaten verübt.

Nun betraten wir das Innere der Torre de Comares, des größten und mächtigsten der Festungsthürme dieser Burg: Die sala

de los ambajadores, ein Quadrat, dessen Seiten 13 Meter im Lichten messen, reich mit den bekannten Spitzenmustern in Stuck verziert, in einer Höhe von mehr als 60 Fuß von einer kunstreich aus Cedernholz zusammen gefügten Kuppel überwölbt, nimmt den gesammten inneren Raum ein. Luftig, hoch, imposant!

An der einen Seite öffnet sich das hohe Thor, durch das man von der Alberca her eintritt, an jeder der drei anderen öffnet sich ein Doppelfenster, dessen Doppelbogen durch eine schlanke Säule gestützt wird. Die Fenster-Vertiefungen bilden, in den mächtigen Mauern, ganz ansehnliche Cabinette. Die Fenster selbst sind bis auf den Marmor-Fußboden des Saals geöffnet, ein leichter Balcon schwebt davor. Je zwei einfache Bogenfenster durchbrechen zu beiden Seiten eines jeden Doppelfensters die Wände, so daß der Saal im Ganzen neun Fenster zählt.

Die Aussicht von dem Balcon gegen den Darro hin ist fast noch schöner als die vom Putztisch der Königin. Sie reicht weniger in die Cuesta de los Molinos hinein, aber weiter in das Thal des Darro hinauf.

Ich ließ mich nun zunächst in die Räume führen, die westwärts der Alberca liegen. Hier betritt man zuerst einen kleinen Hof, den patio de la mesquita. Auch diesen ziert ein Springbrunnen. Ein anstoßendes Gemach, dessen Doppelbogenfenster die schöne Aussicht auf den Darro und Albaycin beherrscht, wird als geschichtlich merkwürdig gewiesen. Zur Zeit jener Zwiste im Innern der arabischen Königs-Familie, in welche die Zegris und die Abençeragen verflochten waren, und die den Untergang des Reichs herbeiführten, ließ die beschuldigte Sultana aus diesem Fenster ihren Sohn, den sie retten wollte, an Seilen hinab in die Tiefe an den Fuß der Mauer, damit er nach dem Albaycin entfliehen könnte. Wenn ich mich recht erinnere, war es Muley Hassem's Sohn, der auf diese Weise den Nachstellungen Boabdils entging, oder war es im Zusammenhang mit früheren Ereignissen Muley Hassem selbst?

Der Albaycin war der Wohnsitz der Abenceragen.

Ich besuchte nun die Bäder, die zu den merkwürdigsten und reizendsten Räumen dieses Wunderpalastes gehören. Sie sind unter

den Bau-Horizont der Alhambra ausgetieft; sind Souterrains, nur daß keine Gebäude auf ihnen stehen, daß der Raum über ihnen frei ist.

Vor allen macht die kühle sala di descanso einen höchst anmuthigen Eindruck. Ein viereckiger Raum (Quadrat) in einen etwas größeren von gleicher Form eingeschlossen und von einer Kuppel überdacht. Die vier Wände des inneren Vierecks erheben sich auf vier schlanken Säulen. Darüber öffnet sich eine Gallerie, die man sich gern der Musik bestimmt denkt, und die kaum eine andere Bestimmung gehabt haben kann, und über dieser an jeder Seite eine Reihe von fünf Bogenfenstern. Von hier fällt, noch durch Jalousien gebrochen, nur ein mildes Licht in diesen Raum herab; und welche Sonnengluth sich auch über das Land umher ergießen mag, hier herrscht im Schatten eine ewig milde Temperatur, erfrischt, sobald man will, durch den Strahl eines Springbrunnens der in der Mitte des Saals aus einem Marmor-Becken aufsteigt.

Der Raum zwischen dem inneren und äußeren Viereck bildet an zwei Seiten Alcove, in denen sich Ruhebetten auf einer Marmor-Unterlage erhoben.

Welch ein Raum zur Ruhe nach dem Bade! Welch ein süßer anmuthiger Halbschlummer mag hier den Ruhenden umfangen haben, wenn die sanften Töne einer Musik, wie Shakespeare im Kaufmann von Venedig sie beschreibt, von den Gallerien herab über ihm schwebten.

Diesem Saal sind dann weiter die eigentlichen Bäder angefügt. Zuerst ein Cabinet mit einem kleinen viereckigen Marmorbassin in einer Wandnische, der Local-Sage nach para los niños, für die Söhne und Töchter der Sultane. Dann folgt ein Raum, der ehemals zu Dampfbädern eingerichtet war, und an diesen schließen sich zwei kleine Säle. In jedem füllt ein viereckiges Marmor-Bassin eine Alcove aus; das sind die Bäder des Sultans und der Sultana. Alle diese Räume haben sehr eigenthümliche ogival-muldenförmige Gewölbe; ich weiß sie nicht anders zu benennen. Der Quer-Durchschnitt bildet einen Ogival-Bogen, dessen Spitze oben ein wenig abgerundet ist.

Das Licht fällt milde und wohlthuend durch eine Menge regelmäßig vertheilter sternförmiger kleiner Oeffnungen in den Gewölben

hinab in die fensterlosen Säle und Räume. Selbst wenn Sinn und Auge sich schon an die Eigenthümlichkeiten der arabischen Baukunst gewöhnt haben, sind diese Bäder noch in hohem Grade überraschend.

Hin und wieder sieht man Anstalten, die getroffen worden sind, um die Alhambra während des letzten Bürgerkrieges, als die Carlisten kühn eine Spitze bis nach Andalusien vortrieben, ich glaube 1843 als Sevilla bombardirt wurde, in Vertheidigungszustand zu versetzen. Sie nehmen sich etwas kindisch aus. Die Alhambra ist nicht Stunden zu halten, wenn der Feind nur einige Artillerie hat und sie von einer angemessenen Höhe des Generaliffe aus in Thätigkeit setzt. Der Versuch hätte nur eine heillose Verwüstung veranlassen können.

Wir wanderten von der kleinen Mesquita nach dem aufgehobenen Franciskaner-Kloster, das ungefähr in der Mitte dieser östlichen Hälfte der Alhambra liegt. ¡Ein alter arabischer Bau ist als Chor-Tribune der Klosterkirche benützt worden, die daran gebaut ist. Eine Art von Kellerraum unter dieser Tribune hat als Crypta gedient, und in dieser waren die Särge der Reyes Catholicos, Ferdinands und Isabellas, unmittelbar nach ihrem Tode einstweilen beigesetzt, bis die Capelle unten in der Stadt an der Cathedrale, die ihnen als bleibende Ruhestätte bestimmt war, vollendet sein konnte. Ein paar trümmerhafte Oeffnungen, unregelmäßig durch die Wand gebrochen, ließen einen Blick in das Innere dieser Gruft, dieser Crypta thun, und was gewahrte ich darin? Zu meinem Erstaunen: ein Paar Schweine, die den heutigen Bewohnern gehören mögen und in diesem eigenthümlichen Koben gemästet werden. Die erste Ruhestätte der katholischen Könige ein Schweinekoben! Eine ärgere Verwandlung ist wohl nicht denkbar.

Wie kann die spanische hidalgia, die mit solchem Hochmuth, nicht blos Stolz, auf die Landesgeschichte zurückschaut, so etwas vertragen! Das begreift man nicht; sie verträgt es aber und noch dazu mit wunderbarem Gleichmuth; Niemand nimmt Anstoß an der Sache.

Wir kehrten an die nördliche Umfassungsmauer der Alhambra zurück zu der torre de los infantas.

Das Innere des Thurmes ist hier wie in allen Thürmen der Nordseite zu prachtvollen Wohnungen eingerichtet gewesen,

offenbar den Prinzen oder den Großen des arabischen Hofs, nicht untergeordneten Wesen bestimmt. Wir stiegen zur Plattform des Thurmes hinauf, und welch ein Panorama öffnet sich dort vor dem erfreuten Blick, der rundum schweift auf den Generaliffe, in die Cuesta de los molinos, über die unteren Abhänge der Anhöhe des Generaliffe hinweg in das Thal des Darro, wo das große Kloster Monte Sagro an der Bergwand schwebt, auf die Alhambra und den Albaycin, auf die kühn gezackte imposante Kette der Sierra Nevada mit den funkelnd weißen Schneestreifen unter dem klarsten südlichen Sonnenhimmel!

Unser Weg ging nun quer durch die ganze Breite der Alhambra-Burg durch ein Kornfeld zur Südseite, zunächst zu der Torre de los siete suelos, zu dem Thurm, der ehemals wirklich sieben Stockwerke hatte. Jetzt sind sie alle eingestürzt; der mächtige Bau, durch den ein Thorweg und, wie man sagt, ein später vermauertes Pförtchen hinausführte in das Freie, ist hohl. Doch zeigen sich nirgends Reste jener Vorbauten, durch die man überall die Zugänge zu einem Thor zu sichern suchte. Der letzte König, Boabdil-el-Chico, soll die Alhambra, als sie den Christen übergeben wurde, durch dieses Pförtchen verlassen haben, vielleicht während seine Feinde ihren triumphirenden Einzug geräuschvoll durch die Puerta del juicio hielten. Das Herz mag ihm schwer genug dabei gewesen sein!

9. Juni. Dieser Tag war zunächst dem Generaliffe bestimmt; ich brach um 8 Uhr Morgens auf. Noch war die Luft balsamisch und erquickend. Wir stiegen auf bequemen Pfaden aufwärts und hatten bald den Seiteneingang des Generaliffe erreicht, durchschritten aber den Patio mit seiner tropischen Vegetation und eilten die Terrassen unter Lorbeer-Tunnellen hinan, an der Mira vorüber über die nackte öde Bergwand zu der nächsten Bergkuppe über dem Generaliffe. Da liegen wenige Trümmer einer sehr kleinen arabischen Bergfeste umher; das ist die Solla del Moro.

Welch ein Bild hat man hier vor sich! Der Blick geht zunächst über den Generaliffe hinweg weiter und tiefer in das Innere der Alhambra hinein, weiter auf die Stadt Granada, auf die blühende Vega mit ihrer überreichen Vegetation; jenseits derselben auf die Ge-

birge, die sie begrenzen, auf die Sierra Nevada, die im Süden höher als die nächsten Bergketten am Horizont emporsteigt.

Und wenn man nun erwägt, wie klein die Königreiche der Almohaden in Spanien waren — Andalusien, im weiteren Sinne genommen, zählte ihrer fünf: Cordova, Sevilla, Granada, Jaen und Murcia — da sagt man sich unwillkürlich, wie reich müssen diese Länder gewesen sein, daß sie den Beherrschern so kleiner Gebiete die Mittel gewähren konnten solche Paläste, solche Monumente zu bauen, wie der Alcazar zu Sevilla und die Alhambra.

In der Sierra Elvira ist ein Paß, der aus der Vega nach dem Meere führt. Der Höhepunkt des Passes wird „el ultimo suspiro del moro“ genannt. Boabdil soll sich dort noch ein letztes Mal zurückgewendet haben nach dem schönen Lande, der Vega, die er für immer verließ. Daß er seinen Weg seufzend fortsetzte, daran wird Niemand zweifeln, der dies Land gesehen hat.

Wir stiegen nun wieder zum Generaliffe hinab. Der lange schmale Patio in den man zuerst durch die weite Eingangshalle eines Gebäudes gelangt, das der Dienerschaft bestimmt scheint, ist durch Springbrunnen und eine wahrhaft tropische Vegetation belebt und schließt mit einem leichten arabischen Arkaden-Porticus. Das Hauptgebäude, das an seinem Nord-Ende liegt, enthält schöne luftige reichverzierte Säle im arabischen Styl.

Nach dem Frühstück hinunter in die Stadt zur Cathedrale, die gar wohl ein eingehendes Studium verdient. Sie steht wie so mancher Dom in Spanien an der Stelle, wo sich einst die Haupt-Mesquita Granada's erhob, die ein mächtiger Bau gewesen sein muß.

Nachdem der berühmte Held der Zegris, Abdallah Tarfé, sich während der Belagerung bei Nacht in das Lager der Christen geschlichen und dort vor dem Zelt der Königin Isabella seine Lanze aufgepflanzt hatte mit einem Zettel, der eine Herausforderung zum Zweikampf enthielt, wußte sich D. Hernan Perez de Pulgar, eben auch bei Nacht, in die Stadt zu schleichen und heftete einen Pergament-Streifen, auf dem ein Ave Maria geschrieben stand, mit seinem Dolch an die Thür der Moschee. Abdallah Tarfé wurde in dem Zweikampf erschlagen, den in D. Hernans Abweisenheit der Dichter Garcilasso de la

Vega unerkannt ausfocht, und der Sieger mußte von dem katholischen Königspaar begnadigt werden, da der König bei seiner Ungnade befohlen hatte, daß Niemand als D. Hernan sich dem berühmten Mauren stellen sollte.

Abdallah's Lanze und Schädel und D. Hernan's Pergamentstreif bilden das Tropaion in der Kirche zu Sta. Fé.

Ein Ave Maria, nicht ein Pater, nicht ein Credo, das war in D. Hernan's Augen die eigentliche, die entscheidende Bethätigung des Christenthums! So war das ritterliche Christenthum der Spanier von jeher beschaffen.

Die Kirche ist modern; sie ist in den Jahren 1527 bis 1560 unter der Leitung eines spanischen Baumeisters Don Diego de Silvé erbaut, dem auch die Cathedrale zu Malaga zugeschrieben wird.

Man kann den Styl dieser Bauten keineswegs als Renaissance bezeichnen, wie nicht selten geschieht; beabsichtigt ist vielmehr der modern klassicistische Styl, aber so wie ihn ein Spanier auffaßte. Es zeigt sich hier, daß sich in diesem Lande der Architectur, so lange sie einer nationalen Inspiration folgt, immerdar in allen ihren Phasen ein phantastisches Element beimischt, das sie eigenthümlich gestaltet, wie es auch zu erklären sein mag, ob durch arabischen Einfluß bedingt oder aus der eigenen Sinnesweise des Volks hervorgegangen. Wie in der spanischen Gothik, in der spanischen Renaissance, tritt dieses phantastische Element auch in der modern-klassicistischen Bauweise hervor, wie sie von Spaniern gehandhabt wird, und in den Werken des Churriguerra und seiner Schüler erscheint es dann gewissermaßen auf seiner ganzen Höhe, d. h. bis zum Aeußersten der Uebertreibung, bis zum vollkommen Widersinnigen und Verwerflichen gesteigert.

Das Willkürliche, Phantastische, wohl zu unterscheiden von dem Phantasiereichen, kann in der Baukunst nur in sehr bedingter Weise geduldet werden und darf niemals Vorbild sein, niemals eine Autorität, eine Schule bilden, ja man muß gestehen, daß es schon in diesem Bau weit über jedes erträgliche Maaß hinausgeht und sich in das Widersinnige verirrt; dennoch aber muß man eben auch gestehen, daß dieser Dom einen imponirenden Eindruck von Reichthum, Pracht und Größe macht,

dessen man sich nicht erwehren kann. Die bedeutende räumliche Größe trägt dazu allerdings bei, wie denn überhaupt die wirkliche materielle Größe in der Architectur immerhin ein sehr bedeutendes Element der Wirkung ist.

Das Eigenthümlichste in dem ganzen Bau ist die Capilla mayor, als die hier wie in allen Kirchen Spaniens der Raum dient, der sonst die sogenannte Tribune, den Chor, bildet, und dieser Raum ist hier eine mächtige von einer hohen Kuppel überwölbte Rotunde.

Der Schmuck dieser runden Capilla mayor ist mehr als reich zu nennen; es war die Absicht des Baumeisters den Eindruck, den die Kirche im Ganzen macht, hier noch zu steigern, zu überbieten.

Der Theil, in welchem sich der Altar an die Ostwand lehnt und die Königsgräber sich zu dessen Füßen erheben, ist durch ein reiches Eisengitter von großer Schönheit abgesperrt.

Diese Königsgräber gehören zu den edelsten und schönsten Sculptur-Werken der Renaissance-Periode, die es überhaupt giebt.

Es sind zwei Sarcophagen-Paare, jedes Paar auf einem großen Piedestal, beide zusammen von einem gemeinschaftlichen Eisengitter umgeben. Die Piedestale, die Sarcophage sind reich mit Sculpturen verziert. Das erste Monument ist dem Andenken der reyes catholicos, Ferdinand und Isabella, geweiht. Sie ruhen auf den Sarcophagen, Löwen zu ihren Füßen. Der König im Harnisch und Hermelin-Mantel. Auf dem zweiten Sarcophagen-Paare die Gestalten Philipps des Schönen und der wahnsinnigen, oder angeblich wahnsinnigen Johanna.

Die Köpfe sind sämmtlich Porträts, bis auf den der unglücklichen Johanna, den man sofort für einen idealen erkennt. Der Künstler hat sich keine recht bestimmte Individualität zu denken gewußt.

Die Sculpturen sind nicht alle von gleichem Werth, einige aber von großer Schönheit; so namentlich einige der Statuen der als Schmuck angebrachten Kirchenväter, die an St. Sebalds Grab in Nürnberg erinnern. Es ist, als ob die Sculptur der Renaissance-Zeit grade in solchen Statuetten von geringen Dimensionen das Höchste erreicht hätte, was sie zu leisten vermochte.

Ich stieg auch in die Gruft hinab, in der die Königs-Paare wirklich ruhen, und da sind fünf Bleisärge mit gekrönten Initialen

bezeichnet. Im fünften ruht Don Miguel, der Sohn Ferdinands und Isabellas, der in früher Jugend starb.

Das Individuum, wenige Auserwählte ausgenommen, bedeutet im Allgemeinen sehr wenig im Gang der Weltgeschichte; die Wellen der Ereignisse schlagen augenblicklich zusammen über der Lücke, die ein verschwindendes Wesen zu lassen scheint. Und doch macht zuweilen das Verschwinden eines Menschen einen gewaltigen Unterschied, ohne daß er eben ein ausgezeichnetes Individuum zu sein braucht, blos weil er an einer bestimmten Stelle stand und grade da fehlt. Mochte dieser Infant D. Miguel auch ein ganz gewöhnlicher, ja unbedeutender Mensch sein, die Schicksale Spaniens nicht nur sondern selbst Europas wurden nach aller menschlichen Berechnung sehr entschieden andere, wenn er am Leben blieb. Denn der Gang der Ereignisse ist doch wesentlich dadurch bestimmt worden, daß das Haus Habsburg zugleich in Deutschland und in Spanien herrschte. Unter einheimischen Königen wäre Spanien wohl nicht in derselben Weise in die allgemeinen Welthändel verwickelt worden. Außer Zusammenhang mit Deutschland und den Niederlanden hätte es sich wohl schwerlich die Aufgabe gestellt die Reformation in ganz Europa zu unterdrücken, die unidad catholica in ganz Europa wiederherzustellen; es hätte sich nicht in diesem immerwährenden Kreuzzuge verblutet. Wenn der König von Spanien nicht Herzog von Burgund war und nicht in den Niederlanden in seinem eigenen Interesse Reformation und bürgerliche Freiheit zu bekämpfen hatte, gab es dazu keine Veranlassung. Und wie anders mußten sich die Geschicke Deutschlands und der Reformation gestalten, wenn Karl V. nur Herzog von Burgund war; wenn ihm bei Mühlberg keine spanische Infanterie zu Gebote stand, wenn im dreißigjährigen Kriege kein Ambrosio Spinola die Pfalz eroberte, kein „Cardinal Infant“ die Schlacht bei Nördlingen gewann!

Nach dem Luncheon ging ich von Ximenez begleitet die Zigeuner-Vorstadt zu besuchen. Es soll nicht gerathen sein sich allein unter diese Orientalen zu begeben.

Wir gingen auf der nächsten Brücke über den Darro und darauf den Thalrand hinan zu der Vorstadt des Albaycin.

Da steht ein alter Palast der Abenceragen in seltsamer betrübender und belehrender Verkommenheit. Er hat zwei Höfe, die ehemals sehr elegant und schön gewesen sein müssen, mit Arkaden, die denen der Alhambra gleichen, nur daß die Holz-Construction hier nicht wie dort mit Stuck überzogen war. Sie scheinen, was sie sind, eine zierliche Holz-Construction, die offene Galerien trägt, reich mit Schnitzwerk verziert.

Dieser einst glänzende Wohnsitz der stolzesten und ritterlichsten aller Araber ist jetzt die Behausung armer Tagelöhner, und auf den Galerien, wo wohl gar manche schöne Dame ritterlichen Huldigungen gelauscht haben mag, wehte sehr schlechte Wäsche zum Trocknen aufgehängt im Winde.

Wir gingen auf steilen unbequemen Pfaden an dem diesseitigen nördlichen Abhang der, Stadt und Vorstadt trennenden Schlucht entlang, wo sich ein gar seltsames Schauspiel vor dem Auge entfaltet. Der Abhang ist nicht bebaut. Schlechter Rasen, einzelnes wildes Gesträuch, hin und wieder eine riesige Cactusstaude bedecken ihn, und dazwischen öffnen sich, bald höher, bald niedriger, allerhand schmale Oeffnungen, die zu seltsamen Höhlen und Löchern führen. In diesen hausen ein paar tausend Gitanos. Einige von ihnen haben dem Eingang in ihre Höhlenwohnung durch stützendes Gemäuer eine regelmäßige Form zu geben versucht, die meisten haben aus dem Inneren einen Schornstein in das Freie hinauf geführt, der nicht selten mit einem phantastischen Thürmchen überbaut ist. Gruppen dunkelbronzefarbener Mädchen mit verwildertem schwarzen Haar, nachlässig und unvollständig in seltsame Lumpen gehüllt, stehen vor den Höhlen und mustern den Fremden schweigend mit glühenden Blicken. Braune Gesellen, die aussehen, als ob ihnen in der Einsamkeit nicht zu trauen sein möchte, steigen langsam aus der Stadt herauf dieser eigenthümlichen Heimath zu.

Wie sich in dem Heimathlande der Inquisition von selbst versteht, geben sich die Gitanos für Christen aus, man will aber bemerken, daß sie in allen bedeutenden Fällen des Lebens, namentlich bei Begräbnissen, mit einer gewissen Heimlichkeit gar mancherlei fremdartige Riten beobachten.

Der Anblick einer solchen Art des Daseins nimmt Wunder in Europa, aber die Leute wollen nun einmal nicht anders leben; sie gefallen sich in dieser thierischen libertad; sehr evident aber ist, daß weder die Regierung noch die Kirche jemals irgend Etwas ernstlich gethan hat sie heraus zu reißen aus diesem elenden Zustand. Sie geben sich für catholicos apostolicos Romanos aus, das genügt der Kirche, die keine Veranlassung hat von ihnen zu verlangen, was sie auch von Niemandem sonst fordert, nämlich Vernunft und Sitte.

13. Juni. Frühmorgens, etwa um fünf Uhr, weckte mich Militair-Musik, die aus der Stadt herauf schallte. Später erfuhr ich, was es gegeben hatte. Die Behörden sahen offenbar dem Augenblick, wo die bewaffnete Macht auf die Verfassung vereidigt werden sollte, mit Besorgniß entgegen. Es wurden geflissentlich falsche Gerüchte in Umlauf gesetzt darüber, wann, wie und wo das eigentlich geschehen sollte. Verschiedene Tage wurden genannt, die Abendstunden verschiedener Tage, und es hieß, daß eine große feierliche Parade behufs der Eidesleistung veranstaltet werden sollte.

Dann hat man die Truppen ganz plötzlich und ihnen selbst unerwartet heute früh um vier Uhr ausrücken lassen zu einer Stunde, wo ganz Granada in tiefem Schlaf lag.

Die Linien-Truppen haben den Eid geleistet ohne lästige Zuschauer, die versucht sein konnten den feierlichen Act zu stören; und der commandirende General hat darauf von der gesammten Garnison vier „evivas“ nacheinander ausbringen lassen: „la monarquia“, „la constitucion“, „el gobernio ejecutivo“, „la soberania national“!

Was mich geweckt hatte, war die Musik der Truppen, die wieder einrückten.

Die voluntarios de la libertad aber hat man gar nicht aufgerufen den Eid zu leisten, weil man sehr bestimmt wußte, daß sie ihn verweigern würden.

Ein sehr vorsichtiges Verfahren; es beweist aber unter Anderem auch, daß sich die Regierung nicht grade sehr stark fühlt.

Beim Frühstück finde ich die Gesellschaft vermehrt durch ein englisches Paar, Mann und Frau. Der Mann ist der Agent und

Bevollmächtigte des Herzogs von Wellington, der als Herzog von Ciudad Rodrigo hier in der Nähe große und schöne Güter besitzt.

Die Frau erzählte mir, in welcher Noth und Verlegenheit ihr Mann und sie selbst sich befänden.

Als nach der September-Revolution das Inventarium alles beweglichen Eigenthums der Kirche aufgenommen werden sollte, was bekanntlich in Burgos zu einer im Dom selbst begangenen Mordthat geführt hat, da wollte der Pfarrer auf diesen Gütern Wellingtons, was sich in seiner Kirche an silbernen Gefäßen befindet, beseitigen, der Controlle der Regierung entziehen, vielleicht unterschlagen. Das Inventarium hatte wohl eben die Absicht die noch vorhandenen Kostbarkeiten der Kirche unter die Controlle der Regierung zu stellen, damit sie nicht wieder wie in dem langen Bürgerkrieg der dreißiger Jahre verwendet werden könnten einen carlistischen Aufstand zu nähren. Die Kirche aber widersetzt sich der Aufnahme der Inventarien, um auch für solche Zwecke frei über die Reichthümer verfügen zu können, die ihr geblieben sind.

Der Pfarrer auf den Gütern des Herzogs von Wellington konnte nun sein Vorhaben nicht ohne den Beistand des Agenten ausführen, der den Herzog vertritt; und da dieser, wie natürlich, alle Zumuthungen des Pfarrers abwies, sucht der Geistliche sich selbst und die heilige Mutter Kirche an dem Mann uud seinem Herzog zu rächen. Er wiegelt die Bauern auf, die den Agenten zu vertreiben suchen, das Eigentum des Herzogs nicht mehr achten, sich den schuldigen Leistungen entziehen und in hellen Haufen Concessionen aller Art verlangen. „The next thing is, they will refuse to pay their rent“, meint die Frau.

Die spanischen Behörden sind ohnmächtig; sie wagen nicht einzuschreiten und thun trotz aller Reklamationen durchaus gar Nichts, um dem Unwesen zu steuern.

Den Abend auf der Alhambra, wo mich ein eigenthümliches Gefühl von Wehmuth ergreift, das mich selber fast befremdet. Es wird mir schwer mich von hier loszureißen. Granada ist mir sehr lieb geworden, und der Gedanke, daß ich wohl zum letzten Mal im Leben durch diese Räume wandle, ruft eine trübe Stimmung hervor.

---

6. Rückkehr nach Madrid.

16. Juni. So bin ich denn wieder in meinem geliebten Cordova. So muß ich es nennen, denn der stille Ort mit seinen großartigen Erinnerungen ist mir ungemein sympathisch.

In der Straße ein officiell verbreitetes Flugblatt gekauft. Es verkündet, daß General Serrano gestern von den Cortes zum Regenten des Reichs erwählt worden ist. Nur 45 Republikaner haben gegen ihn gestimmt; für ihn nicht nur die Unionisten, deren Haupt er ist, und die ihn allein so wenig an die Spitze des Staates stellen konnten, als sie allein vermocht haben die September-Revolution zu machen, sondern auch General Prim und die sämmtlichen Progressisten, sowie die Demokraten und selbst ein Theil der Republikaner.

Er ist nicht etwa gegen Prims Willen Regent geworden, sondern Prim hat jedenfalls sehr wesentlich zu seiner Erhebung beigetragen, hat ihn vielleicht gradezu zum Regenten gemacht. Das ist einleuchtend.

Nun frägt sich aber, und Das ist vor der Hand wohl die wichtigste Frage: was hat den General Prim zu dieser Handlungsweise bestimmt? Mußte er, sah er sich durch die Umstände gezwungen, oder was liegt sonst der Sache für eine Berechnung zu Grunde?

Abreise um zwei Uhr nach Madrid. Mich führte das Schicksal im Wagen mit einem bejahrten Carlisten zusammen, der offenbar in Parteigeschäften nach der Hauptstadt reiste, und ein Mann von einer gewissen Bedeutung in der Partei zu sein schien. Wir blieben fast die ganze Reise über allein, und das war für mich sehr interessant. Es war mir von Werth die Ansichten, Wünsche und Hoffnungen dieser Partei aus unmittelbarer Quelle kennen zu lernen.

Ich erwähnte, daß ich der Proclamirung der neuen Verfassung in Granada beigewohnt habe, daß sie aber dort von der Bevölkerung sehr ungünstig aufgenommen worden ist.

Carlist: Das ist überall der Fall gewesen in ganz Spanien: „Esta constitucion es nacida muerta!“

Ich: Nach Dem, was ich gesehen habe, kann ich sie auch nicht für lebensfähig halten. Aber was soll nun weiter werden?

Carlist, ohne einen Augenblick zu zögern, und indem er mir aus großer Nähe ganz fest und zuversichtlich in die Augen sah: Was? Die Restauration Carls VII., die ist sicher, die wird das Ende dieser Revolution sein!

Ich: Sollte darauf mit solcher Sicherheit zu rechnen sein? Ich habe mich zu meinem Bedauern auf dieser Reise überzeugen können, daß die Republikaner in ganz Andalusien sehr zahlreich, sehr mächtig und sehr gefährlich sind. Bei Weitem mehr, als man in Madrid denkt.

Carlist: Ja, das ist wahr: in Andalusien hat die republikanische Partei die Oberhand, aber das schadet Nichts, die Restauration Carls VII. ist darum nicht weniger gewiß; denn im Norden Spaniens steht es anders; da ist Alles ohne Ausnahme Carlist.

Trotz dieser überschwenglichen Zuversicht, die in überschwenglicher Weise ausgesprochen wird, verräth der Mann aber doch, daß die carlistische Partei ohnmächtig ist, und daß sie das Bewußtsein ihrer Ohnmacht hat. Das verräth sich namentlich in zwei Dingen.

Erstens: Die Carlisten wollen zunächst mit den Republikanern, die sie hassen, gemeinschaftliche Sache machen. Sie erwarten binnen Kurzem einen Aufstand der Republikaner, der auch wohl wirklich stattfinden wird, und sie wollen alsdann die Gelegenheit benützen und sich anschließen. Denn, erläuterte mein Carlist: für's erste und bis die gegenwärtige Regierung gestürzt ist, haben wir dasselbe Interesse und dieselben Feinde.

Das heißt, die Carlisten fühlen sich zu schwach den Kampf mit der September-Revolution und der Regierung allein aufzunehmen; sie sehen nur in einem Aufstand der Republikaner die Aussicht auf einen Sieg, den sie dann für sich allein auszubeuten hoffen. Fühlten sie sich stark, könnten sie irgend den eignen Kräften vertrauen, so würden sie ganz gewiß dem gefährlichen Beistand der Republikaner aus dem Wege gehen. Die Republikaner, die stark sind und es wissen, suchen wenigstens den Beistand der Carlisten ganz und gar nicht und meiden jedes gleichzeitige zusammenwirkende Auftreten mit ihnen.

Und dann zweitens: Das Bewußtsein der Ohnmacht spricht sich

beinahe noch deutlicher in dem seufzenden Verlangen nach einer fremden auswärtigen Intervention aus, das mein Carlist sehr vernehmlich laut werden läßt.

Am Allerbesten, meint er, wäre es, wenn eine Coalition der europäischen Mächte die Revolution in Spanien bekämpfte, wie 1823 in so lobenswerther Weise und mit so glücklichem Erfolg geschehen sei. Ob denn so etwas nicht zu hoffen stehe? Es sei doch das offenbare einleuchtende Interesse aller Regierungen die Revolution überall zu Boden zu werfen und die legitime Gewalt in ihre Rechte wieder einzusetzen.

Ich konnte ihm nur antworten, daß die Sache eben nicht überall so beurtheilt werde, und auf eine Coalition durchaus nicht zu rechnen sei.

Die Ohnmacht der carlistischen Partei läßt sich wohl erklären. Es fehlen heut zu Tage eben alle die Elemente, die in den dreißiger Jahren den Aufstand der Partei und einen siebenjährigen Bürgerkrieg möglich machten: es fehlen die zahlreichen Klöster, die unabsehbaren Schaaren der Mönche, es fehlt der gewaltige Einfluß, den sie auf die Menge übten; es fehlen die Reichthümer der Klöster, mit denen die Kosten des Krieges bestritten wurden. Das Alles ist nicht mehr.

Der Einfluß der Weltgeistlichen wird niemals dem der Klosterbrüder gleichkommen; namentlich nicht dem der Bettler- und Prediger-Mönche. Sie sind nicht so unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen wie jene, sind nicht gleich den Klosterbrüdern durch das gemeinsame Klosterleben fanatisirt und in ihrer Vereinzelung weniger in der Lage stets wie Ein Mann nach einem gemeinschaftlichen Plan zu handeln. Und es ist wahrhaftig ein Glück, daß die Partei ohnmächtig ist, denn sollte sie je zur Herrschaft kommen, so wäre Nichts von ihr zu erwarten als die allerwahnsinnigste Reaction; Unterordnung des Staats unter die Kirche, die religiöse Unduldsamkeit auf das Aeußerste getrieben, ein wüthendes Regiment fanatischer, racheburstiger, blut- und geldgieriger Priester: es wäre das größte Unglück, das Spanien überhaupt erleben kann.

Denn allen sogenannten legitimistischen Parteien ist eigentlich

weniger an der strikten Observanz ihres angeblichen Prinzips gelegen als daran, daß ein ihnen genehmes Regierungs-System durchgeführt werde, eine bestimmte Weltordnung, die sie im Auge haben, und der das legitime Königthum dienstbar sein soll. Einen König, der sich erlaubt nicht in ihrem Sinn zu regieren, werden die Legitimisten sehr bald überdrüssig, und wenn er noch so legitim wäre.

Hier in Spanien, wo die Legitimität streitig ist, handelt es sich noch weniger als anderswo um das Prinzip, und noch mehr um Interessen, um System. Die Ansichten aber, von denen die Carlisten ausgehen, und denen gemäß sie handeln würden, sind von der Art, daß man nur mit Staunen davon hören kann. Die Leute haben keine Ahnung davon, wodurch das gegenwärtige Elend Spaniens herbeigeführt worden ist, und sehen vielmehr in den alten verkommenen Zuständen, die unhaltbar geworden waren, nachdem sie das Weltreich von seiner Höhe herab in eine kaum zu ermessende Tiefe des Verderbens gestürzt hatten, Herrlichkeiten, die um jeden Preis wieder hergestellt werden müssen. In solch einer unsinnigen Restauration liegt, meinen sie, das Heil Spaniens.

Es ist zum Verwundern, mit welcher Zuversicht und Gelassenheit die Herren erklären:

Philipp II. war der größte König, den Spanien je gehabt hat; seine Zeit war die Blüthezeit Spaniens; damals stand das Reich groß und herrlich als gebietende Weltmacht da. (Keine Ahnung davon, daß Philipp II. die Kräfte Spaniens und die Schätze der neuen Welt verschwendete im Dienst der Kirche für Zwecke, mit denen Spaniens Wohl und Weh Nichts gemein hatte; daß er Spanien in frevelhafter Weise erschöpfte, daß unter ihm der Verfall begann!)

Auch später noch ging Alles gut; der Verfall Spaniens hat mit dem Jahre 1834 mit dem Gobierno parlamentario begonnen.

Bis dahin, also auch unter Ferdinand VII., ging und stand demnach Alles ganz vortrefflich, unverbesserlich.

Das Gobierno parlamentario taugt nicht für Spanien; Spanien muß absolutistisch regiert werden, und zwar mit Strenge: „con un brazo de hierro! con un brazo de hierro!“ wiederholte der

Mann mit einem wunderbaren Ingrimm. Denn die Spanier seien von der Art, daß man ihnen nicht die geringste Concession machen darf; wenn man ihnen nur den kleinen Finger biete, bemächtigten sie sich sofort der ganzen Hand, ja des Armes! Man muß sie im Zaum halten!

(NB. Die Herren haben also das Bewußtsein, daß ihr System, ihre Weltordnung, nur durch die erbarmungsloseste Gewalt aufrecht erhalten werden könnte.)

Vor allen Dingen aber muß die Einheit des Glaubens, die unitad catholica, in Spanien um jeden Preis aufrecht erhalten werden; kein anderer Cultus als der römisch-katholische darf in Spanien geduldet werden (NB. also Inquisition?). Philipp II. hat das Reich vor der Glaubens-Spaltung bewahrt, das ist sein höchster Ruhm; denn in der unbedingten Einheit des Glaubens und in ihr allein liegt die Macht einer Nation.

(NB. Keine Ahnung davon natürlich, daß gerade die unitad catholica Spanien zu Grunde gerichtet hat.)

Ich erwähnte, der Groß-Inquisitor Torquemada, der zu Philipps II. Zeit 95 000 Ketzer in Spanien zum Feuertode verurtheilt hat, habe allerdings eine große Energie entfaltet, um die Glaubens-Einheit zu erhalten. Daß er so Viele habe verurteilen müssen, sei entschieden ein Beweis, daß die Reformation des XVI. Jahrhunderts auch in Spanien reichlichen Anklang gefunden habe.

Der Carlist hörte das nicht gern, besonders die Zahl der Verurtheilten nicht, aber er ging leicht darüber hin. Gar sehr dagegen beschäftigte ihn ein anderer Zweifel, und er fragte: wir hätten in Preußen doch sechs Millionen Katholiken; wie können sich diese Millionen Katholiken gefallen lassen unter protestantischer Oberherrschaft zu stehen?

Ich: O, die Katholiken befinden sich sehr wohl bei uns; wir lassen ihnen volle Freiheit in Glaubens-Sachen, ja die katholische Kirche hat vielleicht nirgends, und namentlich in keinem katholischen Reiche, so viele Freiheit als bei uns.

Carlist: Daß die katholische Kirche sich allerdings bei uns in Preußen einer großen Freiheit erfreue, das wisse er: aber dennoch,

unter protestantischer Oberherrschaft zu stehen, wie könne man sich dabei beruhigen! Ob denn nicht doch in dem Dasein und in der Stimmung dieser Katholiken eine große Gefahr für Preußen liege.

Ich: Durchaus nicht! Die Katholiken befinden sich sehr wohl bei uns und sind im Allgemeinen sehr gut preußisch gesinnte Patrioten; sie sind des friedlichen Zusammenlebens mit Protestanten gewöhnt, und das ist nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Uns ist es andrerseits vollkommen gleichgültig, was ihnen unter sich zu denken und zu glauben beliebt, oder was sie sich in Glaubens-Sachen von Rom aus vorschreiben und befehlen lassen. Wir kümmern uns darum nicht, so lange sie nicht gegen die Landesgesetze und das mit Rom vereinbarte Concordat handeln. Das aber kommt nicht vor, denn unsere Katholiken sind vernünftige gebildete Leute, denen so etwas gar nicht einfällt.

Meinem Carlisten war und blieb das Alles vollkommen unbegreiflich. Er vermochte gar nicht sich in diese Vorstellungen hinein zu denken.

Wir bemerkten auf allen Bahnhöfen einen auffallenden Zusammenlauf von Menschen und erfuhren, daß man mit dem Zuge, in dem wir reisten, einen republikanischen Cortes-Deputirten erwartete, und dem wollte die Menge Ovationen darbringen. Dazu konnte es nicht kommen, denn der erwartete Republikaner war eben nicht in dem Zuge, aber meinem Carlisten war der Aufschluß, den wir erhielten, ungemein verdrießlich.

In der öden Sierra Morena war es still und einsam auf den Bahnhöfen, in der Mancha dagegen fanden wir wieder große Menschen-Massen versammelt, die dem Republikaner huldigen wollten, mitten in der Nacht.

In Manzanares namentlich kletterte einer der Wartenden an unserem Wagen herauf und fragte durch das Fenster herein, ob Don Fernando in dem Zuge sei. Nein! antwortete mein Carlist ingrimmig, aber die Stiere für die nächste Corrida in Madrid seien in dem Zuge.

Unter den zur Ovation Versammelten befanden sich unter Anderen sehr viele Eisenbahn-Beamte. Sie stiegen in hellen Haufen in unseren Zug, um bis Alcazar de S. Juan zurück zu fahren. In unserem Wagen namentlich blieb kein Platz frei. Es entstand ein sehr lebhaftes

politisches Gespräch freisinnigsten Inhalts. Mein Carlist stellte sich, als ob er schliefe, doch so wie uns die geräuschvolle Gesellschaft in Alcazar de S. Juan verlassen hatte, war er wieder munter.

Ein höherer Beamter schlich sich geheimnißvoll heran und schien etwas betroffen mich da zu gewahren. Aber der Carlist beruhigte ihn, indem er ihm sagte, ich sei ein Fremder, ein Preuße. Sie hatten einander offenbar Viel und Wichtiges mitzutheilen. Sie flüsterten lange, und der Beamte schlich sich dann wieder ebenso geräuschlos davon.

Es war schon Tag, als wir an den Gärten von Arranjuez vorüber kamen.

17. Juni. Früh in Madrid. Nach dem Frühstück gehe ich zu Kanitz und zu Kleefeld. Dem ersteren möchte ich gern Einiges mittheilen über Das, was ich in Andalusien gesehen und erfahren habe. Vergebene Mühe! Er will davon Nichts wissen; er weiß das Alles besser; er hat das Alles von hier aus durch seine reactionär gefärbten Brillengläser viel besser gesehen, kurz, er will in seinen reactionären Illusionen nicht gestört sein. Es ergiebt sich bald, daß er und auch wohl noch einige andere Diplomaten nicht mehr daran glauben, daß Don Alfonso, der Prinz von Asturien, nächster Tage auf den Thron erhoben werden könnte, was vor Kurzem für sie so gut wie ausgemacht war: um so bestimmter sind die Herren jetzt der Ueberzeugung, daß die Carlisten sich demnächst siegreich erheben werden, daß ihr Prätendent, der Infant D. Carlos, nächster Tage als D. Carlos VII. in Spanien herrschen wird.

Was für bodenlose Träume!

Ich versuche zu berichten, daß die republikanische Partei im ganzen Süden, in Andalusien sehr zahlreich und sehr mächtig ist; bei Weitem mehr, als man hier in Madrid im Allgemeinen weiß oder denkt.

Ja! allerdings, meint Kanitz, so ist es; im Süden giebt es nur Republikaner und Carlisten (NB. die Carlisten setzt er hinzu; ich hatte ihrer mit keinem Wort erwähnt, und zwar weil sie da unten im Süden sehr wenig zahlreich und sehr unbedeutend sind); der Norden von Spanien aber ist entscheidend; da lebt der beste tüchtigste Theil der Bevölkerung, der in allen Dingen den Ausschlag giebt. Die Andalusier sind ein verdorbenes Volk, das wenig zu bedeuten hat.

(NB. Die Catalonier etwa auch? Man weiß, daß die Republik auch unter ihnen großen Anhang hat.)

Ich: Eine Herrschaft der Carlisten wäre aber für Spanien ein großes Unglück, denn es ist von ihnen Nichts als die allerleidenschaftlichste Reaction zu erwarten. Sie sind in sehr eigenthümlichen Ansichten befangen und außerdem ergrimmt und erbittert. Erzähle, was ich von Carlisten selbst vernehmen mußte.

Kanitz meint, so möchten wohl Einzelne denken, in Beziehung auf die ganze Pariei könne das nicht gelten, namentlich, daß sie etwa gesonnen sein könnten die Inquisition herzustellen. Freilich! Daß den Leuten die unitad catholica über Alles geht, das muß er zugeben. Jedenfalls werden die Carlisten als Herren von Spanien kein Unheil anrichten, denn es werden sich ihnen viele Moderados anschließen. (NB. Das wäre die rechte Höhe! Was die Moderados können, das hat die Welt zur Genüge gesehen. Und dann, welchen Grund giebt es anzunehmen, daß Moderados und Carlisten sich jetzt besser vertragen werden als früher? Daß die Moderados ihre Prätendenten werden fallen lassen, um den Carlisten zum Siege zu verhelfen und denen dann die Herrschaft und alle Vortheile, die sie bringt, zu überlassen? Oder daß vollends die Carlisten geneigt sein könnten den Gewinn des Sieges mit den Moderados zu theilen oder sich gar von ihnen dahin beeinflussen zu lassen Vernunft anzunehmen? Ihre bisherigen Manifestationen sprechen ganz und gar nicht dafür. Das sind ganz willkürliche aus der Luft gegriffene Vorstellungen. Ich gebe aber die Diskussion auf.)

Der schwedische Gesandte Lindstrand kommt und äußert sich sehr verwundert über die Madrider Zeitungen. Die beschreiben sehr pomphaft, wie glorreich es hier bei der Proclamirung der Verfassung hergegangen sei, mit welcher Begeisterung das Volk sie aufgenommen habe. Und nun habe doch Kanitz gesehen, so gut wie er selber, wie überaus lau und lahm die Sache abgelaufen sei: wie kalt und durchaus theilnahmslos das Publikum geblieben sei.

So ist es wohl in ganz Spanien gewesen: esta constitucion es nacida muerta!

Ich hatte mich bereits einigermaßen in den Zeitungen orientirt

und mich überzeugt, daß Prim den General Serrano zum Regenten gemacht hat und zwar nicht durch die Umstände gezwungen, sondern aus Berechnung. Die Sache ist so eingerichtet, daß durch die Wahl eines Regenten an der Situation nichts Wesentliches geändert ist, wenn man es nicht etwa als etwas Wesentliches ansehen will, daß Serrano jetzt weniger zu sagen und zu befehlen hat als zuvor. Serrano ist Regent, aber ohne die vollständigen Befugnisse eines solchen; er kann weder den Minister-Präsidenten Prim seines Amtes entheben noch die Cortes auflösen, da diese „Constituyentes", verfassunggebende, sind. Er kann in der That als unverantwortlicher Regent gar Nichts verfügen ohne die Mitunterschrift eines verantwortlichen Ministers, nämlich Prims. Ein Portefeuille kann er natürlich vollends gar nicht übernehmen; Minister kann er nicht sein als unverantwortlicher Regent.

Prim bleibt dagegen Minister-Präsident und Höchst-Commandirender der Armee inamovible! Die reale Macht ist und bleibt in seinen Händen; alles Uebrige ist Schein.

Es läßt sich sehr wohl begreifen, daß Prim diese Stellung jeder anderen vorgezogen hat; daß er es vorzieht auf diese Weise neben einem solchen Regenten Minister-Präsident und Kriegs-Minister zu sein als Regent, als welcher er dann möglicher Weise seinerseits mit einem energischen Minister-Präsidenten zu kämpfen hätte!

Kleefeld steht mit seinem ehemaligen Chef, dem ehemaligen preußischen Gesandten hier in Madrid, Grafen Raczynski, fortwährend in Briefwechsel. Raczynski schreibt ihm nun neuerdings, der Krieg zwischen Frankreich und Preußen sei jetzt unvermeidlich geworden. Möglich ist das allerdings, da die inneren Verhältnisse Frankreichs immer schwieriger zu werden scheinen, und für Napoléon III. die Nothwendigkeit näher treten kann sein Ansehen nach Innen durch glänzende Thaten nach Außen wieder herzustellen.

18. Juni. Beim Frühstück kam ich in ein Gespräch mit einem Belgier. Der erzählt: in dem Zuge, mit welchem er gestern von Irun hier eingetroffen ist, befand sich auch ein republikanischer Cortes-Deputirter aus den nördlichen Provinzen. Der wurde auf dem hiesigen Nordbahnhof feierlich empfangen von einem Commando

National-Garden, voluntarios de la libertad, das in Waffen mit einer Fahne und mit Musik mit klingendem Spiel ausgerückt war, sich auf dem Bahnhof militairisch aufstellte und den Ankommenden militairisch salutirte. Noch dazu war die Fahne eine rothe! Die Fahne der kosmopolitischen socialistischen Republik!

Es scheint also doch auch im Norden Spaniens Republikaner zu geben. Und welche Disciplin der voluntarios de la libertad, die in Waffen als Corps ausrücken, um einen Deputirten feierlich zu empfangen, der sich gegen die eben verkündete Landesverfassung auflehnt, daß sie dazu ausrücken ohne von den Behörden autorisirt zu sein und unter einer Fahne, die nicht anerkannt ist, die den Landesgesetzen und den bestehenden Verhältnissen offen Hohn spricht! Welche Schwäche der Regierung zeigt sich darin, daß sie Dergleichen ungestraft thun können!

Und da bilden sich die Herren Diplomaten ein, Don Carlos werde nächster Tage von seinem Reich Besitz nehmen, und wollen nicht sehen, daß die republikanische Partei mächtig ist im Lande.

Ich sah aus den Fenstern des Speisesaals eine immerhin interessante politische Ceremonie mit an: der Marschall Serrano leistete heute als Regent den vorgeschriebenen Eid auf die Verfassung und begab sich dazu in feierlichem Zuge von seiner Amts-Wohnung in den Palast der Cortes.

Linientruppen auf der einen, voluntarios auf der anderen Seite bildeten Spalier, die Minister und die Generalität fuhren hin Serrano abzuholen. Dann kam der Zug herauf, glänzend genug! Die Minister und das Gefolge des Regenten in mehreren Wagen, Serrano in einem vergoldeten Gala-Wagen des ehemaligen Hofs, Kutscher und Bediente in gepuderten Perrücken und der reichen spanischen Hof-Livree, Scharlach und Gold; Alles umgeben von Truppen in Parade, namentlich von Reiterei, sowohl Linien-Husaren als voluntarios zu Pferde. Dabei war unter Anderem auch eine eigenthümliche spanische Nonchalance auffallend. Der General Milan del Bosch, der zu Pferde den cortège commandirte, sah mit seinem schneeweißen Stutzbart, der reichen Uniform, den vielen Orden, im Tressenhut, ganz stattlich aus,

rauchte aber ganz gemüthlich seine Cigarre, während er dem feierlichen Zuge voran ritt.

Auf den Trottoirs war auch ein ziemlich zahlreiches Publikum zusammengekommen, an allen Fenstern, auf allen Balconen die Alcala-Straße entlang waren Frauen und Mädchen zu sehen, so viele da Platz finden konnten, und darunter gar manches hübsche Wesen: aber es war nur zu sichtbar, daß auf der Welt Nichts als eine müßige gleichgültige Neugier die Leute zusammengeführt hatte. Nirgends zeigte sich eine Spur von wirklicher Theilnahme an dem Inhalt, der Bedeutung, dieses bunt glänzenden Aufzugs. Es war kein Ernst, kein Zug in der Sache, kein Glaube an den gegenwärtigen Zustand!

Gleich darauf sollte ich von Neuem inne werden, was wirklich das Herz des spanischen Volkes bewegt. Auf der Puerta del Sol drängten sich ungewöhnlich viele Menschen an das Schaufenster eines Galanterie- und Kupferstich-Ladens: war da etwas politisch Wichtiges zu sehen? Nein! Photographien der bekanntesten Toreros waren in dem Fenster ausgestellt!

Die Corrida de Toros ist die große, die Haupt-Angelegenheit der spanischen Nation! Alles Andere, namentlich der politische Zustand des Landes, kommt dagegen gar nicht in Betracht.

Um 1/28 Uhr Diner bei Kanitz; ich treffe da mit Lindstrand und dem holländischen Gesandten Baron van Ittersum zusammen.

Die Herren haben sämmtlich der Eidesleistung Serranos in den Cortes beigewohnt, und sie sprechen davon. Morgen empfängt Serrano als Regent das diplomatische Corps in feierlicher Audienz. Das und der ganze gegenwärtige Zustand Spaniens wird von den drei Herren mit seichtem Spott wie eine Harlekinade besprochen.

Etwas mehr ist er denn doch, wenn man auch der papiernen Verfassung keine große Bedeutung beilegen kann. Jedenfalls hat das gegenwärtige Regiment Spaniens etwas mehr zu bedeuten als die Ansprüche und Hoffnungen des Infanten Don Carlos.

20. Juni. Kanitz bei mir. Erzählt mir das neueste Tages-Ereigniß und natürlich ganz im Sinn und mit dem Eifer eines entschiedenen Reactionärs.

Der General Graf von Cheste war der fliehenden Königin unmittelbar nach der September-Revolution nach Frankreich gefolgt. Dieser General gilt den Moderados für eine Hauptperson von großer Bedeutung.

Ich weiß Nichts von diesem Kriegs-Helden und habe also kein Urtheil, aber auch die gegenwärtige Regierung scheint ihm einige Bedeutung beizumessen, denn sie hat ihm den Befehl zugesendet nach Spanien zurückzukehren, und da er sich weigerte dem Befehl nachzukommen, ist er auf Verfügung der provisorischen Regierung aus der Rangliste der Armee gestrichen worden.

Darauf kehrte nun der Graf von Cheste als Privatmann nach Spanien zurück, angeblich um sich auf seine Güter bei Segovia zu begeben.

Das ist den Machthabern sehr unbequem, und sie beschließen ihn als Militair in activem Dienst und den Dienst-Reglements unterworfen zu behandeln.

Graf von Cheste wird hier auf dem Bahnhof von einem Commando Guardia Civile empfangen, dessen Offizier ihm eröffnet, daß ihm sein Cuartel auf den canarischen Inseln angewiesen sei, und daß er sofort in angenehmer Begleitung von Guardias Civiles nach Cadiz weiter zu reisen habe, um von dort aus nach seinem Bestimmungsort eingeschifft zu werden.

Es ist in Spanien nämlich herkömmlich, daß den Offizieren und Generalen „zur Disposition" ihr „Cuartel", d. h. ihr Aufenthaltsort, von Regierungswegen angewiesen wird, und die Form, in welcher Generale Landes verwiesen und in einer Art von Halbgefangenschaft unter Aufsicht gestellt werden, ist, daß man ihnen ihr Cuartel anf den canarischen Inseln anweist. Serrano war vor Kurzem dort einquartirt und hat von dort aus die September-Revolution eingeleitet.

Trotz seines entschiedenen Protestes hat der Graf von Cheste als Verhafteter nach Cadiz weiter reisen müssen, und man ist gespannt darauf, was sich nun weiter ergeben wird.

Das Verfahren der Regierung ist allerdings nichts weniger als correkt. Die Machthaber haben sich übereilt und dadurch in wunderliche Schwierigkeiten verwickelt. Als der Graf von Cheste sich weigerte

ihren Befehlen Folge zu leisten und nach Spanien zurückzukehren, hätten sie ihn sollen vor ein Kriegsgericht citiren lassen, um sich zu verantworten. Dann war Alles in der Ordnung. Das Kriegsgericht konnte den Grafen von Cheste, der sich gewiß nicht stellte, zur Cassation oder zum Verlust seines militairischen Ranges und zur Festungshaft verurtheilen. Cheste kam dann gewiß nicht in das Land, um die abzubüßen!

Anstatt dessen befiehlt die Regierung ganz willkürlich ohne gerichtliches Verfahren, ihn aus der Rangliste zu streichen. Daß er darauf versucht sein könnte nach Spanien zurückzukehren, daran hat man offenbar gar nicht gedacht; die Frage, wie die Sache sich in diesem Fall stellen würde, hat man sich gar nicht vorgelegt.

Die Regierung hat sich in die seltsame Lage versetzt, entweder ihrer Autorität offen Hohn sprechen zu lassen oder zu ganz willkürlichen illegalen Maßregeln schreiten zu müssen.

Kanitz hob mit besonderer Befriedigung hervor, wie verwerflich es sei, daß die revolutionäre Regierung, die Freiheit, strenge Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit und, Gott weiß, was Alles versprochen hat, nun eben die Willkürlichkeiten begeht, die sie der früheren Regierung so oft zum Vorwurf gemacht hat.

Nachdem er mich verlassen hatte, wurde ich Zeuge einer großen Feierlichkeit, die eine große politische Tragweite wenigstens haben sollte. Ein Sarg, mit Trophäen geschmückt, von Matrosen getragen und umgeben, wurde über die Puerta del Sol und die Calle de Alcala hinunter getragen unter den Klängen einer militairischen Musik. Viele Häuser waren mit roth-gelben spanischen Flaggen, fast alle Balcone mit bunten Teppichen geschmückt.

Ich erkundigte mich: Jener Sarg birgt die Reste des Admirals Gravina, der in der Schlacht bei Trafalgar seinen Tod gefunden hat.

Dieser Sarg, diese Reste sind, ich glaube, in Cadiz, wie die katholische Kirche in Beziehung auf die Gebeine der Heiligen zu sagen pflegt: „erhoben", sie sind hierher gebracht worden, um hier am heutigen Tage einem großen Schaugepränge zu dienen.

Denn die gegenwärtige Regierung Spaniens, die so viele gar ernste Dinge zu thun hätte, treibt mancherlei Allotria. Sie sucht

durch künstliche Mittel, durch pomphafte Nationalfeste, durch theatralische Künste die allgemeine Volksbegeisterung für die glückliche Gegenwart in Schwung zu bringen, da ihre Wogen, sich selbst überlassen, in der That nicht recht hoch gehen wollen.

Unter anderen sublimen Gedanken hat man auch den gehabt ein National-Pantheon zu gründen, wie die französische Republik es beabsichtigte, und er wird ausgeführt. Die Kirche S. Francesco am Ende der Stadt auf dem Thalrande des Manzanares ist dazu ausersehen. Dort sollen die großen Männer Spaniens künftig ruhen, und zwar nicht blos die der Zukunft sondern auch die der Vergangenheit. Aus allen Provinzen Spaniens sind die Särge und Reste großer oder für groß erklärter Männer zusammengebracht worden, und heute sollen sie sämmtlich in der zum Pantheon avancirten Kirche beigesetzt werden.

Vielleicht wäre es passend gewesen zuerst, wenn nicht die Denkmäler, die einer späteren Zeit vorbehalten bleiben können, doch wenigstens die nöthigen Gräber und Grabsteine herzustellen, doch das hätte Zeit und Geld gekostet, und Geld hat man grade nicht übrig. Es ist Nichts der Art geschehen. Die Särge werden vorläufig in der Kirche hingestellt wie in ein Magazin; und wie die Dinge hier zu Lande gehen, ist es gar nicht unmöglich, daß sie in diesem provisorischen Zustand wieder vergessen werden. Als vorläufige Rumpelkammer dient die Kirche von Atocha, wo die Särge einstweilen aufgestapelt sind.

Der weite Weg von Atocha aus über den Prado, die Calle de Alcala herauf, über die Puerta del Sol, dann weiter durch die Calle mayor, war durch ein Spalier von Linien-Truppen und Voluntarios de la libertad vorgezeichnet. Da ich ein Eckzimmer bewohne, konnte ich den Zug verfolgen, denn dieser Zug gehört zu den wunderlichsten Schauspielen, die ich je gesehen habe.

Er wurde durch eine sehr schwache Schwadron Guardia civil, d. h. berittene Gensdarmen, eröffnet. Diesen ernsten Reitern folgten nun in langer Reihe eine Anzahl Wagen, sämmtlich allegorisch geschmückt, so sinnreich als es den Festordnern hatte gelingen wollen, und von verschiedenartigen Gefolgen umgeben, deren jedes wieder eine sicht- und greifbare Verherrlichung des berühmten Sterblichen war, dessen Resten es folgte.

An der Spitze der Wagen Spaniens, carro de España. Die Wappenschilder aller Provinzen des Reichs bildeten eine Zinnenwand um eine viereckige Platt-Form, von der die Säulen des Hercules empor stiegen; der Löwe Spaniens von papier maché und vergoldet erhob sich majestätisch dazwischen, spanische Fahnen, gelb und roth, flatterten ihm um die Ohren und eine Militair-Musik weckte das Echo in allen Caminen.

Nun folgten, von zwei Herolden geführt, nach einander die Triumphwagen der Heroen Spaniens mit ihren Emblemen.

Und was für große Männer hatte man zusammen gesucht! Sie waren sehr bunt durch einander gewürfelt, und einigen konnte das Recht auf einen Platz im National-Pantheon allenfalls streitig gemacht werden. Man hatte sie in der Weise geordnet, daß die Heroen der neuesten Zeit an der Spitze der Reihe zu ihrer neuen Ruhestätte geführt wurden, und daß ihnen dann die großen Männer früherer Tage in aufsteigend chronologischer Ordnung folgten.

So eröffnete den Zug der Sarg des Admirals Gravina! Eine Erinnerung an Trafalgar, an das erniedrigende französische Bündniß, an einen Unglückstag, nicht an 1808 und die Erhebung des Volks. Eine Erinnerung an den tiefsten Verfall des alten untergehenden Spaniens, nicht an den Aufschwung des neuen.

Nun kamen die Wagen zweier Architecten Villanueva und Ventura Rodriguez. Da fragt man sich verwundert, was denn im vorigen Jahrhundert oder zu Anfang des gegenwärtigen in der Architectur Großes geleistet worden ist, und nun vollends in Spanien.

Jetzt kamen Aranda, Ensenada, und dann, vermöge eines starken Sprunges rückwärts in die vergangenen Jahrhunderte, Don Pedro Calderon de la Barca. Den lassen wir wohl Alle gelten. Als Leidtragender trat Don Patricio de la Escosura auf, der, scheint es, einen Commentar zu Calderon geschrieben hat. Es folgten Artistas dramaticos (was man im gewöhnlichen Leben Schauspieler nennt) und Escritores dramaticos (wie mag den armen Gesellen zu Muth sein an Calderons Sarge?).

Nun ging es wieder etwas abwärts im Strom der Zeiten; dem früheren Dichter folgte der spätere Quevedo, dann aber war man

wieder ganz in den Kreis der unbekannten Berühmtheiten verfallen mit Carro di Lanuza und Don Alonso de Ercilla, dem Verfasser der Araucana. Ob die Herren Akademiker diese wirklich gelesen haben, ist die Frage, denn diese schwerfällige Nachahmung italienischer Vorbilder soll, wie Kenner sagen, etwas länger sein als die menschliche Geduld. Und nun vollends die große Menge! Ich habe die Verse gelesen, die, wenn ich nicht irre, in Buchholz „Handbuch der Spanischen Literatur" als Probe angeführt sind, und ich darf wohl glauben, daß ich damit gegen die unermeßliche Menge des hier versammelten Volks gar sehr im Vortheil bin. Der Dichter, der die obscuren Kämpfe mit wilden Stämmen in den kaum gekannten Gebirgen Perus besingt, ist dem Bewußtsein des gegenwärtigen Geschlechts vollkommen fremd geworden; er ist verschollen.

Es kamen nun Carro de Morales, Rechtsgelehrter, der Dichter und ritterliche Held Garulasso de la Vega und eine moderne Obscurität, Laguna, ein Arzt. Endlich wieder der Sarg eines Ritters und der war dies Mal Niemand geringeres, als der Gran Capitan, Gonsalve (Fernandez) de Cordoba.

Der sechzehnte und letzte in der Reihe war ein Dichter, Don Juan de Nona, von dem ich nie gehört hatte.

Den Schluß der ganzen Wagenreihe machte dann der Karren des Ruhms, auf dem die Fahnen aller europäischen Nationen die schwankende Gipsgestalt der Fama umschwebten.

Eine Musterkarte der bewaffneten Landmacht Spaniens bildete den endlichen Schluß.

Und als der Zug vorüber war, da fragte man sich unwillkürlich: sind sie das? sind das die Knaben alle?

Nun und der Cid und Cervantes? Die beiden größten Namen Spaniens? Ja, wenn man die Reste des Cid aus Burgos entführen wollte, das könnte zu ernsten Händeln Veranlassung geben; man läßt sich besser nicht darauf ein, und wo Cervantes begraben liegt, weiß Niemand recht bestimmt zu sagen. Aber Don Juan d'Austria? und Hernan Cortes? und Lope de Vega? und Murillo? und Velasquez? und Jovellanos der Rechtsgelehrte? warum nicht die, anstatt so vieler Lückenbüßer?

Aber eigentlich gehörten diese bedeutenden Männer in der That aus einem doppelten Grunde nicht hierher. Der Gedanke ein solches National-Pantheon zu errichten, den wunderlichsten Zeiten der französischen Revolution entlehnt, ist an sich ein ungesunder, der auf etwas Wesenloses, Theatralisches hinausläuft. Das Grab des Grafen von Oropesa hat in der Kibla zu Cordova seine hohe geschichtliche Bedeutung, eben wie das Grab des heiligen Königs Don Fernando im Dom zu Sevilla und des Gran Capitan in Granada, wo man es hätte lassen sollen. Hat doch Alles in dieser Welt nur an der rechten Stelle seine volle Bedeutung!

Ich höre von einer republikanischen Demonstration, die morgen beabsichtigt wird. Bei einem der früheren mißglückten Revolutions-Versuche waren besonders viele Unteroffiziere, namentlich der Artillerie, betheiligt. Serrano, der damals die Hauptperson, wenigstens die militairische Hauptperson, der Regierung war, bemächtigte sich der Kaserne durch einen Ueberfall von rückwärts her und ließ 135 Unteroffiziere, die dort gefangen wurden, feierlich erschießen.

Morgen ist der Jahrestag dieser Execution; da wollen die Republikaner die erschossenen Unteroffiziere als „Märtyrer der Freiheit" verherrlichen und feiern, was dem Marschall Serrano sehr unangenehm sein müsse (allerdings); man erwartet Unruhen.

22. Juni. Nach dem Frühstück zur Gesandtschaft. Zu Saurma, der von einer Steinbock-Jagd im Gebirge von Avila zurückgekehrt ist.

Er hat mit Erstaunen zwischen Avila und Salamanca ein fleißig und vortrefflich angebautes Land gefunden, wie man es nirgends im übrigen Spanien sieht, und versichert, dort im nördlichen, im besten Theil des Landes wünsche Alles ohne Ausnahme die alten durch die September-Revolution gestürzten Zustände zurück. (NB. Das müßte ich erst selber an Ort und Stelle sehen und hören, um es zu glauben.)

Saurma hat eine Wohnung für mich erkundet. Wir gingen hin sie anzusehen. Sie liegt an der Plaza d'Oriente.

Ort und Zeit brachten es mit sich, daß wir mitten in die angekündigte republikanische Demonstration hinein geriethen. Die Absicht der Demonstranten war in langer imposanter Procession mit republikanischen Fahnen und Emblemen vor die Artillerie-Kaserne zu

rücken, die am Fuß der Motaña del principe Pio liegt, sich dort aufzustellen und enthusiastische Reden zu Ehren der „Märtyrer“ an zu hören. Die Führer natürlich sollten diese Reden halten.

Die Artilleristen hatten aber erklärt, daß sie sich Dergleichen nicht würden gefallen lassen, sie hatten sogar vorsorglich zur Abwehr ein Paar Kanonen geladen, wie sich versteht ohne Befehl der Offiziere. (NB. musterhafte Disciplin.)

Um nun Mord und Todtschlag zu verhüten, war die etwas abschüssige Straße, die von dem königlichen Palast aus an den Marställen vorüber zu der Kaserne führt, durch eine ungemein dünne Kette grau mit grünen Aufschlägen gekleideter voluntarios de la libertad gesperrt. Die Kette war nicht dichter als eine Tirailleur-Kette und hätte wohl allenfalls ein Paar Schüsse abfeuern, aber gewiß nicht eine entschlossen anrennende tiefe Menschen-Menge aufhalten können, Wir nahmen Stellung an der Straßenecke neben der Tirailleur-Kette, um zu sehen, was weiter würde.

Die Procession kam an mit Musik und Fahnen; sie marschirte mit schmaler Fronte, war aber zahlreich und tief genug, um imposant zu sein, wenn etwa die Zahl dazu genügt. An der Spitze zogen, anständig schwarz gekleidet, Leute, denen man es ansah, daß sie den gebildeteren Ständen angehörten. Die Colonne kam die S. Quintin-Seite des Platzes herauf und machte Miene in die gesperrte Straße einlenken zu wollen, da stockte der Zug einen Augenblick, an der Spitze wurden ein Paar Worte mit dem Unteroffizier der Voluntarios gewechselt, und nach wenigen Secunden, länger dauerte die Sache nicht, bog die Spitze des Zuges nach der anderen Seite herum, und das Ganze marschirte mit triumphirend klingendem Spiel, quasi re bene gesta, an dem königlichen Palast vorüber in die Stadt zurück.

Augenscheinlich hatten die Republikaner vorher gewußt, welchen Hindernissen sie hier begegnen würden, sie waren darauf vorbereitet auszuweichen, und man sah es ihnen an, sie waren durchaus nicht böse, daß man ihnen den Conflikt mit den Artilleristen ersparte, ohne daß sie grade vor diesen, unbewaffnet wie sie waren, in wilder Flucht davon zu laufen brauchten.

Es ist in dem Allen, in den republikanischen Demonstrationen so

gut wie in dem patriotischen Schaugepränge, kein rechter Ernst und Wille; es sind das Alles zumal leere gemachte Possen ohne irgend welche Realität!

In der Straße, ich denke in der Calle mayor, ließen wir den ganzen Zug mit seinen Fahnen und Emblemen an uns vorübergehen. Es waren eine Anzahl Voluntarios de la libertad in Uniform unter den Demonstrirenden und viele, sehr viele, theils arme Teufel, theils zweideutige Gestalten, die offenbar für Geld mitliefen und schwerlich mehr als zwei Realen per Mann für ihre republikanische Begeisterung bekamen. Sie zogen zum Prado. Dort wird man sie gewähren lassen.

23. Juni. Zur Gesandtschaft, Kanitz gesprochen. Der erzählt: Silvela, der neue ministro di stato, d. h. der auswärtigen Angelegenheiten, ist bei ihm gewesen und hat sich sehr geneigt erwiesen die besten Beziehungen zu unterhalten.

Silvela ist seines Zeichens Advokat und, wie selbst Kanitz einräumen muß, ein verständiger besonnener Mann.

Der neue Minister ist ferner Unionist und erklärt gegen den preußischen Gesandten, er habe das Portefeuille lange nicht annehmen wollen, weil er „kein Vertrauen zu der Sache habe", und nur auf Serranos dringendes Zureden habe er sich zuletzt entschlossen in das Ministerium einzutreten.

Der Mann scheint überhaupt sehr offenherzig. Er erzählt ferner, wohl zu merken immer einem auswärtigen Diplomaten und gewiß nicht grade diesem Einen fremden Gesandten allein: Prim hat die gestrige Demonstration ganz gern gesehen, eben weil sie dem Marschall Serrano sehr unangenehm sein mußte, ja beinahe gradezu persönlich gegen diesen gerichtet war.

Der Artillerie-Oberst, der das Commando in der Kaserne führt, war Tags zuvor bei Prim erschienen und hatte erklärt, er könne für Nichts stehen, er vermöge seine Leute nicht zurückzuhalten, wenn die Republikaner vor der Kaserne demonstrirten. Wolle Prim verhindern, daß die republikanische Procession in diesem Fall von den Artilleristen angegriffen werde, so müsse er an dem betreffenden Tage ein Paar Bataillone Linien-Infanterie vor der Kaserne aufmarschiren lassen mit dem Befehl nöthigen Falls auf die Artilleristen Feuer zu geben!

Daran, die Disciplin durch solche Mittel aufrecht zu erhalten, war natürlich nicht zu denken. Aber durch Prim veranlaßt, ließ der alcalde mayor von Madrid, Don Nicolas Maria Rivero, eine sehr bedeutende politische Persönlichkeit, selbst wenigstens vor Zeiten Republikaner und auch jetzt noch sehr entschiedener Demokrat, die Führer der Republikaner, die das Ganze veranstalteten und leiteten, zu sich kommen und erklärte ihnen, sie dürften in dem beabsichtigten Zuge keine Fahnen mit republikanischen Inschriften entfalten und ebenso wenig vor der Artillerie-Kaserne demonstriren. Er ließ die Straße durch Voluntarios de la libertad sperren, die unter seinem Oberbefehl stehen. Der Zug kam mit zusammengerollten Fahnen an; da er die Straße gesperrt fand, entstand ein Capituliren: Man darf nicht durch!" „Wenn wir aber dennoch versuchen durchzubrechen?" „Dann wird geschossen!" Die Republikaner zogen darauf zum „Märtyrer-Platz", wo man sie ruhig gewähren ließ, und dort hat der hauptsächlichste Führer der Republikaner in den Cortes, Don Emilio Castelar, eine gewaltige Rede gehalten.

Zeitungen im Lesezimmer des Hotels. Wie pomphaft und großsprecherisch wird die lumpige gestrige Scene in den republikanischen Blättern beschrieben! Man sollte denken, Wunder wie großartig sie gewesen sei!

Unruhen an verschiedenen Punkten in Frankreich und Italien. Sie haben allerdings überall locale Ursachen, können aber doch vielleicht der Anfang einer allgemeinen von London und Genf aus geleiteten Bewegung sein. Man muß weiter sehen.

26. Juni. In der Straße Mme. Guerero begegnet, die ich seit meiner Rückkehr aus Andalusien nicht gesehen hatte! Sie bringt mir eine Botschaft von Prim; der werde sich sehr freuen meine Bekanntschaft zu machen. Kanitz, der mich eigentlich vorstellen müßte, ist in gar keiner Verbindung mit Prim.

27. Juni. Saurma bei mir. Erzählt: Ein französischer Redacteur, den er gestern gesprochen hatte, prophezeit oder verspricht zum 15. August einen gewaltigen natürlich republikanischen Aufstand in Frankreich, zunächst in Paris, das ist selbstverständlich. (NB. Wenn Napoléon III. wirklich die angekündigte Thorheit begeht zu dem Tage

nach Corsica zu gehen, um dort den hundertjährigen Jahrestag der Geburt Napoléons I. zu feiern, dann könnte es wohl so kommen, und vielleicht würde es Napoléon III. dann ebenso schwierig finden aus Corsica nach Paris zurückzukehren, als Isabella die Unschuldige die Rückkehr aus S. Sebastian nach Madrid zu finden wußte. Aber Napoléon III. kennt die Gefahr, und eben deshalb glaube ich nicht an die vielbesprochene Reise.)

Silvela hat zu Kanitz gesagt: die hiesige Regierung erwarte in Spanien einen republikanischen Aufstand, sei aber darauf vorbereitet ihn mit aller Energie niederzuschlagen. (NB. Serrano und die Unionisten im Ministerium, Silvela selbst z. B. und der Minister des Innern Herrera ganz gewiß: aber auch Prim? Das scheint die Frage. Natürlich wird er einen republikanischen Aufstand, der sich von ihm unabhängig machen wollte, an dessen Spitze er nicht selber stünde, nicht zum Siege gelangen lassen: es frägt sich nur, ob er die Republikaner bei dieser Gelegenheit mit „aller Energie" niederschlagen und für immer unschädlich machen, oder ob er sie nicht vielmehr für einen möglichen künftigen Gebrauch schonen wird.)

Abends den zweiten Theil von Brands „Denkwürdigkeiten" zu Ende gelesen, mit großem Interesse, denn alles Biographische hat einen großen Reiz für mich, und hier finde ich die ganze liebenswürdige Persönlichkeit meines verstorbenen Freundes treu abgespiegelt.

29. Juni. Guerero besucht. Ich fand beide, Mann und Frau, einigermaßen verändert. Sie äußerten sich sehr republikanisch, die Frau sogar etwas radical.

Es müsse in Spanien zur Republik kommen, erklärten beide, denn die Monarchie sei unmöglich, weil es einen zuverlässigen einheimischen Prinzen, den man wählen könnte, nicht gebe, ein fremder Fürst aber ein für allemal in diesem Lande nicht herrschen könne.

Aus der Aeußerung im Ganzen ist wohl zu folgern, daß General Prim den Herzog von Montpensier nicht haben will.

Mme. Guerero fragt, ob ich die Einweihung des National-Pantheons neulich mit angesehen habe? Sie hat den Zug wie die ganze Feier sehr schön und erhebend gefunden. „C'était beau!"

Sie kennt hier in Spanien zwei verschiedene gesellschaftliche

Kreise, die einander gar nicht berühren. Nämlich den Kreis, in dem sich Prim bewegt, und die Gesellschaft der Granden von Spanien, die natürlich moderados sind, Anhänger der gestürzten Dynastie. In diesem letzteren Kreise herrschen gar wunderliche Ansichten.

Ein moderado, der lange Zeit spanischer Gesandter in Wien war, La Torre Ayllon, hat mit Befremden bemerkt, ja mit Entrüstung, daß in dem Zuge der großen Männer, die nach dem Pantheon gekarrt wurden, der größte Mann fehle, dessen Spanien sich zu rühmen habe, nämlich der Groß-Inquisitor Torquemada, und die Damen der Aristokratie theilen natürlich ohne Ausnahme seine Ansicht und namentlich auch seine Indignation. Mme. Guerero macht die Damen sehr hübsch nach, wie sie, mit dem Fächer spielend, von Religion und Politik sprechen und immer wieder darin übereinstimmen, daß die „unidad catholica“ die Hauptsache ist, daß es ein lastimo wäre, wenn die nicht unbedingt aufrecht erhalten würde u. s. w.

Sie versichert mir, daß die spanische Aristokratie, die Grandezza, keineswegs carlistisch gesinnt sei: l'aristocratie déteste Don Carlos“. Die Herren und Damen sind alle für die vertriebene Königin und ihren hoffnungsvollen Sohn.

Sie fragte mich, ob ich General Prim bereits gesehen habe. Nein! aber ich hoffe ihm in diesen Tagen vorgestellt zu werden. „Vous serez désillusionné!“ bemerkte Mme. Guerero. (NB. In Paris schilderte sie ihn mir als einen großen Mann. Es muß wohl in der Zwischenzeit Etwas vorgefallen sein, wodurch sie selber désillusionnée, enttäuscht worden ist.)

30. Juni. Zur Gesandtschaft. Saurma gesehen; er reist morgen. Ich mache mich gleich daran Depeschen zu schreiben.

Der Einfluß der sogenannten Religion in Spanien ist nicht so groß, als man glaubt, und zwar weil sie ganz in einen mechanischen Ritualismus aufgelöst ist; Alles bewegt sich in Riten ohne Einfluß auf das wirkliche Leben.

7. Ministerkrisen. Mißglückter Aufstand der Carlisten.

2. Juli. Zu Kanitz; der erzählt mir ein Ereigniß, das sich in den Cortes begeben und eine Minister-Krisis herbeigeführt hat.

Das Einzige, was Spanien durch die September-Revolution gewonnen habe, meint Kanitz, sei, daß man von dem Schutz-Zoll zu dem Freihandels-System übergegangen ist. Damit ist man aber in Catalonien, der einzigen Provinz, in der sich unter dem Schutz hoher Zölle eine bedeutende Fabrik-Industrie entwickelt hat, durchaus nicht zufrieden. Nun ist in den Cortes ein catalonischer Deputirter, Sr. Puyg-Hagostero aufgetreten, hat mit großem Nachdruck den Freihandel als verderblich bezeichnet und die Nachtheile hervorgehoben, die das neue System für Catalonien hat.

Der Finanz-Minister Figuerola hat ihm aber in leidenschaftlicher Weise geantwortet und dabei den Umstand geltend gemacht, daß Puyg-Hagostero selber Fabrik-Besitzer sei, mithin im allerengsten persönlichen Interesse spreche. (NB. Puyg-Hagostero ist, glaube ich, nicht Mitglied der Cortes und war nicht persönlich anwesend; es lag nur eine Bittschrift und ein Memorandum von ihm vor und Beides wurde von catalonischen Deputirten unterstützt.)

Zu Figuerolas gewiß nicht geringer Ueberraschung übernahm Prim die Vertheidigung Puyg-Hagosteros, indem er ihn, den Finanz-Minister unterbrechend, für einen Ehrenmann erklärte, und als Figuerola sich dabei nicht beruhigen wollte, schien General Prim selbst unmittelbar für den Inhalt der Bittschrift in die Schranken zu treten, indem er den Satz aufstellte, es sei wichtiger, daß Catalonien, als daß der Signor Figuerola beruhigt werde. Man sieht, wie viel dem General an seiner Popularität, namentlich in Catalonien gelegen ist.

Darauf hat nun Figuerola seine Entlassung eingereicht, und das Ministerium ist aus den Fugen. Serrano erklärt officiell, er habe den General Prim mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt.

Kanitz nennt das „Gutmüthigkeit und Schwäche" Serranos, als ob der blos aus Zartgefühl dem General Prim nicht wehe thun wolle! Ohnmacht ist es, nicht Gutmüthigkeit; er kann gar

nicht anders, da die reale Macht in Prims Hand liegt, nicht in der seinigen.

Kanitz meint nun weiter, der Bruch zwischen Serrano und Prim sei unvermeidlich. (NB. Er wünscht ihn! Der Bruch zwischen Unionisten und Progressisten im Allgemeinen, zwischen Serrano und Prim insbesondere muß allerdings früher oder später stattfinden, ob aber schon jetzt? Das ist ein andere Frage; ich glaube es nicht; die Unionisten überhaupt und Serrano an ihrer Spitze scheuen den offenen Bruch, und Serranos neueste officielle Aeußerung spricht nicht dafür, daß er bereit sei es sofort darauf ankommen zu lassen.)

Erfolge der Bruch, so werde sich die Armee für Serrano erklären. (NB. Das ist mir auch nicht so ausgemacht.) Serrano sei geachtet und habe großen Anhang in der Armee; Prim dagegen sei verhaßt; die Armee sei unzufrieden wegen der schmählichen Begünstigung seiner unmittelbaren Anhänger, die in kurzer Zeit ganz unglaubliche Carrieren gemacht haben, zum Schaden des ganzen Offizier-Corps, und noch dazu sehr verrufene schlechte Subjecte seien.

Kanitz meinte endlich, der Prinz von Asturien habe von Neuem „Chancen". (NB. also abermals; ich gebe ihm nicht Viel dafür!)

Abends spaziren im Prado. Eine Art Proclamation des Infanten Don Carlos, des VII., wie er sich nennt, in Form eines Briefes an seinen Bruder Don Alfonso verfaßt, wird in den Straßen ausgerufen und verkauft.

Der verspricht ein sauberes Regiment! Despotismus und Pfaffenherrschaft! Mildernd ist einzig und allein eine elastische schwankende Versicherung hinzugefügt, daß die „alte Verfassung" des Landes wiederhergestellt werden soll: welche denn? Die wirklich alte der Siete partidas, um nur von Castilien zu reden, oder der Despotismus Philipps II.? Ohne Zweifel ist diese letztere als die alleinseligmachende Verfassung Spaniens gemeint. Die wirklichen Cortes, die alten in drei Ständen, Geistlichkeit Adel und Communeros, sollen wieder zusammen berufen werden, sofern sie nämlich aus lauter Carlisten bestehen und sich innerhalb der Sphäre bewegen, die ihnen schon Ferdinand und Isabella angewiesen hatten. Da zugleich die vollständigste Unabhängigkeit der „Kirche", d. h. der Geistlichkeit, vom Staat anerkannt und proclamirt wird, hätte demnach die Geistlichkeit

als erster Stand in den Cortes die Hauptstimme in den weltlichen Angelegenheiten des Reichs zu führen, die Regierung ihrerseits aber gar Nichts darein zu reden in den kirchlichen Angelegenheiten, zu denen auch die Disciplin gehört, welche die „Kirche" über die Laien-Bevölkerung zu verfügen beliebt, und die nachdrückliche Verfolgung der Ketzer. Denn die katholische Kirche glaubt sich nicht frei, wenn ihr das werthvollste süßeste aller Rechte, das Recht alle Andersgläubigen schonungslos zu verfolgen, versagt bleibt. Zur Freiheit der Kirche gehört dann auch, daß ihr nicht gewehrt werde ihre Pflicht, was die Erziehung der Jugend anbetrifft, zu erfüllen, mit anderen Worten, daß ihr die Erziehung der Jugend ausschließlich auf Gnade und Ungnade überlassen werde.

Das Ganze ist ganz im Sinn und Geist meines carlistischen Reisegefährten, und daß man Dergleichen in öffentlichen Proclamationen laut verkündet, ist wohl ein Beweis mehr, in welcher unglaublichen Verblendung diese Partei lebt. Es käme doch vernünftiger Weise darauf an nicht die eigenen Parteigenossen, sondern die übrigen Spanier zu gewinnen, und dazu sind dergleichen Verheißungen wahrhaftig nicht angethan! Aber freilich kann und darf sich wohl Don Carlos nicht vernünftig äußern. Seine eigene Partei würde sich mit leidenschaftlichem Unwillen von ihm abwenden, wenn er das thäte.

3. Juli. Nach Tisch spaziren im Prado. Die Truppen exerciren jetzt in den Abendstunden.

Heute sah ich eine Brigade durch die Puerta de Alcalà von ihren Uebungen heimkehren; Serrano war dabei mit einem glänzenden Stabe und auch die Herzogin Serrano.

Eine schöne Frau, die sich zu Pferde sehr gut ausnimmt.

In diesen Tagen stehen glänzende Stiergefechte in Pampelona bevor bei Gelegenheit des St. Fermins Jahrmarkt dort, der sehr zahlreich besucht sein soll. *Die Carlisten wollen ihn benützen, um bei einer Gelegenheit, bei der ein großer Zusammenfluß von Menschen nicht auffallen kann, eine allgemeine Versammlung ihrer Partei abzuhalten.* Da soll näher verabredet werden, wann und wie demnächst der offene Aufstand dieser Partei in Waffen stattfinden solle!

Es scheint, die Spanier sind in ihren Verschwörungen nicht weniger naiv wie die Italiener. Das Alles weiß man. Es müßte seltsam zugehen, wenn die Regierung nicht unterrichtet wäre.

5. Juli. Lindstrand bei mir; er erzählt, Figuerola habe seine eingereichte Entlassung zurückgenommen und leugnet sogar, daß er sie jemals eingereicht hatte. Damit ist nun diese Schwierigkeit beseitigt. Es ist aber sofort ein neuer Zwiespalt, eine neue Krisis, ausgebrochen, die darauf gerichtet ist Herrera, den Minister de gobernacion, des Innern, einen Unionisten, aus dem Ministerium zu verdrängen, ein reines Progressisten-Ministerium herzustellen, das heißt Serrano an der Spitze der Regierung vollständig zu isoliren und ihn auf diese Weise vollends jedes Einflusses zu entkleiden, den er etwa mittelbar auf den Gang der Dinge üben könnte.

7. Juli. Zu Kanitz. Der will mich und Perponcher dem General Prim vorstellen und zwar bei Serrano, damit Kanitz nicht zu Prim zu gehen braucht, bei dem er nie erscheint.

Zu Haus Zeitungen. Das voto di Censura, das in den Cortes über Herrera verhängt werden sollte, ist wesentlich durch Prims Einfluß abgewendet worden. Doch muß Herrera aus dem Ministerium ausscheiden, wie nun einmal die Dinge stehen. Nun frägt sich, hat Prim der Rolle ungeachtet, die er jetzt ostensible spielt, diese ganze Bewegung veranlaßt, um die Unionisten aus dem Ministerium zu verdrängen, hat er dazu die Progressisten und Demokraten in Bewegung gesetzt, oder wird er vielmehr von den Parteien, von den Progressisten und Demokraten, getrieben? Das ist nicht klar!

8. Juli. Zum Diner bei Kanitz. Ich finde da Ittersum, Perponcher und einen liberalen Cortes-Deputirten, Namens Alvaredo. Dieser erzählte nach Tisch allerhand von dem Regiment der Königin Isabella, das uns höchlich erlustigte. Dann auch Einiges, woraus hervorging, daß Serrano ein Mann von sehr schwachem Character ist. So z. B. Odonell, Herzog von Tetuan, hatte als gebietender Premier-Minister von den Cortes eine discretionäre Gewalt verlangt und in Folge des persönlichen Vertrauens, das er einflößte, auch erhalten. Nun starb Odonell. Narvaez trat an seine Stelle und bediente sich ohne Weiteres dieser discretionären Gewalt, als sei sie ihm verliehen,

und benützte sie im Sinn einer absolutistischen Reaction in der Weise, die ganz Europa kennt. Die Unionisten setzten eine reclamirende Vorstellung an die Königin Isabella auf, die Serrano persönlich zu überreichen versprach. Als es aber zur Sache kam, hatte er nicht den Muth dazu; er vermochte sich nicht zu dem Entschluß zu erheben, fand Schwierigkeiten und lehnte es ab Theil zu nehmen. Fünf Tage darauf war er selber nach den Canarischen Inseln verbannt.

Auch Alvaredo ist unter Narvaez verbannt gewesen nach Teruel, das er nicht verlassen durfte.

Ueber die gegenwärtige Lage und Krisis befragt, äußert er, ein reines Progressisten-Ministerium sei für jetzt der beste, ja der einzige Ausweg. Er selber gehört der Union an.

Gegen 10 Uhr fuhr ich dann mit Kanitz und Ittersum zu Serrano oder zu der Herzogin Serrano, deren Empfangstag heute ist. Serrano bewohnt für jetzt die sogenannte Presidencia, ein Nebengebäude des ehemaligen Palastes Godoys, der jetzt dem Kriegs-Ministerium dient.

Wir fanden hier ein Gedränge von Menschen, Damentoiletten von überschwenglichem Luxus und eine drückende Hitze. Ich wurde durch Kanitz dem Regenten und seiner Gemahlin vorgestellt und von beiden sehr freundlich aufgenommen.

Serrano mag in seiner Jugend ein hübscher Mann gewesen sein, „el general bonito“ pflegte ihn die Königin Isabella zu nennen. Er sieht freundlich und wohlwollend aus. Die Herzogin ist eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen habe, und sieht sehr jugendlich aus. Ich erstaunte nicht wenig, als man mir sagte, daß sie vierzig Jahr alt ist und die Mutter von acht Kindern. Auch läßt sie sich die Vorrechte dieser Jugendlichkeit nicht nehmen. Sie tanzte mit vielem entrain und ihre augenscheinlich sehr studirte Toilette verrieth auch alle Ansprüche der Jugend. Sie war weiß gekleidet mit künstlichen Blumen, Marguerites. Das schöne schwarze Haar hing in zwei langen Flechten den Rücken hinab, und diese Flechten waren mit Marguerites von Juwelen, Rubinen und Brillanten, besetzt.

Prim war nicht da und kam auch nicht.

9. Juli. Furchtbare Hitze. Zeitungen. „El Imparcial“ bringt

einen Artikel über Mme. Serranos gestrige Toilette. Es seien ihr über die politische Bedeutung dieser Toilette viele Complimente gemacht worden, die sie freundlich aufgenommen habe.

Was soll das bedeuten? Sie trug Marguerites, und die Gemahlin des Prätendenten Don Carlos heißt Marguerite! In etwas Anderem kann die politische Bedeutung nicht gesucht werden. Der Artikel ist auffallend, weil „el Imparcial" dafür gilt, gelegentlich Mittheilungen vom Ministerium zu erhalten.

10. Juli. Was man doch für Ueberraschungen erlebt! Heute spielt ein Leiermann unter meinen Fenstern, und was? Den Walzer der Königin Louise von Preußen, den ich seit meinen Knabenjahren nicht gehört hatte! Wie kommt der nach mehr als einem halben Jahrhundert auf eine Madrider Drehorgel?

Spät aus; zu Kleefeld. Was ist der Imparcial für ein Blatt?

Kleefeld: Durchaus ministeriell! Er wird von einem Rath im Ministerium de hacienda, d. h. der Finanzen, redigirt.

Die Carlisten erwarten in diesen Tagen einen Aufruf zu den Waffen (NB. nun ja, St. Fermins Jahrmarkt). Sie sind im ganzen Norden Spaniens sehr stark.

Hier in Madrid werden ganz öffentlich in offenen Sattlerläden Sättel, Patronentaschen und Satteldecken mit dem Namenszug „Carlos VII." angefertigt.

(Kleefeld führt das als Beweis an, wie sicher die Carlisten ihrer Sache sind und sein können, mir aber macht das Alles nur einen sehr geringen Eindruck und hält mich nicht ab zu glauben, daß die Carlisten schwach sind. Kleefeld ist eben Reactionär grade wie Kanitz und sieht Alles im Licht seiner Sympathien und Antipathien. Der Prinz von Asturien oder der Infant Don Carlos, das gilt ihm eigentlich vollkommen gleich; wenn nur Reaction ist!)

Zu Haus; Zeitungen. Da ist im Imparcial wieder ein höchst wunderlicher Artikel, der glauben machen könnte, daß in der Regierung eine Partei wenigstens sich dem Prätendenten Don Carlos zuneige. Der Prinz von Asturien und Montpensier werden darin als Kron-Kandidaten entschieden abgelehnt, des Infanten Don Carlos dagegen wird gar nicht gedacht.

Abends bei Bauer; in einem besonderen Gespräch mit ihm suche ich mich unter Anderem auch über el Imparcial zu orientiren.

Die seltsamen Artikel in diesem Blatt haben gar Nichts zu bedeuten, obgleich sie von einem Ministerialrath herrühren, der noch dazu Serranos Neffe ist. Sie sind einfach das Produkt einer gedankenlosen Taktlosigkeit, in der dieses Blatt nicht selten sehr weit geht.

12. Juli. España aufgesucht. Er giebt mir Recht; die Carlisten sind schwach, weil die Klöster fehlen. Sie haben kein Geld.

Aber auch die Republikaner sind nicht zu fürchten, meint España, obgleich man zugeben muß, daß sie in Andalusien sehr zahlreich sind. Die Andalusier haben keine Ausdauer und vermögen deshalb Wenig.

Sollte eine Republik in Spanien überhaupt möglich sein, so kann es nur eine Republik sein, die Prim selber macht, nicht eine, die gegen ihn und gegen seinen Willen durchgeführt würde.

Ich: Es scheint mir aber doch für Spanien nur drei Möglichkeiten zu geben, da der Prinz von Asturien und seine Chancen zur Zeit für gar Nichts zu rechnen sind, nämlich: Don Carlos, Montpensier oder die Republik.

España: „Il s'en trouvera une quatrième.“ Ueberhaupt aber habe die Wahl eines Königs, die Entscheidung und definitive Constituirung Spaniens gar keine Eile. Für jetzt komme es darauf an durch die That zu beweisen und die Leute davon zu überzeugen, daß es sich auch unter dem gegenwärtigen Zustand ganz gut leben läßt.

NB. Prim will unter allen Bedingungen Herr in Spanien sein und bleiben, Das ist danach vollkommen klar. Er will und wird deshalb den gegenwärtigen interimistischen Zustand hinhalten so lange als irgend möglich und die Wahl eines Königs, überhaupt eine endliche Lösung der schwebenden Fragen, eine endgültige Constituirung Spaniens, sei es als Monarchie, sei es als Republik, nicht eher gestatten, als bis er die volle Gewißheit hat, daß auch der neue Zustand ihm die Herrschaft in Spanien läßt. Wenn es Prim verhindern kann, wird auch im Oktober kein König gewählt, so wenig als jetzt.

13. Juli. Zu Haus, Zeitungen. Wichtige Nachrichten. Bei den neuen Wahlen in Frankreich oder vielmehr dem Geist, der Stimmung gegenüber, die sich auf Veranlassung dieser Wahlen kundgegeben hat, glaubt Napoleon sich genöthigt einige liberale Concessionen zu machen. Er giebt sich das Ansehen in die Bahnen einer parlamentarischen Regierungsweise einlenken zu wollen, aber man sieht es dem ganzen Zuschnitt an, daß die liberalen Concessionen leerer Schein ohne Wesen sein und bleiben sollen.

Diese Concessionen werden aber Nichts helfen, ja sie würden Nichts helfen, selbst wenn sie ernst gemeint und an sich genügend wären, denn sie sind zu sichtlich erzwungen, um gut aufgenommen zu werden, und kommen zu spät! Die Gemüther sind bereits in solchem Grade verbittert, daß alle Concessionen, die gemacht werden, sie nicht zu beruhigen vermögen und ganz gewiß in den Händen der Opposition nur zu Waffen gegen die napoléonische Dynastie werden, zu Mitteln, vermöge deren man weitergehende Forderungen geltend machen und Mehr erzwingen kann.

Die europäische Situation aber ist gefährlicher geworden, als sie jemals war.

Es ist genau der Fall eingetreten, der mir immer als der schlimmste unter allen möglichen vorgeschwebt hat. Die Wahlen bringen eine zahlreiche und in jeder Beziehung gewichtige Minorität in das Corps législatif, die aber doch immer Minorität ist und die im Innern sehr beschwerlich werden, ja den napoleonischen Thron unterwühlen kann, indem sie alle Blößen und Schäden des kaiserlichen Regiments schonungslos aufdeckt und an den Pranger stellt, doch aber einer compacten chauvinistischem Majorität gegenüber den Kaiser nicht verhindern kann zu thun, was er will.

In dieser Lage wird Napoleon III. sich am allerersten veranlaßt sehen allen peinlichen und gefährlichen Discussionen im Innern durch einen Krieg nach Außen ein Ende zu machen und sie wo möglich durch Erfolge und Eroberungen zu übertäuben.

16. Juli. Ein Brief von C. aus Florenz:

„Aus beiliegendem Artikel werden Sie sehen, mit welchen Mitteln unsere Feinde arbeiten."

(Eingelegt ist ein Blatt der „Italie" in dem ein Artikel des

„Journal de Paris" abgedruckt ist: „La Suisse et les voies ferrées des Alpes". Die Italie nennt den Aufsatz „pleins d'aperçus fort curieux"; er ist natürlich verdächtigend in Beziehung auf Preußen, fast drohend der Schweiz gegenüber. Daß die Gotthardsbahn dem Simplon vorgezogen wird, ist natürlich nur Folge einer Intrigue Bismarcks, kann gar nichts Anderes sein. Der Zweck ist natürlich die Annexion der Schweiz an Preußen. Deshalb wird auch beigesteuert zu den Kosten des Baus. Preußen giebt, wenn auch nicht 100, doch 45 Millionen Franken. „C'est encore fort généreux pour une puissance, où régne la famine.")

„Die viel vermuthete Allianz ist fertig. Der König hat in den Hauptsachen nachgegeben."

„De Sonnaz verlangte seine Demission, weil dem so ist. Er hat jedoch auf Zureden Cialdinis dieselbe zurückgenommen."

„Alle départements maritimes haben Ordres, die Flotte bis Mitte August in Bereitschaft gesetzt zu haben. In diesem Sinne sind auch geheime Ordres vom Kriegs-Ministerium gegeben worden."

„Garibaldi wird in Kurzem auf dem Continent erscheinen."

„Wir sind in einer Periode außerordentlicher Activität, unsere Vertretung hier ist aber in einer Periode der unverantwortlichsten Saumseligkeit."

Die Wahlen in Frankreich hinzu gerechnet, muß man wohl gestehen, daß Europa einer sehr bedenklichen Lage entgegen geht. Was die Fahrlässigkeit unserer Politik in Beziehung auf Italien anbetrifft, so ist es damit nicht so schlimm. Man weiß in Berlin sehr gut, was wir von der Consorteria zu erwarten haben, und der Generalstab ist über die französischen Umtriebe jenseits der Alpen ganz gut unterrichtet.

Zu Kanitz. Ich theile ihm Einiges mit von Dem, was ich eben erfahren habe. Vergebens. Er weist das Alles weit von sich, will Nichts wissen und trägt mir dabei ein Bruchstück seiner Theorie vor.

„Man muß gar nicht auf Nebenwegen Auskunft zu erlangen suchen: man giebt sich damit unnütze Mühe. Wenn man sich nur in der Welt umsieht, was da offenbar vorgeht, und die „allgemeine Strömung" beachtet, kommt man ebenso weit. Es ist gar nicht so schwer Diplomat zu sein!"

Die „Strömung", ach! was soll die leidige Strömung nicht Alles thun, und was habe ich davon schon aus dem Munde unserer Fortschrittlinge hören müssen! Es ist den schlaffen Gemüthern so angenehm in der Vorstellung zu leben, daß die Strömung alles Wünschenswerthe ganz von selber macht, ohne daß man sich zu einer That zu ermannen brauchte.

Die Wahlen in Frankreich nennt Kanitz „schlecht", nicht etwa aus den Gründen, aus denen sie auch in meinen Augen schlecht sind, sehr schlecht sogar; nicht weil sie eine sehr gefährliche internationale Situation hervor zu rufen drohen, sondern einfach im Sinn ganz allgemeiner abstracter reactionärer Sympathien, einfach deswegen, weil nun wieder liberale Elemente in das corps législatif kommen, weil in Frankreich wieder ein parlamentarisches Regiment einreißen, weil der Absolutismus, das gouvernement personnel, beeinträchtigt werden könnte. Er würde die Wahlen noch schlechter finden, wenn die liberale Opposition die Oberhand, die Majorität, gewonnen hätte und dem Kaiser Napoleon einen auswärtigen Krieg unmöglich machte.

21. Juli. Gegen 1 Uhr zur Gesandtschaft. Kleefeld meint, Serrano und Prim werden die Wahl eines Königs zu verschieben, den gegenwärtigen Zustand so lange als möglich zu erhalten suchen, weil ihre gegenwärtige Stellung eine vortreffliche Gelegenheit sei ihre Taschen zu füllen.

Er setzt bei Spaniern nie andere als die allerniedrigsten Beweggründe voraus und traut auch den beiden zur Zeit herrschenden Generalen keinen weiter reichenden Ehrgeiz zu. Oder, fügt Kleefeld hinzu, Don Carlos werde ganz plötzlich siegreich hereinbrechen und der Sache ein Ende machen; das werde ich sehen. Ich glaube, er war es, der meinen beiden Freunden Camphausen und Delbrück mit größter Zuversicht voraussagte, die Empörung der Generale werde sich ohnmächtig erweisen, die Königin Isabella ihren Thron behaupten.

Den Cavaliere Cova besucht, der im Hause neben dem meinigen wohnt. Er bringt das Gespräch auf den Feldzug 1866, äußert sich sehr freimüthig mißbilligend über Alles, was damals geschehen ist, meint, La Marmora und Cialdini hätten alle beide ihren Ruf vernichtet in ihrem Brochüren-Kampf, läßt sich die Schlacht von Custozza

umständlich erzählen und fragt, ob nicht der König Victor Emanuel persönlich einen unheilvollen Einfluß auf den Gang der Ereignisse geübt habe? La Marmora gebe so Etwas zu verstehen.

Ich antwortete, der König habe keinen sehr wesentlichen Einfluß üben können, weil er kein wirkliches organisirtes Hauptquartier hatte, und Das sei zu bedauern gewesen, da der König von richtigen Ansichten ausging. Von Menabrea sprach ich mit großer Achtung.

Cova sagte mir, daß Cialdini jetzt großen Einfluß auf den König übe, und schien davon nicht sehr erbaut.

22. Juli. Zeitungen. Die staatliche Auflösung scheint in den Provinzen Fortschritte zu machen. Das giebt sich darin zu erkennen, daß an sehr vielen Punkten wieder einmal Räuberbanden erscheinen, die sich wahrscheinlich theils für Carlisten, theils für Republikaner ausgeben, aber sehr gewiß Banditen sind, die Badeorte überfallen, Diligencen ausplündern u. s. w.

Mein Diener sagt mir, daß heut Nacht ein Paar Jäger-Bataillone von hier nach Barcelona abgehen, wo man carlistische Unruhen erwarte. Die Regierung scheint Aufstände im Innern nicht zu fürchten; wohl aber eine Invasion der Emigrirten von Frankreich her, denn sie entblößt das Innere des Landes einigermaßen, um verhältnißmäßig zahlreiche Truppen-Körper an den Grenzen, in den baskischen Provinzen und in Catalonien aufzustellen. Das Räuberwesen im Innern könnte darüber bedeutend zunehmen.

Ich erfahre auch, daß heute zwei Priester als carlistische Agenten verhaftet worden sind.

Der Antheil aber, den die Bevölkerung an diesen Dingen nimmt, ist gar nicht zu vergleichen mit dem, den die Corrida de Toros erregt. Er verschwindet dagegen!

Wie ich heute den Circus verließ, sagte ich dem Logenschließer, die Corrida sei nicht besonders gewesen. Nein! antwortete er „pocos caballos!" Der Glanz einer Corrida wird so ziemlich nach der Anzahl von Pferden beurtheilt, die dabei umkommen.

23. Juli. Ich erfahre, daß gestern Abend im Theater eine Versammlung der Republikaner stattgefunden hat; daß man da den Entschluß gefaßt hat die libertad zu vertheidigen und in dem Kampf

gegen die Carlisten, der bevorsteht, die Regierung mit allen Mitteln zu unterstützen, die zur Verfügung stehen.

Kaloschin besucht. Der hat eine sehr geringe Vorstellung von Dem, was die Carlisten vermögen, und ist damit einverstanden, daß ihr Sieg, ihre Herrschaft, ein unermeßliches Unglück für Spanien wäre.

Uebrigens: Mr. Kaloschin vise non seulement à l'esprit mais encore à une tournure originale d'esprit; er ist Alt-Russe, Slawänophile in des Worts verwegenster Bedeutung; der übertriebenste Deutschenhaß versteht sich von selbst; mit Frankreich, mit der lateinischen Race überhaupt, muß sich Rußland, muß sich die slawische Welt verbinden, um Deutschland unter die Füße zu treten, um von Deutschland alle ehemals slawischen Länder zurück zu fordern; „J'adore la paix de Tilsit!" „Je suis du parti de Rumäntzoff et de Koutouzoff. Nachdem 1812 die Franzosen aus Rußland vertrieben waren, hätte man sofort Friede schließen und die freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich wieder herstellen müssen u. s. w.

Er meint, wir müßten den Slawen auch Brandenburg wiedergeben und sagt unter Anderem „L'espèce de bienveillance que vous avez pour la Russie m'irrite, parcequ'elle prouve que vous n'avez pas peur de nous."

Zu Kanitz; der ist voller Erwartung der großen carlistischen Dinge, die sich in den nächsten Tagen ereignen sollen, und grade wie Kleefeld hält er den Sieg der Carlisten für so ziemlich gewiß, ja er möchte gern unbedingt davon überzeugt sein, denn dieser Sieg ist in seinen Augen sehr wünschenswerth. Reaction! nur Reaction! gleichviel durch wen! ob durch Don Carlos, die Königin oder den Prinzen von Asturien! Und wenn man etwa meint, es könne unter Don Carlos ein böses Regiment über Spanien hereinbrechen, das sind Partei-Verleumdungen! Das Regiment, das Narvaez geführt hat, war ein sehr löbliches!

Er sagt mir, es scheine gewiß, daß Don Carlos bereits an der Grenze ist, jedenfalls gehe etwas vor; die Regierung sei nicht mehr so unbefangen wie bisher. Man erwarte, daß es in diesen Tagen auch hier in Madrid „losgehen" werde. Die Carlisten glaubten den größten Theil der Armee gewonnen zu haben. (NB. Das wollen wir abwarten.)

Wie ich durch die Straßen wandere, sehe ich namentlich in der Puerta del Sol Maueranschläge: „Toros |en Bilbao“, die so glänzend wie möglich angekündigt werden, und dabei Auskunft über die Eisenbahnzüge von hier nach dem fernen Bilbao. Man erwartet, daß selbst in diesem Augenblick der Krisis Leute von hier nach Bilbao reisen werden, um dort eine Corrida de Toros zu sehen. Das ist characteristisch; man erwartet das nicht mit Unrecht. Die Corrida de Toros bleibt unter allen Bedingungen das Haupt-Interesse des spanischen Volks.

24. Juli. Cova bei mir. Der hat auch eine sehr geringe Meinung von Dem, was die Carlisten etwa vermögen. Er glaubt sogar, die gegenwärtige Regierung übertreibe absichtlich die augenblickliche Gefahr sowohl als ihre eigenen Besorgnisse, blos um auf diesem Wege dahin zu gelangen, daß die strengen Aufruhr-Gesetze von 1821 wieder in Kraft gesetzt werden. Nicht, daß sie deren gegen die Carlisten bedürfe, sondern um sie nöthigenfalls auch gegen die Republikaner brauchen zu können. (NB. möglich; Prim wird sich jedenfalls in die Lage versetzen die Republikaner gewähren zu lassen, wenn sie seine Zwecke fördern, und sie unterdrücken zu können, wenn sie gegen ihn auftreten wollen.)

Dann kam Cova auch auf die Fürstin Wolkonsky zu sprechen (Louise v. Lilien) und zeigte sich durchaus nicht sehr eingenommen von dem übermäßigen katholischen ultramontanen Eifer dieser Fürstin. Als Spanien das Königreich Italien anerkannte, war sie außer sich, erzwang eine Audienz bei der Königin Isabella; warf sich der Königin zu Füßen und beschwor sie dieses gottlose neue Königreich nicht anzuerkennen; *sie solle das Heil ihrer Seele bedenken* u. s. w.

Als Frau des russichen Gesandten fiel sie damit allerdings gar sehr aus der Rolle.

Um 1 Uhr zu Ignacio Bauer. Der hat, wie mir von früher bekannt ist, eine hohe Meinung von der Macht der Carlisten; auf meine Aeußerung, daß sie wohl nicht Viel ausrichten werden, antwortete er: „Ils ont beaucoup d'éléments, mais leur grand coup a manqué“. *Gestern nämlich sollten ihnen, wie sie hofften, die Citadelle von Pampelona und der Montjuich bei Barcelona ausgeliefert werden „et cela a raté“.*

Ich (nach einigem Nachdenken): „Alors, ils ne se lèveront pas du tout!“

J. Bauer: Der erste Schrecken könne allerdings zur Folge haben, daß sie sich für jetzt ruhig halten „mais le mal est loin d'être coupé à la racine!“

Ich äußerte gegen Bauer, daß die Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung, die im Innern, besonders in Andalusien, reißende Fortschritte macht, viel schlimmer sei als jede Gefahr, die von den Carlisten drohen kann.

Bauer fragte zustimmend, ob ich die Eingabe des Ober-Richter in Malaga an den Justiz-Minister gelesen habe, die in den Zeitungen bekannt gemacht worden ist?

Ja wohl habe ich sie gelesen! Der Ober-Richter erklärt darin, daß er die Rechtspflege in Malaga nicht mehr handhaben könne, er habe in den Gefängnissen keinen Platz mehr für die Verhafteten, in den Hospitälern keinen Platz mehr für die in Raubanfällen u. s. w. Verwundeten, und der unerledigten Sachen würden trotz aller angestrengten Arbeit immer mehr.

„C'est-la fin du monde!“ meint Bauer.

Viel nachgedacht über die Notiz Pampelona und den Montjuich betreffend. Wie in unseren Tagen eben so ziemlich Alles bekannt wird, haben die Zeitungen unter Anderem auch verkündet, daß Don Carlos von den französischen Legitimisten Geld bekommen hat, 1,600,000 Franken, und daß die Legitimisten sich verpflichtet haben ihm weitere Summen vorzuschießen, *sobald er im Besitz eines festen Platzes in Spanien ist.*

Man sieht nun wohl, was mit diesen Worten gemeint war. Und andrerseits liefert der Umstand, daß die Carlisten sich wirklich Hoffnung machten in den Besitz zweier Festungen zu kommen, daß sie mithin in der Lage waren eine solche Eventualität in Aussicht zu stellen, den Beweis, daß die Zeitungsnotiz, das Abkommen mit den Legitimisten betreffend, in der Wahrheit begründet war.

Nun erklärt sich auch, warum Don Carlos an die Grenze von Navarra gekommen ist, wo er weilen soll. Natürlich um triumphirend Besitz von Pampelona zu ergreifen.

25. Juli. In der Mancha doch seit gestern ein kleiner carlistischer Aufstand; der wird aber wohl nicht sehr bedeutend werden.

26. Juli. Doeniges besucht. Ich fand de la Torre Ayllon bei ihm, der siebzehn Jahre lang spanischer Gesandter in Wien gewesen ist. Beide glauben nicht an einen Sieg der Carlisten, doch meint La Torre Ayllon, es seien denn doch wieder Carlisten zum Vorschein gekommen, eine Partei, die unter der vorigen Regierung ganz verschwunden war; auch seien einige Offiziere zu ihnen übergegangen, was in den früheren bürgerlichen Kriegen nie vorgekommen sei. Das Alles sei sehr schlimm und lasse große Verwirrungen befürchten. Ueberhaupt kommt der Zustand Spaniens den beiden Herren durchaus trostlos vor. Von den carlistischen Hoffnungen auf die beiden Festungen und deren Fehlschlagen wußten sie Nichts.|

España besucht. Den carlistischen Aufstand hält er nicht für gefährlich. Es seien im Lauf der letzten dreißig Jahre zu viele dem Carlismus ihrer Natur nach feindliche Interessen entstanden, zu viele Interessen, die durch den Carlismus bedroht sind, als daß dieser irgend bedeutenden Anklang in Spanien finden könnte. (NB. Das ist wahr; man darf nur an die verkauften Kirchengüter denken.)

Außerdem sei der Infant Don Carlos ein sehr armseliges Wesen und von lauter unfähigen Leuten umgeben. Cabrera werde sich wohl nicht in die Sache mischen; er sei mit einer reichen Engländerin verheirathet, an das angenehme Leben gewöhnt, daß ein reicher Mann in England führt, grand seigneur geworden „et un peu protestant".

Die beiden festen Plätze, deren sich die Carlisten zu bemächtigen hofften, sind die Citadelle von Pampelona und Figueras (nicht der Montjuich).

In die Citadelle von Pompelona hatten sich fünf Carlisten eingeschlichen: ein Geistlicher, ein ehemaliger Artillerie-Capitaine, der gegen seinen Wunsch verabschiedet worden ist, ein ehemaliger Leutnant, der sich in demselben Fall befindet, und zwei Agenten, die Don Carlos aus Frankreich gesendet hatte, und von denen der Eine sich für einen Marquis ausgiebt.

Der interimistische Commandirende in Navarra, Brigadier Lagunero, war sehr bald von der Sache unterrichtet und begab sich persönlich nach der Citadelle, um die Leute in ihren Schlupfwinkeln zu verhaften. Es scheint, sie haben den Versuch gemacht sich zu vertheidigen, oder wahrscheinlicher einen Versuch im letzten Augenblick zu entkommen. Der eine der beiden carlistischen Agenten ist dabei erschossen worden, der andere, der angebliche Marquis, schwer verwundet.

(NB. Es gehören die anderen Menschen kaum verständlichen Illusionen Emigrirter dazu, sich einzubilden, daß man mit solchen Mitteln einer Festung Herr werden könne, und darauf zu rechnen, noch ehe es gelungen ist auch nur einen einzigen Offizier von der wirklichen Besatzung zu gewinnen.)

España hat Briefe aus Italien, worin man ihm schreibt, daß der accord zwischen Oestreich, Frankreich und Italien geschlossen ist. Brassier habe eine „mauvaise campagne diplomatique" gemacht und das nicht zu verhindern gewußt.

Ich: Die Sachen scheinen mir aber in Italien sehr schlimm zu stehen; die Erklärung der parlamentarischen Commission, daß in der Tabacks-Verpachtung keine Corruption stattgefunden hat, wird viel böses Blut machen und einen sehr schädlichen Einfluß üben, da das ganze Land doch an Corruption glaubt.

Esp.: Die Erklärung der Commission ist nicht so präcis und den Angeklagten nicht so günstig; sie sagt nur, es gehe aus den zur Sprache gebrachten Thatsachen kein Beweis von Corruption hervor. (NB. Um so entschiedener und um so leidenschaftlicher wird der Verdacht fortbestehen.)

Ich: Jedenfalls ist damit die Sache noch nicht beendigt; wie ich Crispi kenne, wird er sie gewiß vor die gesammte Deputirten-Kammer bringen und leidenschaftliche Debatten herbeiführen.

Esp.: Ganz gewiß; auch will die Regierung die Deputirten-Kammer auflösen.

Ich: Die neuen Wahlen werden aber noch schlechter ausfallen für die Regierung.

España: Ohne Zweifel!

zu Haus, Zeitungen. Da steht nun auch schon die Geschichte von Pampelona.

Die Kaiserliche Regierung in Frankreich scheint, wie ich mir schon vielfach überlegt habe, über die Wahlen zum corps legislatif einigermaßen den Kopf verloren zu haben. Vielerlei beweist es; die eiligen liberalen Concessionen und daneben die etwas ungeheuerlichen Maßregeln, die Vertagung des corps législatif, noch ehe es constituirt war, die Bekanntmachung dieser Vertagung in der officiellen Zeitung, ehe sie dem corps législatif selbst angezeigt war; das sind Thathandlungen einer kopflosen Uebereilung.

27. Juli. Die Republikaner scheinen sehr gut zu wissen, daß das wieder in das Leben gerufene Aufruhr-Gesetz vom 17. April 1821 eigentlich gegen sie gerichtet ist; sie protestiren so geräuschvoll wie möglich dagegen.

Einige von ihnen scheinen weiter gehen oder wenigstens weitere Schritte vorbereiten zu wollen. Einige Bataillons-Commandanten der Voluntarios de la libertad haben hier in Madrid ihr Amt, eben auch sehr geräuschvoll, in die Hände des Alcalden Ribero niedergelegt und rathen nun ihren Bataillonen sich aufzulösen, aber nur zum Schein! Eigentlich nur den Theil ihrer Ausrüstung abzuliefern, den sie von der Regierung erhalten haben. Das ist aber der bei Weitem kleinere Theil. Die Waffen, die Privat-Eigenthum sind, sollen sie behalten. Organisirt sollen sie auch bleiben. Die angebliche Auflösung hätte also ganz augenscheinlich nur den Zweck sich der Kontrolle der Regierung zu entziehen.

Doch scheint es nur eine kleine Fraction der Republikaner zu sein, die mit so extremen Anschlägen umgeht. Im Allgemeinen bieten sie der gegenwärtigen Regierung sehr entschieden ihre Unterstützung an, um die Carlisten zu bekämpfen. Das ist wohl weder ritterliche Großmuth, noch geschieht es etwa blos dem Prinzip zu Ehren. Ich sehe darin das Bewußtsein ihrer Macht und viel Berechnung. Sie glauben eines indirecten Beistandes der Carlisten, wie ihn diese gern durch einen Aufstand der Republikaner erfahren hätten, ihrerseits nicht zu bedürfen. Sie halten sich für so stark, daß sie nicht darauf angewiesen sind eine solche Gelegenheit benützen zu müssen; für stark genug,

um ihre Zwecke allein zu erreichen, und vielleicht glauben sie am sichersten zum Ziel zu gelangen, wenn sie sich Verdienste um die gegenwärtigen Machthaber erwerben, sie sich verpflichten.

Auf der Puerta del Sol und der Calle S. Geronimo begegnet mir, von Unteroffizieren geführt, je ein Zug Quintos; Rekruten, junge Landleute. Sie sehen sehr uncivilisirt aus und sind in wunderbare Lumpen gekleidet. Erscheinungen, die befremden, die man sich kaum zu erklären weiß, wenn man sich nicht erinnert, daß Spanien nicht eigentlich Europa ist. Uebrigens folgten sie der geringen unbewaffneten Bedeckung gutmüthig, willig und heiter.

Man spricht sehr viel davon, wie unpopulär die Quinta in Spanien sei, und macht damit sehr viel Partei-Geräusch: ich bin überzeugt, es ist damit besonders auf dem flachen Lande gar nicht so schlimm.

Diner im Buen retiro mit Koloschin und Roszty; ich höre von ihnen, daß das Zusammentreffen mit den Carlisten bei Ciudad-Real bedeutender gewesen sein soll, als die Regierung eingestehen will. Es soll im Ganzen, auf beiden Seiten zusammen, ein paar hundert Todte und Verwundete gegeben haben. Die Carlisten sollen in die Toledaner Gebirge entkommen sein.

29. Juli. Zeitungen. Der Priester, der die Citadelle von Pampelona erobern sollte, hat da, wie es scheint, mit Hülfe einer Laterna magica den Schildwachen bei Nacht Gespenster erscheinen lassen. Das sind großartige Mittel.

31. Juli. Um 5 Uhr zu Kanitz; gebe ihm Brandt's Leben zu lesen, weil darin von seinem Vater die Rede ist.

Darüber gesprochen, daß sich gar nicht mit Bestimmtheit ermitteln läßt, was eigentlich in Pampelona vorgegangen ist.

Kanitz meint, die Regierung habe Unrecht nicht ausführlich Rechenschaft zu geben. Dadurch, daß sie die Welt darüber in Ungewißheit läßt, veranlaßt sie die Vermuthung, daß mehr und Schlimmeres vorgefallen ist, als sie eingestehen will. Seine Zuversicht, was Don Carlos oder, wie er spottend genannt wird, des niño Terso endlichen Sieg anbetrifft, ist bedeutend herabgestimmt, seitdem unzweifelhaft scheint, daß Cabrera sich mit dem

Infanten entzweit und von der Sache losgesagt hat. Mir kommt auch Das wichtig vor, aber doch nicht grabezu entscheidend. Wenn auch Cabrera bei der Sache geblieben wäre, das würde den Sieg noch lange nicht sicher gestellt.

Uebrigens, wenn ich erwäge, was España mir gesagt hat, vermuthe ich, daß Cabrera von Anfang an keine große Lust zur Sache hatte, und es scheint, er ist überhaupt nur darauf eingegangen, weil seine Antecedentien ihm eigentlich nicht gestatteten jede Theilnahme abzulehnen; er hat aber dann in Beziehung auf Einzelheiten Schwierigkeiten gemacht und die erste Gelegenheit benützt, um einen Bruch herbeizuführen und sich zurückzuziehen. Was in den Zeitungen verlauten will, daß er den Satz aufgestellt habe, man dürfe in Spanien nur eindringen, wenn man einen festen Platz inne habe und auf einen festen Kern von 12 Bataillonen rechnen dürfe, das scheint auf so Etwas zu deuten.

Zu Haus Zeitungen. Zwei Dinge scheinen mir viel wichtiger als niño Terso und sein Anhang.

Zuerst die gewaltigen Fortschritte, welche die Republikaner unter dem Schutz der carlistischen Unruhen ganz in der Stille machen. Sie bieten von allen Seiten und aus allen Provinzen der Regierung ihren Beistand gegen die Carlisten an. Das hat, wie ich sehe, unter Anderem und durchaus nicht als Nebensache den Zweck die vollständige Bewaffnung der Voluntarios de la libertad zu erhalten. Die waren bisher nicht vollständig bewaffnet, namentlich in den kleineren ärmeren Gemeinden nicht, wo die Leute nicht in der Lage sind sich selbst Waffen anzuschaffen. Sie erreichen ihren Zweck. Die Regierung sendet jetzt viele hundert Gewehre in die Provinzen.

Dann aber organisirt sich die republikanische Partei immer fester und in einer Weise, die alle Beachtung verdient.

Sie hat bereits eine Neben-Regierung gebildet, die ihre Organe überall im ganzen Lande hat. Hier in Madrid ist eine Central-Junta eingesetzt aus Delegirten der Provinzial-Bündnisse, die sich in Tortosa, Cordova, Coruña, und, wie ich glaube, noch an einigen anderen Punkten gebildet hatten, und an jedem irgend bedeutenden Ort in den Provinzen besteht eine republikanische Local-

Junta, die ganz in der Verfassung ist an Stelle des gegenwärtigen Stadtraths, des ayuntamento's, die Verwaltung zu übernehmen, sobald der Augenblick gekommen ist. Vermöge dieser Organisation scheint die Central-Junta die republikanische Partei schon jetzt regelmäßig zu regieren.

Nicht minder bedenklich oder mehr noch, ist die immer zunehmende Auflösung aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung im Lande.

Regelmäßig bezahlt werden nur die Armee und die Civil-Beamten hier in Madrid.

Die Beamten in den Provinzen bekommen nur in unregelmäßiger Weise hin und wieder etwas, oder auch in vielen Monaten, nicht wenige schon seit dem vergangenen September, gar Nichts. Und was beinahe noch mehr sagen will: auch die fälligen Zins-Coupons der Staats-Schuld werden nur hier in Madrid regelmäßig bezahlt. Hier in Madrid ist freilich der am 1. Juli fällige Zins-Coupon pünktlich eingelöst worden: in den Provinzen aber ist der am vergangenen 1. Januar fällig gewesene noch jetzt nicht bezahlt, und von dem gegenwärtigen ist natürlich gar nicht die Rede.

Es sind hier in diesen Tagen die Redactions-Bureaux und Druckereien zweier Zeitungen, einer isabellinischen „El Siglo" und einer carlistischen „El Don Quixote", von zahlreichen mit Knütteln und Dergleichen bewaffneten Banden überfallen worden. Diese Banden haben die Druckerpressen zerstört, die Redacteurs und Mitarbeiter mißhandelt, zum Theil verwundet, und die beiden Zeitungen können nicht weiter erscheinen. Ein drittes, auch ein carlistisches, Tageblatt hat auf die Drohung hin, daß es ihm ebenso ergehen werde, zu erscheinen aufgehört.

Dergleichen können die Republikaner hier in der Hauptstadt ungestraft verüben.

1. August. Gegen Abend besucht mich Kleefeld. Die Lage besprochen. Er meint, die Einnahme von Pampelona habe nur an einem Haar gehangen! Gelang sie, dann war die Sache entschieden! Dann war Don Carlos ohne Weiteres Herr von Spanien!

Jetzt sei freilich der „erste Act" zu Ende, und die gegenwärtige

Regierung könne sich vielleicht noch ein Paar Monate gegen Don Carlos behaupten.

Da ich auf die Fortschritte der Republikaner aufmerksam mache, erwidert Kleefeld: ja! es könne wohl noch eine republikanische Episode dazwischen kommen, aber die wird sich nur ein Paar Monate halten, und dann kommt Don Carlos und beseeligt Spanien.

Kurz, Don Carlos auf alle Fälle und unter allen und jeden denkbaren Bedingungen.

Daß Prim sich auf eine Candidatur des Prinzen von Asturien nicht einlassen wolle, sei sehr natürlich; er fürchte den Galgen, den er verdient habe. Da ich der fünfzehntausend Todes-Urtheile erwähne, die Isabella unterschrieben hat, meint Kleefeld, den das sichtlich verdrießt, es sei sehr zu bedauern, daß sie nicht dreißigtausend unterschrieben habe, daß sie nicht Generale wie Prim habe erschießen lassen anstatt der unglücklichen Sergeanten. Und auf solche Urtheile legt Kanitz Werth.

2. August. Zeitungen; Inhalt des Senatus-Consults, den Napoleon III. vorschlägt; wie voraus zu sehen war, sind die liberalen Concessionen von der Art und so verclausulirt, daß sie Niemanden befriedigen werden. Offenbar fürchten sowohl die französische als die italienische Regierung ihre Deputirten-Kammern: sie vertagen sie auf so lange als möglich. Desto schlimmer für den europäischen Frieden.

3. August. Der Conde Nava de Tajo kommt, um meinen Besuch zu erwidern. Sagt mir, daß er mich seiner Verwandten der Gräfin Montijo angekündigt habe. Sie wohnt für jetzt in der Nähe auf dem Lande. Nun, da ich ihr angekündigt sei, könne ich allein hinaus fahren und mich ihr vorstellen oder mit Herrn von Kanitz. Er wiederholte so oft allein oder mit Herrn v. Kanitz, daß ich wohl sehe, die Gräfin erwartet, wie die Mutter einer Kaiserin auch das Recht dazu hat, unser Gesandter werde mich ihr vorstellen.

5. August. Zu Kanitz; verabredet, daß er mich am nächsten Sonntag der Gräfin Montijo vorstellt.

Er scheint nun überzeugt, daß die Carlisten denn doch für jetzt wenigstens Spaniens nicht Herr werden, und meint, hier werde Nichts vorfallen.

Wir sprachen davon, daß man in Berlin in Beziehung auf Krieg und Frieden nicht ruhig ist. Kanitz meint, diese Unruhe schaffe man sich selbst; wenn man sich zu viel um die Dinge bekümmert, „überall hin horcht", alle allarmirenden Gerüchte beachtet, dann kommt man eben nie zur Ruhe.

6. August. Schon die gestrigen Zeitungen brachten eine Eingabe der republikanischen Deputirten Castelar, Figueras u. s. w. an die Cortes mit einem Gesetz-Entwurf, demzufolge die Regierung die Anlage von Irrigations-Kanälen dadurch erleichtern soll, daß sie den Capitalisten und Gesellschaften, die Dergleichen unternehmen, Zins-Garantien gewährt.

Die Eingabe bringt statistische Angaben, aus denen hervorgeht, in was für einem traurigen Zustande sich der Ackerbau in Spanien befindet.

Spanien hat eine Oberfläche von 50,703,600 Hectaren; davon sind, ohne die verhältnißmäßig stark bevölkerten und gut angebauten baskischen Provinzen, 2,236,241 Hectaren Weinberge und Olivares; nur 13,040,512 Hectaren dienen dem Ackerbau (nämlich 6,187,868 Hectaren Aecker und 6,852,644 Hectaren Pastos, worunter wohl nicht nur Wiesen, sondern auch die Weideplätze der Ganadérias begriffen sind, auf denen Stiere gezüchtet werden). Der Rest 35 Millionen Hectaren liegt wüst. Künstlich bewässert sind in ganz Spanien nur 1,152,052 Hectare.

Ganz zuverlässig ist natürlich nur diese letztere Zahl. Die anderen sind es nicht, selbst abgesehen davon, daß die baskischen Provinzen fehlen, denn es ist, wie in allen Dingen in Spanien, so auch bei dem Kataster unredlich zugegangen, und viele cultivirten Grundstücke sind verheimlicht worden, um sie der Grundsteuer zu entziehen; aber im Ganzen ergiebt sich aus dem Allen ein höchst elender Zustand.

8. August. Vor der Gobernacion hat heute ein Bataillon der Voluntarios de la libertad die Wache, das an den Hüten nicht die spanische Cocarde trägt, sondern die dreifarbige, blau-weiß-rothe, welche die Republikaner als Unterscheidungszeichen angenommen haben. Eine organisirte von der Regierung anerkannte bewaffnete Macht trägt eine andere als die Landes-Cocarde, andere Farben als die Regierung, und erklärt sich damit ausdrücklich und förmlich im offenen

Widerspruch mit der von den Cortes angenommenen der Form nach zu Recht bestehenden Verfassung: das ist doch etwas Anderes, als wenn Individuen, die keiner officiell anerkannten Corporation angehören, Partei-Abzeichen tragen; und das Bataillon bezieht in diesem Aufzug die Wache vor den Regierungsgebäuden, und die Regierung duldet diese Farben in einem Verhältniß, wo die Duldung eigentlich zur officiellen Anerkennung wird!

Geschieht das blos, weil die Regierung sich schwach fühlt? Oder sind dergleichen Demonstrationen dem Alcalde mayor von Madrid, dem Republikaner Ribero, und dem General Prim am Ende ganz recht?

Guerero besucht mich und bestätigt meine Ansicht, daß es auch im Oktober zur Wahl eines Königs nicht kommen wird, daß die Carlisten ohnmächtig sind, und daß Alles mehr und mehr zur Republik neigt.

Guerero ist um so mehr überzeugt, daß auch im Oktober kein König gewählt wird, weil, wie man sage, bei Serrano der Gedanke erwacht sein soll, ob er nicht etwa selber König werden könnte. Guerero, der eine geringe Meinung von Serranos Fähigkeiten hat und Dergleichen natürlich für einen sehr leeren Traum hält, fügte lächelnd hinzu: „Je crois, que ce sont plutôt sa femme et ses amis, qui ont ces idées!“ Das glaube ich auch.

Ob man in Frankreich mit den liberalen Concessionen des Kaiserthums zufrieden ist? Die Opposition ist es natürlich nicht; „l'opposition ne l'est jamais!“ Uebrigens ist man in Frankreich ruhig; die öffentliche Meinung will keinen Krieg, und man denkt und glaubt an keinen Krieg!

11. August. Zum Banquier Bauer, der abwesend ist. Der andere Besitzer der Firma, ein Herr Weißweiler, sagt mir, daß die Carlisten, die Emigrirten, gestern von Frankreich her in das Land eingedrungen sind; in Navarra und in Catalonien. (NB. Das hätte ich so unmittelbar nach dem Mißlingen in Pampelona und Figueras kaum erwartet). Weißweiler meint, sie hätten „aucune chance de succès“, aber sie seien stark, zahlreich und würden viel Unheil anrichten.

In Frankreich, wo Weißweiler mehrere Monate verweilt hat,

wolle man keinen Krieg. Die liberalen Concessionen, die Napoleon III. macht, seien eine Folge der Ereignisse in Spanien, durch diese hervorgerufen und nothwendig geworden; und „je weiter die Dinge in Spanien gehen, desto weiter“ werde auch Napoleon in seinen Concessionen gehen müssen.

Zu Kanitz; der weiß natürlich auch schon, daß die Carlisten eingerückt sind; er weiß es von Silvela selbst. Sie sind 1400 Mann stark.

Kanitz meint: die Herren stellten sich zwar immer noch so, als ob sie Nichts befürchteten, indessen würden doch Silvela sowohl als Prim ihre beasichtigte Reise nach Vichy unter den gegenwärtigen Umständen aufgeben.

Ich meines Theils habe nie geglaubt, daß Prim wirklich nach Vichy oder überhaupt außer Landes reisen werde. Ich war von Anfang an überzeugt, daß er die Absicht zu reisen nur angekündigt hat, um eine große Ruhe und Zuversicht, ein unbedingtes Vertrauen in die Haltbarkeit der gegenwärtigen Situation zu beurkunden. Kanitz findet es verwunderlich, daß die Carlisten-Banden bis jetzt in keinem einzigen Gefecht irgend einen Vortheil davon getragen haben, als ob solche ungeregelte Banden disciplinirten Truppen gegenüber irgend eine Aussicht auf Erfolg hätten!

Kanitz: Fast alle die carlistischen Banden sind von Curas (von Landpfarrern) angeführt; und die Geistlichen begnügen sich nicht, wie er, Kanitz, geglaubt hatte, anzufeuern und zu ermahnen; nein! sie sind bewaffnet, nehmen Antheil am Gefecht, kämpfen und morden! Und von diesem Geist scheint der ganze Klerus ergriffen. Die Regierung hat ein Circular an die sämmtlichen Bischöfe und Erzbischöfe des Reichs erlassen und sie darin aufgefordert die Geistlichkeit ihrer Diöcesen von jeder Betheiligung bei Empörungen, Blutvergießen und Bürgerkrieg abzuhalten, sie zur Ruhe zu ermahnen: kein einziger der Bischöfe hat darauf geantwortet! Kein einziger ist darauf eingegangen.

(NB. Sehr natürlich! wie sollte die Geistlichkeit sich nicht wie Ein Mann erheben und die äußersten Anstrengungen machen für ein System, das ihr die unbedingte Herrschaft im Lande verspricht und die Erstattung ihrer Reichthümer! Und was die unmittelbare Theil-

nahme am Kampf, an Mord und Todtschlag betrifft: giebt es denn wohl auf der weiten Welt ein blutdürstigeres Wesen als einen Pfaffen, der sich in den Interessen seiner Herrschsucht bedroht glaubt?!)

Kanitz: Es ist unglaublich, wie sie es machen; wovon die Geistlichen leben; seit neun Monaten haben sie nicht einen Heller von der Regierung bekommen! (NB. Die Geistlichkeit ist in Spanien von der Regierung salarirt wie in Frankreich.)

In der Epoca eine gute Correspondenz. Der Umstand, daß die Geistlichen seit neun Monaten keinen Sold erhalten haben, trage Viel dazu bei sie in die Reihen der Carlisten zu treiben; es sei sehr natürlich, daß sie unter solchen Bedingungen nach Allem greifen, was ihre Lage zu verbessern verspricht.

Die französische Regierung läßt offenbar die Carlisten an der Grenze gewähren. Warum? Schwerlich, damit Don Carlos den Sieg davon trage! Vielleicht um die gegenwärtigen Machthaber in Spanien etwas in die Enge zu treiben, damit sie in Beziehung auf den Prinzen von Asturien gefügiger werden.

Von den 1400 Carlisten ist weiter Nichts zu hören.

14. August. Napoleon III. hat es doch nicht für gerathen gehalten zum 15. August, zum hundertjährigen Geburtstag Napoleons des Großen, Frankreich zu verlassen, um nach Corsica zu gehen; er geht anstatt dessen an dem Tage in das Lager von Chalons und begeistert seine Soldaten: Alles Beweise, daß er sich so gar sicher nicht fühlt auch nach den liberalen Concessionen.

15. August. Es ist merkwürdig, welche Scheidewand die Pyrenäen noch immer zwischen Spanien und dem übrigen, man ist versucht zu sagen, dem eigentlichen Europa bilden. Man erfährt hier so gut wie Nichts von Dem, was in dem übrigen Europa vorgeht, und das Wenige, was von dort herüber schallt, interessirt dann auch noch die Spanier nicht im Allermindesten. Sie kümmern sich nicht darum. Das hängt freilich zum Theil auch mit einer anderen sehr auffallenden Eigenthümlichkeit der Spanier zusammen; damit nämlich, daß sie mit nur sehr wenigen Ausnahmen gar kein Bewußtsein haben von dem tiefen Verfall, in den ihr Vaterland gerathen ist, von dem jammervollen Elend ihrer Zustände. National-Stolz und National-

Dünkel gehen vielmehr über jede Vorstellung. Sie sind immer noch die erste aller Nationen, die Krone Spaniens ist immer noch die erste der Welt. Wer mit irgend einer Aussicht auf Erfolg zu ihnen sprechen will, muß diese Vorstellungen gelten lassen, ja er muß sie recht ausdrücklich und mit dem größten Nachdruck bestätigen. Ein sehr wirksames Argument der Republikaner ist, daß es Spaniens, der ersten Nation der Welt, unwürdig wäre ein so untergeordnetes Wesen, wie es ein nicht spanischer Prinz ist, als König zu nehmen.

Um 8 Uhr holt mich Kanitz ab, und wir fahren in sehr kühler Abendluft hinaus nach Carabanchel auf das Landhaus der Gräfin Montijo.

Nava de Tajo empfing uns mit dem Bescheid, daß seine Tante Montijo krank sei und zu Bett, wir sie also nicht sehen könnten. Die Gräfin Nava de Tajo macht anstatt der Tante die Honneurs.

Es war da eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, ältere und jüngere Damen, sämmtlich Cousinen und Nichten des Hauses, wie auch vielerlei Herren, und Kanitz stellte mich dem portugiesischen Gesandten vor, Conde Ate, wenn ich nicht irre, und dem belgischen Blondeel, mit dem ich Viel über den verstorbenen König Leopold sprach.

Ich fragte Nava nach Neuigkeiten, es ist nichts Wichtiges vorgekommen; man spreche von der Abdankung der Königin Isabella; die französische Regierung suche sie herbei zu führen, begünstige die Thron-Candidatur des Prinzen von Asturien, die auch etwas für sich habe, „ce serait une solution!“

Der Ton, der hier herrscht, ist der zwanglose der besten Gesellschaft. Die Oertlichkeit aber ist nicht so großartig, wie ich erwartet hatte. Das Landhaus liegt allerdings in Mitten eines geräumigen Parks, aber die Treppe ist nicht grade imposant, die Salons sind klein, schmale niedrige Thüren à un seul battant, ein ziemlich anspruchsloses ameublement.

17. August. España kommt zu mir. Die Situation besprochen.

España: man scheine in Berlin Ratazzi falsch zu beurtheilen. Bismarck habe nie Vertrauen in die Berichte des Grafen Usedom gesetzt und grade, weil Usedom wiederholte, daß Ratazzi der preußischen Politik geneigt sei und jedenfalls, wenn sich ein Conflict

zwischen Frankreich und Preußen ergebe, Italien, wenn er Minister sei, in vollkommner Neutralität erhalten werde: grade deshalb scheine Bismarck ein Vorurtheil gefaßt zu haben. Das sei unbegründet und ungerecht. Ratazzi sei wirklich der einzige italienische Staatsmann, der im Fall eines Krieges Italien in der Neutralität erhalten würde. Auch Brassier scheine die Situation dort falsch aufzufassen.

Die italienische Regierung wage weder die Kammern zusammen zu rufen noch sie aufzulösen. Das beweise zur Genüge, wie schlecht die Lage für sie geworden sei. Die National-Partei dringe auf Auflösung, weil sie der neuen Wahlen gewiß sei.

Was die hiesige Lage anbetrifft, so sei Serrano in der letzten Zeit in La Granja sehr verstimmt und mißmuthig geworden.

Ich: Der französische Hof begünstiget entschieden die Candidatur des Prinzen von Asturien.

España: „Oui! l'Impératrice l'a emporté dans les conseils!“ Uebrigens könne von dem Prinzen von Asturien nicht die Rede sein.

Montpensier suche sich in neuester Zet dem General Prim zu nähern und mache die größten „efforts“ ihn für seine Ansprüche auf den spanischen Thron zu gewinnen.

Es zeige sich allerdings mit jedem Tage mehr, daß eine monarchische Verfassung und die Wahl eines Königs nothwendig seien. Die Wahl Montpensiers sei „une solution à examiner“, aber die Sache habe mancherlei Schwierigkeiten. Prim habe die Macht unbedingt jeden Thron-Candidaten auszuschließen, den er nicht wolle, ob er aber mächtig genug sei der Majorität in den Cortes, seinen Freunden heißt das, den Progressisten, einen König annehmbar zu machen, den sie nicht wollen, das sei die Frage.

Ich überdenke das Alles vielfach. Serrano ist mißmuthig und verstimmt. Er ist also in der Stille des Landlebens die Nullität seiner gegenwärtigen Stellung gewahr geworden. Er hat viel Zeit dazu gebraucht, bei etwas mehr Scharfsinn hätte er darüber wohl

etwas früher in das Klare kommen können! Montpensier hat nun endlich eingesehen, daß ihm Serrano Nichts helfen kann, und sucht nun den Mann zu gewinnen, in dessen Händen die Macht vorzugsweise liegt, um mit dessen Hülfe zum Ziel zu gelangen.

Prim giebt sich wenigstens das Ansehen auf Montpensiers Avancen einzugehen; Das ist klar.

Ist es ihm Ernst damit? Das ist möglich; Mancherlei könnte ihn dazu bestimmen. Erstens schon der Umstand, daß Serrano anfängt unzufrieden mit seiner Stellung zu sein und schwierig werden könnte. Das könnte zu einem unbequemen Bruch mit ihm führen, sofern Prim nicht geneigt wäre eine wesentliche Aenderung der Lage eintreten zu lassen, die Macht wirklich mit ihm zu theilen und die Möglichkeit, allein über die Zukunft Spaniens zu verfügen, aus der Hand zu geben.

Andrerseits ist der Montpensier, der sich unbedingt in Prims Arme wirft, nur durch ihn zum Thron gelangen, nur mit ihm und seiner Partei regieren will und ihm für seine Mühe die Stellung eines Groß-Connetable von Spanien oder eine ähnliche verspricht natürlich in den Augen des General Prim eine ganz andere Person als derjenige Montpensier, der mit Serranos Hülfe zum Ziel zu gelangen hofft.

Aber die vorsichtig verclausulirte Weise, in der sich España ausspricht, deutet sehr überzeugend darauf hin, daß Prim jedenfalls, wie viel oder wie wenig es ihm Ernst sein mag mit der Sache, sich nicht für Montpensier blosstellen, daß er Nichts für ihn wagen will.

Die Situation aber ist verändert, ein möglicher Bruch zwischen Serrano und Prim rückt näher. Ich glaube vorläufig noch nicht an die Wahl Montpensiers. Eher an eine neue Combination, an Bruch der Progressisten mit den Unionisten und Vereinigung mit den Demokraten und Republikanern.

Um 3 Uhr auf den Bahnhof, von Kanitz Abschied zu nehmen, der auf Urlaub geht. Ich sage ihm Einiges von Dem, was ich erfahren habe, und werde weiter orientirt.

Kanitz: Serrano ist allerdings sehr mißmuthig geworden.

So lange die Cortes beisammen waren, und er darin mit einem

gewissen Glanz figurirte, gefiel er sich in seiner Stellung. In der Granja aber, als er sah, daß die Minister eigentlich gar Nichts nach ihm fragten, ihre Gesetz-Entwürfe garnicht mit ihm beriethen und discutirten, sondern ihm einfach ganz fertig zur Unterschrift vorlegten, zur Unterschrift, die sich ohne Weiteres von selbst verstand, da wurde er verstimmt.

Daß Montpensier noch mehr Geld an die Sache wenden will „und noch dazu mit Prim", das ist zum Verwundern. Zwar die auf die September-Revolution verwendeten Summen soll er wenigstens zum größten Theil zurück erhalten haben. Montpensier ist nämlich so klug gewesen den General Dulce in die Sache zu ziehen. Sehr bald, nachdem er die ersten Summen vorgestreckt hatte, erklärte nämlich der Prinz, er habe kein baares Geld mehr, aber er wolle Bürgschaft leisten. General Dulce mußte der Form nach die nöthigen Gelder vorschießen, die natürlich Montpensier unter der Hand hergab, der Prinz verbürgte sich dafür und Dulce drang, nachdem die Revolution geglückt war, so energisch auf Wieder-Erstattung, daß man ihm willfahren mußte. So soll Montpensier so ziemlich wieder „heraus" sein.

(NB. Kanitz taxirt den General Prim viel zu gering, indem er in ihm nur einen „gemeinen Kerl" sieht, der lediglich auf Geld aus ist.)

18. August. Um 7 Uhr Diner in der Perla. Saurma sucht mich dort auf. Hat in Schlesien alle seine Verwandten gesehen.

Unsere Katholiken, namentlich auch unsere katholischen Geistlichen, sehen dem oekumenischen Concil mit großem Mißtrauen entgegen. Sie haben eine Ahnung davon, daß die Jesuiten da das große Wort führen werden, und daß es darauf abgesehen ist die päpstliche Macht auf Kosten der bischöflichen zu steigern, das Regiment der Kirche ganz zu einem absolutistischen umzugestalten, und dabei ist ihnen durchaus nicht wohl zu Muthe. (Es freut mich das zu hören; Saurma ist selbst Katholik.)

In ganz Oestreich herrscht eine sehr leidenschaftliche feindselige Stimmung gegen Preußen. In Ungarn natürlich nicht. Doch sieht es auf der Seite da unheimlich und drohend aus.

Bei uns in Preußen ist man ruhig; Niemand denkt oder glaubt

im Publikum an Krieg, und alle gewerblichen Unternehmungen sind wieder in Schwung gekommen.

Ganz anders in Frankreich! Da ist man allgemein der Ansicht, daß Napoleon III. losschlagen werde und sehr bald.

Aber auch die Unzufriedenheit mit dem Kaiserlichen Regiment ist sehr groß, sehr allgemein und sehr entschieden. Man sagt überall laut und öffentlich, daß man den Imperialismus nicht mehr wolle; am wenigsten aber wolle man eine Erblichkeit in dieser Dynastie. Dazu trage unter Anderem auch bei, daß der Prince impérial ein sehr wenig begabter Knabe sei, wie mit jedem Tage mehr offenbar werde. (NB. Die Aussicht auf eine Regentschaft der Kaiserin Eugenie mag auch nicht Wenig dazu beitragen!) Ich frage ihn, ob denn Napoleons liberale Concessionen gar keinen Eindruck zu seinen Gunsten gemacht haben? Nein, durchaus nicht! Die Unzufriedenheit ist laut und allgemein und läßt diese Concessionen ganz unbeachtet.

Saurma sprach die Besorgniß aus, man könnte sich bei uns vom Kriege überraschen lassen, ich versicherte ihm, daß man im Kriegsministerium und im Generalstab nicht schläft.

Die Geschichte von 1400 Carlisten, die in Catalonien oder in Navarra eingefallen sein sollten, hat sich als eine Fabel erwiesen.

Auf das Circular der Regierung und die Aufforderung die Geistlichen von der Theilnahme am Bürgerkrieg abzuhalten, haben doch fünf oder sechs Bischöfe mit ihren Domcapiteln zustimmend geantwortet.

19. August. Die Zeitungen bringen eine Uebersicht der gegenwärtigen Vertheilung der Infanterie des spanischen Heeres in die verschiedenen Provinzen. Sie ist merkwürdig, weil sie zu beweisen scheint, daß auch die Regierung die Republikaner wichtiger nimmt als die Carlisten.

Ein Viertheil der Armee beinahe steht in Catalonien. Dort hat man sich allerdings nicht blos gegen die Republikaner, sondern auch gegen einen möglichen Einfall der emigrirten Carlisten vorzusehen. Aber ein anderes Viertheil steht in Andalusien, Granada wie billig mit gerechnet, und da ist an eine carlistische Erhebung nicht zu denken.

In Altcastilien dagegen, wo die Carlisten sich vorzugsweise mächtig glaubten, hält die Regierung acht Bataillone für genügend.

Haber gesprochen. Er sagt mir auch, daß die liberalen Concessionen in Frankreich gar keinen Eindruck gemacht haben, wohl aber die am 15. veröffentlichte Amnestie; die war ein kluger Streich und hat bedeutend zu Napoleons Gunsten gewirkt.

Das Treiben Beusts sowie das gespannte Verhältniß zwischen Preußen und Oestreich, das daraus hervorgegangen ist, findet Haber ungemein bedenklich. Er meint, es könne unversehens zum Kriege kommen, fragt, ob denn die österreichische Armee wirklich jetzt so zahlreich und furchtbar sei, wie sie in den österreichischen Zeitungen gemacht werde, und kommt wiederholt auf die Bemerkung zurück, daß Beusts gewagte Politik dem österreichischen Kaiserstaat theuer zu stehen kommen könnte.

Der carlistische Bandenführer Polo, eine Hauptperson in der Mancha, ist gefangen.

Mit der politischen Bedeutung des carlistischen Aufstandes ist es vorbei, aber die Reste können noch lange als Räuberbanden von den Gebirgen aus das Land unsicher machen und die ohehin traurige Lage verschlimmern.

---

8. Prim und Serrano. Abdankung der Königin Isabella.

22. August. Bald nach 8 Uhr nach Carabanchel gefahren zu der Gräfin Montijo. Finde im Salon Guerero, Nava de Tajo, ein paar andere Herren und die herkömmliche Anzahl von Cousinen und Nichten, kann aber nicht sogleich vorgestellt werden, weil die bejahrte Dame auf ihrem Sopha eingeschlafen ist.

Als sie erwachte, und ich ihr genannt wurde, hieß sie mich auf ihrem Sopha Platz nehmen und nach einer intimen Conversation von mehr als einer halben Stunde darf ich wohl sagen, daß ich sie kenne. Sie muß natürlich den Carlisten feindlich gegenüberstehen, da die Leute ihrem gekrönten Schwiegersohn unangenehm sind; aber Das ist doch eigentlich sehr inconsequent, denn was reactionären Unsinn betrifft, ist

sie den Carlisten vollkommen ebenbürtig! Das horazische Nil admirari war hier nicht ganz leicht durchzuführen! Sie fing sofort an mir von dem Zustand Spaniens zu sprechen, der ein höchst trauriger sei; die Revolution hat Spanien zu Grunde gerichtet; nicht etwa die letzte, die September-Revolution, sondern die Revolution überhaupt! Diese unseligen verderblichen Ideen von Freiheit! Um diesen Ideen Eingang zu verschaffen, suchen die Führer der Revolution die Religion zu vernichten und reißen Kirchen nieder, zerstören die merkwürdigsten werthvollsten Denkmäler ohne alle Rücksicht, wie hier die Kirche S. Domingo, in der Don Pedro „le justicier, qu'on nomme le cruel" begraben war.

Auch materiell geht Spanien zu Grunde, und daran ist hauptsächlich die Aufhebung der Majorate Schuld, denn in Spanien kann es vernünftiger Weise nur großes Grundeigenthum geben.

Sie ging ad hoc auf landwirthschaftliche Erörterungen ein. Freilich, da wo das Land durch Irrigations-Kanäle bewässert ist, „là un terrain grand comme deux fois ce salon suffit pour soutenir une famille", aber auf diese Weise bewässert ist nur ein sehr geringer Theil des Landes, und wo das Land nicht bewässert ist, kann jährlich nur ein geringer Theil der Bodenfläche bestellt werden, die zur Verfügung steht, denn man kann das Land nicht düngen (fumer). Die mächtige Sonne verbrennt den Dünger, verflüchtigt die befruchtenden Elemente, die er dem Boden zuführen soll, und das Düngen hilft zu Nichts. Eben deshalb bedarf der Boden vieler Ruhe. Man kann jedes Jahr nur ein Drittheil des Bodens bestellen, über den man verfügt; ein zweites Drittheil wird zur Cultur für das künftige Jahr vorbereitet, der Rest endlich bleibt ganz brach. Ein kleiner Grundbesitzer kann aber unmöglich bestehen, wenn er jährlich nur ein Drittheil seines Bodens bestellen kann; folglich darf es in Spanien nur großen Grundbesitz geben.

Es ist ihr keineswegs klar geworden, daß der geschilderte Zustand ein höchst unglücklicher ist; daß ein Land, in dem jährlich nur ein Drittheil des nutzbaren Bodens bestellt werden kann, und wo selbst dieses Drittheil nur dürftige Erndten giebt, ein Land, das eben deshalb

nur eine geringe Bevölkerung ernähren kann, in einer höchst traurigen Lage ist, und daß solchen elenden Zuständen mit Anstrengung aller Kräfte abgeholfen werden müßte.

Sie sieht auch nicht, daß ihm gar wohl abgeholfen werden könnte. Sie folgert aus dem wahrheitsgetreu geschilderten Zustand keineswegs, daß man die Felder in Spanien, wie das im südlichen Frankreich und Italien geschieht, mit Oelbäumen und Maulbeerbäumen bepflanzen müsse, damit eben die Sonne nicht Alles verbrennen könne, die einen wohlthätigen Schatten auf die Felder werfen und außerdem auch an sich einen Ertrag liefern würden. Sie folgert ebensowenig, daß vor allen Dingen und hauptsächlich das Bewässerungs-System der Araber wiederhergestellt werden muß. Sie folgert lediglich, daß es in Spanien nur großen Grundbesitz geben kann und darf, den Majorate zusammen halten. Der bisherige Zustand, den ihre Verblendung gar nicht für einen erbärmlichen erkennt, muß verewigt werden.

Jetzt, erzählte sie mir, ist es nun vollends arg geworden, da seit der September-Revolution sehr viele Familien ausgewandert seien. Handel und Verkehr sind bis zu gänzlichem Stillstand ins Stocken gerathen.

Ihr Eifer führte sie dahin, daß sie zuletzt mit großem Nachdruck erklärte: „Ce sont des bêtes, qui gouvernent aujourdhui l'Espagne!“

Guerero sagte mir später, daß sie sehr unzufrieden ist auch mit den Concessionen, die ihr Schwiegersohn Napoleon III. neuerdings dem Liberalismus gemacht hat, und daß sie die in Frankreich erlassene Amnestie höchlich tadelt.

Ich fuhr Guerero nach Haus. Unterwegs sagte er mir: Prims Reise nach Vichy sei auf den 27. festgesetzt; er glaube aber nicht, daß sie stattfinden werde; es scheine ihm doch nicht rathsam oder klug das Land jetzt zu verlassen.

Ich glaube es auch nicht, aber nicht der Carlisten sondern Serranos wegen. Es würde mir sehr unvorsichtig vorkommen, wenn Prim die gegenwärtige Stimmung des Regenten nicht beachten und ihm das Feld allein überlassen wollte.

Zu Haus, Zeitungen. Die Republikaner demonstriren und pro-

testiren sehr lebhaft gegen alles Todtschießen gefangener Carlisten mit solchem Eifer, daß man wohl sieht, es ist ihnen um mehr zu thun als blos um das abstracte Princip. Sie wollen offenbar sich selbst gegen Erschießung sichern für den Fall, daß sie theilweise in eine ähnliche Lage geriethen.

Die Bischöfe und Erzbischöfe antworten nun auch nach und nach auf das Rundschreiben des Justiz-Ministers; und zwar betheuern Alle bis auf einen, sie würden ihre Geistlichen zur Ruhe ermahnen, wenn das nöthig werden sollte, aber sie fügen Alle hinzu, was nicht wahr ist, die Geistlichkeit habe so gut wie gar keinen Antheil an den Unruhen genommen, und als Hauptsache weisen sie in sehr giftiger Weise jede Einmischung des Staats in ihren Verkehr mit den Geistlichen ihrer Diöcesen und überhaupt in die Angelegenheiten der Kirche zurück. Sie erließen Pastoral-Schreiben nur, wenn sie wollten, nicht wenn es die Regierung vorschreibt, die ihnen gar Nichts zu befehlen habe. Dann auch Viel von den Leiden der Geistlichen, die seit acht Monaten keinen Sold erhalten, und von der bewunderungswürdigen Ergebung, mit der sie ihre Leiden tragen. Ein der Regierung sehr feindlicher Geist spricht aus allen diesen Kundgebungen.

23. August. Etwas vor vier Uhr zu Guerero, verabredeter Weise, und mit ihm zu Prim, dem er mich vorstellen will.

Wir suchen ihn im Kriegs-Ministerium auf; schöne Treppe, prächtige Säle, überall Leute, die warten, und Offiziere, die den Dienst haben.

Prim läßt uns bitten etwas zu verziehen, es sei eben Jemand bei ihm. Während dessen kommt eine Deputation aus Valencia an, die eine Audienz haben möchte, die muß ebenfalls warten. Die Leute sehen etwas schofel aus, sind wahrscheinlich Republikaner, und ich vermuthe, daß sie Vorstellungen gegen die Erschießung der Carlisten machen wollen. Bald darauf kommen die Minister an, einer nach dem anderen, zu einer Sitzung des Minister-Raths. Man sieht, daß die Herren die löbliche Gewohnheit haben sehr Viel zu sprechen: es werden eine große Menge Gläser Zuckerwasser in den Sitzungssaal getragen, auf daß ihnen die Stimme nicht versage.

Wir werden eingeführt, während die Herren schon zumeist versammelt sind und lebhaft unter einander sprechen. Guerero stellt mich

vor; ich lerne in Prim einen schmächtigen Spanier kennen, dessen geistreiche schwarze Augen einen forschenden Blick haben.

Natürlich wechselten wir nur einige höfliche Redensarten, und ich empfahl mich, da Prim mich wohl eigentlich nicht in diesem Augenblick erwartet hatte.

Es war dem ganzen Treiben anzusehen, daß etwas Außerordentliches, wenigstens etwas Ungewöhnliches geschehen sein mußte, und so ist es auch: der Regent Serrano ist gestern Abend ganz unerwartet und überraschend, ohne seinen Entschluß vorher anzukündigen, aus S. Ildefonso nach Madrid zurückgekehrt.

Es scheint die Nullität seiner Stellung dort ist ihm nachgrade vollkommen unerträglich geworden.

Ich dinire später im Buen retiro und treffe dort Saurma mit zwei Herren: Fürst Sergey Galitzin von der russischen Gesandtschaft und ein Baron Brun von der französischen; der Letztere ein sehr hübscher junger Mann. Er kauft eine der Zeitungen, die da colportirt werden, liest die telegraphischen Nachrichten und sagt uns, es seien wieder eine Anzahl carlistischer Cabecillas von den französischen Behörden an der Grenze angehalten und in das Innere Frankreichs zurückgesendet worden: „maintenant, que tout est fini!“ wie er gutmüthig lächelnd hinzufügte.

Freilich so lange nicht Alles „fini“ war, sind die Carlisten so wenig von den französischen Behörden gehindert worden, daß man wohl sagen kann, sie sind begünstigt worden. Ich weiß mir dabei nichts Anderes zu denken, da ein Sieg der Carlisten dem Kaiser Napoleon gewiß nicht erwünscht sein könnte, als daß man in Paris hoffte die gegenwärtigen Machthaber nach dem trivialen Ausdruck „mürbe zu machen“, indem man auch diese Verlegenheit über sie kommen ließ und erwartete, sie würden gefügiger werden, geneigter den Prinzen von Asturien anzunehmen.

Der Erfolg hat diesen Berechnungen nicht entsprochen; man ist im Gegentheil hier zu Lande, wo der alte Haß gegen Frankreich von 1808—1814 ohnehin bei Weitem nicht erloschen ist, recht von Neuem bitterböse geworden. Das zeigt sich in unzähligen Zeitungs-Artikeln, die zum Theil unverkennbar officiös sind.

Saurma erzählt mir, nachdem wir uns von den Anderen abgesondert haben, auch Silvela, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, habe sich sehr entrüstet über Frankreich geäußert.

Saurma war nämlich beauftragt zu versichern, daß die preußische Gesandtschaft hier sofort ausdrücklich bei der Regentschaft accreditirt werden werde, so wie die Bildung und Einsetzung der Regentschaft in herkömmlicher Form unserer Regierung officiell angezeigt sein, und der spanische Gesandte in Berlin sein neues Creditiv präsentirt haben werde.

Silvela war höchlich erfreut, entschuldigte, daß im Drang der Geschäfte die nöthigen Papiere noch nicht nach Berlin abgefertigt seien, betheuerte, daß Spanien den allergrößten Werth darauf lege vor Allem mit Preußen auf dem freundschaftlichsten Fuß zu stehen und kam dann auf Frankreich zu sprechen.

Er erwähnte, daß Preußen unter allen Staaten zuerst angezeigt habe, daß es seine hiesige Gesandtschaft bei der Regentschaft accreditiren werde, so wie den herkömmlichen Formen gemäß das Nöthige von Seiten Spaniens geschehen sei, und fügte mit sichtlichem Hohn hinzu: Daraufhin habe sich die französische Regierung beeilt, unter allen zuerst, ihren Gesandten wirklich bei der Regentschaft zu beglaubigen und zwar mit Umgehung aller Formen, ehe die Einsetzung der Regentschaft formell angezeigt war. Aber die Absicht dieses ungewöhnlichen Verfahrens liege offen zu Tage; man irre sich in Paris, wenn man glaube mit so plump angelegten Künsten über die wahre Gesinnung täuschen zu können.

Auch Saurma meint, in Deutschland sehe es sehr schlimm aus; die Spannung zwischen Oestreich und Preußen sei sehr groß; die gewechselten Noten und die beiderseitigen officiösen Zeitungs-Artikel sehr giftig; es könne ehesten Tages unversehens zum Bruch kommen.

Er wird mir morgen die betreffenden deutschen Zeitungen senden.

24. August. Saurma schickt mir die versprochenen Zeitungen: Drei Berliner Gelb-Blätter, eine Norddeutsche Allgemeine und eine Kölnerin. Ich lese Alles aufmerksam: Thiles Note vom 4., Beusts Antwort darauf und die preußischen Commentare zu dieser.

Das ist noch nicht so schlimm; von solchen diplomatischen Häckeleien ist noch sehr weit bis zu einem wirklichen Bruch. Die

Dinge zum Bruch zu treiben haben der Kaiser von Oestreich und Beust ohne Zweifel die größte Lust, aber Ungarn hängt sich ihnen an als hemmendes Gewicht.

Guerero bei mir. Prim reist nun doch übermorgen auf drei Wochen nach Vichy, was mich einigermaßen überrascht. Guerero sieht darin einen Beweis, daß der carlistische Aufstand beendigt ist und nicht mehr gefährlich werden kann; ich sehe darin einen Beweis, daß Prim den General Serrano für sehr harmlos hält; mehr selbst, als ich gedacht hätte.

Da aber Prim erst übermorgen reist, schlägt Guerero vor, daß wir morgen Abend noch einen Besuch bei seiner Frau, der Gräfin von Reusz, machen. Sie wohnt vorläufig noch in einem Privathaus 13 calle del barquillo.

Um 6 Uhr zu de Martino, der als Ceruttis Secretair hier ist und neben mir haust. Er zeigt sich sehr erfreut mich zu sehen, äußert sich sehr streng über La Marmora und meint, es sei sehr unglücklich, wenn dessen politische Rolle noch nicht beendigt sein sollte. Wir kommen dann auch auf hiesige Zustände, und de Martino wundert sich, daß die Geistlichkeit die doch den carlistischen Aufstand gemacht habe, nicht im Stande gewesen sei ihm eine irgend bedeutende Tragweite zu geben; daß ihr Einfluß nicht Mehr vermochte.

Es fehlen eben die Klöster, die Mönche, die immer den eigentlichen Einfluß auf die Menge üben, bei Weitem mehr als die Weltgeistlichen.

De Martino will Das nicht Wort haben; Das sei wahr bei den Griechen, wo die Weltgeistlichen verheirathet sind und nicht wie die Mönche das Prestige der Ehelosigkeit haben, nicht bei den Katholiken. Daß man auf diese Weise die handgreiflichste Erfahrung ignorirt und mit abstracten willkürlichen Vorstellungen argumentirt, kommt wunderbar oft vor in der Welt.

25. August. Guerero bei mir: „il y a du nouveau!" Prim ist schon heute abgereist; Guerero hat ihn eben jetzt auf die Bahn begleitet.

„Die Minister-Krisis ist vorüber!" Es herrschte in diesen Tagen eine Meinungs-Verschiedenheit im Minister-Rath darüber, wie man

gegen die Bischöfe verfahren solle, die sich impertinent geäußert haben, und man sprach davon, als sei das eine Minister-Krisis. Mir kam sie nicht sehr ernsthaft vor. Man scheint nun dahin übereingekommen zu sein, daß vorläufig gar Nichts gethan wird, daß man die Frage ruhen läßt, bis die Cortes wieder beisammen sind.

Ich: mich wundert, daß Prim dem General Serrano das Feld allein überläßt, besonders da Serrano sich seit einiger Zeit verstimmt und unzufrieden mit seiner Stellung gezeigt haben soll.

Guerero: O nein! Das hat gar kein Bedenken; Serrano hat keinen Ehrgeiz.

Ich: ich halte doch einen Bruch zwischen Unionisten und Progressisten für möglich, ja ich glaube sogar, daß er auf die Länge kaum zu vermeiden sein wird.

Guerero hält Das auch für sehr möglich.

Ich: il me semble de plus en plus, que les choses tournent à la republique.

Guerero giebt zu, daß die Republik immer wahrscheinlicher wird. Er theilt mir einige republikanische Aeußerungen mit, die Mme. Prim, eine Creolin aus Mexiko, sich in diesen Tagen gegen ihn selbst erlaubt hat, und erzählt: ein Grande von Spanien, ein bedeutender und dabei hochconservativer Mann, hat ihm gestern versichert, er sei überzeugt, das Jahr 1870 werde nicht vorübergehen, ohne daß Spanien, Portugal und Italien sich in Republiken verwandelt haben.

28. August. Cerutti kommt zu mir und bleibt über eine Stunde. Er ist sehr unzufrieden mit dem Gang der Dinge in Italien und namentlich mit dem unheilvollen Einfluß, den La Marmora darauf geübt hat. Er selbst war es, der sich, mit Ricasoli und Francesco Castiglone vereint, alle Mühe gab die italienische Kriegführung in das Große zu leiten und namentlich mit Hülfe der Sendung Garibaldis nach Dalmatien. La Marmora hat das Alles hintertrieben.

Er erklärte mir einen Umstand, über den auch Viel gesprochen worden ist. La Marmora hat im italienischen Parlament unter Anderem auch zur Sprache gebracht, daß er Usedoms Note vom 17. Juni 1866 in zwei Exemplaren erhalten habe: ein Mal unmittelbar von Usedom selbst und ein zweites Mal aus dem Ministerium

der auswärtigen Angelegenheiten; er hat sich vielfach über die Unbesonnenheit ergangen ein solches Aktenstück durch zwei Canzleien gehen zu lassen.

Cerutti sagt mir nun, er, der seinen Mann kannte, habe ihm dieses zweite Exemplar zugesendet mit allen Formalitäten, welche die Uebermittelung constatiren, damit La Marmora nicht dereinst abläugnen könne die Note erhalten zu haben.

29. August. Pombo kommt zu mir, Vielerlei besprochen.

Er geht nach Ceuta, um dort das Commando der Artillerie zu übernehmen. Ein anmuthiger Auftrag! Doch hoffentlich nicht auf lange? So lange Prim an der Spitze des Ministeriums steht, wird Pombo wohl da bleiben müssen.

Ich: „Alors! cela peut durer longtemps!“

Pombo: „Mais oui, que cela peut tirer en longueur; que voulez-vous? Prim n'est pas de mes amis!“

Pombo erzählt: als er aus Foiano nach Florenz zurückgekehrt war, die Telegramme aus Spanien eingesehen und die Operationen beider Parteien auf der Karte verfolgt hatte, erklärte er gegen Rivas „c'est fini!“ Die Sache der Königin sei verloren; da Rivas das nicht zugeben wollte, ging er näher auf die Lage ein: „la cause de la Reine repose sur trois appuis: Novaliches, Cheste et Pepe Concha; ce sont trois imbéciles!“

Ich: Was? von Novaliches wird das allgemein zugegeben; aber von Cheste hat das diplomatische Corps dahier eine sehr hohe Meinung; die Herren glauben, er hätte die Sache der Königin siegreich durchgefochten.

Pombo: Ach bewahre! er ist grade so ein unbrauchbarer Gesell wie die beiden anderen. Uebrigens, so lange die Königin im Lande war und im Besitz des Throns, wäre wohl Mancher bereit gewesen sie zu vertheidigen, nachdem sie aber einmal entflohen war, „bon voyage!“

Im Anfang wäre eine rasche und günstige Lösung der durch die September-Revolution geschaffenen Lage möglich gewesen; die Wahl des Don Fernando von Portugal zum König von Spanien hätte die weit überwiegende Mehrheit der Spanier befriedigt und eine feste

Ordnung der Dinge geschaffen. Sie wäre zugleich eine Einleitung zur Iberischen Einheit gewesen, einer Idee, die in den neuesten Zeiten vielfach Eingang gefunden habe. Sie sei auch in Portugal gar nicht so unpopulair, als man glaube. Sie werde dort eigentlich nur von der officiellen Welt zurückgewiesen, und freilich sei die officielle Welt in Portugal, wie überall und immer in kleinen Staaten, verhältnißmäßig sehr zahlreich und sehr einflußreich.

England aber habe seinen ganzen Einfluß aufgewendet, um diese Lösung zu hintertreiben, und Don Fernando bestimmt die Wahl abzulehnen, eben weil man in England die Iberische Einheit nicht will. Jetzt ist es schwer geworden einen Ausweg aus diesem chaotischen Zustand zu finden.

Ich: Die Herren vom diplomatischen Corps waren zum Theil so befangen in conservativen und retrograden Sympathien, daß sie nicht mehr und nicht weniger erwarteten als einen nahen Sieg der Carlisten, was mir ein Wahn zu sein schien.

Pombo: ein Wahn allerdings. Doch hätte der carlistische Aufstand immerhin viel ernster werden können, als er gewesen ist, wenn Don Carlos nur irgend der Mann dazu wäre. In den baskischen Provinzen und Navarra tragen sehr viele Leute „tout le monde" ganz offen die weiße Cocarde der Carlisten; wenn die bekannten alten gefeierten Führer der Partei, Cabrera und so weiter, dort erschienen wären, hätten sie massenhaften Anhang gefunden. Aber Don Carlos ist eben nicht der Mann dazu. Als er selbst, Pombo, im vergangenen November durch Frankreich nach Florenz zurück ging, hat er sich in Paris nach dem Infanten umgesehen, um zu ermitteln, ob von Dem etwas zu hoffen sei, ob sich von der Seite ein Ausweg aus dem Labyrinth zeige. Natürlich hat er sich ihm nicht vorstellen lassen, aber er hat ihn gesehen und beobachtet und alle Hoffnung verloren: „Don Carlos ist höchst unbedeutend und von ganz unfähigen Leuten umgeben. Mit Allen, die ihm etwas helfen könnten, wie Cabrera, hat er sich vollständig entzweit."

Ich: Nach Allem, was ich bis jetzt in Spanien gesehen habe, bin ich überzeugt, daß es im Lande nur zwei Elemente giebt, welche die

Initaitive ergreifen können und etwas vermögen, die Armee und die Republikaner.

Pombo: Das mag wohl sein. Was die Armee anbetrifft, ist Italien glücklicher als Spanien. Italien hat eine zuverlässige Armee, die einfach thut, was ihr befohlen wird, und sich nicht in politische Händel mischt. In Spanien ist es leider anders.

Ich: Die spanische Armee macht aber den Eindruck, auf dem Schlachtfelde eine gute Armee zu sein.

Pombo: Sie war eine gute, aber Prim hat sie verdorben. Während Prim in der Verbannung war, schlossen sich ihm alle spanischen Offiziere an, die aus der spanischen Armee weggejagt wurden. Und das waren nicht etwa nur solche, die aus politischen Gründen fliehen mußten, es waren alle möglichen mauvais sujets darunter; Leute, die öffentliche Gelder unterschlagen hatten, unnütze Schuldenmacher, falsche Spieler u. s. w. Diese ganze Gesellschaft ist mit Prim zurückgekehrt, und er hat sie wieder in die Armee eingeschoben und zwar mit Beförderung im ausschweifendsten Maßstab. Er hat solche weggejagte Subaltern-Offiziere zu Regiments-Commandeuren gemacht, während die ordentlichen Hauptleute, unter denen sie früher dienten, noch immer Hauptleute sind. Nur die Artillerie macht eine Ausnahme; sie ist in ihrer alten Verfassung geblieben. Zum Ueberfluß ist das Benehmen dieser neuen Stabs-Offiziere in mehr als einer Weise zweideutig. Manche von ihnen haben bei der Verfolgung der Carlisten-Banden sogar Zweifel in Beziehung auf ihren persönlichen Muth erweckt, indem sie den Banden stets sorgfältig auswichen und jedes Zusammentreffen vermieden.

Ein Verwandter Pombos, ein junger Offizier, hat einen solchen Zug mitgemacht und ist empört über den Führer der Colonne, der immer sehr genau zu ermitteln suchte, wo die Carlisten zu finden seien, um dann jedes Mal ganz wo anders hin zu marschiren.

(NB. Man könnte solchen Leuten, die sich gewiß nicht für ein politisches Princip aufopfern, auch wohl zutrauen, daß sie die Carlisten mit Absicht schonten, für den Fall, daß die etwa Sieger blieben. Prim könnte möglicher Weise die Armee dadurch, daß er sich ihrer ganz zu

bemächtigen suchte und solche zweideutige Subjecte hineinbrachte, unzuverlässig gemacht haben.)

Pombo: In Folge dieser Dinge, besonders dieser Beförderungen, herrscht in der Armee vielfach große Unzufriedenheit. Wenn ein Mann da wäre, der alle diese zerstreuten Elemente von Unzufriedenheit zusammenfassen und auf Einen Punkt hinzuleiten wüßte, könnten sie den gegenwärtigen Machthabern sehr gefährlich werden. Dieser Mann ist aber eben nicht da.

Doch ist Prim auch nicht so unbedingt Herr der Armee. Der kommandirende General hier in Madrid, Izquierdo, „ne se fiche pas mal de Prim!“ Er hat vor Kurzem dem Regenten Serrano nach la Granja geschrieben, er möge schnell nach Madrid zurückkehren, denn Prim mache in seiner Abwesenheit Nichts als des bétises. Ob ich wisse, was Serrano darauf gethan hat? Er hat diesen Brief dem General Prim zugesendet; das ist so seine Art. Prim fordert nun Izquierdo auf, er solle seinen Abschied einreichen, sonst werde er selbst ihn unaufgefordert verabschieden müssen. Izquierdo weigert sich seinen Abschied zu fordern und antwortet: osez me renvoyer!

Bei alle Dem wird sich Prim behaupten; „la république le renversera!“ Niemand sonst.

Ich: Der eigentliche Erfolg des carlistischen Aufstandes sind die großen Fortschritte, welche die republikanische Partei gleichsam unter dem Schutz dieses Aufstands gemacht hat. Die Republikaner haben sich vollständig organisirt und die vollständige Bewaffnung ihrer voluntarios erlangt.

Pombo: Das ist wahr. An sich wäre aber auch Das nicht sehr gefährlich. Das wisse er aus früheren Kämpfen mit den Leuten, als sie National-Garden hießen. „Avec très peu de chose on a raison de cela!“

(NB. Das glaube ich auch; denn solche schwach disciplinirte Scharen halten nicht.)

Ich: Die Dinge neigen dennoch immer mehr zur Republik, ich sehe keine andere Lösung möglich.

Pombo stimmt bei. Montpensier ist unmöglich, weil Franzose; ein fremder Prinz ist ebenfalls unmöglich. Er wiederholt: die

Republik wird Prim stürzen, wenn er nicht gemeinschaftliche Sache mit ihr macht.

Ich: Dazu scheint er sich für jeden Fall wenigstens die Wege offen halten zu wollen. Serrano ist, glaube ich, ein sehr harmloser Mann; Prim dagegen spielt eine sehr verstecktes Spiel, so daß selbst seine intimsten Vertrauten sein letztes Wort nicht wissen.

Pombo: Sehr natürlich, weil Prim es aller Wahrscheinlichkeit nach selber nicht weiß. Er hat gar keinen Plan als den, unter allen Bedingungen an der Spitze der Dinge zu bleiben; wie und in welcher Weise? Das weiß er nicht; Das muß von den Umständen abhängen. Er schlägt sich zu der Partei, die ihn an der Spitze läßt und erhält. Er erklärt sich für Montpensier, wenn er, Prim, es ist, der ihn auf den Thron setzt und Niemand sonst, wenn er die Gewißheit hat unter der neuen Regierung die unentbehrliche Hauptperson zu bleiben. Er erklärt sich unter denselben Bedingungen für den Prinzen von Asturien, für den Herzog von Aosta, für den Herzog von Genua, wenn er kommen sollte. Er erklärt sich für die Republik, wenn sie ihn zum Präsidenten macht.

Pombo sagt mir, Serrano sei ein Mann von beschränkten Fähigkeiten, aber redlich und tapfer. Dem General Prim dagegen fehle der persönliche Muth; das sei sein schwächster Punkt. (NB. Ich sehe immer deutlicher. Prim ist der bedeutendste der Männer, die gegenwärtig an der Spitze stehen, und die wirkliche Macht liegt vorzugsweise in seiner Hand: aber auch er ist der Situation nichts weniger als vollständig gewachsen; er imponirt nicht hinreißend, beherrscht eben deshalb die Situation nicht in genügender Weise, und seine Macht ist weder eine unbedingte noch selbst eine für alle denkbaren Fälle ausreichende. In Folge dessen ist die Lage eine sehr unsichere. Prim wird sich müssen von dem Wellenschlag der revolutionären Bewegung treiben lassen anstatt sie zu leiten, wenn er nicht über Bord geworfen sein will.)

Ich: Die Republikaner hoffen in der Armee auf Caballero de Rodas.

Pombo: Da irren Sie sich wohl; Caballero de Rodas könnte eher Neigung für die Candidatur des Prinzen von Asturien haben; ist

übrigens ein tüchtiger Soldat. Das parlamentarische Wesen und Treiben der Gegenwart taugt für Spanien nicht; was Spanien Noth thut, wäre eine energische despotische Regierung, von einem Mann geübt, wie Friedrich II. von Preußen war; von einem Mann, der die Nation mit Strenge, mit Zwang, in die Bahnen emsiger Thätigkeit und wirklichen Fortschritts hinein triebe. Darin konnte ich ihm nur Recht geben.

Wir sprachen auch von Italien, das Pombo erst im vergangenen Monat verlassen hat. Doch geht er darauf nicht sonderlich ein. Er sagte nur: das Ministerium Menabrea werde sich wohl nicht lange mehr halten; ja, es wäre bereits ein Ministerium aus dem Terzo partito an seine Stelle getreten, wenn sich nicht die Linke und der Terzo partito, der in dieser Frage gemeinschaftliche Sache mit ihr machte, dadurch gar sehr geschadet hätten, daß sie die Tabacks-Frage anregten und dann Nichts, keine Corruption beweisen konnten. Auch die Opposition ist in Italien mehr als je in Mißcredit. „L'Italie aussi marche à la république, et la république défera l'Italie; dies neue Königreich zerfällt dann in mehrere Republiken. Es fehlt auch dort der König, der herrschen, zusammenhalten und fördern könnte. Victor Emanuel ist nicht der Mann dazu.

Diner mit Saurma im Buen retiro. Haber gesellt sich zu uns. Es wird von Napoleons III. Krankheit gesprochen, von dem Schrecken, den sie an der Pariser Börse verbreitet hat, und Haber behauptet mit einer gewissen Zuversicht, Napoleon III. werde nicht mehr ein Jahr leben.

Später im Garten Pombo getroffen und De Martino.

Auch ersterer sagt mir gleich Anderen, die Zukunft Spaniens sei schwer zu berechnen; „c'est le pays des surprises", ein Land, in dem sehr oft das ganz Unerwartete und Unwahrscheinliche geschieht.

3. September. Pombo bei mir; theilt mir eine große Neuigkeit mit: die Königin Isabella hat am 27. August zu Gunsten ihres Sohnes, Don Alfonso, abdicirt. (NB. Also dahin hat Napoleon III. sie unmittelbar vor Prims Ankunft in Paris gebracht, um Prim dort mit dieser Nachricht zu empfangen und ihm tüchtig zuzusetzen.)

Pombo: Man raunt sich das ins Ohr und behandelt es als ein großes Geheimniß, „je ne sais pas pourquoi.“ (NB. Ich glaube es zu begreifen; es ist auch wieder ein Ereigniß, das auf die Entscheidung hinarbeitet, und auf die ist man hier noch nicht vorbereitet.)

Pombo meint für jetzt sei die Erhebung des Prinzen von Asturien auf den Thron allerdings unmöglich, aber mit der Zeit, wenn die jetzt herrschenden Gewalten sich abgenutzt haben und verbraucht sind, dann wird er möglich werden. Nur unter ihm kann die Ausgleichung der Traditionen, die dem Spanier theuer sind, und der Bedürfnisse der Gegenwart erfolgen. Wenn der Prinz eine gute Erziehung erhält, kann dann Alles gut werden.

Ich: Diese zweckmäßige Erziehung ist aber die nothwendige Voraussetzung und, um die sicher zu stellen, müßtet ihr euch des Prinzen gleich jetzt bemächtigen und seine Erziehung leiten können. Wie das geschehen sollte, ist nicht abzusehen, und wenn er der Obhut seiner Mutter überlassen bleibt, wird er ohne Zweifel die allerverkehrteste Erziehung erhalten, die ihn vollkommen unfähig macht sich auf dem Thron zu erhalten, wenn er ja darauf erhoben wird, und dann ist auch durch ihn das Ende der Umwälzungen keineswegs herbeigeführt.

Pombo wußte darauf keine rechte Antwort zu geben.

4. September. Guerero bei mir. Ich erzähle ihm unter dem Siegel des Geheimnisses von der Abdankung, weil das für ihn wichtig sein kann.

Ihm fällt dabei sogleich ein, daß Prim am 28. früh in Paris eingetroffen ist, und daß, wie die Zeitungen mit einiger Verwunderung berichteten, der Marquis von Campo Sagrado, Schwiegersohn der Königin Marie Christine von Spanien, ihn auf dem Bahnhof erwartet und sogleich dort ein längeres Gespräch mit ihm gehabt hat. Campo Sagrado gehört in der That seinen Lebensverhältnissen nach nicht zu denen, von denen man vorzugsweise erwarten konnte, daß sie den General Prim aufsuchen würden. Wahrscheinlich war er beauftragt, dem eben Ankommenden das große Ereigniß des vorhergegangenen Tages mitzutheilen.

Bei seiner Rückkehr aus Vichy wird nun Prim von Napoleon

auf das Lebhafteste bestürmt werden auf die Candidatur des Prinzen von Asturien einzugehen.

Guerero: Er geht aber nicht darauf ein; er weiß sehr gut, daß er unter Don Alfonso doch jedenfalls beseitigt würde.

Ich glaube, wir werden im October hier sehr merkwürdige Dinge erleben, da so Vieles auf die Entscheidung hindrängt. Wenn die Cortes wieder versammelt sind, und die Parteien sich in der Discussion erhitzen, wie das immer geschieht, wird sich sehr bald die Unmöglichkeit ergeben die Dinge noch länger wie bisher in der Schwebe zu erhalten. Ich halte einen Bruch zwischen Unionisten und Progressisten für unvermeidlich und sogar für nahe bevorstehend. Dann ergiebt sich die Coalition der Progressisten und Republikaner wie von selbst, und es könnte noch vor Schluß des Jahres die Republik proclamirt sein.

Guerero: Auf die Candidatur des Don Alfonso geht Prim nicht ein, von Montpensier kann gar nicht mehr die Rede sein. Prim wird sich zum Präsidenten der Republik machen lassen. (NB. Das ist was ich auch erwarte.)

Zwei Dinge sind hier in Spanien jeder verständigen Ordnung der Dinge gar sehr im Wege.

Erstens, daß die Spanier gar kein Bewußtsein ihres elenden Zustandes und seiner Ursachen haben. In Folge dessen werden sie zwar in ihrem Mißbehagen von Zeit zu Zeit eine Revolution machen, aber keine energischen und nachhaltigen Anstrengungen, um heraus zu kommen.

Zweitens: alle Parteien in Spanien ohne Ausnahme überschätzen, wie mir scheint, den gegenwärtigen Einfluß des Clerus. Die Carlisten thun vor Allem der eigenen Gesinnung Genüge, indem sie die unidad catholica zu erhalten, den Glanz und den Reichthum der Kirche und die Inquisition herzustellen versprechen; sie bilden sich ein, damit wäre ihre ganze mittelalterliche Weltordnung hergestellt und sicher gestellt, und weil die aristokratischen Kreise in solchen Gesinnungen leben und weben, glauben sie auch in der großen Masse mit dergleichen Versprechungen Wunder zu bewirken. Das Volk aber ist viel zu inert, um sich durch Dergleichen zu Thaten aufgefordert zu fühlen.

Die Radicalen ihrerseits, durch Haß verblendet, überschätzen auch den Einfluß des Clerus, glauben einen Vernichtungskrieg gegen die Kirche führen zu müssen und rufen eben dadurch eine Reaction hervor, die jedenfalls schwächer wäre, wenn man die Leute in Ruhe ließe. Wer würde viel auf die Klagen der Geistlichkeit hören, wenn Jedermann sähe, daß sie keine Ursache haben zu klagen.

6. September. Guerero bei mir: wie er mir Alles erzählt, was er Wichtiges erfährt, berichtet er heute: ein jüngerer Mann, Spanier, Gelehrter und Professor, seines Zeichens Chemiker und Schüler Liebigs, vor einigen Jahren von Guerero der königlichen Familie vorgestellt und auf seine Empfehlung einer der Lehrer des Prinzen von Asturien, kommt eben aus Trouville zurück, wo er Seebäder brauchte.

Er hielt es für seine Pflicht sich dort der Königin Isabella vorzustellen. Sie empfängt ihn sehr freundlich und fragt, ob er den Prinzen von Asturien schon gesehen habe? — Ja wohl! „Armer Knabe!" fügt die Königin hinzu: „aber ich hoffe, die Zeit ist nicht mehr fern, wo er nach Spanien zurückkehren wird, **allein, ohne mich!**" Ihr Gemahl, Don Francisco, der gegenwärtig war, wollte widersprechen, Einwendungen machen, aber die Königin wendete sich zu ihm mit einem so gebieterischen air de Reine, — Guerero versichert, daß sie dieses air in hohen Grade besitzt — sie sprach so gebieterisch zu ihm, daß der arme Mann verstummte.

„Ja! allein, ohne mich!" wiederholte Donna Isabella: „und ich werde ihn lieber dem Prim anvertrauen als Serrano!"

(NB. Dadurch wird bestätigt, daß sie am 27. grade zu Prims Ankunft bewogen worden ist wirklich abzudanken. Das wird immer wahrscheinlicher oder gewisser.)

Der kleine Prinz von Asturien hat seinem ehemaligen Lehrer gesagt, er wolle lieber in einem Dorf in Spanien sein als in aller Herrlichkeit der kaiserlichen Paläste Frankreichs. Dergleichen lehrt man die kleinen prinzlichen Papageien sagen, und es ist seltsam anzusehen, wie selbst so plump angelegte Kunststückchen leicht ihren Zweck erreichen, die Worte schmeicheln dem castilianischen Stolz selbst meines Freundes Guerero.

---

9. Der Kampf um Cuba. Candidatur des Herzogs von Genua. Mißglückter Aufstand der Republikaner.

7. September. Guerero bei mir; er kommt eben aus dem Staats-Ministerium von Nava de Tajo her, und ist sehr consternirt. Die französischen Dreiprocentigen sind gestern an der Pariser Börse wieder um 1 fr. 70 c. gefallen. Olozaga hat in der vergangenen Nacht ein Telegramm eingesendet, das sehr alarmirend zu lauten scheint. Nava de Tajo, der es als du jour im Ministerium empfangen hat, äußert: Das Fallen der Fonds habe seinen Grund nicht in dem bedenklichen Gesundheitszustand Napoleons, sondern darin, daß man in Paris befürchte, die Discussion des Senatus-Consults, die Modification der Verfassung, im corps législatif werde eine Revolution herbeiführen oder la déchéance de l'Empereur.

Guerero weiß nicht, ob Olozaga das telegraphirt, oder ob es Nava de Tajos eigener Commentar zu dem Telegramm ist, macht mich aber darauf aufmerksam, daß es jedenfalls beachtenswerth sei, wenn ein Vetter der Kaiserin Eugenie sich in solcher Weise äußert.

Die spanischen Fonds fallen dann auch noch in Folge der schlechten Nachrichten, die aus der Havana eingelaufen sind (NB. oder vielmehr, weil die Vereinigten Staaten die Kanonenboote mit Beschlag belegen, die Spanien in Nord-Amerika angekauft hat, und weil der hiesige Gesandte der Vereinigten Staaten, General Sickles, in diesen Tagen angekündigt hat, daß seine Regierung die Insurgenten auf Cuba demnächst als kriegführende Partei anerkennen werde).

Guerero erzählte, daß er selbst im Mai mit einer Mission betraut war, die sich auf Cuba bezog. Ein Bevollmächtigter des Präsidenten Grant und der Chef eines englischen Bankhauses, das die Zahlungen übernehmen sollte, hatten ihn in Paris (NB. wahrscheinlich als persönlichen Freund Prims) als Dritten zugezogen, wie es scheint, um die Sache zunächst vertraulich an Prim zu bringen. Die Vorschläge waren, Spanien solle in die Unabhängigkeit Cubas willigen und dafür erhalten:

1) einen Handels-Vertrag mit Cuba, welcher der spanischen Handels-Marine alle die Vorrechte zusicherte, die sie bisher in den Häfen der Insel genossen hat. Das sei nothwendig; ohne diese Vorrechte könne die spanische Marine gar nicht bestehen.

2) Cuba hätte einen angemessenen Theil der spanischen Staatsschuld zu übernehmen, und endlich

3) Die Vereinigten Staaten wollten sich verpflichten Spanien eine Entschädigung zu zahlen, die zwischen einhundert und zwei hundert Millionen Duros „roulirte". (NB. Das heißt, wenn ich den Ausdruck richtig verstehe, die Unterhändler waren beauftragt zunächst ein hundert Millionen zu bieten und nöthigen Falls bis zu zweihundert zu gehen.)

Dem General Prim sollte ein Gewinn von sechs Millionen Franken für seine Person zugesichert werden. Guerero ist nicht dazu gekommen sie ihm anzubieten, da der General von Haus aus ablehnte auf die Sache einzugehen, meint aber, Prim werde doch von anderer Seite her erfahren haben, was ihm zugedacht war.

Daß Prim ablehnt, kann ich sehr gut begreifen; er würde es mit dem castilianischen Hochmuth und der spanischen Verblendung verderben, wenn er auf Dergleichen eingehen wollte, und schwerlich damit durchdringen, dagegen seine persönliche Stellung in der bedenklichsten Weise auf das Spiel setzen. Und daß es ihm in erster Linie um seine persönliche Stellung zu thun ist und höchstens in zweiter um Spanien, Das versteht sich von selbst.

Ich: In seiner Stellung, die nicht recht definirt ist, gleichsam an der Spitze eines Provisoriums, konnte wohl Prim die Verantwortung für einen solchen Schritt nicht auf sich nehmen.

Guerero: Er brauchte ja gar nicht die Initiative zu ergreifen; die Sache ließ sich so einrichten, daß der Vorschlag von den Cortes ausging; daß eine Anzahl Deputirter in den Cortes damit hervortrat, und die Regierung (NB. scheinbar) nur dem Impuls folgte, den sie von der Versammlung erhielt.

(NB. Hatte etwa die Regierung der Vereinigten Staaten auch schon die Mittel bewilligt, die Deputirten, die diese Rolle übernahmen, anständig zu belohnen? oder wie sollten die abgefunden werden? Ließ

sich auch eine Majorität in den Cortes dafür gewinnen? Und wenn selbst Das gelang, was sagte das Land, das keine Ahnung von seiner eigenen Ohnmacht hat, in seiner namenlosen Verblendung dazu? Man muß hier in Spanien mit anderen Factoren rechnen als anderswo.)

Guerero erklärte mir nun noch, was die Folgen sein müssen und werden, nachdem man auf diesen Handel nicht eingegangen ist. Cuba geht natürlich doch verloren, nachdem man unnütz Blut vergossen und die letzten Finanzkräfte Spaniens vergeudet hat, um es zu behaupten; es geht ohne Ersatz verloren, und der am 1. Januar fällige Zins-Coupon kann ganz gewiß nicht mehr bezahlt werden. Dann ist der Bankbruch offenbar. Ruin und Schande sind das unvermeidliche Ergebniß dieser Politik.

In der Calle hostelezga sehe ich den Leichenzug eines Kindes aus gutem Hause. Auch eigenthümlich genug. Den Tod eines Kindes haben nämlich die Eltern nach katholischer Anschauung, wie sie hier zu Lande gültig ist, für ein freudiges Ereigniß zu halten. Denn von der Erbsünde ist das Kind durch den Zauber der Taufe rein gewaschen, sündigen hat es seitdem nicht können, es geht also schnurgrade ohne Fegefeuer oder sonstige Weitläufigkeiten in den Himmel und wird ein Engel. Dem gemäß sucht man denn auch der ganzen Function etwas Heiteres, Freudiges zu geben. Der Leichenwagen ist weiß, mit Vergoldungen und Blumen geziert u. s. w.

Im Prado Pombo getroffen. Er ist sehr unzufrieden damit, daß man die Insel Cuba nicht verkauft, klagt über die Verblendung der Spanier, ihren prahlerischen Hochmuth, der sie nie die Dinge so sehen läßt, wie sie sind, und sich immer leer und nichtig erweist, wenn es dann zu Thaten kommen soll. Man schickt nun wieder Freiwillige nach Cuba, die aus allen Regimentern gezogen werden; eine Thorheit! Die Mittel genügen nicht die Insel zu unterwerfen und werden rasch zusammenschmelzen. Die Europäer vertragen das dortige Klima nicht; in gewöhnlichen Zeiten sterben jährlich 25 Procent (?) der europäischen Mannschaften, die man hinsendet, und nun vollends mit den Beschwerden eines Feldzugs! Der Besitz der Insel sei überhaupt kein Vortheil für Spanien, sondern ein hemmendes Gewicht an seinen Füßen u. s. w.

Pombo: Die französischen Fonds fallen „parce que l'Empereur file“. Er wird nicht lange mehr leben! „je parie tout ce qu'on voudra, que dans un an la France, l'Italie et l'Espagne seront des républiques!“

„L'empereur file“, das könnte leicht der treffende Ausdruck sein. Er wird wohl an seiner gegenwärtigen Krankheit und für diesmal noch nicht sterben, aber sie könnte doch der Anfang des Endes sein.

Auf dem Heimweg, den ich allein zurücklegte, erlebte ich einen Volksaufstand in der Puerta del Sol. Ich sah ein großes Gedränge vor der Gobernacion, Händeklatschen, Pfeifen, Geschrei, endlich wurde aus der Menge gerufen: „fuera!“ und es entstand eine sogenannte „Corrida“. Die Spanier haben eine ungemeine Fertigkeit im Davonlaufen! Das habe ich schon in Granada kennen gelernt. So wie irgend Jemand „fuera“ ruft, rennt Alles in bleichem Entsetzen oder mit Falstaffs Besonnenheit und „discrétion“, je nachdem! Hier rannte Alles, was in großer Zahl als bloße Zuschauer anwesend war und keinen Beruf fühlte an den möglichen Ereignissen oder Heldenthaten der nächsten Zukunft thätigen Antheil zu nehmen wie besessen nach allen Straßen, die auf die Puerta del Sol münden. Ich verlängerte meine Schritte bis zum Eingang in die Calle del Arsenal, wo mein Rückzug nach der Plaza d'Oriente unter allen Bedingungen gesichert war, da ließ ich an einem Laternenpfahl die Rennenden an mir vorbeistürmen und blieb, um zu sehen was sich weiter begeben würde.

Ich fragte einen Spanier, der auch beobachtend an der Straßenecke seine Cigarette rauchte, was denn sei, und was vorgehe? Es sei befohlen worden, daß die voluntarios de la libertad, die bisher die Hauptwache im Palast der Gobernacion bezogen, von Linientruppen abgelöst werden sollen, und das wolle el publico nicht haben.

Da nun weiter Nichts geschah, als daß von Zeit zu Zeit ein neues fuera Rufen erhoben wurde, ging ich nach längerer Zeit nach Hause.

Zeitungen. Notiz: Der Alcalde Sr. Ribero habe befohlen, daß nun, da die dazu bestimmten Räume in Ordnung seien, die Hauptwache der Voluntarios nach der plaza major verlegt werden solle. Die Gobernacion bleibe fortan ganz ohne Hauptwache. Die Sache

verhält sich also jedenfalls anders, als mir auf dem Platze gesagt wurde. Es müssen wohl die voluntarios sein, die nicht weichen wollten.

8. September. Nach und nach ziemlich Viel erfahren über den gestrigen Aufstand. Es ergiebt sich, daß der vernünftige Befehl die Hauptwache der voluntarios aus dem Ministerium, wo sie nicht hingehört und im Wege war, in ein anderes eigens dazu hergerichtetes Local zu verlegen bei einem Theil der Republikaner Mißtrauen erweckt hat, der Himmel mag wissen warum und in welcher Richtung.

Als die Wache abgezogen war, eilten Abends ein paar hundert voluntarios von allen Seiten herbei und bemächtigten sich, ohne Jemanden zu fragen, des Ministeriums, man müßte sagen mit Gewalt, wenn irgend Jemand einen Widerstand versucht hätte. Das „fuera" galt diesen voluntarios, da die Volksmenge, die sich sammelte, unzufrieden war mit solcher That der Willkür.

Ich erfuhr heute früh, der Alcalde Ribero habe die Leute erst mit Gutem bewegen wollen das Gebäude zu verlassen; da sie ihn nicht hörten, sei dann die gesammte Heeresmacht der voluntarios, mit ihrer Reiterei und Artillerie aufgeboten worden, habe die Puerta del Sol und alle Straßen umher militairisch besetzt und sei bis heute Morgen um fünf Uhr unter den Waffen geblieben. Nach langem vergeblichen Capituliren habe Ribero den Aufständischen sagen lassen, wenn sie sich nicht innerhalb 10 Minuten ergäben, werde er das Gebäude mit Sturm nehmen lassen. Da kamen dann die Leutchen heraus und fügten sich.

Saurma sagte mir später: Ribero sei sehr schlecht empfangen worden; Aufständische hätten ihm die Bayonette auf die Brust gesetzt, ihm erklärt, daß sie ihm nicht trauten u. s. w.

Zeitungen. Es haben sich hier beunruhigende Gerüchte verbreitet. Der Gesandte der Vereinigten Staaten, General Sickles, soll eine drohende Note eingereicht haben, in der er ankündigt, daß seine Regierung die Insurgenten in Cuba als kriegführende Partei anerkennen werde. Ganz so schlimm scheint die Sache für jetzt noch nicht zu sein. Wie mir Saurma sagt, hat Sickles dem stellvertretenden Minister Becerra eine Verbalnote vorgelesen, die ungefähr besagt, auf die Länge würde sich die Regierung der Vereinigten Staaten durch

den Druck der öffentlichen Meinung in Nordamerika genöthigt sehen, die Insurgenten als kriegführende Partei anzuerkennen.

Präsident Grant sagt damit ohne Zweifel die Wahrheit und wahrscheinlich warnend in wohlwollender Absicht. Nordamerika wird die Cubaner anerkennen zu derselben Zeit, wo es mit England querulirt, weil England die Südstaaten, die doch wahrhaftig ganz anders berechtigt waren als die Insurgenten der Havana, als kriegführende Partei anerkannt hätte, und beiläufig bemerkt, der Alles idealisirende deutsche Michel wird auch dadurch nicht im Entferntesten irre gemacht werden in seiner willkürlichen Vorstellung des herrlichen Freistaats.

Inzwischen ist die Unvernunft der Spanier wirklich reizend. Alle hiesigen Zeitungen schnauben Wuth; nun erst recht keine Concessionen für Cuba! Darüber herrscht nur eine Stimme. Ja, sie fordern den Krieg mit den Vereinigten Staaten heraus! Der offene Krieg mit Nordamerika sei besser als das gegenwärtige zweideutige Verhältniß! So himmelweit sind die Spanier davon entfernt ein Bewußtsein der eigenen Ohnmacht zu haben!

Warnungen sind an ihnen noch heut zu Tage verloren, wie zur Zeit Ferdinands VII.

9. September. Spazierfahrt mit Cerutti. Viel über Italien gesprochen. Er klagt über Malarets unerträgliche Insolenz. Sagt mir, daß La Marmora alle seine Papiere aus dem Ministerium mitgenommen hat bei seinem Ausscheiden.

Das Archiv besitzt nicht ein Blatt Correspondenz aus den Tagen seiner Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten.

Daß er die wichtigsten Papiere mitgenommen und für sich behalten hat, wissen wir seit lange und zum Theil aus Erfahrung, und die Gründe lassen sich errathen. Weder La Marmora noch Napoleon können wünschen, daß ein Dritter Einsicht in ihren Briefwechsel gewinnt.

Zu Guerero. Er zeigt mir auch die Telegramme, die in Beziehung auf den Verkauf von Cuba einerseits zwischen ihm und Prim, andrerseits zwischen ihm und dem Agenten der Vereinigten Staaten gewechselt worden sind. Der letztere heißt Grant und ist ein naher Verwandter des Präsidenten. Es befindet sich namentlich auch ein

Telegramm darunter, das besagt, die Entschädigungssummen können von einhundert gegen zweihundert Millionen hin gesteigert werden.

16. September. Guerero sucht mich auf und zeigt sich entrüstet in Beziehung auf die neuesten Nachrichten. Nämlich, nachdem schon vorher Winkelzeitungen wie der „Impertinente" angedeutet hatten, der Regent habe aus Vichy, also von Prim, ein Telegramm erhalten, das ihn sehr unangenehm berühre, bringen alle Zeitungen seit gestern die Nachricht, Prim habe dem Regenten durch den Telegraphen geschrieben: es sei unerläßlich die Candidatur des Herzogs von Genua auf jede Gefahr hin, a todo trance, zu fördern, levantar. Serrano habe sofort erklärt, Das sei unmöglich.

Guerero war indignirt, und seine Entrüstung war nicht eine rein persönliche; sie war der Widerhall Dessen, was hier in den politischen Salons gesprochen wird. Er fragte mich, was ich zu der Sache sage.

Ich antwortete: „je crois que cette candidature n'est pas bien sérieuse; ceux qui proposent le Duc de Gênes, ne le veulent pas; ils ne le proposent, que pour brouiller le jeu et pour échapper à la candidature du Prince des Asturies!"

„C'est-cela!" rief Guerero aus! „je crois que vous avez mis le doigt dessus etc.".

17. September. Um 2 Uhr zu Guerero; er erzählt: Prim hat nach seiner Conferenz mit Napoleon hierher telegraphirt: man solle 30,000 Mann und selbst mehr nach Cuba senden und mit äußerster Energie verfahren. Es solle ein Bataillon von jedem Infanterie-Regiment durch eingezogene Reservisten auf 800 Mann completirt und schleunigst nach der Havanna entsendet werden.

(Bisher ist kein einziges ganzes Bataillon oder Regiment nach Cuba abgesendet worden; immer nur Freiwillige oder Commandirte, die man aus den Regimentern herausgezogen hat. Prim könnte wohl die Gelegenheit benützen um die Offiziere wegzuschicken, denen er glaubt nicht trauen zu können.)

Guerero hat das im Kriegsministerium erfahren; man glaubt sogar, Prim werde sich selbst an die Spitze der Truppen stellen, die nach Cuba bestimmt sind, um von dort ruhmgekrönt als Triumphator zurückzukehren und sich dadurch den Weg zur Dictatur zu ebnen.

(NB. Ich glaube nicht, daß er hingeht; er müßte denn in dem Wahn befangen sein, daß der Kampf dort sich in wenigen Wochen abmachen lasse, und das wäre ein verhängnißvoller Irrthum! Ich glaubte übrigens vorherzusehen, daß Napoleon auch dadurch Einfluß auf Prim zu üben suchen würde, daß er in Beziehung auf Cuba Wunder versprach: namentlich energische Vermittlung in Washington, um die Vereinigten Staaten auf der Linie correkter Neutralität zu erhalten; man mußte demnach erwarten, daß die Expedition nach der Havana mit verdoppeltem Eifer werde betrieben werden. So erweist es sich nun.

Freilich ist die Intervention Frankreichs in Washington gar Nichts werth, und die Englands auch nicht: aber das weiß sich Prim vielleicht nicht zu sagen. Er weiß wohl nicht, daß es nur eine europäische Macht giebt, auf deren Stimme man in Washington etwas giebt, weil man sie als einen künftigen Verbündeten gegen England betrachtet und schont, und daß diese eine Macht Rußland ist.

Zu Saurma. Er sagt mir, der Civil-Gouverneur von Madrid habe ihm von der Conferenz Prim's mit Napoleon gesprochen, wie es scheint offen und ausfürlich. Diesem Bericht zufolge haben beide sich auf das Vollständigste über Alles und Jedes verständigt und sind beiderseits sehr befriedigt, „ein Herz und eine Seele": über alle Fragen einig. Napoleon hat, was Cuba anbetrifft, seine energische diplomatische Unterstützung bei den Vereinigten Staaten zugesagt, und Prim hat darauf hin beschlossen die Unterwerfung der Insel mit verdoppelter Energie zu betreiben. Als Throncandidat für Spanien ist in erster Linie der Herzog von Genua festgestellt worden; der Prinz von Asturien erst in zweiter Linie.

Dann gesteht der Civil-Gouverneur, daß der Regierung nachgrade sehr bange wird vor den Republikanern.

(NB. Kein Wunder, da die Republikaner jetzt auch im Norden des Landes vollständig organisirt sind. Die Regierung hätte die Sache wohl schon etwas früher wichtig nehmen können.)

21. September. Abends zu dem Regenten Serrano; zahlreiche Gesellschaft. Auf dem Heimweg sagt mir Guerero, ein Kammerherr

der Königin Isabella, der aus Paris zurückgekehrt ist, leugnet, daß die Königin abgedankt habe.

Guerero ist heute Morgen auf dem Bahnhof gewesen, Prim zu empfangen.

Ich: hätte gern gebeten, der Abdankung wegen zu fragen.

Guerero: „nous saurons cela plus tard"; für den Augenblick giebt es andere Dinge zu erwägen. Die republikanische Bewegung nimmt überhand. General Pierrad, ein bekannter alter Republikaner, macht eine agitatorische Rundreise durch Catalonien und den Süden, und dabei ist es gestern in Tarragona zu tragischen Auftritten gekommen.

Pierrad hat da das versammelte Volk auf einen öffentlichen Platz durch republikanische Reden auf das Aeußerste exaltirt; der Secretair des Civil-Gouverneurs Don Garcia Reyes, der in Abwesenheit des Gouverneurs dessen Stelle vertrat und allein ohne Begleitung von Gensdarmen zur Ordnung sehen wollte, die leidenschaftlichen Ausfälle, das wilde Geschrei gegen die Verfassung als gesetzwidrig bezeichnete und die Gemüther durch vernünftiges Zureden zur Ruhe bringen wollte, der ist durch Messerstiche ermordet worden, man hat dem Leichnam einen Strick um den Hals geworfen und ihn durch die Straßen geschleift.

Mit dieser Nachricht ist Prim auf dem Bahnhof empfangen worden. Guerero hat ihn nie zuvor in dem Grade erzürnt gesehen. Er hat sich sehr erzürnt über den Militair-Gouverneur von Tarragona geäußert, der nicht zu rechter Zeit einzuschreiten wußte, und hat vom Bahnhof aus den Befehl gegeben, General Pierrad in Tortosa, wo er heute sein muß, anzuhalten und zur Verantwortung hierher nach Madrid zu senden. Im Fall Pierrad sich weigert, soll er verhaftet werden. Prim scheine sehr entschlossen.

(NB. Das glaube ich wohl! Daß irgend ein Anderer ihm die erste Rolle in einer republikanischen Bewegung vorwegnimmt, wird er gewiß nicht dulden. Eine republikanische Bewegung, die nicht ihn selbst an die Spitze stellt, wird er gewiß zu unterdrücken suchen.)

Daß das Militair nicht eingeschritten ist, wundert mich gar nicht! Die Führer der dortigen Truppen haben es unterlassen, aus

demselben Grunde, aus dem die Linien-Truppen vielfach den carlistischen Aufstand geschont haben, so schwach er war. Nicht aus Sympathie für diese oder jene Sache, sondern in der Idee, die Leute, die sie bekämpfen sollen, könnten früher oder später durch irgend eine mögliche Umwälzung die Herren im Lande werden, und man müsse sie deshalb schonen.

Die Armee hat zu viele Revolutionen erlebt, sie hat zu oft erlebt, daß die Geächteten von gestern die gebietenden Herren von heute waren, um nicht vorsichtig auf die Wahrung der eigenen Interessen unter allen Bedingungen bedacht zu sein, und wird jede Partei, die sich erhebt, nur ziemlich lau bekämpfen und jede Sache, die sie vertheidigt, ziemlich leichten Kaufs aufgeben.

Ich bin überzeugt, daß Prim nicht unbedingt auf die Armee rechnen kann, und daß in Folge dessen die gegenwärtige Situation schwach ist und unsicher.

Diese Unzuverlässigkeit der Armee wird aber auch jedes andere System, jedes andere Regiment, das an die Spitze kommen könnte, eben so schwach begründet und unsicher gestellt lassen, und der Umwälzungen ist kein Ende abzusehen.

Den Republikanern kann dieses Ereigniß in Tarragona nur sehr ungelegen kommen, denn es wirft ein gar böses Licht auf ihre Partei und thut ihnen sehr wesentlichen Schaden, darüber können sie sich nicht täuschen. Sie werden es ohne Zweifel in ihren Tagesblättern mit großer Energie verdammen. Sie erfahren eben, was alle Demagogen aller Zeiten erfahren haben: daß man der Masse nicht Herr bleibt, wenn man sie aufregt. Doch verfallen alle solche Volksführer immer wieder demselben Wahn und glauben auch eine wüthende Menge bequem lenken zu können.

Prim hat ferner auch noch auf dem Bahnhof den Entschluß ausgesprochen die Cortes beschleunigt zusammen zu rufen; sie sollen am 28. eröffnet werden.

Einige Unionisten, die Guerero gesehen hat, verlangen wie ein Mann in aller Eile nach einem König; was Spanien vor Allen Noth thue, sei ein König; ein Mann, der die Zügel mit fester Hand ergreife; und wenn es Plon-plon wäre!

Ich sehe, diese guten Leute, die Unionisten, sind in dem Grade erschreckt, so sehr in Angst versetzt, daß sie in diesem Augenblick jeden König, der Ihnen geboten würde, unbesehens annehmen, mit beiden Händen ergreifen würden, und wenn es wirklich Plon-plon wäre.

In den Straßen begegnen wir dem Eigenthümer der gelesensten hiesigen Zeitung, der „Correspondencia", Señor Sant-Anna. Der bestätigte uns, daß es mit der unmöglichen Candidatur des Herzogs von Genua nicht Ernst sei. Der wirkliche Candidat, wie es scheint der Progressisten, sei der König Don Luis von Portugal. Der Plan ist: Don Luis soll als König von Portugal zu Gunsten seines unmündigen Sohnes abdanken und König von Spanien werden, während ihm in Portugal der Sohn unter der Regentschaft des dort sehr beliebten Don Fernando, des Coburgers, folgte. (NB. Dieser Plan wird sich auch in Nichts auflösen.)

Zusammen zu Weißweiler. Der ist triumphirend und meint in Beziehung auf den Mord: „C'est un malheur, mais c'est un bonheur!" jetzt endlich werde man energisch gegen die Republikaner einschreiten u. s. w. Das wollen wir erleben!

22. September. Eine Correspondenz aus Paris fällt mir auf, weil sie über Prims Conferenz mit Napoleon der Wahrheit gemäß zu berichten scheint.

Guerero kommt und sagt mir, daß diese Correspondenz wirklich in Paris geschrieben ist und von D. R. R. Coello herrührt, der lange Zeit spanischer Gesandter an verschiedenen Höfen gewesen ist und Verbindungen in den Tuilerien hat.

General Pierrad hat in Tarragona, während er das Volk haranguirte, eine rothe Fahne geschwungen, auf der die Inschrift zu lesen war: „viva la republica federal!" Gegen den gleichlautenden Ruf, der vielfach erscholl, wollte Garcia Reyes einschreiten, indem er ihn als verfassungswidrig bezeichnete. Den ersten Messerstich hat ihm ein ehemaliger royalistischer Soldat beigebracht.

General Pierrad ist in Tortosa angehalten worden, und da er sich unter dem Vorwande, er sei krank, weigerte nach Madrid zu kommen, ist er auf telegraphischen Befehl von hier aus auf eines der Forts von Tortosa gebracht worden, wo er bis auf Weiteres festgehalten werden soll.

Die voluntarios de la libertad zu Tarragona sind auf Prims Befehl entwaffnet worden, weil sie sich vorgestern zwar in Waffen versammelt, nicht aber den Behörden zur Verfügung gestellt haben.

Prim, den Guerero heute früh schon gesehen hat, ist ruhig wie ein Mann, der einen festen entscheidenden Entschluß gefaßt hat. (NB. Es ist merkwürdig, wie sich Alles beruhigt, so wie man merkt, daß eine feste Hand die Zügel ergreift. Die Gemüther sind heute unverkennbar ruhiger als gestern.)

Mme. Guerero schreibt aus Paris, was auch die Zeitungen sagen mögen, „les hommes de la faculté“ gäben dem Kaiser Napoleon nur höchstens noch drei Monate Leben. Die Regentschaft der Kaiserin wolle Niemand. Ehe noch drei Monate vorüber seien, werde in Paris viel Blut fließen.

Gegen 10 Uhr mit Guerero zu Prim, zur Tertulia in seine Privat-Wohnung, um seiner Frau, der Gräfin von Reus, Marquise von Castillejon, vorgestellt zu werden.

Sie ist eine Mexikanerin, nicht grade hübsch, sogar ein wenig das Gegentheil und durchaus unbedeutend.

Um aber zu wissen, wer die eigentlich wichtige Person in Spanien ist, genügt es einen Blick in die Salons von Serrano und Prim zu werfen. Bei Serrano findet man kaum mehr als einige elegante Müßiggänger, die seiner Frau die Cour machen; hier bei Prim, wie war es da gedrängt von Generalen und Mitgliedern der Cortes! Ich lernte den wunderlichen alten General Milans del Bosch kennen und hatte in spanischer Sprache ein längeres Gespräch mit der Sennora Benites. Sie sprach mit Begeisterung von Sevilla und sagte mir, die dortige Gemälde-Gallerie sei noch viel reicher gewesen; gar Vieles sei spurlos daraus verschwunden; so gehe es eben in Spanien con todas estas revoluciones.

Auf dem Heimweg sagte mir Guerero, was er eben erfahren hatte, nämlich, daß man, sobald die Cortes eröffnet sind, sich vor allen Dingen damit beschäftigen werde Ruhe und Ordnung im Lande herzustellen und zu befestigen; an die Wahl eines Königs wolle man erst denken wenn Das gelungen sei. (NB. Ein neuer, ohne Zweifel erwünschter, Grund oder Vorwand, die verdrießliche Königswahl zu verschieben!)

Daß die Königin Isabella wirklich zu Gunsten ihres Sohnes abgedankt hat, scheint sich zu bestätigen. Die Nachricht verbreitet sich seit Prims Rückkehr mehr und mehr in den maßgebenden Kreisen.

24. September. Deutsche Zeitungen gelesen, die mir von der Gesandtschaft gebracht werden. Die Zustände in Frankreich sind bereits in voller Auflösung, die ich mir in der That nicht so weit vorgeschritten gedacht hätte.

Den sechs spanischen Bischöfen, die in Beziehung auf das Circular des Justiz-Ministers Ruiz Zorilla, die Aufforderung, die Geistlichen von Betheiligung bei dem carlistischen Aufstand zurückzuhalten, leidlich vernünftig geantwortet hatten, hat die Regierung ihren Dank ausgesprochen, und siehe, da besinnen sich auch diese sechs darauf daß sie ebenfalls Prälaten sind! Sie weisen den Dank in öffentlichen Erlassen zurück; der Staat, die Regierung haben ihnen nicht vorzuschreiben, was sie ihrer untergebenen Geistlichkeit gegenüber thun oder lassen sollen; die Regierung hat sie weder zu loben noch zu tadeln; die Regierung hat ihnen Nichts zu befehlen. Sie dagegen haben ihrerseits, wie sich ergiebt, dem Staat sehr Viel zu befehlen, denn sie schreiben der Regierung ziemlich peremtorisch vor, aus ihrer angeblich neutralen Stellung herauszutreten, um sich unbedingt katholisch zu erweisen, keinen anderen als den katholischen Cultus zu dulden, Spanien rein zu erhalten von den inmundicias jeder anderen Glaubenslehre.

Ohne die Inquisition wäre Das nicht wohl möglich zu machen.

Nur eine Reformation der Kirche kann die Nationen lateinischer Zunge und vor Allem Spanien retten.

26. September. Guerero bei mir; erzählt: in der vergangenen Nacht Aufstand, Barrikaden und Kampf in Barcelona: heute früh um 2 Uhr besiegt; eine Menge Gefangener bereits eingeschifft, um nach Fernando Po oder einem anderen eben so angenehmen Ort transportirt zu werden; unter den Gefangenen zwei Deputirte. Ob der Aufstand ein unmittelbar republikanischer war, das heißt in der Absicht unternommen die Republik zu proclamiren, oder zufällig entstanden, vielleicht im Zusammenhang mit dem Arbeiter-Strike in Barcelona, wußte mir Guerero nicht zu sagen.

Um 3 Uhr holte ich ihn im Wagen ab, und wir fuhren hinaus nach Carabanchel, bei welcher Gelegenheit ich den Manzanares zum ersten Mal gesehen habe, denn bisher war ich nur im Dunklen hinüber gekommen: ein Gewässer, dessen Armuth überrascht, auch wenn man darauf vorbereitet ist.

Der Park, den ich nun auch bei Tage sah, ist hübsch angelegt schattig und reich an Blumen. Die Vegetation ist herrlich, obgleich der Boden sandig und schlecht, wie überall in der Umgebung von Madrid. Wenn man nur Wasser hat, läßt sich in diesem Klima Alles zwingen.

Mme. de Montijo hielt mir eine dithyrambische Vorlesung über Philipp II., den größten König, den es nach ihrer Meinung je gegeben hat; er gebot in ganz Europa, der invencible armada wurde nicht gedacht; er hat Spanien frei und rein erhalten von der Reformation und allem Unheil, das sie über das gesammte übrige Europa gebracht hat! Von dem Aufstand der Niederlande schien man Nichts zu wissen.

Als Cerutti herzutrat, kam die Gräfin auf die liberalen Zeitungen in Frankreich und ihre Verwerflichkeit zu sprechen und führte namentlich an, ein nichtswürdiges Blatt sage: „Ce qui manque aujourd'hui à la France, c'est un homme d'état!" Erzürnt rief die alte Dame aus: „Comment peut on dire cela, quand ils ont l'Empereur, mais c'est absurde!" Cerutti, der damit unmittelbar interpellirt wurde, fand es natürlich überaus absurde, und Mme. de Montijo rechnete uns vor, zu welcher prospérité inouie ihr Schwiegersohn Frankreich erhoben habe. Keine Ahnung davon, daß die ganze imperialistische Herrlichkeit vor unseren Augen in Trümmer geht! Ueberhaupt machte sie mir heute den Eindruck, als ob sich neben der leidenschaftlichen Verblendung, die sie mit der gesammten spanischen Grandezza gemein hat, hin und wieder Altersschwäche geltend mache.

Wir brachen um 10 Uhr auf. Guerero erzählte mir auf dem Rückweg von einem Gespräch, das er mit dem amerikanischen Gesandten, General Sickles, gehabt hat. Sickles sagt: die Vereinigten Staaten werden, wie England, von der öffentlichen Meinung beherrscht; die Regierung besitzt keine Macht, die ihr eigenthümlich wäre, und

mithin auch keinen eigenen Willen. Sie kann Nichts als die Gebote der öffentlichen Meinung ausführen. Die öffentliche Meinung aber werde sie zwingen die Unabhängigkeit Cubas anzuerkennen.

Alles was Sickles sagt ist sehr wahr, und er sagt es natürlich nicht nur Guerero allein, aber er predigt tauben Ohren. Es giebt einige wenige Menschen, die vollkommen einsehen, daß er die Wahrheit sagt, aber diese Wenigen sind ohnmächtig dem unermeßlichen spanischen Hochmuth gegenüber, wissen, daß sie ohnmächtig sind diesem hauptsächlichsten Factor des Nationalgeistes gegenüber, und werden eben deshalb ihre Popularität, ihren Einfluß, ihre persönliche Stellung, so wenig wie Prim selber, der Einer von ihnen ist, auf das Spiel setzen, blos um einen vergeblichen Versuch gemacht zu haben der Vernunft Gehör zu verschaffen.

Die Masse der Spanier ist in angestammtem Hochmuth so vollkommen unfähig die wirkliche Lage zu begreifen, daß die besten Zeitungen zur allgemeinen Befriedigung ihrer Leser Artikel bringen, in denen sie sagen: die Vereinigten Staaten würden sich wohl hüten Händel mit Spanien anzufangen und sich in einen Krieg einzulassen, „in dem sie sehr Viel verlieren aber Nichts gewinnen könnten!"

Was denn verlieren?

Das Ereigniß in Barcelona ist ziemlich klar und sehr gewiß den Republikanern in hohem Grade unerwünscht als ein verfrühter vereinzelter Versuch, der besiegt wurde und ihnen eben deshalb nur schaden konnte. Der Aufstand hat ganz gewiß gegen den Willen der Führer der Partei stattgefunden und lediglich, weil sie, wie das zu gehen pflegt, ihre Leute nicht stricte in Ordnung zu halten vermögen.

27. September. Guerero bei mir.

Wir sprechen von der Unzuverlässigkeit der Armee; Guerero versichert, in einer Beziehung, nämlich gegen die Republikaner, sei sie zuverlässig. Die Republikaner haben sich stets feindselig gegen die Armee gestellt und stets die Absicht angekündigt sie aufzulösen und zu einem Miliz-System überzugehen. Das wisse die Armee und darum halte sie zusammen gegen die Republikaner.

Zeitungen. Rothschild und Erlanger in Paris machen

sich sichtlich auf ernste Unruhen gefaßt; sie schränken ihre Geschäfte auf das Aeußerste ein.

28. September. Pombo bei mir.

Erzählt: Gestern ist im Minister-Rath beschlossen worden den Herzog von Genua officiell als Kron-Candidaten vorzuschlagen. (NB. Sehr charakteristisch für die hiesigen Zustände, daß ein solcher Entschluß in Abwesenheit des Regenten und ohne ihn gefaßt worden ist. Noch dazu weiß man, daß diese Candidatur ihm unter allen die verdrießlichste ist. Die Zeitungen meldeten gestern Abend, der Minister Echegaray sei nach den Bädern von Alkama abgereist, wo der Regent gegenwärtig weilt. Der ist also hingegangen, Serrano von dem gefaßten Beschluß in Kenntniß zu setzen, damit er doch auch weiß, wovon unter seiner Regierung die Rede ist.)

Pombo sagt mir, daß in diesem Augenblick zwei Bataillone nach dem Norden gingen, nach einem Ort, wo Unruhen ausgebrochen seien.

Daß Prim sich nicht unbedingt auf die Armee verlassen könne, sei seine Schuld. Er hätte seine Macht nach der September-Revolution auf unerschütterlicher Grundlage feststellen können. Es bedurfte dazu nur, daß er die Armee schonte, ihr ein wenig schmeichelte, ihr nicht durch Einschub Schaden that. Anstatt dessen hat er sie vielfach gekränkt.

Ohne die Armee vermögen auch die Republikaner Nichts; allein die Armee habe alle Revolutionen gemacht, und sie allein könne Revolutionen machen. Wenn eine Idee sich in der Armee einbürgere, dann sei sie leicht und bald durchgeführt; alles Uebrige seien ohnmächtige Velleitäten.

Das allgemeine Mißvergnügen werde in der allernächsten Zeit noch sehr gesteigert werden. Die Regierung will dem Lande eine allgemeine Einkommensteuer von 20 Procent jeglichen Einkommens auferlegen. (NB. Eine solche Steuer, die als einzige Steuer schon hoch wäre, neben allen anderen! Das ist kaum zu glauben.)

Pombo, der Nichts weniger ist als Republikaner, wünscht bei alledem die Republik herbei als vorübergehende Erscheinung, und zwar, weil nur die Republik die beiden Dinge thun könne, die zum Heil Spaniens unerläßlich seien: den Staats-Bankerott unumwunden

erklären und die Armee auflösen. Die Armee müsse aufgelöst werden, denn seit langen Jahren gewöhnt Revolutionen zu machen, sei sie nicht mehr disciplinirbar. Man müsse ein ganz neues Heer schaffen, in das man allerdings die ehrenhaften Elemente des gegenwärtigen aufnehmen könne, jedoch nur mit großer Auswahl.

28. September. Auf der Puerta del Sol spielt Militair-Musik und der Palast der Gobernacion ist glänzend erleuchtet zur Jahresfeier der September-Revolution. Aber auf dem Platz waren weniger Leute als gewöhnlich, und kein anderes Gebäude war illuminirt. Alles rings umher und die ganze Stadt lag in alltäglichster Dunkelheit.

Im vergangenen Jahr ist der Jubel sehr groß gewesen. In der nicht blos gleichgültigen, sondern jede Festlichkeit ablehnenden Stimmung, die heute hervortritt, zeigt sich der allgemein herrschende Mißmuth nur allzu deutlich. Es zeigt sich, wie vollständig man der gegenwärtigen Situation überdrüssig ist!

29. September. Guerero bei mir; berichtet: Der Herzog von Genua ist durch Beschluß des Minister-Raths der von der Regierung vorgeschlagene Kron-Candidat. Das ist richtig.

Mit dieser Candidatur will es aber auch nicht nach Wunsch gehen. „Cela ne marche pas sur des roulettes!“ Die Unionisten wollen Nichts von ihm wissen, und die Progressisten, auf die Prim vorzugsweise rechnen muß und ohne Zweifel auch gerechnet hat, im Grunde eben so Wenig.

Ein Progressist, ein „ami intime de Prim“, hat gestern zu Guerero gesagt: Prim müsse den Verstand verloren haben, daß er ein Kind vorschlägt, und was den Herzog von Genua anbetrifft: „Comment! mais il nous faudrait répandre du sang pour l'amener en Espagne, répandre du sang pour le maintenir et répandre du sang pour le reconduire sain et sauf, quand on le chassera!“

(NB. Den Herzog von Genua hat Prim vorgeschoben, um sich dem moralischen Druck zu entziehen, der bei seiner Rückkehr aus Vichy in Paris zu Gunsten des Prinzen von Asturien auf ihn geübt werden sollte, Das ist klar. Den Prinzen von Asturien kann Prim nicht gut annehmen, schon weil sein laut und öffentlich ausgesprochenes drei

maliges: „a bajo! a bajo! a bajo los Borbonos!“ Allen gegenwärtig ist. Und dann, wie sollte er nicht fürchten, daß die moderados Mittel finden würden die gegenwärtigen Machthaber zu stürzen und an ihre Stelle zu treten, wenn der Prinz von Asturien erst König wäre!

Jetzt muß dem General Prim daran gelegen sein Genuas Candidatur auch wirklich durchzusetzen, damit man nicht wieder auf den Prinzen von Asturien zurückkommen muß, der ja noch immer als Candidat in zweiter Linie vorbehalten ist.

Da die Spanier eine überaus hohe Vorstellung von der Ehre haben, die sie einem Prinzen erweisen, wenn sie ihm die Krone des Don Pelayo und des heiligen Ferdinand anbieten, sind sie wüthend über den König Don Luis von Portugal, weil er in seinem Brief an den Marquis von Soulé, der seiner Bestimmung gemäß in den Zeitungen veröffentlicht ist, sagt, wenn ihm etwa, wie die Zeitungen berichteten, die Krone von Spanien angeboten werden sollte, würden ihm seine Pflichten gegen Portugal nicht erlauben sie anzunehmen.

Daß ihnen Don Luis durch diese Wendung, indem er seiner Erwählung vorbeugt, eine Demüthigung erspart, Das sehen sie nicht ein. Und wenn sie es auch zugeben müßten, das würde Nichts ändern. Man lehnt die Krone Spaniens nicht ab, auch nicht eventuell! Auch nicht in Hypothese! Auch Das ist nicht möglich zu verzeihen.

Nava de Tajo ist wüthend und sagt, er sehe jetzt nur noch einen Thron-Candidaten, den er annehmen würde, den Erbprinzen von Hohenzollern, und auch den würde er nur unter der Bedingung annehmen, daß er sich von seiner Frau scheiden läßt! Denn die ist eine Portugiesische Infantin, und Portugal hat Spanien beleidigt.

So festgefahren sind die Spanier in dem Wahn, daß sie den Prinzen, deren einen sie auf den Thron ihres Landes zu berufen geruhen, hochfahrende Bedingungen stellen können.

Guerero zeigt mir einen Brief, den er aus Paris erhalten hat. Man tadelt die Reise der Kaiserin Eugenie nach dem Orient und meint, sie setze dabei das Schicksal der „Dynastie“ auf das Spiel, als ob es ein Schicksal der Dynastie gäbe, kurz, man weiß sich diese Reise nur als „un caprice de femme“ zu erklären. Die Kaiserin

glaube, die casquette de marin werde sie hübsch kleiden, und wolle sie unterwegs tragen u. s. w.

(NB. Daß die seit lange angekündigte Reise der Kaiserin jetzt eine Nothwendigkeit ist, daß sie nicht aufgegeben werden kann, wenn sich nicht die allerböseſten Gerüchte über die Gesundheit des Kaisers verbreiten sollen, Das liegt denn doch auf der Hand.)

Zeitungen. Serrano. Der Minister Echegaray hat ihn von den gefaßten Beschlüssen in Kenntniß gesetzt; der Regent scheint wie billig, wenn nicht entrüstet, doch empfindlich zu sein, daß man einen so wichtigen Haupt-Entschluß gefaßt hat ohne ihn zu fragen: Das hat aber gar Nichts zu sagen. Er zeigt immer in allen solchen Fällen zunächst eine ohnmächtige Empfindlichkeit und dann fügt er sich. Das ist so seine Art.

Protest der Republikaner. Der ist sehr merkwürdig und bezeichnet einen Wendepunkt in dem Gang der spanischen Politik.

Die beabsichtigte Taktik dieser Partei war seit einiger Zeit ziemlich durchsichtig geworden.

Die Tagesblätter dieser Partei kamen seit einiger Zeit immer und immer wieder darauf zurück, daß der König von Spanien nicht durch die Cortes gewählt werden könne, die dazu keine Vollmacht hätten. Der König müsse durch ein Plebiscit, durch allgemeine Abstimmung gewählt werden.

Es ließ sich mit Bestimmtheit vorhersehen, daß sie in den Cortes sofort mit einem förmlichen Antrag solchen Inhalts auftreten, und daß sie damit in der Minorität bleiben würden. Dann, war das Plebiscit abgelehnt, wollten sie ohne Zweifel aus den Cortes ausscheiden, indem sie gegen alle weiteren Beschlüsse protestirten; erklären, daß sie eine Versammlung, welche in solcher Weise die Souveränität des Volks verleugne, nicht mehr anerkennen, und an „das Volk“, mit anderen Worten, an die Gewalt appelliren. Zunächst noch nicht ausdrücklich zu Gunsten der Republik, sondern um die Entscheidung durch Plebiscit durchzusetzen. In welchem Sinn das Plebiscit entscheiden soll, Das wollten sie dann schon feststellen.

Diese Taktik ist nun in überraschender Weise unerwartet geändert. Die Republikaner protestiren vermöge eines Aktenstücks, das in allen

Zeitungen abgedruckt wird, als dessen Verfasser man Emilio Castelar kennt, und das von allen Führern der Partei, von Castelar, Orense, Figueras, Suñer u. s. w. unterschrieben ist, in den leidenschaftlichsten Worten gegen alle Maßregeln, welche die Regierung verfügt hat, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Gegen die Erneuerung des Gesetzes vom 17. April 1821 und gegen Alles, was die Regierung in Tarragona und Barcelona angeordnet hat.

Nach dieser Darstellung hat sich Niemand im ganzen Lande irgend wie vergangen als einzig und allein die Regierung.

Der unglückliche Beamte (Don Raymundo de los Reyes y Garcia), der in Tarragona in so schauderhafter Weise ermordet worden ist, hatte sich sehr schwer gegen das souveräne Volk vergangen. Darüber, daß los Reyes ermordet worden ist, wird sehr leicht hinweg gegangen. Das war ein gewöhnliches Verbrechen, dessen Ahndung dem allgemeinen Rechtsverfahren überlassen bleiben mußte, das nicht der Vorwand werden durfte, die heiligsten Rechte des souveränen Volks anzutasten!

Wie durfte die Regierung den General Pierrad verhaften lassen? Das ist viel ernsthafter als so ein unbedeutender Mord! Wie darf sie willkürlich die Entwaffnung der voluntarios de la libertad in Tarragona verfügen? Dem souveränen Volk die Waffen aus der Hand reißen?

Was das Blutvergießen anbetrifft, das auf diese Maßregel folgte, das hat die Regierung verschuldet! Sie hat es absichtlich provocirt durch militairische Anstalten, ohne die ein solcher Conflict gar nicht stattgefunden hätte.

Die Republikaner werden in den Cortes den Minister des Innern, der Sache nach die gesammte Regierung, förmlich anklagen, und wenn die Cortes auf diese Anklage nicht eingehen, wird die Partei sich aus der Versammlung zurückziehen und die Regierung ihrem Schicksal überlassen. Die wird dann bald genug der Gerechtigkeit des höchsten und letzten Tribunals, des „tribunal de las revoluciones“ verfallen.

Eine neue Epoche machende Wendung wird damit dem Gang der Revolution gegeben, weil dieser Protest eine offene unzwei-

deutige Kriegs-Erklärung der republikanischen Partei auch gegen Prim enthält.

Seltsam! Prim ist stets bemüht gewesen sich alle Wege offen zu erhalten, auch den zur Verständigung mit den Republikanern, und nun sind es die Republikaner, die ihm unumwunden den Krieg erklären und die Brücken abbrechen! Was mag die Veranlassung dazu gegeben haben? Schwerlich Prims neuerliches energisches Auftreten allein!

Castelar kommt eben aus Paris zurück und war gewiß nicht blos zu seinem Vergnügen dorthin gereist.

Prim hatte von Paris aus telegraphirt, man solle nicht mehr kleine Abtheilungen Freiwilliger nach Cuba senden, sondern 40 Bataillone zu 800 Mann. Dazu werden bis jetzt keine Anstalten gemacht, es werden nach wie vor Freiwillige in neu formirte Bataillone zusammengestellt, denen man vollklingende phantastische Namen giebt: Caçadores de Hernan Cortes, Caçadores de Francisco Pizarro u. s. w.

Warum sendet man nicht dem angekündigten Plane gemäß eine Anzahl der fertig vorhandenen Bataillone über Meer? Glaubt man etwa, daß man sie hier in Spanien nöthig haben wird? Mir schien eine solche Truppensendung von Anfang sehr gewagt.

Die einzigen Stimmen, die sich über Cuba vernünftig aussprechen, kommen aus Catalonien, wo überhaupt ein anderer Geist herrscht als im eigentlichen Spanien. Die dortigen Zeitungen geben hin und wieder zu verstehen, man werde Cuba auf die Länge doch nicht behaupten können, es werde daher wohl am besten sein zu einer friedlichen Auseinandersetzung zu schreiten. Aber wie müssen auch die Catalonier diese nüchternen Rathschläge vorsichtig verclausuliren, damit sie der spanische Stolz einigermaßen geduldig anhören kann. Alle solche Artikel gehen davon aus, daß natürlich von einem Abkommen, von einem Vertrag nicht die Rede sein kann, so lange die „Rebellen“ in Cuba unter den Waffen stehen. Die müssen erst vollständig besiegt und niedergeworfen werden, dann kann man erwägen, was zu thun ist.

30. September. Guerero bei mir. Erzählt: Es will nicht gehen mit der Candidatur des Herzogs von Genua. Prim hat mit Dele-

girten der drei Fractionen, Unionisten, Progressisten und democratos monarquicos, von gestern Abend an die ganze Nacht durch bis heute früh um vier Uhr debattirt, ohne daß man zu einem Entschluß gekommen wäre.

Aus Frankreich sind in diesen Tagen allerhand eigenthümliche Leute hier angekommen, unter Anderen ein Monsieur Gent, in Marseille ansässig, woher ihn Guerero kennt; 1848 und 1849 Mitglied der assemblée constituante. Der hat Guerero heute mit den Worten apostrophirt: „Ah! vous faites de belles choses en Espagne! de belles choses vraiment! Comment! vous voulez faire un roi, quand il est sûr que dans six mois toute l'Europe sera républiquaine?"

(NB. Agenten der „internationale" natürlich. Die Herren werden wohl auch dem Protest der hiesigen Republikaner nicht fremd sein. Die Internationale betrachtet Spanien als ihre nächste Beute, die sie sich um keinen Preis entgehen lassen darf. Das „ganz Europa in sechs Monaten Republik" ist ein großes Wort, das die Leute wohl selber nicht buchstäblich nehmen, und das bestimmt ist den Leuten hier Muth zu machen.)

In Sevilla ist es zu blutigen Händeln gekommen und in Andalusien hat eigentlich jede wirkliche Regierung so gut wie ganz aufgehört. Wie man vernimmt, ist es dort schon vorgekommen, daß bewaffnete Banden sich in den Besitz von Landgütern gesetzt haben, die ihnen zusagen.

1. Oktober. Zeitungen. Die republikanische Bewegung in Barcelona kommt den leitenden Republikanern ungelegen, weil sie verfrüht ist; Das zeigt sich wohl. Das hiesige Comité hat nicht weniger als 21 Agenten ausgesendet in die verschiedenen Landestheile, um von verfrühten Aufständen abzuhalten und zur Ruhe zu ermahnen, aber es scheint, die Führer vermögen das rollende Rad nicht mehr zu hemmen. Sie werden genöthigt sein sich der Bewegung anzuschließen.

In Barcelona hat sich, nachdem der Aufstand in der Stadt besiegt war, eine Junta Superior revolucionaria gebildet, die aus fünf Mitgliedern besteht.

Diese Junta ruft die Catalanen zu den Waffen gegen die nichtswürdige Reaction, die aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen.

Die Junta fordert auch die Armee auf, sich der Bewegung anzuschließen, und verspricht den Soldaten, an die sie sich ausschließlich wendet, die stehende Armee aufzulösen und die Leute frei nach Hause zu entlassen, sobald der Sieg erfochten ist. Damit ein solches Versprechen den gehörigen Eindruck mache, hat man sich bemüht die quinta unpopulär zu machen, was sie in der That hier zu Lande weit weniger ist als in Frankreich. Man hat Alles aufgeboten, die Soldaten zu überreden, daß die Aushebung eine furchtbare Tyrannei ist, und ihr Schicksal ein entsetzliches.

Welche Art von „Freiheit" diese Partei dem Lande verleihen will, geht schon daraus hervor, daß sie schon in ihrer allerersten Proclamation erklärt, eine jede Gemeine, die nicht die Waffen ergreift für die Republik, solle als Verräther am Vaterlande behandelt werden.

Die Carlisten sind nicht nur von der Armee sondern auch vom Volk bekämpft worden. Die Republikaner, die sich jetzt an vielen Orten erheben, werden in der Armee auf Widerstand stoßen. Das Volk wird apathisch und terrorisirt zusehen. Werden sie nicht durch die Armee allein besiegt, so bleiben sie Sieger!

2. Oktober. Mit Saurma zur Sitzung der Cortes in die Diplomaten-Tribüne.

General Prim erhob sich am Minister-Tisch, schilderte die Unruhen, die Lage des Landes in energischer Rede, die er sehr gut vortrug, und verlangte die Zustimmung des Hauses für ein Gesetz „de orden publico", das sein Freund, der Minister de gobernacion Sagasta, vortragen werde. Der Gesetz-Entwurf, den Sagasta von der Redner-Tribüne herab verlas, enthält die Suspendirung der „persönlichen Garantien", welche die Constitution enthält, und bedeutet ungefähr so viel wie eine Suspendirung des habeas corpus in England, verlangt aber außerdem für die Regierung noch die Ermächtigung jede Provinz in Kriegszustand erklären zu können, wenn sie es nöthig achtet.

Die Republikaner haben sich der Bewegung, die sie nicht mehr hemmen können, schon angeschlossen durch die Ankündigung, daß sie

darauf antragen wollen, die Minister in Anklagestand zu versetzen, und ausscheiden, wenn dieser Antrag nicht angenommen wird. So haben sie dem General Prim offen den Krieg erklärt, und Prim hat nun den hingeworfenen Handschuh entschlossen aufgehoben.

Die Republikaner haben ihr Spiel allem Anschein nach sehr schlecht gespielt. Sie mußten sich um jeden Preis die Möglichkeit einer Verbindung mit Prim offen erhalten.

Durch diese neueste Wendung sind ihre Aussichten auf Erfolg gar sehr zusammen geschwunden. Davon bin ich überzeugt.

Das Gesetz wird natürlich mit großer Majorität angenommen, und die Republikaner werden besiegt.

Ihr Project, die social-demokratische Republik, ist für dies Mal schon jetzt als gescheitert zu betrachten. Ob es nicht dennoch durch Prim selber zur Republik kommt, ist eine andere Frage.

Zeitungen. Zwei Notizen fallen mir sehr auf in der Correspondencia: Castelar habe zu Paris gegen die Internationale die Verpflichtung übernommen es dahin zu bringen, daß hier in Spanien die Republik noch vor dem Schluß des laufenden Jahres proclamirt werde. Das ist unzweifelhaft wahr, aber wie kommt die Notiz in die Correspondencia? Woher weiß die Redaction dieses Blattes Etwas von dem eigentlichen Wesen der internationalen Arbeiter-Association und von Dem, was zwischen ihr und Castelar verhandelt wird?

Dann: Die Cortes sollen vertagt werden, sobald das Gesetz de orden publico angenommen ist. Das läßt sich begreifen; die Regierung will auf diese Weise die Discussion der Anklage-Akte verhindern, mit der die Republikaner aufzutreten gedenken. Das ist recht klug.

3. Oktober. Pombo getroffen. Der meint, da die Republikaner den großen Fehler begangen haben mit Prim in so entschiedener Weise zu brechen, werden sie ohne Zweifel sehr schnell und sehr leicht besiegt werden.

4. Oktober. Ich gehe in das spanische Theater, um Calderons „Alcalde de Salamea" zu sehen.

Dergleichen in Spanien selbst zu sehen, Das ist immerhin ein

Erlebniß. Gespielt wurde nur mittelmäßig, doch konnte die Dichtung ihren Eindruck nicht verfehlen.

Die spanischen Ideen von Liebe, Loyalität und Ehre sind allerdings sehr eigenthümlich und dem eigentlichen Europäer sehr befremdlich. Cervantes hat vollkommen Recht, in diesen Ideen und in der strengen Kirchlichkeit, in dem Kampf für die unidad catholica, den Verfall Spaniens vorherzusehen und sie mit den Waffen einer treffenden Satyre zu bekämpfen, aber dennoch läßt sich nicht leugnen, daß etwas Großartiges und Edles in dieser alt-spanischen Anschauungsweise liegt. Wie hätte sie auch sonst Erscheinungen hervorrufen können wie Calderon und Lope de Vega, wie Velasquez, Zurbaran und Murillo.

5. Oktober. Mit Saurma zu den Cortes, finden die Sitzung bereits geschlossen, erfahren jedoch vom Portier, daß das Gesetz de orden publico angenommen ist.

Guerero begegnet. Er sagt mir, daß der Aufstand in Andalusien zunehme. Er ist jedoch überzeugt so gut wie ich, daß der Aufstand besiegt wird, und daß damit die socialistische Republik der Herren Castelar und Co. für dieses Mal beseitigt ist, nicht aber die Republik überhaupt.

Saurma erzählt: ein Republikaner, Garido, hat heute in den Cortes erklärt, sie würden nunmehr nicht das Ministerium allein, sondern auch die Majorität der Cortes vor dem Lande anklagen.

Entschiedener kann man nicht an die rohe Gewalt appelliren. Es ist überhaupt in den Cortes überaus stürmisch hergegangen.

6. Oktober. Zeitungen. Prim hat den hingeworfenen Handschuh der Republikaner ganz und gar nicht so entschlossen aufgenommen, wie es im ersten Augenblick den Anschein hatte. Er hat sich wieder ein Hinterpförtchen zu einer Transaction offen zu halten gesucht, indem er noch im letzten Augenblick die Hand zur Versöhnung bot und die Republikaner aufforderte sich nicht aus den Cortes zurückzuziehen.

Brief von C. Von der Macht der „Internationalen" und von den Gefahren, mit denen sie die Gesellschaft bedroht, hat er nach wie vor die allergrößte Vorstellung.

„Die Fürsten werden den Frieden wollen, weil die Völker die Fürsten nicht mehr wollen, sagt Louis Blanc in einem Brief an Garibaldi." „Aus Genf schreiben Gögg und Bakunin an hiesige Freunde: Der Friedens-Congreß wird vor der Hand bereits das eine Resultat erreicht haben, daß die Fürsten vor einem Kriege zurückschrecken werden; sie fühlen das Bedürfniß für ihre dynastische Freiheit zu sorgen und machen Miene einer den anderen gegen die Revolution zu unterstützen."

„Daß die Beschwichtigungsmittel für Paris nicht ausreichen werden, steht zu erwarten; welches Mittel Napoleon aber auch ergreifen möge, er kann nach sehr competenten Notizen aus Paris den Sturm nicht beschwören, und ob ihm irgend welche Hülfe von Außen werden könne, wird sehr bezweifelt, denn, sagt man, Paris ist dann das ganze revolutionäre Europa. Hierin stimmen alle Correspondenzen mit den Centralen der Demokraten überein."

„Das mot d'ordre ist nun für Alle: abzuwarten, was Napoleon thun wird;" speciell für Spanien: „die republikanische Partei immer mehr zu organisiren, ein Plebiscit für eine Königswahl in den Massen unmöglich zu machen, den Gedanken der Volkssouveränetät bei dem Landvolke immer mehr zu verbreiten."

„Von den deutschen Republikanern will ich nur erwähnen, daß Liebknecht und Consorten bei hiesigen Republikanern, die auf den Congressen waren, in hohem Ansehen stehen, und daß man ihnen eine Energie zuschreibt, die bis dahin bei hiesigen Aktionsmännern unbekannt war. Rubio behauptet mit Liebknecht eine Privat-Besprechung gehabt zu haben, bei welcher sich Liebknecht mit großer Energie für die alleräußersten Mittel zur Erreichung „des großen Zweckes" ausgesprochen und Mittel bezeichnet habe, die zu ergreifen tausende von Jünglingen in Deutschland bereit seien."

Der Brief ist vom 4. Oktober.

Die „Internationale" ist allerdings weit verbreitet und sehr gut organisirt, Das wissen wir.

Man darf die Gefahr nicht unterschätzen, man muß sie aber auch nicht zu hoch anschlagen. Solche Organisationen bewähren sich nicht im Augenblick der Entscheidung, und wenn es zur That kommen soll;

sie leisten nicht, was man von ihnen erwartet, weil doch am Ende Niemand von den „Organisirten" ein rechtes unbedingtes Vertrauen zu der Sache hat. Darin liegt ihre Schwäche. Das sehen wir eben jetzt in Spanien, wo selbst die officiellen Provinzial-Behörden im Süden Glieder der republikanischen Organisation waren, diese Organisation mithin so vollständig dastand, wie man nur wünschen konnte. Und doch bricht Alles zusammen!

Oestreich scheint in der allerneuesten Zeit friedliebend zu werden, aber auch nicht aus Furcht vor den internationalen Socialdemokraten, sondern weil es nicht den Muth hat allein gegen Preußen in die Schranken zu treten, der Beistand Frankreichs aber sehr problematisch geworden ist und den Leuten in Wien kein Vertrauen mehr einflößt. Und wenn die Leute dann vollends erwähnen, Preußen oder Rußland könnten nicht Krieg führen aus Furcht vor ihnen, so liegt darin eine Ueberschätzung ihrer Macht, wie nur so eitle und leere Gesellen aufbringen können. Das Jahr 1866 hätte sie darüber belehren können.

Der „Losbruch" in Paris wird im Februar erwartet. Der Gedanke, daß irgend eine auswärtige Macht geneigt sein könnte dem Kaiser Napoleon zu Hülfe zu kommen, ist über jedes Maß abenteuerlich.

11. Oktober. Diner in der Perla mit Saurma und Dubsky.

Aus Catalonien sind zwei Abgesandte der republikanischen Partei eingetroffen, eigens um den hiesigen Führern, Castelar, Figueras und Orense, die leidenschaftlichsten Vorwürfe zu machen. Sie seien von diesen Führern schmählich betrogen worden; man habe sie getäuscht mit der Hoffnung, daß die Truppen zu ihnen übergehen würden u. s. w.

(NB. Die Republikaner glaubten wirklich einen Theil der Armee gewonnen zu haben und täuschten sich vielleicht auch nicht, aber! So wie der Aufstand zwischen Bemühungen ihn aufzuhalten und theilweisem Bestreben vorwärts zu treiben, verfrüht, unsicher und ohne Zusammenhang zu Tage kam, wie er dann seine ersten Schritte durch Schandthaten bezeichnete, war gar nicht daran zu denken, daß irgend ein General, irgend eine Truppe sich für den Aufstand erklären könnten, und Das war entscheidend! Zu allem Ueberfluß wendeten sich die Republikaner mit ihren Proclamationen an die gemeinen Soldaten der Armee und versprachen Aufhebung der Quinta und

Auflösung des stehenden Heeres. Damit konnten Generale und Offiziere nicht einverstanden sein, und Das ist auch wieder entscheidend, so lange noch eine Spur von Disciplin in einer Truppe ist.)

12. Oktober. Castelar wollte nach Lissabon entfliehen und hatte sein Fahrbillet bereits genommen; auf dem hiesigen Bahnhof aber wurde er angehalten, nicht etwa von Agenten der Regierung sondern von Leuten seiner eigenen Partei, von Republikanern, die ihm erklärten, er dürfe nicht abreisen. Er habe sie aufgehetzt; er habe sie in die schwierige Lage geführt, in der sie sich jetzt befänden, nun müsse er auch die Gefahren der Situation mit ihnen theilen, mit ihnen stehen und fallen. Kurz sie zwangen ihn in seine Wohnung zurückzukehren.

Darauf hat sich nun Castelar an Prim gewendet und gebeten, dieser möge die Güte haben ihn verhaften zu lassen. Natürlich um hinter Schloß und Riegel den Vorwürfen seiner betrogenen Parteigenossen unerreichbar zu sein, und dann auch wohl, um auch seinerseits als Märtyrer dazustehen, ohne daß dies grade mit großen Unannehmlichkeiten verbunden wäre. Figueras hat dieselbe Bitte an Prim gerichtet. Noch zwei andere Führer der Republikaner desgleichen. Prim war aber zu klug darauf einzugehen; er hat alle diese Gesuche abgelehnt.

Von Valencia weiß man nur, daß die Insurgenten im Besitz der alten Citadelle sind, die freilich nur ein mittelalterliches Schloß ist.

13. Oktober. Zeitungen. In Italien ist der Staats-Bankerot sehr nahe.

Die ministeriellen Tagesblätter sprechen bereits von der Nothwendigkeit die fünfprocentigen Staatspapiere auf drei Procent herabzusetzen. Nun läßt sich auch ungefähr voraussehen, wann Ratazzi wieder an die Spitze des Ministeriums treten wird, nämlich nicht eher, als bis das geschehen ist. Diese Catastrophe, die er nicht auf seine Rechnung und Verantwortlichkeit nehmen will, und die er an der Spitze der Geschäfte doch auch nicht zu vermeiden wüßte, läßt er jedenfalls Menabrea durchmachen.

In Frankreich, wo die Blätter der Opposition die Kaiserin Eugenie bereits Madame Bonaparte nennen, kommt es doch wohl zu

revolutionären Kämpfen, und wir müssen eigentlich wünschen, daß die Revolution Sieger bleibt, denn bleibt Napoleon Sieger, dann bedarf es unbedingt eines europäischen Krieges, um das Prestige des Kaiserreichs herzustellen.

Von Castelar ist noch zu bemerken: wie Stefanoni mir sagt, gehen eifrige Radicale mit dem Gedanken um auch hier in Madrid einen republikanischen Aufstand in Gang zu bringen, was bis jetzt nicht gelungen ist und, wie die Dinge zur Zeit liegen, auch wohl gar nicht gelingen kann. Daß Don Emilio Castelar und der heldenhafte Figueras sich an die Spitze stellen, daß sie vor Allen die Fahne der Republik in höchsteigener Person auf den Barrikaden vertheidigen würden, das wurde dabei als selbstverständlich angenommen. Dem wackeren Don Emilio aber ging Das, wie es scheint, über den Spaß! Deshalb wollte er fliehen, deshalb bittet er um gefängliche Haft. Hinter Schloß und Riegel wüßte er sich in Sicherheit vor der Zumuthung eine Heldenrolle zu übernehmen.

14. Oktober. Um 10 Uhr zu Serrano.

Ziemlich zahlreiche Gesellschaft, glänzende Toiletten; die Herzogin selbst in der glänzendsten. Ich sehe da auch zum ersten Mal einen Mann mit dem mittelalterlichen Ritterkreuz von St. Jago (von Compostell).

Auf einem Tischchen in dem Hauptsalon liegt das neueste Telegramm aus Valencia von heute Abend 5½ Uhr: die Insurgenten sind vollständig eingeschlossen und unterhandeln wegen der Uebergabe.

Die Cortes sind auf unbestimmte Zeit vertagt. Guerero sagt uns, man habe sie vertagt, um den republikanischen Abgeordneten, die nach der Suspendirung der persönlichen Garantien aus den Cortes ausgetreten sind, Zeit zu lassen zum Wieder-Eintritt. Die Regierung unterhandelt mit ihnen und sucht sie zum Wieder-Eintritt zu bewegen.

(NB. von allen Seiten zeigt sich, daß Prim die Republikaner, selbst Castelar und Figueras, auf das Aeußerste schonen, den unwiderruflichen Bruch mit ihnen vermeiden will. Er denkt sie noch zu brauchen, Das ist klar.)

Auf dem Heimwege sagt mir Dubsky:

Prim hat in dieser Krisis eben so viel Geschick als Energie bewiesen und ist sehr populär geworden, was er bis dahin nicht war; man hat ihm in den Cortes Blumen zugeworfen, und „jetzt hat er die Armee!" (NB. Alles wahr! Prim hat unberechenbar gewonnen und ist namentlich der Armee jetzt viel gewisser als früher.)

Sagasta hatte in den Cortes einen Antrag eingebracht, dem zu Folge die Cortes-Deputirten, die sich den Insurgenten als Führer angeschlossen hatten, ausgeschlossen werden sollten. Man mußte glauben, daß Sagasta in Folge eines Beschlusses des Gesammt-Ministeriums, also im Auftrage Prims, mit diesem Antrag hervortrat, und Das war auch wirklich der Fall.

Dennoch haben die Cortes einen Beschluß viel milderen Inhalts gefaßt. Die Republikaner werden darin streng getadelt und den Gerichten wird frei gestellt diejenigen Deputirten, die sich dem Aufstand angeschlossen haben, vor ihr Forum zu ziehen. Prim hat unter der Hand bewirkt, daß dieser Beschluß, nicht der strengere, gefaßt worden ist. Die Republikaner werden in jeder Weise geschont und begünstigt.

17. Oktober. Guerero sagt mir: Prims Carriere ist ursprünglich durch einen sehr tapferen General Don Geronimo Valdez gemacht worden, der ihn in dem Freicorps bemerkte, in dem Prim anfänglich diente, und seine Versetzung in die Linien-Armee vermittelte. Dieser General Valdez pflegte den damals jungen Prim seiner Tapferkeit wegen „el torito" zu nennen.

Zeitungen. Der letzte Kampf in Valencia, nachdem die Regierung eine gewaltige Uebermacht dort vereinigt hatte, ist sehr unbedeutend gewesen.

Der Aufstand hat sich acht Tage lang gehalten vom 8. bis zum 16.

Im Ganzen ist dieser nun so ziemlich besiegte republikanische Aufstand verfrüht, gegen Plan und Willen der Führer, schwankend zwischen Wollen und Nichtwollen und daher nur sehr unvollständig und ohne Zusammenhang zu Tage gekommen, und dennoch war er viel ernster als die carlistische Erhebung. Was geschehen ist, beweist, wie bedenklich die Sache werden konnte, wenn der ursprüngliche Plan folgerichtig ausgeführt wurde.

19. Oktober. Guerero bei mir; erzählt, daß die Cortes heute wieder eröffnet worden sind und der Armee, wie billig, einen solennen Dank votirt haben. Da ein Redner daran den Wunsch knüpfte, die Zustände des Landes durch die baldige Wahl eines Königs consolidirt zu sehen, hat Prim die Gelegenheit ergriffen sich außerordentlich monarchisch auszusprechen und die Erfüllung dieses Wunsches in nahe Aussicht zu stellen. Auch in officiösen Zeitungs-Artikeln wird jede Hinneigung zu der republica unitaria, jede Geneigtheit Präsident einer solchen zu sein, sehr entschieden in Abrede gestellt. Die Zeit muß lehren, in wie fern das Alles redlich ist.

20. Oktober. Kühler Tag. Cerutti bei mir. Er macht mir den Vorschlag zusammen nach Carabanchel hinauszufahren.

Wir treffen dort nur Nava de Tajo und den Marquis Navarro mit ihren Frauen und den Ortsgeistlichen.

Ich hatte nebenher auch ein ganz beherzigenswerthes Gespräch mit Nava de Tajo über die Begebenheiten in Valencia, deren militairischen Zusammenhang ich ihm erklärte, und ich konnte bei der Gelegenheit wohl wahrnehmen, daß die Regierung das ganze volle Bewußtsein hat, wie hochgefährlich der republikanische Aufstand unter Umständen werden konnte.

Ich berührte nämlich, daß der Militair-Gouverneur von Valencia die Sache Anfangs zu leicht genommen und sich dadurch Unfälle zugezogen hat, die ihn nöthigten sich auf die Vertheidigung zu beschränken, bis Verstärkungen anlangten. Sehr glücklich habe es sich getroffen, daß die Insurgenten während dieser Zeit nicht daran gedacht haben zur Offensive überzugehen; sie hätten sich der Stadt Valencia ganz bemächtigen, die Truppen ganz daraus vertreiben können.

Nava de Tajo: „Et cela aurait eu dans toute l'Espagne un retentissement immense!“

Man könne gar nicht wissen, was alsdann Alles geschehen wäre. Ueberhaupt sei es sehr glücklich, daß der Aufstand zufällig verfrüht zum Ausbruch gekommen ist. Ich solle bedenken, wie gefährlich er hätte werden können, wenn er auf allen Punkten in ganz Spanien zugleich losbrach, wie das dem ursprünglichen Plan nach geschehen sollte.

Ich: Die Gefahr war um so größer, da die republikanische Partei

auch auf sehr gewichtige Unterstützung von Außen her zu rechnen hatte. Es war schon seit der September-Revolution evident, daß die association internationale, die kosmopolitische Revolutions-Gesellschaft, Spanien zu ihrer Beute ausersehen hatte und Alles aufbot, um hier die Proclamirung der Republik herbeizuführen.

Nava de Tajo: Gewiß nicht aus Liebe zu Spanien und in dessen Interesse!

Ich: Nein; sondern um hier das Hauptquartier, gleichsam die strategische Basis, der Partei einzurichten und von hier aus weiter zu operiren auf das übrige Europa. Die Herren sind Kosmopoliten.

Nava de Tajo findet das Alles überzeugend, denkt dabei vorzugsweise an Mazzini.

Ich: Mazzini ist eine Persönlichkeit von sehr untergeordneter Bedeutung. Man traut ihm Nichts zu, und er ist keineswegs vollständig eingeweiht in die Pläne der Internationalen, in der Ledru Rollin, Louis Blanc und in Genf Philippe Becker die Hauptpersonen sind. Es sollen hier in den letzten Wochen viele Agenten der Internationalen gewesen sein.

Nava de Tajo hat auch Beckers Namen schon in dem Sinn gehört. Solche Agenten sind allerdings hier erschienen, und sie haben Geld mitgebracht. Die spanischen Republikaner haben zum Behuf des Aufstandes etwa sechs Millionen Franken aus der Fremde erhalten. Theils aus Cuba von den dortigen Insurgenten, theils von der Internationalen.

Er, Nava de Tajo, hat selbst einen jungen Franzosen überhört, der unbefangen rühmte, mit welcher Geschicklichkeit das Gold über die Grenze gebracht und den Blicken der Zollwächter entzogen worden sei.

Die Republikaner sind nun besiegt, jetzt handelt es sich darum, was weiter werden soll: um die Wahl eines Königs. Die Candidatur des Herzogs von Genua ist besser als die des Prinzen von Asturien, denn dieser ist erst zwölf Jahre alt, es stünde also unter ihm eine lange Minorität bevor; der Herzog zählt sechzehn Jahre, in zwei Jahren ist er majorenn, es handelt sich also nur um zwei Jahre einer Regentschaft, eines provisorischen Zustandes. (NB. als ob ein achtzehnjähriger Knabe wirklich selbst regieren könnte!)

Die Wahl des Herzogs von Montpensier wäre in mancher Beziehung die natürlichste, aber sie könnte Complicationen mit Frankreich herbeiführen. (NB. Welcher Art diese naheliegenden Complicationen sein könnten, das konnte füglich mit Stillschweigen übergangen werden Aber der spanische Nationalstolz erlaubt, scheint es, nicht die Voraussetzung, daß eine fremde Macht Einfluß auf die inneren Angelegenheiten des Landes üben könnte, auch nur stillschweigend gelten zu lassen. Daß etwa Napoleon den Herzog von Montpensier nicht haben will, und daß man darauf irgend welche Rücksicht nehmen könnte, in diesem Wahn durfte ich nicht gelassen werden. Nava de Tajo nahm eine andere Wendung.)

Es muß uns Spaniern daran liegen gut mit Frankreich zu stehen und doch in keiner Weise von Frankreich abhängig zu werden. Wenn nun der Graf von Paris auf den Thron Frankreichs gelangte, und Montpensier wäre König von Spanien, so könnte das unerfreuliche Complicationen mit Frankreich herbeiführen. (NB. Daß ein naher Verwandter der Kaiserin Eugenie gerade diese Wendung wählte, war eigenthümlich genug. Freilich konnte er auch nicht gut sagen, daß Eugeniens Gemahl den Herzog von Montpensier fürchte auf dem Thron von Spanien. Was gemeint war, blieb unter allen Bedingungen hinreichend durchsichtig.)

Das sind die Gründe, die gegen Montpensier sprechen. Darum glaube Er, Nava de Tajo, er sagte „je crois“, daß General Prims eigentlicher Gedanke sei Montpensiers Candidatur auf seine Gemahlin, die Infantin Donna Luisa, zu übertragen. Die Infantin sei, nachdem ihre ältere Schwester, die Königin, ausgeschlossen worden, die natürliche Erbin der spanischen Krone und eine Frau von musterhaftem Lebenswandel. (NB. Prim könnte hoffen, neben dieser Königin die Hauptperson zu bleiben! Mit einem wirklichen erwachsenen König wäre ihm gewiß nicht gedient.)

21. Oktober. Guerero bei mir. Sagt mir, Prim habe ihm selbst bestätigt, daß die Königin Isabella II. wirklich am 27. August zu Gunsten ihres Sohnes abdicirt hat.

Zeitungen. Die Verluste der Truppen in Valencia sind nicht unbedeutend. Im Ganzen 219 Köpfe.

---

10. Ausscheiden der unionistischen Minister nnd veränderte Gruppirung der Parteien. Ende der Candidatur des Herzogs von Genua.

24. Oktober. Um 5 Uhr kommt Guerero zu mir und erzählt mir, daß die Minister-Krisis hier sehr ernst geworden ist, und der Bruch zwischen Unionisten und Progressisten in großer Nähe droht, obgleich Prim sich die größte Mühe giebt die Verbindung zu erhalten.

Der Streitpunkt ist das specielle Budget des Klerus.

Der Justiz-Minister Ruiz Zorilla will es gegen früher um ein Drittheil herabsetzen. (NB. und es ist ihm dabei weniger um die Summen zu thun, die auf die Weise erspart würden, als darum die Zahl der angestellten Geistlichen zu vermindern und auch dadurch ihren Einfluß zu brechen.) Die Unionisten und an ihrer Spitze die beiden Minister Ardañaz und Silvela wollen nicht davon hören, daß man auf diese Weise den Klerus antastet.

(NB. Der eigentliche Streitpunkt ist wohl die Königswahl; die Unionisten hängen mit großer Zähigkeit an Montpensier und haben, was mehr bedeutet, sehr bestimmte Verpflichtungen gegen ihn. Sie können und wollen den Herzog von Genua nicht als Kron-Candidaten annehmen. Aber sie finden, wie es scheint, nicht rathsam den Bruch über diese Frage erfolgen zu lassen, und nehmen nun das Budget des Klerus zum Vorwand.)

Etwas später kommt Cerutti; er hat gehört, die Unionisten hätten sich erboten für den Herzog von Genua zu stimmen, wenn man ihnen gewähre, daß das Budget des Klerus unberührt bleibe. Er meint, das sei ein Handel, wie „passez-moi la casse, je vous passe le séné.“ (Das ist aber ein Friedensvorschlag, den Zorilla und die Progressisten gar nicht annehmen können, sie würden damit ein Princip aufgeben, die Sache, um die es ihnen zu thun ist. Die Unionisten wissen auch wohl, daß Zorilla und seine Partei diesen Vorschlag nicht annehmen können, und machen ihn vielleicht grade darum in der Absicht das Odium des Bruchs von sich auf die

Regierung und die Progressisten abzuwälzen. Sie schieben ihnen die Initiative des Bruchs zu!)

Erst von Guerero, dann von Nava de Tajo etwas indiscret befragt, erklärt Cerutti, daß in seinen Instructionen mit keinem Wort vom Herzog von Genua und dessen Candidatur die Rede, und daß der Gemahl der Herzogin von Genua nie in Spanien gewesen ist.

25. Oktober. Stefanoni erzählt mir, was die italienischen Zeitungen über die Reise unseres Kronprinzen durch Italien berichten. Sie ist ein wahrer Triumphzug gewesen; überall hat ihn die Bevölkerung mit Jubel empfangen, überall ihre Sympathien für Preußen zur Schau getragen, während die Aufnahme der Kaiserin Eugenie in der That etwas kühl ausgefallen sein soll. In Ancona hat die Bevölkerung dem Kronprinzen zugerufen: „Eviva il vincitore di Sadova! eviva chi ci ha dato la Venezia!" Das ist natürlich den Franzosen höchlich unangenehm, und sie zeigen es dadurch, daß, wie Stefanoni berichtet, ihre Zeitungen der Reise unseres Kronprinzen mit keinem Wort erwähnen. (NB. und da die Spanier von der ganzen Welt außerhalb Spaniens nur durch die französischen Zeitungen Etwas erfahren, wissen auch die hiesigen Zeitungen Nichts von diesen Dingen und gedenken ihrer nicht.)

Guerero erzählt mir, die Unionisten haben sich erboten das Budget des Klerus um 51 Millionen Realen, nach dem gegenwärtigen Kurs: 13 158 000 Franken, jährlich herabzusetzen unter der Bedingung, daß die Zahl der Prälaten und Pfarrer nicht vermindert werde, und daß man es dem Klerus selber überlasse die Summe, die ihm gewährt wird, nach eigenem Gutdünken unter seine Mitglieder zu vertheilen.

Ruiz Zorilla aber hat geantwortet, daß er diesen Vorschlag nur annehmen könne, wenn er dadurch die Sicherheit gewinne die September-Revolution zum Abschluß zu bringen, mit einem Wort, wenn die Unionisten sich verpflichten wollten für den Herzog von Genua zu stimmen. Diese Bedingung haben die Unionisten zurückgewiesen mit der Erklärung, die beiden Fragen hätten gar Nichts miteinander gemein.

Ich kann in dem Allen nur Fechterstreiche sehen, Taktik! Die beiden Parteien schieben einander die Initiative des Bruchs zu.

Prim hat heute in einer Versammlung gesprochen, in der die

Fractionen der Progressisten und der sogenannten monarchischen Demokraten vereinigt waren. Diese Sorte von Demokraten sind eine Mittel-Sorte zwischen den Progressisten und den eigentlichen Republikanern; ich möchte sie die uneigentlichen Republikaner nennen. In dieser Versammlung ist Alles, was Prim über seine Absichten und seine Politik gesagt hat, mit dem größten Beifall aufgenommen worden, die beiden Fractionen haben unter seinen Auspicien fraternisirt und wollen, wie ich später aus den Zeitungen ersehe, fortan den gemeinschaftlichen Namen der Radicalen Partei führen.

Das ist auch Taktik. Es soll den Unionisten zeigen, daß dem General Prim und seinen Progressisten im Fall eines Bruchs mit ihnen eine anders combinirte Majorität zu Gebote steht.

26. Oktober. España getroffen.

Der erklärt, er stehe mit seiner persönlichen Meinung allerdings allein; in den Cortes, in den Ministerien theile sie Niemand; aber er halte sie dennoch für die richtige und bleibe dabei, daß es gar nicht nöthig sei einen König zu wählen, daß man ganz gut in dem gegenwärtigen Zustand leben und einen bleibenden daraus machen könne.

(NB. In dem Kreise der Vertrauten Prims steht er ganz gewiß nicht allein mit dieser Ansicht.)

Zu Saurma; der findet die gegenwärtige Krisis auch sehr ernst, glaubt, der Bruch zwischen Unionisten und Progressisten sei unvermeidlich, und meint, es werde schon in den nächsten Tagen hier in den Straßen von Madrid zu blutigen Kämpfen kommen, die verschiedenen Regimenter der Armee würden sich unter einander bekämpfen, denn Serrano habe einen starken Anhang in der Armee. Daß Prim der Truppen jetzt, nach der Besiegung des republikanischen Aufstandes, gewisser ist als vorher, will er nicht zugeben.

In die Cortes. Mit Stefanoni dort zusammengetroffen; der sagt mir, daß die Unionisten überaus verstimmt und übler Laune sind.

Unmittelbar darauf sagt mir Lindstrand, daß die Krisis für jetzt beschworen, der Bruch zwischen Unionisten und Radicalen vermieden ist. Ruiz Zorilla zieht auf Prims Wunsch sein Project den Klerus zu reformiren pure et simpliciter zurück. Spanien ist eben mehr noch als Italien das Land der Ueberraschungen.

Nach den Zeitungen soll den Ausschlag gegeben haben, daß Serrano gegen Prim geäußert hat: er könne sich eine Regentschaft ohne wirkliche Macht wohl gefallen lassen, so lange sie ihm von der gesammten Majorität, von Radicalen und Unionisten, angetragen sei; wenn aber die Progressisten sich einerseits mit den Demokraten vereinigten und auf der anderen mit den Unionisten brächen, müsse er sein Amt niederlegen und sich in das Privatleben zurückziehen.

Daß Serrano sich bis zu einer solchen Aeußerung verstiegen, und daß Prim sie ernsthaft genommen hat, gehört nicht zu den am wenigsten wunderbaren Tages-Ereignissen.

27. Oktober. Auf die Königswahl drängt nun Alles in leidenschaftlichster Weise hin.

In die Cortes: Geschlossen! Es hatte nur eine ganz kurze Sitzung stattgefunden, die geschlossen werden mußte, weil sich keine irgend anständige Zahl von Abgeordneten zusammenfinden wollte.

Die Herren sind sämmtlich in den Fractions-Sitzungen über und über beschäftigt, ein Beweis, daß die Krisis nicht vorüber, und die Lösung aller Schwierigkeiten keineswegs gefunden ist.

Mit Guerero in das Casino. Treffe da einen Chef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Sr. Prendregast. Dieser äußert sich ungemein frei über die Königswahl. Es werde überhaupt kein König gewählt werden, „parce que on ne veut pas!“ „personne ne veut!“ und im Verfolg wurde es dann immer durchsichtiger, daß es vor Allem Prim ist, der nicht will, obgleich er diesen nicht nannte! In zwei Monaten würden hier wunderbare Dinge vorgehen. Die Revolution sei nicht beendet, sie fange jetzt erst an.

(NB. Daß Prim keinen König will, vor Allem keinen wirklichen König, davon bin ich auch sehr fest überzeugt. Daß man zur Wahl schreite, kann er nicht verhindern, da es von so vielen Seiten leidenschaftlich verlangt wird. Da begünstigt er denn einen Candidaten, den Serrano und die Unionisten nicht wollen, weil er aller Wahrscheinlichkeit nach durchfällt. Oder wenn ja, par impossible, der Herzog von Genua gewählt werden sollte, so ist er eben ein unmündiges Kind und bleibt um so gewisser von Prim abhängig, weil

dieser ihn auf den Thron erhoben, Serrano mit seinem Anhang sich ihm feindselig erwiesen hat.

Die Stimmen werden sich zersplittern, es wird keine Wahl zu Stande kommen.)

1. November. Die neueste der Neuigkeiten: Die Krisis ist beendigt, die beiden Unionisten, Silvela und Ardañaz, treten aus dem Ministerium. Ihre Nachfolger: Martos (Aeußeres) und Figueras (Inneres) sind in diesem Augenblick bei dem Regenten, um den Eid zu leisten.

3. November. Am Freitag hat Sr. Martos in der Fractions-Sitzung der Progressisten erklärt: wenn die Wahl des Herzogs von Genua nicht durchgehe, werde er sich sammt seinen unmittelbaren Freunden den Republikanern anschließen.

Dieser Mann ist jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ein Fingerzeig für die nächste Zukunft.

Zeitungen. Es geht von einer Krisis in die andere. Allem Anschein nach wird Topete nicht im Ministerium zu halten sein.

Die Unionisten sind in einer sehr eigenthümlichen und Nichts weniger als günstigen Lage. Sie bekämpfen die Candidatur des Herzogs von Genua und wissen, daß sie ihren eigenen Candidaten, Montpensier, für jetzt auch nicht einmal nennen dürfen. Indem sie den Candidaten der Regierung abweisen ohne ihm irgend einen anderen gegenüberzustellen, arbeiten sie offenbar den Republikanern in die Hände.

Guerero bei mir. Sagt, daß Topete darauf besteht sich aus der Regierung zurückzuziehen, und zwar weil Martos Minister des Aeußeren geworden ist; mit dem ist er entzweit.

Ich begreife, daß auch ganz unabhängig davon dem sehr entschieden monarchisch gesinnten Anhänger Montpensiers, dem Admiral Topete, nicht wohl sein kann im Bunde mit Martos, der sich so ziemlich unumwunden als Republikaner ausgesprochen hat.

Diner in der Perla. Stefanoni sagt uns, von Cerro beauftragt, daß die Herzogin de la Torre, alias Mme. Serrano, heute Abend empfängt im königlichen Palast, in den Zimmern des Herzogs von Montpensier, wo sie jetzt wohnt.

Um 10 Uhr mit Saurma in den nahen Palast, eine prachtvolle aber unbequeme Treppe hinan, deren hohe Stufen schwer zu überwinden sind, in schöne, hohe, im Geschmack des vorigen Jahrhunderts verzierte fürstliche Räume. Die Herzogin strahlend von Schönheit in einer überschwenglichen Toilette, ziemlich viele Damen, alle in einem Toiletten-Luxus, über den man immer von Neuem erstaunt.

5. November. Zeitungen. Der Bruch zwischen Unionisten und Progressisten, der auf die Länge unvermeidlich war, ist nun erfolgt; er hat in dem letzten Minister-Wechsel und schließlich in Topetes Rücktritt seinen Ausdruck gefunden. Man sucht ihn zwar immer noch zu maskiren, abzuleugnen. Die Unionisten haben sogar förmlich den Beschluß gefaßt die Regierung nach wie vor zu unterstützen, so weit es die Grundsätze der Partei gestatten, aber eine solche elastische Erklärung sagt doch eigentlich das grade Gegentheil von Dem, was sie zu sagen vorgiebt. Die Dinge treiben der Republik zu. Die Verbindung der Progressisten mit den Radicalen ist die Einleitung dazu.

Beachtenswerth ist aber unter Anderem auch, daß die Carlisten angesichts des Bruchs der Progressisten mit den Unionisten neuen Muth gewinnen. Ihre Zeitungen lassen eine neue Erhebung ihrerseits erwarten. Die könnte den Uebergang zur Republik noch beschleunigen.

8. November. Topete hat in den Cortes, wie zu erwarten stand, seinen Austritt aus dem Ministerium erklärt und dabei den eigentlichen Punkt des Zwiespalts ganz unumwunden ausgesprochen. Der ist ja ohnehin längst kein Geheimniß mehr. Topete tritt aus, weil er der Candidatur Montpensiers anhängt und deshalb für den Herzog von Genua weder einstehen kann noch will. Zugleich aber erklärt er, daß er die Regierung auch ferner unterstützen und sich jedem König, den die Majorität der Cortes erwählt, unterwerfen wird.

Prim hat erklärt, sein früheres Wort, wenn Topete aus dem Ministerium trete, wolle auch er ausscheiden, sei eine ligerezza gewesen; er sehe wohl, daß er bleiben müsse, und fordere die Cortes auf ihm ein Zeichen zu geben, daß sie sein Verbleiben im Amt billigen. Die Cortes antworteten darauf durch eine laute Acclamation.

Diner in der Perla mit Douay, der im ersten Augenblick den Eindruck macht unbedeutend zu sein, der aber in der That für einen Franzosen in einem seltenen Grade unterrichtet ist. Er sagte mir, daß die jüngere Generation der Legitimisten jetzt, seit zehn Jahren etwa, sehr zahlreich in die Dienste, auch in den Militair-Dienst, des Kaiserreichs trete. Er selber ist ein Beispiel; seine ganze Familie ist legitimistisch. Auch läßt sich der Geist, der die Herren beseelt, in ihm ganz gut erkennen; er ist ein ziemlich lauer Anhänger des Kaiserthums, dagegen ein abgesagter Feind des Bürgerthums und des Königthums, das sich auf den Bürgerstand stützen möchte, mithin der Orleans. Mit Allem und Jedem wird der alte französische Adel sich eher versöhnen als mit den Orleans und ihrem bürgerlichen Liberalismus.

Das Gespräch kam auf die Sitten in Paris, auf die Frauen auf die Cocottes. Douay erzählte, wie die Frauen aus der Gesellschaft die Cocottes in ihrer Toilette und in ihrem Benehmen nachahmen, wie sie sich geschmeichelt fühlen, wenn sie an öffentlichen Orten für Cocottes gehalten werden. Auch wenn man einer Dame aus der Gesellschaft die Cour macht, darf man nicht romantisch oder sentimental sein, nicht „filer le parfait amour, comme nous disons; les femmes trouvent cela ridicule", man muß gradezu verfahren „comme avec une cocotte."

Bis zu dieser Tiefe des Cynismus in der Corruption hat das Kaiserthum Frankreich heruntergebracht! Freilich war Frankreich schon mehr als einmal so tief gesunken.

11. November. Zeitungen. Der Gegensatz zwischen Arragonien und Castilien tritt überall und immer von Neuem hervor. Gestern hat der neue Minister Figueras in den Cortes, wo es sich darum handelte der Stadt Barcelona den Boden zu überlassen, auf dem vormals die dortige Citadelle stand, eine sehr merkwürdige Rede gehalten, in der er auf den spanischen Erbfolgekrieg zurückging, die Parteinahme Cataloniens für die habsburgische Erbfolge gerechtfertigt fand und die Einsetzung der Bourbons wie die gesammte Geschichte Spaniens seit jener Zeit als eine castilische Usurpation darstellte und, ohne Castilien ausdrücklich zu nennen, doch die Citadelle zu Barcelona

deutlich genug als eine castilische Zwingburg im unterdrückten Lande bezeichnete.

12. November. Zeitungen. Die Carlisten haben neuen Muth gewonnen. Sie beabsichtigen ein neues Unternehmen, und zwar vermuthet man, daß Cabrera dies Mal die Führung übernehmen werde. Das wäre ein Beweis, daß man zu der Erkenntniß gelangt ist, daß mit der leidenschaftlichen Reaction im Sinn der unidad catholica nicht durchzudringen ist; daß man liberale Concessionen machen muß, um wo möglich die moderados zu gewinnen. Denn Das war es, was Cabrera von Anfang an verlangte, und er hat sich an dem Versuch im vergangenen Sommer nicht betheiligt, eben weil Don Carlos und seine geistreiche Umgebung darauf nicht eingingen. Der Umstand, daß die carlistischen Zeitungen das unsinnige Manifest des Nino terso, den Brief an seinen Bruder, neuerdings wieder abgedruckt haben, spricht aber dagegen. Jedenfalls wäre die Bekehrung der Carlisten nur eine scheinbare, keine wirkliche, denn solche Parteien nehmen ein für allemal keine Vernunft an. Die moderados müßten arge Thoren sein, wenn sie sich auf diese Weise fangen ließen; sie wären ohne Zweifel die Betrogenen.

14. November. Am Abend erst zu Prim, oder vielmehr zu der Gräfin Reus, da der General zur Jagd verreist ist.

Jetzt ist die Dame in den schönen Sälen des Kriegs-Ministeriums eingerichtet. Ziemlich zahlreiche Gesellschaft.

Dann zu der Gräfin Montijo.

Da war eine sehr zahlreiche und glänzende Gesellschaft.

Der Palast der Gräfin hier in Madrid ist sehr hübsch; zu der Reihe der Gesellschaftszimmer gehört namentlich ein Wintergarten, in dem natürlich nur tropische Gewächse gruppirt sind. Ein Springbrunnen sendet dazwischen seinen Wasserstrahl aus einem Marmorbecken empor. Das Alles unter einer hohen Glaskuppel, durch die man den gestirnten Nachthimmel über sich sieht und die auf leichten Arkaden von arabischer Architectur ruht. Diese Arkaden sind denen der Alhambra mit vielem Geschmack sehr getreu nachgebildet. Das Ganze ist wirklich reizend.

Der Sr. Salazar y Mazarello, Unionist, Deputirter von einem

gewissen Einfluß und Verfasser des Flugblattes über die verschiedenen Thron-Candidaten, ließ sich mir vorstellen, wie es scheint, eigens um mir mit einem gewissen Nachdruck zu sagen, wie entschieden er selbst und seine Partei gegen die Candidatur des Herzogs von Genua seien. Es sei zu bedauern, daß Don Fernando von Portugal die Krone abgelehnt und dadurch so Viel verdorben habe. Was Spanien brauche, sei ein wirklicher König, nicht ein Kind auf dem Thron.

16. November. Diner in der Perla mit Ittersum und Saurma. Der kommt sehr befriedigt von der Jagd zurück. Sie waren auf der Eisenbahn bis Alcala gefahren, dort fanden sie Reitpferde in Bereitschaft und eine Schwadron Kürassiere zur Bedeckung. Das Gebirge, in das man zog, ist nicht sicher. Es wurde militairisch mit allen Vorsichtsmaßregeln, mit Avantgarde u. s. w. nach dem Landgut eines dem General Prim befreundeten Mannes vorgegangen.

Auf dem Rückweg fand sich Saurma im Eisenbahnwagen mit General Prim zusammen, der sich sehr frei auch über Politik aussprach, wie es scheint, selbst spottend über die eine und die andere politische Persönlichkeit.

Saurma hat nun die Ueberzeugung gewonnen, „daß Prim vollkommen Herr der Situation ist, daß er die Anderen alle in der Tasche hat!“ (NB. Davon bin ich seit lange schon überzeugt.)

23. November. Guerero bei mir. Erzählt: In dem Boletin Diplomatico, einer Wochenschrift, die im Allgemeinen alfonsistisch ist und die Interessen des Prinzen von Asturien mit großem Eifer, sogar leidenschaftlich, vertritt, ist in der neuesten Nummer ein Artikel erschienen, der mir auch schon sehr aufgefallen war: ein Artikel, in welchem die Dictatur des Generals Prim als eine Nothwendigkeit dargestellt und gradezu verlangt wird.

Der Redacteur des Boletin hat nun an Guerero geschrieben und durch allerhand Redensarten, wie es scheint, ziemlich lahm zu erklären gesucht, warum er diesen Artikel zugelassen hat. Zugleich aber bittet er Guerero, dessen intime Beziehungen zu Prim allgemein bekannt sind, eben diesen Artikel dem General Prim selber vorzulegen.

Das hat nun Guerero gethan. Er hat Prim in einer Fractions-

Sitzung der Majorität aufgesucht, in der eine Erklärung des Artikels 59 der Verfassung (Incompatibilität der Aemter mit dem Abgeordneten-Mandat) berathen wurde.

Prims Antwort ist beinah mehr als energisch ausgefallen: „Sagen Sie dem Subeyre, daß ich keine Zeit habe seine Artikel zu lesen; daß ich keine andere Dictatur will als die eines Königs, und daß unser Candidat immer derselbe ist; der Herzog von Genua!" Glauben Sie denn mit dem durchzubringen? „Ja! seine Candidatur hat die allerbesten Aussichten!" Und damit wendete sich Prim an die Versammlung, verlangte sofort das Wort und erklärte mitten hinein in eine Discussion, der diese Angelegenheit vollkommen fremd war: er habe die besten Aussichten für die Candidatur des Herzogs von Genua, und das Wort des Königs Victor Emanuel dafür, daß der italienische Prinz die Krone nimmt, wenn die Wahl auf ihn fällt.

Da Prim mit solcher Bestimmtheit erklärt, daß er das Wort des Königs dafür habe, und in so officieller Weise, muß es wohl wahr sein. Cerutti freilich sagt, er habe in Beziehung auf die Candidatur des Herzogs von Genua durchaus gar keine Instruction; Menabrea habe dieser Angelegenheit gegen ihn nie mit einem Wort gedacht, und was Cerutti sagt, ist gewiß wahr. Aber die beiden Erklärungen können gar wohl neben einander bestehen. Es ist die Art und Weise Victor Emanuels dergleichen Dinge immerdar hinter dem Rücken seiner Minister durch allerhand untergeordnete Persönlichkeiten und zwar in der Regel durch ziemlich zweideutige Subjecte betreiben zu lassen.

„Subeyre" ist der Redacteur des Boletin. Mir scheint der Artikel und alles Weitere ein in der That nicht einmal sehr fein angelegter Versuch den General Prim auszuforschen, und dessen Antwort beweist zur Genüge, ja schlagend, daß er eben auch nichts Anderes darin gesehen hat.

Auffallend ist es freilich, daß Prim nach wie vor die Candidatur des italienischen Prinzen wenigstens mit dem Schein des Ernstes und der Energie betreibt, obgleich ihm der Artikel der Londoner Times bekannt sein muß, der offenbar von Rapallo herrührt, und in dem die Krone von Spanien Namens der Herzogin von Genua und ihres

Sohnes in bestimmter Weise abgelehnt wird. Auch ein Beweis, daß diese Candidatur dem General Mittel ist, nicht Zweck.

24. November. Abends zu der Gräfin Montijo. Ich finde da Cerutti vor und noch ein paar Andere; nach dem Theater kommt Mme. Nava de Tajo; endlich Guerero, der sämmtliche Telegramme aus Suez mitbringt und vorliest zur großen Freude der Hausfrau, die sehr gern hört, wie ihre Tochter fetirt worden ist.

Die Gräfin klagt aber auch viel über die Angriffe, denen die Kaiserin Eugenie in der französischen Presse ausgesetzt ist.

„On lui dit, ce qu'on peut dire de plus offensant à une femme; on lui dit qu'elle est vieille!“

So habe noch neulich ein Artikel in den Zeitungen gestanden, der besagte, sie, die Gräfin Montijo, habe sich schon 1813 von ihrem Mann scheiden lassen; danach könne man berechnen, wie alt die Kaiserin sei. „Eh bien! l'année treize j'étais une petite fille, en pension à Paris, fauxbourg Poissonière“, und wie sie ihren verstorbenen Gemahl heirathete, hieß er gar nicht Montijo; er hieß Graf von Teba; Montijo wurde er erst nach dem kinderlosen Tode seines älteren Bruders u. s. w.

25. November. Abend bei Prim. Zahlreiche Gesellschaft, es wird getanzt, unter Anderem auch die danzita habanera, ein Tanz, der in den Kreisen der vrais grands d'Espagne streng verpönt ist, weil er in zweideutigen Tanz-Localen hier in Madrid getanzt wird und da ziemlich unanständig geworden ist, was er aber in der That nicht zu sein braucht. Nur bei den Damen, die Creolinnen sind, wird er getanzt, und Mme. Serrano ist eine Creolin, in der Havanna geboren.

Die habanera ist ein dem tropischen Klima angepaßter, sehr langsamer Walzer, eigentlich recht hübsch. Im Spanischen heißen nur die dances graves, Menuett, Fandango u. s. w. danza; die lebhafteren Tänze werden baile genannt, und die habanera scheint als ein Mittelding betrachtet zu werden, da man sie danzita nennt.

Um Mitternacht nach Haus. Zeitungen. Das Manifest der Republikaner von Castelar verfaßt, in welchem sie ihre Rückkehr in die Cortes ankündigen; ganz so frech und so unwahr, wie das frühere.

Sie sprechen wie Leute, die der Regierung einen großen Gefallen thun, indem sie zurückkehren; sie werfen der Regierung alle ihre Unthaten vor, durch die sie das Verbrechen der „lesa revolucion“ begangen habe, erklären von Neuem, daß jeder Spanier das Recht habe sich, auch nachdem die Constitution angenommen ist, für die Republik auszusprechen, und daß die Regierung nicht befugt sei solche „friedliche“ Manifestationen zu hindern (wie in Tarragona); verlangen ausdrücklich von Neuem die republica federal; kündigen an, daß sie die Wahl eines Königs, wenn es zu diesem leidigen Act überhaupt kommen sollte, nur unter der Bedingung zugeben wollen, daß sie durch Plebiscit erfolge; vorher aber werden sie noch einmal die Streichung des Artikels 33 der Verfassung verlangen; sie behalten sich sogar das Recht der bewaffneten Insurrection ziemlich ausdrücklich vor; nur davon, die Regierung in Anklage-Zustand zu versetzen, ist nicht mehr die Rede.

Sie kehren in die Cortes zurück, weil es Pflicht ist die Militair-Dictatur zu bekämpfen. Als solche bezeichnen sie den gegenwärtigen Zustand.

Ich hatte doch etwas mehr Maß erwartet. Man konnte wenigstens glauben, daß die nahe liegende Erinnerung an die beabsichtigte Davon-Lauferei und die Bitte um Verhaftung den Herrn Castelar etwas bescheidener gestimmt hätten.

26. November. Mit Ittersum in das Theater. Da wird ein Lustspiel von Lope de Vega gegeben, das erste das ich sehe, das erste, das ich überhaupt kennen lerne, denn ich habe nie etwas von Lope de Vega gelesen.

„La Nina boba“ sehr hübsch und ergötzlich, wird auch ganz gut gespielt. Wir unterhalten uns vortrefflich.

Wie Viel hat Molière da für die femmes savantes geschöpft, und selbst für die école des femmes. Freilich reicht er nicht an sein Vorbild; auch ist er nicht so harmlos. Lope verspottet nicht seine persönlichen literarischen Gegner wie Molière, der auch ihren Charakter angreift.

27. November. Beim Diner in der Perla erzählen die Herren von den Cortes, von dem Auftreten der Republikaner, die da der Regierung alle die in ihrem Manifest angekündigten Vorwürfe gemacht

haben. Auch haben sie sofort den Antrag gestellt, die Suspension der Grundrechte aufzuheben. General Prim hat diesen Antrag verwerfen lassen, um ihn nach ein paar Tagen selber einzubringen.

Aus den Zeitungen hatte ich schon ersehen, daß die Republikaner mit ihrem Manifest nicht viel Glück gemacht; dies wird im Gegentheil von den Tagesblättern aller Parteien angegriffen; selbst von den unitarischen Republikanern, denen die republica federal nicht gefallen will. Die bitteren Commentare der officiösen Blätter beweisen, daß die Regierung etwas Anderes erwartet hatte.

Am schlagendsten sind die Bemerkungen des „Diario Español", das fragt: wenn es Eure Pflicht ist die Militair-Dictatur in den Cortes zu bekämpfen, dann war es Eure Pflicht da zu bleiben und das wirklich zu thun; warum seid Ihr dann ausgetreten? Das „Diario" beantwortet die Frage gleich selbst: weil Ihr den Sieg des bewaffneten Aufstandes hofftet.

28. November. Hier wird wohl die Königs-Wahl aufgeschoben bleiben, bis die Wahlen der 23 Abgeordneten stattgefunden haben, die in den Cortes gegenwärtig fehlen. Die Regierung hofft, scheint es, mit Hülfe der Neuwahlen eine Majorität zusammen zu bringen, die sich bis jetzt nicht bilden will trotz aller Anstrengungen.

29. November. Diner in der Perla. Lindstrand las uns die Thronrede vor, die Napoleon III. heute in Paris gehalten hat. Der Telegraph hatte sie eben vollständig gebracht.

Es ist eben immerdar darauf abgesehen, daß die liberalen Concessionen in Frankreich mehr Schein als Wesen haben sollen. Die Rede wird nicht befriedigen und nicht versöhnen. Die Ueberzeugung, daß es mit dem Kaiserreich zu Ende geht, wird in Frankreich unberührt bleiben.

1. Dezember. Mit d'Aulnay in das Casino. Er ist nicht grade ein sehr glühender Anhänger des Kaiserreichs. Bezüglich der Thronrede meint er, Emile de Girardin habe Recht; der sagt in seinem Journal, der „Liberté", Alles werde davon abhängen, was für ein Ministerium nun ernannt wird.

Genau angesehen enthält die Thronrede mehr Drohungen als Versprechen. „De l'ordre, j'en reponds. Aidez-moi à sauver la liberté!" Danach hätte die Freiheit bisher unter dem Cäsarismus in

schönster Blüthe gestanden und wäre jetzt durch die Opposition gefährdet.

8. Dezember. Eröffnungstag des Conciliums. Seltsamer Weise denkt eigentlich Niemand daran.

Abends in den königlichen Palast. Zahlreiche Gesellschaft; ziemlich das ganze diplomatische Corps ist da, und natürlich das ganze Ministerium mit Prim an der Spitze. Seine Frau bedeckt mit Juwelen.

Kanitz stellt mich dem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Martos vor. Mit dem spreche ich über die Schönheiten Andalusiens.

10. Dezember. Cerutti sagt mir, daß der Katholicismus in den Vereinigten Staaten einen gewaltigen Aufschwung genommen und eine große Macht gewonnen hat, noch dazu in der Form, die ihm der Jesuiten-Orden gegeben hat. Die dortigen Bisthümer sind ungemein reich und außerdem besitzt der Jesuiten-Orden selbst in den Vereinigten Staaten ein unermeßliches Vermögen. Unter den höheren reicheren Ständen machen sie dort zahlreiche Proselyten, indem sie die kindische Eitelkeit, die aristokratischen Aspirationen der Leute dort benützen. Sie haben die Leute zu überzeugen gewußt, daß die römisch-katholische Kirche vorzugsweise die aristokratische Religion ist, die Religion der echten wahren Aristokratie. Damit gewinnen sie drüben viele Seelen. Es ist schon dahin gekommen, daß die Katholiken dort auf die Andersgläubigen mit Geringschätzung herabsehen als auf Leute, die nicht gentlemen sind, nicht zur guten Gesellschaft gehören. (NB. Was würden unsere Fortschrittsmänner und die Leute, die von der freien Kirche im freien Staat faseln, und die seichten Bewunderer der Vereinigten Staaten wie Gervinus, was würden die sagen, wenn diese so viel verherrlichte Republik der Herrschaft des Jesuiten-Ordens verfiele! Die Möglichkeit ist gegeben! Die Herren würden aber die Thatsache leugnen, und wenn sie noch so klar zu Tage läge.)

Abend in der Oper in Ceruttis Loge. Da finde ich auch Don N. N. Ulloa, ehemals, vor dem Herzog von Rivas, spanischer Gesandter in Florenz. Auch seine Frau war da.

Das Theater aber war sehr leer, in den Logen beinah kein Mensch.

Die gute Gesellschaft kommt nicht, sagte mir Mme. Ulloa: „parce qu'on espère encore“, die Rückkehr der Königin nämlich. „Quant à moi je n'espère plus“, fügte sie sogleich hinzu: „parce que ceux, qui se sont en allé, ne reviennent pas!“ Das sei die Regel, meinte sie.

Gegeben wurde ganz leidlich „Aroldo“, eine ziemlich unbedeutende Oper von Verdi, namentlich war Tamberlick in der Titelrolle gut. Charakteristisch aber, wie der Text zugerichtet ist. In Italien ist Aroldo ein verheiratheter evangelischer Geistlicher, und Niemand nimmt daran Anstoß. Hier kann eine solche Personage nicht auftreten, und Aroldo muß ein Ritter sein, der vom Kreuzzug zurückkehrt und seine Frau untreu findet.

11. Dezember. Zeitungen. Mir scheint, General Prim hat sich gestern in den Cortes etwas unvorsichtig compromittirt. Er hat mit großem Nachdruck erklärt, der Herzog von Genua werde kommen, werde gekrönt werden als König, worüber Castelar gelacht hat.

Nach langer Zeit wieder einmal in die Cortes-Sitzung, weil heute Interpellations-Tag ist, und Castelar die Regierung über den Mißbrauch interpelliren wollte, den sie angeblich von den ihr verliehenen außerordentlichen Befugnissen während der Suspendirung der derechos individuales gemacht hat.

Da sich ein Scandal erwarten ließ, waren denn auch nicht weniger als etwa 120 Deputirte anwesend, und die Diplomaten-Tribüne war gedrängt voll.

Es schien, als wollte die Regierung die Interpellation so lange als möglich verschieben, die Cortes und das Publicum ermüden, ehe es dazu kam.

Der Finanz-Minister hielt grade heute einen sehr langen ermüdenden Vortrag über eine Anleihe, und es entspann sich eine Discussion darüber.

Als endlich der Präsident ankündigte, daß der Sr. Castelar das Wort habe, ging ein langes Ah! durch den Saal, und man setzte sich zurecht wie im Theater, um aufmerksam zuzuhören.

Castelar sprach länger als zwei Stunden, mit gewaltiger Anstrengung der Lungen, trank ungemein viel Zuckerwasser und wischte sich häufig den Schweiß vom kahlen Scheitel. Er spricht gut, Das ist

nicht zu leugnen, das heißt, was die Form anbetrifft. Der Inhalt ist etwas dünn und seicht, und ein ernstes, ein anglo-sächsisches oder deutsches Parlament hätte eine solche Rede wohl kaum geduldet: es würde wohl auch Niemand wagen vor einem ernsten Parlament eine solche Rede zu halten.

Eigentlich hatte er, wie man sagt, leichtes Spiel, denn da er sehr gut wissen konnte, daß ihm von Seiten der Regierung, die ihn und seine Partei unter allen Bedingungen schonen will, Niemand die Wahrheit entgegenhalten werde, daß Niemand von der förmlichen Verschwörung der republikanischen Partei sprechen werde, daß Niemand ihrer Verbindungen mit der association internationale erwähnen werde oder des Geldes, das sie von ihr erhalten hat, konnte er ganz dreist die Kämpfe, zu denen es gekommen ist, als provocirt durch die illegalen Maßregeln der Regierung darstellen.

Natürlich behauptete er denn auch, ganz Spanien sei republikanisch gesinnt, aber beherrscht und unterdrückt durch die Armee, und die Candidatur des Herzogs von Genua als eine unmögliche, absurd erscheinen zu lassen, war dann die am wenigsten schwierige Partie seiner Aufgabe. Er behauptete, daß man Alles improvisiren könne, die Republik, eine Dictatur, Alles, nur nicht eine Monarchie, und bei der Gelegenheit entwarf er dann ein glänzendes Bild von der wahren, echten, auf Traditionen und große Erinnerungen gestützten Monarchie zum großen Entzücken aller Monarchisten im Saal und auf den Tribünen.

Wie von selbst schloß sich die weitere Behauptung an, daß eine neue Dynastie nur durch große Thaten, nicht durch ein Kind gestiftet werden kann. Auch dabei ging es natürlich wieder sehr theatralisch her, er fragte nach dem Sieg bei Lodi des Herzogs von Genua, nach seiner Brücke von Arcole u. s. w.

Der Eindruck, den die Rede machte, war doch am Ende von der Art, daß er den Redner kaum befriedigen konnte. Man hörte aufmerksam zu, aber ungefähr so, wie man einen Improvisator anhört, der Verse vorträgt; es ergaben sich auch Beifallsbezeugungen, aber doch nur mäßig, und was eine politische Bedeutung, einen politischen Einfluß betrifft, so ist die schöne Rede in dieser Beziehung vollkommen nichtig geblieben. Sie hat Niemanden zu einer anderen Ansicht der

letzten Unruhen bestimmt, als er ohnehin schon hatte, und wird Niemanden bewegen, was den Herzog von Genua betrifft, anders zu sprechen und zu stimmen, als er ohnehin vorhatte.

15. Dezember. Zeitungen. Das neue Ministerium in Italien, Sella und Visconti Venosta, scheint mir sehr schwach und wird sich nicht lange halten. Aus dem Consorteria-Geleise kann es natürlich nicht hinaus.

D. José España, den ich am Abend bei Serrano treffe, meint auch, daß das Ministerium Laiga, Visconti-Venosta, Govone überaus schwach ist und eben nur die laufenden Geschäfte besorgen können wird. Gegen ein Ministerium Ratazzi aber und überhaupt der nationalen Partei habe Malaret das sehr entschiedene Veto Frankreichs eingelegt.

17. Dezember. Diner bei de Martino; d'Aulnay sagt mir: Serrano und Prim, beide, haben heute zu dem französischen Gesandten Mercier gesagt: die Candidatur des Herzogs von Genua sei vollständig gescheitert; es sei damit vorbei.

De Martino erzählt darauf, Montpensier habe sehr viel Geld aufgewendet, um diese Candidatur scheitern zu machen; er habe den Master der Schule zu Harrow durch Geld bewogen bei dem Knaben von Genua selbst dahin zu wirken, daß er die Krone ablehne, und wahrscheinlich sei auch Rapallo bestochen.

19. Dezember. Abend bei Prim. Es waren auch seine Kinder im Salon, unter Anderen namentlich sein ältester Sohn „Juanito" oder, wie er bei feierlichen Gelegenheiten in der Zeitung genannt wird, der Visconde de Bruch, ein Knabe von etwa acht oder neun Jahren, aber Leutnant in der spanischen Armee! Er war in der Infanterie-Uniform da, trug aber als Adjutant seines Vaters die goldenen Achselschnüre, die hier zu Lande den Adjutanten bezeichnen, pantalons à fausses bottes, wie alle berittenen Offiziere, und Sporen. Echt republikanisch.

20. Dezember. Prim hatte gestern Ittersum und einige andere Diplomaten, einige spanische Staatsmänner und die Herren Figueras und Castelar zum Diner eingeladen: die beiden Führer der republica federal. Allerdings sind sie beide nicht erschienen. Figueras

ist krank, Castelar ist verreist, um während der Cortes-Vacanzen in den Provinzen zu donnern. Sie erschienen also nicht, weil sie ihrerseits nicht wollten; sie sind nun schon wieder in der Lage de faire les difficiles; sie lassen sich aufsuchen und werden aufgesucht von den Herren des Landes.

Prim ist immer bemüht gewesen sich die Verbindung mit den Republikanern offen zu erhalten, und jetzt, wo die Candidatur des Herzogs von Genua definitiv gescheitert scheint, thut er das natürlich mehr als je. Er läßt sich darin auch dadurch nicht stören, daß Castelar am vergangenen Sonnabend, 18., wieder eine überaus insolente Rede gehalten, der gegenwärtigen Regierung die wüthendsten Vorwürfe gemacht, sie nicht nur der Thorheit, sondern gradezu zahlreicher Vergehen und Verbrechen beschuldigt hat.

Prim hatte Nichts dagegen, daß der Minister Figuerola auf alle diese Unverschämtheiten sehr nachdrücklich und derb antwortete, er selber aber zeigte sich in seiner eigenen Antwort sehr gemäßigt, nannte den donnernden Republikaner: „mi amigo Castelar“, sprach sich in Beziehung auf den Herzog von Genua sehr unsicher aus und meinte, die Republik sei für jetzt in Spanien unmöglich, weil die große Mehrheit der Nation monarchisch gesinnt sei; in einigen Jahren freilich könnte sie möglich werden.

Cerutti wollte mich überzeugen, daß Napoleon III. es sehr redlich mit Preußen meine und Nichts sehnlicher wünsche als die Einheit Deutschlands; aber er könne nicht auftreten, wie er wolle, weil ganz Frankreich gegen die Einigung Deutschlands sei.

Als Beweis für die Gesinnung Napoleons führte Cerutti den Allianz-Traktat zwischen Italien und Preußen 1866 an, „il l'a lu et approuvé!“

Daß La Marmora, damals Premier-Minister und immerdar von Frankreich abhängig, das Bündniß mit Preußen nicht eher geschlossen hat, als bis er die förmliche Erlaubniß Napoleons dazu erhalten hatte, Das wissen wir in Preußen. Aber es war für mich von Werth, das ausdrückliche Zeugniß Ceruttis dafür zu haben. Er war damals Unter-Staats-Secretair.

22. Dezember. Bauer giebt zu, daß General Prim gegenwärtig

die eigentlich wichtige Person in Spanien ist. „Serrano ne sera quelque chose, que quand il sera de nouveau conspirateur; mais tant qu'il est régent, il ne peut pas conspirer; il ne peut pas conspirer contre lui-même!“

30. Dezember. Saurma erzählte von der Jagd, wo er zwei Hirsche geschossen hat und den ersten Tag zum Jagdkönig proclamirt worden ist.

Von Politik ist vermöge eines stillschweigenden Uebereinkommens während der acht Tage unter den Jagdgenossen gar nicht die Rede gewesen. Eines Morgens, während Prim und Saurma, als die ersten auf dem Platz, im Garten des Schlosses auf die übrigen Jagdgenossen warteten, erschien eine Deputation aus den Gebirgsorten vor Prim, um ihm die Wünsche der Bevölkerung vorzutragen und ihn einigermaßen zu interpelliren.

Die Leute sprachen das Verlangen nach einer definitiven Organisation des Reichs aus, den Wunsch einen König erwählt zu sehen, und fragten ob das Interimisticum noch lange dauern werde.

Prim antwortete sehr ausführlich, forderte sie auf, Geduld zu haben und Vertrauen; er werde ihnen binnen Kurzem einen König in das Land bringen, einen fremden Prinzen allerdings, Das sei nothwendig, aber einen jungen Prinzen, der seine Erziehung in Spanien vollenden werde, die Sitten, die Denkweise des Landes annehmen, zum Spanier werden könne. Kurz, ohne ihn zu nennen, bezeichnete er so deutlich wie möglich den Herzog von Genua. Uebrigens warnte er vor den Republikanern und vor den Carlisten; man möge sich weder von den Einen noch von den Anderen verleiten lassen. Jene brächten die Anarchie, diese die Reaction u. s. w. NB. Das, nachdem Prim selbst schon vor acht Tagen dem französischen Gesandten gesagt hat, die Candidatur des Herzogs von Genua müsse als gescheitert betrachtet werden. Wozu soll diese Komödie?

Ich sehe nur eine Möglichkeit sie zu erklären, die aber liegt sehr nahe. Man will auf diese Weise die Situation maskiren, man will das Geständniß vermeiden, daß man vor der Hand gar keinen Candidaten hat und rathlos vor der allernächsten Zukunft steht. Die Solution, die man vielleicht im Stillen im Auge hat, eine Dictatur

Prims, darf ja Prim nicht aussprechen. Das Geständniß würde demnach einen Zustand offenbaren, der sich wie absolute Rathlosigkeit ausnehmen müßte. Wenn das Land Nichts vor sich sähe als solche Leere, das könnte den Föderal-Republikanern nur sehr zu statten kommen.

Die regierenden Herren, Prim, Serrano u. s. w. halten zwar die Republikaner für sehr mächtig, für sehr gefährlich, aber sie hoffen dennoch ihrer Herr zu werden oder zu bleiben.

Um 10 Uhr zu der Regentin, Herzogin Serrano.

Karnicki fragt mich nach dem Flugblatt gegen Prim, das kürzlich erschienen ist, und bittet mich darum. Er spricht die Vermuthung aus, daß wohl der Marquis von Campo Sagrado, der Schwiegersohn der Königin Marie Christine, der Verfasser sein könnte: Das ist mir sehr wahrscheinlich. Campo Sagrado ist betheiligt bei allen Manövern der Isabellinos. Jetzt ist er eben einige Tage über hier in Madrid gewesen und eben in dem Augenblick, wo das Flugblatt in Umlauf gesetzt wurde, wieder verschwunden.

Karnicki erwähnte auch, daß D. Salustiano Olozaga aus Paris hier angekommen ist, und äußerte eine gewisse Neugierde in Beziehung darauf, was Der hier will, und was er bewirken wird.

Mir scheint, was er hier will oder vielmehr soll, dieser Olozaga, Das ist sehr leicht zu errathen. Er ist offenbar von Napoleon veranlaßt herzukommen, um hier einen moralischen Druck zu üben und ein Definitivum, die Wahl eines Königs, herbeizuführen. Denn daß dem französischen Kaiser das verlängerte Interimisticum hier in Spanien sehr unangenehm ist, weil es mit einer gewissen Unvermeidlichkeit in die Republik auszugehen droht, daran ist nicht zu zweifeln. Weiß er doch so gut wie unser Einer, daß die europäische Revolution Alles daran setzt zunächst hier die Proclamation der Republik herbeizuführen, um dann von hier aus weiter zu operiren, zuerst auf Frankreich.

31. Dezember. Mit den Finanzen Spaniens geht es schlecht. Die Zahlung des am 1. Januar fälligen Zins-Coupons der Staatsschuld hat auf den 15. März verschoben werden müssen. (NB. Ich glaube, das bezieht sich nur auf die innere Schuld. Den Coupon der auswärtigen wird man wohl pünktlich in Paris bezahlen.)

1870.

1. Ausgleichungsversuch zwischen Unionisten und Progressisten. Abermalige Veränderungen im Ministerium. Tod Victor Noir's.

2. Januar. D'Aulnay, der in meiner Nähe wohnt, kommt nach Tisch mit mir in meine Wohnung. Ich erfahre mancherlei Interessantes von ihm.

Serrano hat es gar kein Hehl, daß sein Thron-Candidat der Herzog von Montpensier ist, nach wie vor. Er hat es noch neuerdings gegen den französischen Gesandten Mercier ausgesprochen, dem es doch eigentlich nicht angenehm sein kann das nach Paris zu berichten. Auch müßte sich Serrano doch wohl sagen, daß er damit nicht eigentlich die Sympathien des Kaisers der Franzosen und aller Napoleoniden gewinnen kann.

Ferner erklärt Serrano gegen Mercier, daß er seine gegenwärtige Stellung und deren Nullität vollkommen überdrüssig ist. Er will sie aufgeben und sich zurückziehen. (NB. In die Stille des Privatlebens? Schwerlich! Wohl nur in eine Stellung, die ihm gestattet zu conspiriren und irgend ein neues pronunciamento vorzubereiten.) Nur ein coup d'état, der ihn mit den Befugnissen eines wirklichen Regenten ausrüste, könne ihn bewegen an der Spitze der Regierung zu bleiben. Man müßte die Cortes, die gegenwärtigen Constituyentes nämlich, auflösen und die gewöhnlichen regelmäßigen Cortes einberufen; vermöge des Drucks, den die Regierung auf die Neuwahlen üben könne, würde aus diesen dann eine Kammer hervorgehen, mit der sich regieren lasse.

NB. Die gegenwärtigen Cortes Constituyentes aufzulösen und nach Haus zu schicken, dazu gehört allerdings ein Staatsstreich vom

reinsten Wasser; d. h. eine Vernichtung des formellen Rechts durch die Mittel der einfachen rohen Gewalt.

Die Unionisten sind es also, die sich mit dem Gedanken an einen Staatsstreich beschäftigen, und Das läßt sich wohl erklären. Sie wissen, daß sie die schwächste der drei revolutionären Parteien sind, daß Radicale und Republikaner sich jeden Augenblick gegen sie verbünden können, daß sie auf legalen Wegen, durch Wahlen und Abstimmungen, nie zu ihren Zielen gelangen können.

So wird die ihren Grundsätzen nach gemäßigtste, die am meisten conservative der drei Parteien, die zusammen die September-Revolution gemacht haben, durch die Umstände vorzugsweise dahin geführt wieder an die Gewalt zu appelliren!

Ich traue dem guten Serrano ein für allemal nicht viel Initiative zu und bin daher überzeugt, daß ihm diese Gedanken von den Parteigenossen eingeflößt sind, daß er von ihnen aufgestachelt wird und Werkzeug in ihren Händen ist.

Uebrigens würde es mit dem Staatsstreich der Unionisten auch wohl nicht so glatt und ohne Anstoß gehen, wie die Leute sich zu denken scheinen. Man würde da jedenfalls in einer oder anderer Weise mit den Republikanern abzurechnen haben. Entweder sie erheben sich in Waffen, und dann giebt es ernste Kämpfe. Bleibt die unionistische Regierung in diesen Sieger, wie das allerdings sehr wahrscheinlich ist, dann kann sie auch wohl die Wahlen lenken wie sie will: aber der Kampf muß erst bestanden werden. Greifen die Republikaner aber nicht zu den Waffen, dann möchten die Wahlen wohl nicht so befriedigend ausfallen, wie die Regierung hofft, trotz alles Drucks, den sie üben kann, denn die Moderados, Isabellinos und Carlisten werden sich jeder Theilnahme an den Wahlen enthalten, die Republikaner aber gewiß nicht.

Mitten in dieses Wirrsal hinein ist nun Don Salustiano Olozaga aus Paris hergekommen. Er will seiner eigenen Erklärung nach dem offenen Kriege, der zwischen Unionisten und Progressisten auszubrechen droht, vorbeugen und die frühere Verbrüderung beider wieder herstellen.

Es wäre sehr möglich, daß ihn Napoleon hergesendet hat.

D'Aulnay wundert sich über Prims anscheinend passive Haltung

in diesem Getreibe, fragt, ob ich ihn näher kenne? Ob denn der Mann keinen Ehrgeiz habe? Was ich von Prim denke?

Ich: „Prim est très difficile à juger.“ Serrano ist leicht zu ergründen; es bedarf keines großen Scharfsinnes dazu; Prim nicht.

D'Aulnay: Viele Menschen glauben, dem General Prim sei nur darum zu thun ein großes Vermögen zusammen zu rauben, nur so lange an der Spitze zu bleiben, bis ihm Das gelungen ist; alles Uebrige sei ihm gleichgültig.

Ich: „Quand un homme est aussi difficile à juger que Prim, je me garde toujours de l'estimer trop bas.“

(NB. Sie werden schon inne werden, daß Prims Ehrgeiz weiter reicht.)

Um zehn Uhr fahren wir Beide zur Gräfin Montijo. Viele Leute. Es wird getanzt.

Nava de Tajo sagt mir, man sei en pleine crise ministérielle. (NB. Die hat Olozaga bewirkt, um wieder ein Coalitions-Ministerium herzustellen.)

Welche Minister treten aus?

Das sei noch nicht definitiv entschieden; er wisse es nicht. Etwas naiv fügte er hinzu: „Prim reste!“

Nava de Tajos Bruder klagt über die gegenwärtigen Zustände, sagt, daß die Candidatur Genuas vollständig gescheitert, die Nachricht von diesem Mißlingen nunmehr officiell ist, klagt über die Minister-Krisis, die Olozaga herbeigeführt habe, und darüber, daß nun Alles mehr als jemals ungewiß und unberechenbar geworden ist.

Ich frage: Olozaga macht die Minister-Krisis, aber: ist er von freien Stücken aus eigenem Antrieb hergekommen, oder ist er hergesendet?

Antwort: Er ist hergesendet! (NB. Von wem, braucht nicht gesagt zu werden. Olozaga predigt Eintracht der Unionisten und Progressisten, damit nicht jene als Sieger den Herzog von Montpensier auf den Thron setzen, oder diese sich den Republikanern in die Arme werfen, was Beides in Paris nicht erwünscht sein könnte.)

Zu Haus Zeitungen. Da finde ich, daß Olozaga außer der Versöhnung aller liberalen Parteien auch noch die Verlängerung des

gegenwärtigen Zustands, der „interimidad", ins Unbestimmte hinaus predigt. Das glaube ich wohl! Nur keine definitive Lösung der schwebenden Fragen! Die kann man in Paris nicht wünschen. Provisorium je schlechter, desto besser, bis es Zeit sein wird in Folge allgemeiner Erschöpfung und Ermüdung den Prinzen von Asturien auf den Thron zu setzen.

Ich hatte heute ein längeres Gespräch mit Mercier über die Erziehung in Frankreich, mit der er unzufrieden ist. Er tadelt, daß sie ganz dem Staat überlassen ist, daß alle Knaben in Collèges, Lycés u. s. w. abgegeben werden. Alle diese Anstalten seien halb Kloster, halb Kaserne.

Aber, meint Mercier, dem' Uebel sei schwer abzuhelfen; die Familien wollen es nicht anders; die Familien erwarten mit Ungeduld den Augenblick, wo sie ihre Kinder los werden können, indem sie sie in irgend eine öffentliche Anstalt abgeben. (NB. Die Mädchen in ein Kloster; Madame leur mère will eben in der angenehmen Beschäftigung mit sich selbst und ihren Anbetern nicht gestört sein.)

5. Januar. Saurma getroffen. Wir begegnen in der Calle de Alcala den großen Don Salustiano Olozaga, der jetzt eine nur allzu wichtige Person geworden ist. Ich erkenne ihn nach seinen Photographien, die ich an Schaufenstern gesehen habe. Er sieht gescheidt aus, mehr als irgend ein Spanier, der mir noch vorgekommen ist.

Diner in der Perla. Lindstrand sagt mir, daß das Coalitions-Ministerium, das Olozaga einführen soll und will, bisher noch nicht zu Stande gekommen ist, die Unionisten weigern sich einzutreten. Das glaube ich wohl; die Bedingung, die ihnen gestellt wird, die Concession, die sie machen sollen, ist, sie sollen die Candidatur des Herzogs von Montpensier fallen lassen.

Den Herzog von Montpensier zu beseitigen, die Unionisten in einem Coalitions-Ministerium an die Kette zu legen: dazu hat ja Napoleon seinen Olozaga hergesendet.

6. Januar. Saurma erzählt mir, daß es in diesen Tagen zwischen Prim und Serrano zu sehr heftigen Scenen gekommen ist. Prim hat den Regenten aber doch wieder zu

beschwichtigen gewußt. Es ist ganz natürlich, daß Serrano, nicht Prim, an einen Staatsstreich denkt, denn Er ist es, der den gegenwärtigen Zustand verändert haben und dabei etwas gewinnen will. Mit einem Regenten, der wirkliche Befugnisse hätte, wäre aber dem General Prim ganz gewiß nicht gedient. Er wird sich widersetzen. Kommt es zum Kampf, so wird zunächst Prim, nicht Serrano von Frankreich unterstützt, davon bin ich überzeugt.

8. Januar. Zeitungen. Das neue Ministerium soll gebildet sein. Ribero tritt ein, Topete kehrt zurück. Eine wunderbare Combination, die gar Nichts bewirken kann als den Stillstand. Es ist eben gar Nichts festgestellt, als daß die Wahl eines Königs verschoben bleiben soll bis auf bessere Zeiten. Es wird vorläufig gar kein Candidat genannt. Das ist keine Lösung; es ist das grade Gegentheil!

9. Januar. Dr. Brehm bei mir.

Erzählt: Das ganze Treiben der Unionisten in der gegenwärtigen Krisis geht darauf hinaus Prim zu stürzen. (NB. Das ist jedenfalls nicht der Auftrag, den D. Salustiano Olozaga in Paris erhalten hat.)

Er höre, daß zwischen Prim und den Republikanern unterhandelt wird.

Ergeht sich in einer Schilderung der Unionisten, die er als böse Intriganten darstellt.

Später besucht mich Lindstrand. Der hat auch vernommen, daß es in der gegenwärtigen Krisis darauf abgesehen sei Prim zu beseitigen, wundert sich über Riberos Eintritt in das Ministerium, findet es sehr wahrscheinlich, daß Montpensier ihn durch Geld gewonnen habe, um so mehr da es Personen gebe, die bestimmt versicherten, daß Montpensier in diesen Tagen incognito hier in Madrid gewesen sei.

(NB. Als ich neulich mit d'Aulnay aus der Perla nach Haus wanderte, es muß am 2. Januar gewesen sein, sagte er mir: „Le Duc de Montpensier est ici!“ Er ist also gleichzeitig mit Olozaga hier eingetroffen und hat das praevenire gespielt; hat seine Maßregeln getroffen, um der Krisis, die Olozagas Ankunft hervorrufen mußte, eine seinen Sonderzwecken entsprechende Wendung zu geben.

Offenbar ist er von Paris aus von befreundeter Hand von Olozagas Sendung und deren Zweck unterrichtet worden, und es mag zum Theil sein Werk sein, daß Olozaga nicht Herr der Bewegung geblieben, daß sie ihm über den Kopf gewachsen ist und eine Richtung nimmt, die ihm und dem Tuilerien-Hof nicht erwünscht sein kann.)

Lindstrand: Wohlunterrichtete Spanier sagen, les Cortes ne peuvent plus faire un Roi; sie sind zu sehr verbraucht und discreditirt, um Das zu können.

Nur die Armeė kann einen König auf den Thron erheben. In der Armee aber gewinne die Candidatur des Prinzen von Asturien viel Boden. Uebrigens sähen die verständigen Spanier ihr Land als ein verlorenes an.

12. Januar. Zeitungen. Castelar will einen Gesetz=Entwurf einbringen, dem zu Folge die Bourbonen und alle Nebenlinien des Hauses vom spanischen Thron ausgeschlossen erklärt werden sollen. Mir scheint das ein Beweis, daß die Republikaner eine Ahnung von den neuesten Beziehungen Riberos zu dem Herzog von Montpensier haben und den neuen Minister zwingen wollen sich darüber auszusprechen. Das wird er schon zu vermeiden wissen.

13. Januar. Gegen zwei Uhr fahre ich in das Museo nacional.

Daß diese Sammlung in gewisser Hinsicht die reichste in Europa, die reichste der Welt ist, Das liegt in der Natur der Verhältnisse, aus denen sie hervorgegangen ist. Spanien war zur Zeit der großen Kunstepoche am Schluß des Mittelalters die vorherrschende Weltmacht, und die Länder, in denen vorzugsweise die Kunst zu hoher Blüthe gelangte, Italien und die Niederlande, waren von Spanien abhängig. Natürlich genug, daß die Kunst jener großen Zeit der Krone Spanien mehr als jeder anderen dienstbar wurde.

Von Velasquez eins seiner köstlichsten Bilder, los borachos, die Trinker. Die humoristische Seite fehlt so wenig in der bildenden Kunst wie in der Literatur dieses im Ganzen gravitätischen Volks der Spanier; sie ist vielmehr hier wie dort sehr reich. Was für ein auserlesenes Lumpengesindel ist hier beisammen, mit welchem Humor ist es behandelt, und wie unübertrefflich ist die Ausführung, die Technik! Namentlich ist dies dann auch wieder ein Bild, in dem sich

besonders in der Behandlung der Schatten recht deutlich zeigt, daß die spanische Kunst des siebzehnten Jahrhunderts auf Carravaggios Schultern ruht.

Eins der reizendsten Bilder, die es auf der Welt giebt, ist ein Murillo, der Knabe Jesus, der dem Knaben Johannes in einer Muschel zu trinken giebt. Die Grazie der Natur.

Merkwürdig war mir auch ein Bildniß der Königin von England, the bloody Mary, von Antonio Moro. Es ist sehr naturtreu und ähnlich, Das sieht man. Beschränktheit und Tücke!

Zu Haus; Zeitungen. Ermordung Victor Noir's durch Pierre Buonaparte. Das ist ein für die Napoleoniden-Dynastie gar sehr unheilvolles Ereigniß, es mag sich nun weiter ergeben, was will und was kann.

An dem Victor Noir, der sich kaum dreizehn Jahr alt mit seinen Eltern entzweit hat und dann vom Straßenjungen unmittelbar zum Journalisten, zum Weltrichter und Weltverbesserer avancirt ist, an dem ist schwerlich Viel verloren, aber der Fall des Prinzen ist juristisch ein sehr schlechter, selbst nach seiner eigenen Darstellung.

Für die Dynastie wird aber der Fall noch dadurch ein um so schlimmerer, daß Rochefort nun einen wüthenden Artikel geschrieben hat, für den er nothwendiger Weise gerichtlich verfolgt und bestraft werden muß, der gar nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann.

Sollte Rochefort verurtheilt, der Prinz aber frei gesprochen werden, dann könnte die Sache eine sehr ernste Wendung nehmen, darüber darf sich Napoleon nicht täuschen! Es steht gar Viel auf dem Spiel.

Ittersum bei mir. Für den ist das ganze Geschlecht der Buonaparte ein Gegenstand des leidenschaftlichsten Hasses, und da bedauert er unter Anderem, daß es nicht bei dem Begräbniß des Victor Noir zu einem Kampf zwischen Volk und Truppen gekommen ist. Als ob Napoleon III. dadurch hätte gestürzt werden können! Im Gegentheil die Truppen wären mit leichter Mühe Sieger geblieben und der Kaiserthron neu befestigt!

Es wird hier jetzt seit vier Tagen ein Blatt „Correspondencia

de Paris" verkauft, das umständlichere Nachrichten über die dortigen Ereignisse bringt als die hiesigen Zeitungen. Das habe ich mir bringen lassen.

Offenbar ist Rochefort ein zum Mindesten halb verrücktes Subjekt. Er bildet sich wirklich ein, er könne auf diese Veranlassung hin eine Revolution herbeiführen, er eigentlich ganz allein, in einem Augenblick, wo eben ein liberales Ministerium eingetreten ist, ein Umschwung im liberalen Sinn stattgefunden hat, die politischen Parteien wenigstens abwarten wollen, was sich weiter daraus ergiebt, der Philister nach Ruhe und Frieden verlangt, die parlamentarische Volksvertretung in weit überwiegender Majorität auf Seiten der Regierung steht und die Armee durchaus zuverlässig ist, nicht gebrochen durch eine Niederlage im Kampf gegen einen auswärtigen Feind! Das ist eine Verblendung, die an Wahnsinn streift.

Dennoch ist diese Begebenheit ein gewaltiger Ruck weiter, der zum Sturz des Kaiserreichs führt. Seltsam! Napoleon hat den Arbeiter-Stand verwöhnt, er hat die Interessen Frankreichs in weitem Umfang dem Arbeiter-Stande aufgeopfert, ganz Frankreich diesem Stande steuerbar gemacht und dennoch ist es grade der Arbeiter-Stand, der sich gegen ihn erhebt.

Die Socialisten versprechen eben noch mehr als der Kaiser gewährt. Die durchaus passive persönliche Haltung Napoleons in den gegenwärtigen Wirren beweist, daß er sich alt fühlt und gebrochen. Vor zehn Jahren, vor fünfen, wäre das wohl anders gewesen.

Von meinem Diener Enrique erfahre ich, daß die hiesigen Republikaner, sofern sie den unteren Volksschichten angehören, sehr bestimmt die sofortige Proclamirung der Republik in Paris erwarten.

Geschähe wirklich dort so etwas, dann würden wir auch hier wunderbare Dinge erleben.

Zeitungen. Die Minister-Krisis in Oestreich ist wieder ausgebrochen; es wird hier nicht viel anders gehen. Das Jahr 1870 verspricht überhaupt interessant zu werden.

16. Januar. Saurma besucht, der mir erzählt, daß die Dinge in Paris eine überaus ernste Wendung nehmen. Die beiden Secretaire der französischen Gesandtschaft, Latour-Maubourg und d'Aulnay,

haben dessen seltsamer Weise gar kein Hehl, daß es nach ihrer Meinung mit dem Kaiserreich ziemlich zu Ende und eine Katastrophe nahe ist.

Zeitungen. Arbeit-Einstellung in Creusot; soll durch Agenten von Genf aus herbeigeführt sein.

Das ist wahr, davon bin ich überzeugt. Denn ohne Zweifel glaubt man in Genf den entscheidenden Augenblick gekommen, will das Eisen schmieden, weil es warm ist, und bietet Alles auf, die ersehnte Revolution herbeizuführen.

---

2. Verschärfte Gegenstellung Serranos gegen Prim. Steigende Chancen des Herzogs von Montpensier.

17. Januar. Ruiz Zorilla ist heute zum Präsidenten der Cortes erwählt, wie zu erwarten stand. Doch haben die Unionisten gegen ihn gestimmt. Ich ersehe aus einigen Zeitungs-Artikeln, daß der Plan der Unionisten wohl sein könnte Ribero zum Minister-Präsidenten zu machen, wenn es ihnen erst gelungen sein wird Prim zu verdrängen.

Darauf sind jetzt ganz offenbar alle Intriguen der Unionisten und Montpensieristen gerichtet.

22. Januar. Serrano spricht davon abzudanken. Ich glaube, wenn er nicht auf parlamentarischem Wege dahin gelangen kann die vollen Machtbefugnisse eines Regenten zu erhalten, Prim zu verdrängen und Ribero zum Minister-Präsidenten zu machen, dankt er wirklich ab, um conspiriren, ein pronunciamento hervorrufen und vermöge der Armee einen Coup d'état bewirken zu können.

23. Januar. Am Abend zu Bauer. Er sagt mir, daß die Situation immer schwieriger, immer verfahrener wird. Serrano hat zu Anfang dieses Monats zu ihm gesagt: diesen ganzen Monat Januar wolle er seinen Ministern noch gewähren, diese Zeit wolle er ihnen noch lassen, ihm eine annehmbare Solution vorzuschlagen; geschieht Das bis dahin nicht, dann legt

er sein Amt nieder, da er nicht ermächtigt ist die Minister zu entlassen. Er soll das Alles mit eigenthümlicher Ironie gesagt haben.

Bauer: Die Nachwahlen, die in diesem Augenblick stattfinden, gestalten sich in ganz Spanien zu einer Niederlage der Regierung. Welch eine Niederlage für die Regierung, wenn Montpensier zum Deputirten gewählt würde! Und wenn in Madrid D. José Guisasola gewählt würde, der wüthende Republikaner, der erklärt hat, wenn man nicht 100 000 Köpfe abschlage, sei keine Regierung in Spanien möglich. (NB. Ein schwacher Nachahmer Marats.)

Zu Prim; zahlreiche Gesellschaft und eine bedeutende Anzahl höherer Offiziere; Das ist in diesem Augenblick wichtig!

Serrano und Prim, die so nahe daran sind einander die Hälse zu brechen, spielten übrigens beide ganz vortrefflich die intimste herzlichste Freundschaft, und auch ihre Frauen saßen den größten Theil des Abends in der größten Herzlichkeit beisammen.

26. Januar. Zeitungen. Die Wahlen sind noch nicht ganz beendigt. Montpensier ist noch nicht gewählt, die Majorität gegen ihn hat sogar zugenommen.

Die Epoca betrachtet seine Wahl als gescheitert, aber wodurch gescheitert? Abgesehen von den Anstrengungen, welche die Behörden gemacht haben, durch einen zufälligen Umstand. Es fehlen die Wahlergebnisse aus einer großen Menge Ortschaften im Gebirge. Diese Ortschaften bestehen meist aus einzeln liegenden Höfen, und man vermuthet, daß der tiefe Schnee, der jetzt grade alle Communicationen in den Bergen hemmt, die Bewohner dieser Höfe verhindert haben wird ihr Stimmrecht zu brauchen.

29. Januar. Heute früh war Alles weiß von Schnee. Zwar thaute es im Laufe des Tages, und ein feiner Regen half den Schnee vernichten, aber das Ausgehen war bedenklich, denn bis zu Dachrinnen hat es die spanische Civilisation selbst unter der Herrschaft der Progressisten noch nicht gebracht; man ist noch bei den Dachtraufen stehen geblieben, die das Wasser vereinigen, das von den Dächern herabfließt, und es in gesammelten Sturzbächen herabsenden. Dennoch ging ich aus und besuchte Saurma und Kanitz. Für morgen war eine

große Revue der Truppen angekündigt, die in und um Madrid versammelt sind; man flüsterte allerhand, man erwartete Wunder von dieser Revue, nichts Geringeres als einen sehr unbestimmt gedachten Staatsstreich. Es giebt Leute, die da glauben, Don Antonio (Montpensier) werde bei dieser Gelegenheit zum König ausgerufen werden.

Mir ist Das nur ein Beweis, wie wenig Urtheil die Leute haben, und mit welcher Leichtigkeit sie das Abenteuerlichste glauben. Freilich kann die gegenwärtige Lage wohl nur durch einen Gewaltstreich geändert werden. Aber so weit sind wir noch nicht, dazu ist die Situation noch nicht reif. Dazu müßte einer von beiden, Serrano oder Prim, den anderen verdrängt haben, müßte unbedingt Herr geworden sein, und Das ist bis jetzt noch nicht geschehen. Für jetzt ist noch immer Prim weit überwiegend Herr der Situation, und Der proclamirt den Herzog von Montpensier gewiß nicht.

Abend zu Haus; da las ich mit unendlichem Genuß den „Ingenioso hidalgo D. Quixote de la Mancha“ im Spanischen. Ich hatte den Don Quixote nur in Florians französischer und besonders in Tiecks deutscher Uebersetzung gelesen. Welch ein Unterschied zwischen Original und Uebersetzung! Diese Grazie des Vortrags kann keine Uebersetzung wiedergeben! In der deutschen Uebersetzung scheint die Darstellung mitunter, ja nicht selten breit und schleppend: mit welcher eleganten Raschheit schreitet die Erzählung vorwärts! Ich las mit dem größten Genuß, obgleich mir der Gang der Begebenheiten von Schritt zu Schritt vollkommen gegenwärtig ist.

2. Februar. Zeitungen. Der schlecht übertünchte Bruch zwischen Unionisten und Progressisten ist wieder da; er kommt wieder zum Vorschein bei derselben Veranlassung, die ihn schon früher unheilbar zu machen drohte: die Discussion des Budgets des Klerus bringt ihn wieder zu Tage. Es scheint, daß der neue Justiz-Minister, Montero Rios, in seinen Ideen sogar noch weiter geht als Ruiz Zorilla, der doch weichen mußte, damit wenigstens der Schein der Einigkeit zwischen Unionisten und Progressisten gerettet werden könnte.

Mit der unmittelbarsten Gefahr aber scheint ein andrer Umstand zu drohen. Nämlich die Armee nimmt es sehr übel, daß ihr gleich den Civil-Beamten ein Zehntheil ihres Gehalts abgezogen worden soll.

Diese Art von Unzufriedenheit könnte am Allerersten ein pronunciamento herbeiführen.

7. Februar. Es scheint doch wieder eine Thron-Candidatur projectirt zu sein. Da ich gegen Ulloa mein Bedauern aussprach, daß seine Bemühungen zu Nichts geführt haben, antwortete er, so unbedingt seien sie nicht gescheitert „et qui sait! qui sait!“

8. Februar. Im Casino mit d'Aulnay dinirt. Er sagt mir: der Thron-Candidat, den man dieser Tage über im Auge gehabt hat, ist der Herzog von Alençon, zweiter Sohn des Herzogs von Nemours. (Bruder des künftigen Kaisers von Brasilien, durch seine Heirath mit der bayrischen Prinzessin Schwager des Kaisers von Oestreich, 26 Jahre alt.)

NB. Daß man sich in der That wieder scheinbar ernsthaft mit irgend einem Candidaten beschäftigt, darüber lassen Ulloas Worte keinen Zweifel.

10. Februar. Zeitungen. Da Castelar, wie alle Republikaner, die Armee abgeschafft haben will, hat ihm Prim gestern in den Cortes gesagt: er seinerseits wolle die Armee in gutem Stande erhalten, weil er wisse, daß man sie nächstens wieder gegen die Republikaner brauchen werde.

11. Februar. Während Prim dem Castelar eine solche Antwort giebt, erklärt Ribero den Cortes: die Regierung wisse sehr wohl, daß die Carlisten conspiriren und einen neuen bewaffneten Aufstand vorhaben; sie habe alle Fäden der Intrigue in Händen, könne ihr aber nicht zuvorkommen, weil sie die Verfassung achten müsse.

Die Carlisten von einer Seite, die Republikaner von der Anderen, das verspricht angenehme, anmuthige Ereignisse hier in Spanien, und sowie nur die bessere Jahreszeit eintritt, werden sie wohl nicht auf sich warten lassen. Die finanziellen Zustände dahier sind mehr als eigenthümlich. Die Municipien sind ganz auf dem Trockenen und wissen nicht, womit sie die allernothwendigsten Ausgaben bestreiten sollen. In diese sehr unbequeme Lage versetzt, haben schon viele Ayuntamientos in Masse ihre Entlassungen eingereicht und dabei öffentlich in den Zeitungen bekannt gemacht, daß sie es thun, weil sie unter diesen Bedingungen nicht weiter zu verwalten wissen. Das

Ayuntamiento zu Valladolid hat außerdem einen Aufruf an die allgemeine Wohlthätigkeit erlassen, um die Gefangenen in den Gefängnissen und die Kranken in den Hospitälern ernähren zu können.

Einige Zeitungen bringen die Nachricht, General Caballero de Rodas habe aus Gesundheits-Rücksichten seine Entlassung als General-Capitain von Cuba eingereicht. Die Regierungs-Organe widersprechen mit größter Energie. Ich bin neugierig zu sehen, wer Recht hat, und was geschieht. Kommt Caballero de Rodas zurück, so ist es gewiß und wahrhaftig nicht aus Gesundheits-Rücksichten, sondern um sich an die Spitze eines pronunciamentos zu stellen.

Er ist wohl überhaupt nur in der Hoffnung nach Cuba gegangen, durch einen raschen und glänzenden Sieg den Ruhm, das Ansehen zu gewinnen, die ihn hier in Spanien zu einer Hauptperson machen könnten. Und in der That, wäre es ihm wirklich gelungen die Insurrection rasch nieder zu werfen, dann könnte er Herr der Situation werden.

13. Februar. Montpensier ist seit heute früh hier in Madrid. Angeblich auf der Durchreise nach den Bädern von Alhama. Die Zeitungen wundern sich, daß er hergekommen ist zu einer Zeit, wo er Serrano nicht hier trifft. Der ist für einige Tage auf seine Güter in Andalusien gegangen.

Daß er abwesend ist, während Montpensier hier eintrifft, ist wohl verabredet. Dieser will es vermeiden den Regenten noch weiter zu compromittiren, läßt ihn scheinbar aus dem Spiel und sucht sich in seiner Abwesenheit mit Prim zu verständigen. Denn mit Prim hat Montpensier heute eine lange Unterredung gehabt.

Der eigentliche Grund, warum er hergekommen ist, möchte wohl in der Candidatur des Herzogs von Alencon zu suchen sein. Grade wie er zu Olozagas Zeit herkam, ist er auch jetzt wieder da, um seine Gegenmaßregeln zu treffen.

Dr. Brehm bei mir. Erzählt eine Aeußerung der Gräfin Reus. Die gegenwärtigen Zustände flößen ihr keine große Zuversicht ein; ihr ist bange. Sie hat zu Dr. Brehm gesagt: sie erwarte mit Sehnsucht den Augenblick, wo ihr Mann wieder fern von Spanien in der Fremde sein werde. (NB. In Sicherheit.)

16. Februar. Den Herzog von Montpensier fürchten alle die Parteien, die ihn nicht auf den Thron erhoben wissen wollen, und die Manoeuvres, die gegen ihn in Bewegung gesetzt werden, beweisen, daß er in der That Aussichten hat die Krone davon zu tragen.

Es ist, als er hier war, ein Flugblatt, eine angebliche Proclamation von ihm, in Umlauf gesetzt worden, in der man ihn erklären läßt, daß er nach der Niederlage, die er bei der Wahl in Oviedo erlitten, sich veranlaßt sähe allen Ansprüchen auf die Krone zu entsagen und seine Anhänger aufforderе sich um einen anderen Candidaten zu scharen. Das ist nicht sehr fein angelegt.

Im Casino mit d'Aulnay gesprochen, auch über den Sturz des Ministeriums Hohenlohe in Bayern. Ich finde, die Sache hat ihr Gutes. Gewisse Dinge und zwar vorzugsweise diejenigen, bei denen die Leidenschaften der Menschen, nicht Vernunft und Berechnung maßgebend sind, die überwindet man nicht, die sind nicht abgethan und beseitigt, so lange sie nicht herrschend gewesen sind; so lange die Leute nicht enttäuscht und ernüchtert sind, durch trübselige Erfahrungen, die sie damit gemacht haben.

Laß doch die Bayern einmal versuchen, wie weit sie unter der Herrschaft der klerikalen Partei kommen, und was für Vortheile diese Herrschaft ihnen bringen kann! Sie werden schon zu sich kommen!

20. Februar. Ein Jäger-Bataillon marschirt feldmäßig ausgerüstet an meinen Fenstern vorüber dem Bahnhof zu. Es geht nach Navarra, wo eine mobile Brigade von drei Jäger-Bataillonen gebildet werden soll, um gegen einen möglichen carlistischen Aufstand in Bereitschaft zu sein.

Aus. Zu Kanitz. Der meint, wenn Bayern sich von dem Bündniß mit Preußen lossagen will, würden wir andrerseits den Frieden von 1866 als nicht geschlossen betrachten und uns die ehemals preußischen Provinzen wieder ausbitten, die wir ihnen im Frieden gelassen haben.

Im Salon del Prado fand ich die Reste einer Arbeiter-Demonstration. Dergleichen ist hier in Spanien immer sehr zahm. Der Republikaner Blanc hatte die Leute veranlaßt sich zu versammeln und in corpore zu dem Minister Etchegaray zu gehen und dann vor die

Cortes, um Arbeit zu verlangen. Es sind hier Reden gehalten worden an dem Monument vom 2. Mai, am Ende aber ist der Civil-Gouverneur von Madrid erschienen und hat den Leuten auseinander gesetzt, daß sie gar nicht das Recht haben sich an die Cortes zu wenden, daß ihre Versammlung überhaupt eine unberechtigte sei, da sie nicht vierundzwanzig Stunden vorher angezeigt war bei der Polizei; da hat sich die Sache im Sande verlaufen.

Die Arbeiter fahren hier in Madrid fort zu demonstriren und Arbeit zu fordern, die Direction einer Eisenbahn aber, die in der Provinz neu gebaut werden soll, kann keine Arbeiter finden.

In den Provinzen macht die gänzliche Auflösung aller bestehenden Verhältnisse immer raschere Fortschritte. Der Klerus soll im vergangenen Jahr nur drei Monats-Raten seines Gehalts erhalten haben, und in Barcelona ist es dahin gekommen, daß die Wittwen von Offizieren, die auf dem Schlachtfelde geblieben sind, mit ihren Kindern in die eleganten Kaffeehäuser der Stadt betteln gehen.

Die unzufriedenen Tagesblätter schreien in dieser Noth nach einem König!

Ich sehe nicht ein, was ihnen dieser ersehnte König Viel helfen könnte. Und wenn er nun vollends der Prinz von Asturien wäre! Mit dem würde ein unzählbares gieriges Gesindel zurückkehren, um über Spanien als seine Beute herzufallen!

Der Herzog von Montpensier beweist einen seltenen Muth, indem er fortfährt sich um die Krone zu bewerben, und ein großes Selbstvertrauen, wenn er glaubt hier einen irgend normalen Zustand herstellen zu können.

Spazieren an der Fuente. Sehr viel Equipagen und Reiter. Auffallend ist, wie schlecht beritten die elegante junge Welt hier in Madrid ohne Ausnahme ist. Die jungen Herren juckern auf unglaublich elenden Thieren herum. Ein Pferd, dunkelgrau, fiel mir heute auf, weil es durchaus den Typus des alten zu seiner Zeit berühmten andalusischen Pferdes hat, das im Allgemeinen verschwunden ist.

Zeitungen. Der Infant Don Carlos de Borbon y Este ist in Lyon angehalten worden. Er war unterwegs nach der spanischen Grenze. Ein neuer carlistischer Aufstand war also nahe bevorstehend!

Wird er nun auch unter diesen veränderten Umständen stattfinden? Guerero hat gestern unseren gemeinschaftlichen guten Freund España gefragt, wie es nun hier geht? Médiocrement!

„C'est à dire que cela va mal?“ Das stellte España nicht in Abrede, und fügte nur noch hinzu: „Don Juan (Prim) se fie à ce qu'il a une forte armée, dont il est absolument le maître, mais cela ne suffit pas pour regénérer un pays.

(España ist ein Geschöpf Prims und steht und fällt mit ihm. Wenn solche Leute anfangen Zweifel zu hegen und zu äußern und sich nach einer anderen Stütze umzusehen, dann steht es schlimm!)

Diner in der Perla. Dort wird erzählt, daß der Gemahl der Königin Isabella, der Infant oder König Don Francisco, jetzt gegen die Rückkehr seiner Frau nach Spanien ist und für die Abdankung ihres Sohnes. Er hat zu Haber gesagt: „Si la Reine veut retourner en Espagne, je l'accompagnerai jusqu'à la frontière et là je lui tirerai un grand coup de chapeau.“

(NB. Das wundert mich, denn bisher waren grade Don Francisco und Marfori gegen die Abdankung, und Das ließ sich begreifen, da beide sehr viel Geld brauchen, das ihnen eine abgedankte Königin nicht geben kann.)

Kanitz besucht. Die Lage und die Ereignisse in Bayern besprochen. Die Bildung eines ultramontanen Ministeriums stößt da auf Schwierigkeiten, die man wohl hätte vorhersehen können.

Ich treffe Pombo. Er findet die Lage Spaniens hoffnungslos und sieht so wenig eine mögliche Lösung als ich. Der Finanz-Bankerot ist auch nach seiner Meinung unvermeidlich und in der That die einzig mögliche Rettung.

Auf meine Bemerkung, daß man den Zustand Spaniens nicht nach dem beurtheilen dürfe, was sich hier in Madrid dem Auge zeigt, daß es hier allerdings den Anschein habe, als ob die Maschine wirklich noch gehe, daß es aber in den Provinzen ganz anders aussähe, daß da die Auflösung eines geregelten staatlichen Daseins bereits ziemlich vollständig eingetreten sei, auf diese Bemerkung antwortete Pombo zustimmend, und indem er mancherlei Einzelheiten hinzufügte.

Die Regierung hat aufgehört in den Provinzen. Der Schleichhandel wird am hellen lichten Tage mit der größten Unverschämtheit und nach dem allergrößten Maßstab betrieben, und Niemand giebt sich die Mühe ihm zu wehren. Eine Polizei existirt nicht mehr. Niemand wagt einzeln liegende Schlösser oder Meyerhöfe zu bewohnen. Die Schlösser werden ausgeplündert. Die Meyerhöfe werden angezündet von allerhand theils verzweifelndem, theils in der Gewißheit der Straflosigkeit übermüthigem Gesindel. Handel und Gewerbe stocken, und um die Arbeiter-Klassen einigermaßen zu befriedigen, solchen Raub- und Plünderungsscenen vorzubeugen, zu denen auch die Noth treibt, wissen die Behörden nichts Besseres, als zu Maßregeln des Socialismus ihre Zuflucht zu nehmen.

In einer Gemeinde in Andalusien z. B. haben die örtlichen Behörden einem der reichsten und bedeutendsten Grundbesitzer Spaniens, dem Marques de la Torres, achtzig Arbeiter zugesendet, die soll er, gleichviel wie, beschäftigen und mit zwei Pesetas täglich einen Jeden bezahlen. Der Marques berathschlagt mit seinem Verwalter, was man wohl für diese Leute für eine Arbeit improvisiren könnte, und es wird beschlossen ein Stück wüstes Land durch sie urbar machen zu lassen. Wie es aber zur Sache kommen soll, weigern sich die Leute zu arbeiten. Er kann und darf sie unter keiner Bedingung entlassen oder wegschicken. Wenn er Das wagen wollte, wäre es um sein Haus und seine Habe geschehen, und so bleibt es denn dabei, daß er den Leuten 160 Pesetas täglich bezahlen muß, und daß sie dafür Nichts thun.

Die Sachen haben sich so gestaltet, daß der Marques, beiläufig ein sehr junger Mann, sich hier in Madrid aufhalten muß, weil er nicht wagen kann auf seinen Gütern zu leben. In dieser Lage sind alle größeren wohlhabenderen Grundbesitzer.

Pombo: Bezahlt wird in den Provinzen eigentlich Niemand. Das ist freilich in Spanien ein altes Uebel, aber es ist nie so arg gewesen.

Selbst der Sold der Armee ist in diesem Augenblick seit zwei Monaten rückständig.

(NB. Ein Beweis der äußersten Noth, denn die Regierung weiß sehr wohl, daß Sein oder Nichtsein von der Armee abhängt, und ist

daher stets bemüht gewesen von dem allgemeinen Unheil Nichts auf die Armee kommen zu lassen.)

Pombo hat täglich im Kriegs-Ministerium zu thun und versichert, was da für Dummheiten geschrieben und verfügt werden, Das gehe über jede Vorstellung. Ueberhaupt könnte man herzlich lachen über Alles, was vorgeht, wenn es nicht so unendlich traurig wäre.

Auch er erwartet demnächst wieder einen carlistischen und einen republikanischen Aufstand und hält den letzteren für gefährlicher als den ersteren, obgleich der Carlismus seit einem Jahr sehr viel Boden gewonnen habe, während die Republikaner verloren haben durch die Art ihres Auftretens bei Gelegenheit des letzten Aufstandes.

Sie haben überall, wo sie einen Augenblick die Herren spielen konnten, mit Raub, Mord und Nothzucht begonnen. Das und die socialistischen Ideen, die laut proclamirt wurden, haben alle Besitzenden in Spanien in Schrecken versetzt, so daß sich alle irgend Wohlhabenden Alles und Jedes lieber werden gefallen lassen als einen Sieg und die Herrschaft der Republikaner.

Pombo verfällt zuletzt in eine Art von Verzweiflung und meint, Spanien werde in einen Zustand verfallen wie Mexiko.

3. März. Die Regierung hat sich in diesen Tagen genöthigt gesehen drei Stabs-Offiziere in die Verbannung nach den Canarischen Inseln zu senden.

Den Bewegungen in der Armee tritt die Regierung sofort entgegen, die Vorbereitungen zu einem carlistischen und zu einem republikanischen Aufstand, um die sie sehr gut weiß, wie sie selber eingesteht, läßt sie ruhig gewähren. Ich bin überzeugt, daß beide Parteien in der Regierung, Serrano und Prim, den Aufstand wünschen, ja mit Sehnsucht erwarten. Er soll die Gelegenheit bieten eine Veränderung in der gegenwärtigen unhaltbar und unerträglich gewordenen Situation herbeizuführen.

Freilich denken sich die beiden Führer der Revolution ganz verschiedene Dinge dabei. Serrano will natürlich Prim über Bord werfen und Ribero zum Minister-Präsidenten machen, um dann Montpensier zu proclamiren. Prim weiß nicht mit derselben Bestimmtheit, was er eigentlich will. Er ist wohl kaum über die allgemein gehaltene Vor-

stellung hinausgekommen, daß er sich unter allen Bedingungen im Besitz der Macht behaupten muß und will. Eine solche ganz allgemein hingestellte Vorstellung ist kein Plan, darin liegt Prims Schwäche. Serrano allein würde ihm nie gefährlich sein, in Verbindung mit Ribero aber kann er es wohl werden.

4. März. Zeitungen. Der Herzog von Montpensier ist wieder hier in Madrid, zurückgekehrt aus den Bädern von Alhama, und seine diesmalige Anwesenheit scheint eine Entscheidung herbeiführen zu sollen. Im Innern der hiesigen Regierung gehen alle Bemühungen dahin Prim zu stürzen und Ribero an seine Stelle zu bringen als Minister-Präsidenten. Das ist einleuchtend. Aber Prim hat in diesen Tagen noch einmal einen entschiedenen Sieg über diese Intriguen davon getragen.

Die Civil-Gouverneure in den Provinzen, die unmittelbar nach der September-Revolution ernannt worden sind, haben sich zum großen Theil nicht bewährt; sie sind meist Leute ohne die erforderliche Bildung. Die Nothwendigkeit einen Theil derselben durch bessere Leute zu ersetzen war von allen Seiten zugegeben. Als aber Ribero die Liste der Ernennungen, die er im Sinn hatte, dem Minister-Rath vorlegte, erfuhr er von Seiten der Progressisten und vor Allen Prims den entschiedensten Widerspruch. Ribero mußte seine Liste von Grund aus ändern, und sie nahm dadurch eine solche Gestalt an, daß sich nun Serrano weigerte sie als Regent zu unterschreiben. Es ist darüber wiederholt zwischen ihm, Ribero und Prim zu sehr heftigen Scenen gekommen. Serrano hat am Ende unterschrieben, aber, wie er ausdrücklich erklärte, nur damit man nicht sagen könne, daß er persönlicher Fragen wegen den Gang der Regierung hemme.

Dem General Prim aber könnte dieser Sieg, den er davon getragen hat, sehr nachtheilig werden. Mir scheint seine Stellung jetzt gefährdet, wie sie es seit der September-Revolution nie gewesen ist.

Spreche Herrn Sta. Anna, den wohlunterrichteten und steinreichen Eigenthümer und Redacteur der „Correspondencia de España“, und frage ihn, ob jenes Flugblatt, das in den letzten Dezember-Tagen so großes Aufsehen erregte „basta de los ladrones“ von Campo Sagrado herrühre, was mir nicht wahrscheinlich ist.

S. A.: Das Flugblatt ist ganz gewiß nicht von Campo Sagrado; aller Wahrscheinlichkeit nach rührt es von dem Infanten Don Enrique her. (NB. Davon bin ich sofort überzeugt.) Der Infant hat es an der Art, hat es schon bei vielen Veranlassungen gethan. Er ist sehr erbittert gegen Prim und hat sich rächen wollen.

Don Enrique hatte vor Kurzem in Paris den Versuch gemacht von der Königin Isabella bedeutende Geldsummen zu erhalten. (NB. Wohl ohne Zweifel unter dem Vorwand, hier in Spanien für den Prinzen von Asturien zu wirken? Dazu hatte er die Königin bewogen zu Gunsten ihres Sohnes abzudanken.) Er ist damit abgewiesen worden. (Und im Zusammenhang damit hat die Königin ihre am 3. Oktober unterzeichnete Abdankung wieder zurückgenommen? So läßt sich Alles begreifen.)

Darauf kam Don Enrique verstimmt nach Spanien und suchte mit Prim anzuknüpfen. Er, den die Königin von der Liste der spanischen Armee gestrichen und selbst der Würde eines Infanten von Spanien verlustig erklärt hatte, wollte durch Prim in dem Range eines Capitan-General wieder hergestellt sein. Da Prim diese Zumuthungen abgewiesen hat, sucht sich der Infant auf jede Weise an ihm zu rächen.

Ich: Ich bin überzeugt, daß Don Enrique auch nach der Krone strebt, und daß er auf den Wegen des extremen Radicalismus zum Ziel zu gelangen hofft.

St. Anna: Nach der Krone strebt er allerdings, wenn auch nicht nach einem consequenten Plan. Uebrigens hat er natürlich gar keine Aussichten. In dieser desgraciada familia der Bourbons sind immerdar die Leute selbst ihre eigenen schlimmsten Feinde. So hat sich denn auch dieser Infant Don Enrique allgemein verächtlich gemacht.

Saurma besucht. Der meint, Montpensier habe wieder die Gelegenheit versäumt; er hätte sich jetzt bei seiner Rückkehr aus Alhama der Truppen versichern und ohne Weiteres als König können ausrufen lassen. (NB. So weit sind die Dinge noch nicht gediehen.)

Saurma meint, durch seinen gestrigen Sieg die Ernennung der

Gouverneure betreffend habe sich Prim den Ribero zum unversöhnlichen Feinde gemacht. Prims Stellung sei überhaupt sehr gefährdet namentlich in Folge der großen Unzufriedenheit, die in den Reihen der Armee herrscht.

(Das ist so schlimm nicht, so lange sich nirgends ein Führer zeigt, zu dem die Armee Vertrauen hätte. Freilich wenn Caballero de Rodas jetzt aus der Havana zurückkäme, dann könnte es anders werden.)

Diner im Casino mit d'Aulnay. Er spricht von den Chancen eines Kriegs zwischen Preußen und Frankreich, an den für jetzt nicht zu denken ist, und meint, daß wir dabei mehr wagen würden als Frankreich, denn: „on peut démembrer la Prusse“, Frankreich nicht. Daß Frankreich neuen Revolutionen verfällt, wenn der Krieg schlecht geht, will er nicht zugeben. Er meint, „je regarde l'unité de l'Allemagne comme inévitable, comme un fait accompli“, und er habe auch Nichts dagegen einzuwenden, nur müßten wir den Franzosen das linke Rheinufer abtreten, das ihnen zukomme, und Das werde auch geschehen.

Das konnte ich doch nicht so hingehen lassen. Ich antwortete, ich sei ebenfalls überzeugt, daß der Friede Europas erst dann sicher begründet sein wird, wenn die natürlichen Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich hergestellt sind, „c'est à dire, quand vous nous aurez rendu l'Alsace et la Lorraine.“

D'Aulnay behandelte das als einen Scherz; es war aber Ernst, und ist meine Ueberzeugung; und d'Aulnay ist einer der vernünftigsten Franzosen, die mir je vorgekommen sind.

Er meint, jetzt, da die Regierung Frankreichs eine parlamentarische geworden ist, werde sie sich nicht mehr in der bisherigen Weise der Erhebung Montpensiers auf den spanischen Thron widersetzen.

Möglich, doch wäre es ein Beweis, daß Napoleon und Eugenie sich alles persönlichen Einflusses begeben haben.

Zeitungen. Die Regierung ist vorgestern wegen der Anwesenheit Montpensiers in den Cortes interpellirt worden durch den Carlisten Cruz Ochoa, und nun jubeln die carlistischen und republikanischen Blätter wie die der Moderados, durch seine Antwort habe Prim alle Hoffnungen Montpensiers auf immer vernichtet.

Ich habe nun Prims Rede gelesen, und siehe, das grade Gegentheil ist die Wahrheit! Prim hat sich ungemein vorsichtig geäußert, seinem alten System getreu sich stets die Wege und die Thüren nach allen Seiten hin offen zu halten. Er hat in Beziehung auf die Thron-Candidatur nur genau wiederholt, was auf die durch Olozaga überbrachten Drohungen geantwortet worden ist.

12. März. Diner im Casino. Wir sind heute sehr zahlreich, und ich erfahre hier, was seit mehreren Stunden schon die ganze Stadt in Aufregung erhält: daß nämlich Montpensier heute um zwölf Uhr in Carabanchel den Infanten Don Enrique im Duell erschossen hat.

Graf Laguna weiß alle Umstände. Die beiden Secundanten Don Enriques waren die Cortes-Deputirten Rubio und Sorni, beides hochrothe Republikaner, und diese Wahl beweist zur Genüge, daß ich mich nicht täuschte in meinen Vermuthungen die Wege betreffend, auf denen er suchen würde zum Thron zu gelangen.

Alle Chancen gestalteten sich ungünstig für Montpensier. Er hatte als der Beleidigte unstreitig das Recht die Waffe zu wählen und wählte den Degen. Wahrscheinlich aber ist er als guter Fechter bekannt; Don Enrique weigerte sich den Degen anzunehmen und bestand auf Pistolen. Das Loos mußte entscheiden, es entschied zu Gunsten des Infanten.

Dann mußte das Loos gezogen werden um die Stelle und Montpensier bekam die ungünstige Stelle, so daß er die Sonne im Gesicht hatte. (NB. Das ist seltsam! Sonne und Wind gleich zu theilen gilt doch sonst für unerläßliche Pflicht der Secundanten.) Endlich wurde auch um den ersten Schuß geloost, und das Loos begünstigte wieder den Infanten.

Die Herren haben drei Paar Kugeln gewechselt. Don Enrique hat alle drei Mal gefehlt. Montpensier dagegen hat mit seiner dritten Kugel dem Gegner die Schläfe zerschmettert. Don Enrique stürzte todt nieder ohne einen Laut von sich zu geben.

Lindstrand meint, nun sei es aus mit Montpensiers Königthum. Er sei durch dieses Ereigniß unmöglich geworden als König. Das glaube ich nicht. In jedem anderen Lande wäre es wahrscheinlich so;

hier in Spanien wird ihm diese That eher nützen als schaden: sie imponirt! Die politischen Parteien bleiben natürlich, was sie waren, und werden für oder gegen Montpensier agitiren nach wie vor, bei der großen bestimmbaren Menge aber, die eigentlich keiner politischen Partei angehört, wird Montpensiers ritterliches Benehmen, so weit ich urtheilen kann, sehr nützlich sein.

Zeitungen. Lindstrand meinte, die Abendblätter würden wohl Einzelheiten bringen. Mit nichten. Die Correspondencia schweigt ganz darüber, und die Epoca erzählt, man habe den Tod des Infanten irrthümlich mit seinem Zwist mit dem Herzog von Montpensier in Verbindung gebracht. Die compentente Behörde habe bereits festgestellt, daß Don Enrique zufällig umgekommen ist. Eine Pistole, die er versuchen wollte, sei ihm in der Hand losgegangen. Uebrigens habe der Herzog von Montpensier, schmerzlich berührt durch dieses ganz unerwartete Ereigniß, die verwaisten in Dürftigkeit zurückgelassenen Kinder des Infanten adoptirt.

13. März. Dem gestrigen Bericht ist noch Folgendes hinzu zu fügen, das von den Zeugen übereinstimmend bestätigt wird: nach dem zweiten Schuß, der den Infanten leicht am Handgelenke berührte, erbot sich Montpensier den Kampf als geendigt anzusehen, wenn der Infant alle ausgesprochenen Beleidigungen förmlich zurück nehmen wolle. Das weigerte sich Don Enrique zu thun, und er konnte es auch nicht thun; er hätte damit seine eigne politische und moralische Vernichtung ausgesprochen. Aber es überkam ihn von dem Augenblick an, wie das poetisch ausgedrückt wird, eine wunderbare Todesahnung. Das heißt, in einfache Prosa übersetzt, er verlor Muth und Fassung. Zwei Männer, die einander zum Kampf auf Leben und Tod auf zehn Schritt gegenüber stehen, pflegen einander sehr richtig zu beurtheilen. Verleiht dem Einen das Bewußtsein einer entschiedenen moralischen Ueberlegenheit eine gewisse Sicherheit, dann ergreift den Anderen das vernichtende Gefühl, daß er seinem Gegner an Ruhe und fester Zuversicht nicht gewachsen ist.

Er sagte zu einem seiner Secundanten: „Ich bin ein verlorner Mensch, der erschießt mich ganz gewiß!“ Zugleich übergab er diesem

Secundanten seine Uhr ohne zu erklären, was dieser räthselhafte Act bedeuten sollte. Er zitterte sehr stark, wie man sagt, und fehlte in diesem Zustand natürlich ein drittes Mal. Montpensiers dritte Kugel traf ihn dann tödtlich.

Das Protokoll des Ortsrichters lautet so, wie man es nach den zum Voraus getroffenen Verabredungen erwarten mußte, und sprach von einem Unfall. Aber zu viele Menschen, zu viele politische Parteien hatten ein Interesse dabei den wirklichen Hergang bekannt zu machen, als daß man hätte hoffen dürfen den Schein wahren zu können. Außerdem scheint mir, daß die republikanischen Secundanten Don Enriques die übernommenen Verpflichtungen nichts weniger als gewissenhaft erfüllt haben. Die Versuchung das Ereigniß gegen Montpensier auszubeuten, war für sie wohl zu groß, als daß das gegebene Ehrenwort dagegen ins Gewicht fallen konnte. Die Herren glaubten wohl genug gethan zu haben, wenn sie die verabredete Aussage zu Protokoll gaben, und hielten es für erlaubt den wirklichen Hergang guten Freunden und den Redactionen republikanischer Zeitungen mitzutheilen.

Zeitungen. Die Montpensieristischen Blätter schweigen über das Duell. Die anderen, namentlich die rupublikanischen und reactionären, verrathen durch den großen leidenschaftlichen Eifer, mit dem sie das Ereigniß auszubeuten suchen, wie sehr sie den Herzog fürchten. Sie wollen ihn bestraft, sie wollen ihn vor allen Dingen auf vier Jahre aus dem Lande verbannt wissen. Ja wohl! Ist er als Thron-Candidat beseitigt, was bleibt dann übrig als die Republik? Wenn die Moderados sich einbilden, es würde dann Raum für eine Restauration, dann sind sie gewaltig im Irrthum!

Wird der Herzog verbannt, dann kann es sehr leicht geschehen, daß er in zwei Monaten im Triumph als König zurückkehrt.

Gestern hatten die Republikaner eine Demonstration gegen die Quinta in Scene gesetzt. Procession durch die Straßen mit Fahnen, Reden im Salon del Prado, aber auch Das hat außer den Schauspielern selbst Niemanden beschäftigt.

Und doch ist etwas vorgefallen, was einige Beachtung verdient.

General Prim hatte ungefähr gleichzeitig vor der Puerta de Alcala ein Bataillon voluntarios de la libertad gemustert, in welchem sein acht- oder zehnjähriger Sohn Juanito honorairer Hauptmann ist. Als er von da zurückkehrte, wurde er innerhalb der Stadt von den Leuten der Demonstration, man kann oder muß wohl sagen, angefallen. Ein Haufe Gesindel umringte sein Pferd, pfiff ihn aus und überhäufte ihn mit Schimpfreden. Er soll mit der Reitpeitsche gewaltig um sich gehauen haben und hat jedenfalls sein Pferd mit solcher Macht durch die Menge gespornt, daß er sich einen Weg bahnte, hat aber dabei einen Steinwurf in den Rücken bekommen.

Die „Demonstration" war beendigt, das Meeting aufgelöst, die Republikaner können demnach auch diesmal ihre Zuflucht zu der gewöhnlichen Sophistik aller unredlichen Parteien nehmen und behaupten, es sei nicht das Meeting, das den Frevel begangen hat. Denn allerdings die moralische Person „das Meeting" existirte nicht mehr, als die Unthat verübt wurde. Daß es aber die Leute waren, die soeben die „friedliche" Volksversammlung gebildet hatten, dieselben sauberen Gesellen, das werden sie wohl Niemanden ausreden, am wenigsten sich selbst.

15. März. De Martino bei mir. Er sagt mir, daß General Prim sich gestern in den Cortes sehr ungnädig über sein vorgestriges Abenteuer geäußert hat, besonders da die Republikaner, wie zu erwarten stand, ihre Hände in Unschuld wuschen und dreist behaupteten, ihre Partei sei diesem Frevel durchaus fremd.

Ganz anders und mit großer Milde hat sich dagegen der Minister Ribero über das Vorgefallene geäußert, so daß man nicht sieht, wie die beiden Herren, er und Prim, noch weiter zusammen gehen können.

De Martino erzählt mir auch, daß der Unter-Staats-Secretair im Ministerium des Innern, Moret y Prendergast, ein bedeutender Mann, mit dem er auf guten Fuß steht, ihm gesagt hat, Serrano werde den gegenwärtigen Machthabern nur noch wenige Wochen Zeit lassen, sich zu irgend etwas Definitivem zu entschließen. Nach Verlauf dieser Frist aber werde er ernstlich mit Prim sprechen und einen König verlangen, und wenn das Nichts hilft: „alors j'embrasse les colonnes!" (NB. Wie Simson?)

Don Enrique wurde heute begraben. Ittersum macht die Bemerkung, daß man in unserem Jahrhundert leben muß, um zu erleben, daß ein Urenkel des heiligen Ludwig, denn das war der Infant Don Enrique, als Freimaurer von der Freimaurer-Loge unter den Klängen der Marseillaise begraben wird.

Pombo bei mir. Er bestätigt, daß Montpensier durch das Duell unendlich gewonnen hat; er sagt: „selon moi il a gagné le Trône par cela!" Montpensier hat durch sein Benehmen bei dieser Gelegenheit die Sympathien der Armee gewonnen, die er bis dahin nicht besaß. (NB. Das ist allerdings sehr wichtig!) Seine Gegner hatten ihn mit vieler Kunst in den Ruf der Feigheit gebracht. Man berief sich dabei auf den Umstand, daß er an der Brücke von Alcolea nicht an der Spitze der Truppen erschienen ist. Pombo weiß jetzt, daß er an dem Kampf blos deshalb nicht Antheil genommen hat, weil Serrano entschieden verlangte, daß er fern bleibe. Von Feigheit kann jedenfalls jetzt nicht mehr die Rede sein.

So hält es denn auch Pombo für wahrscheinlich, daß Montpensier in einigen Wochen als König proclamirt sein wird. Stehen könne man freilich für Nichts; die Spanier sind sehr impressionables und eben darum unberechenbar. Bei dem allgemeinen Mißbehagen seien sie nur zu geneigt sich dem ersten besten in die Arme zu werfen, der irgend eine Aussicht eröffnet. Die große Menge der Officiere in Disponibilität, die nicht recht wissen, was sie mit sich selbst anfangen sollen, könnten namentlich in überraschender Weise bestimmt werden.

Pombo bestätigt mir dann auch, daß Serrano wenig Initiative hat. Er habe Muth und Energie, wenn die Dinge einmal im Gange sind, aber die Initiative zu ergreifen, einen Entschluß zu fassen, Das ist ihm beinah unmöglich. Daß er etwas thun werde, je ne le crois, que quand je le vois à cheval. Si on me dit, que son cheval est à sa porte, je n'y crois pas encore!"

Mir scheint die Partei der Moderados schwach, theils weil sie von Haus aus in sich gespalten erscheint, theils weil ihr die Massen fehlen. Sie gleicht einer Armee, die aus lauter Generalen ohne Soldaten bestünde.

Pombo giebt mir recht und meint, wenn jetzt nicht Montpensier proclamirt wird, verfällt Spanien unfehlbar der Republik und auf die folgt dann Don Carlos. Der kann sich einige Jahre halten, Pombo glaubt sieben bis acht Jahre. (NB. Ich glaube nicht so lange. Der Wahnsinn eines carlistischen Regiments würde sich viel schneller unerträglich machen.)

In den Zeitungen war mir eine kleine Notiz auffallend. Der Abgeordnete Los Rios hat eine Conferenz mit Prim gehabt und soll ihm, ohne Zweifel im Auftrag der Unionisten, eine sehr kurze Frist gestellt haben, innerhalb deren Spanien definitiv constituirt sein müsse. Die Notiz könnte in der Wahrheit begründet sein. Sie stimmt zu Dem, was Serrano zu Bauer gesagt, und Moret zu De Martino.

18. März. Abend bei De Martino. Wir sprachen von 1866 und der Hausherr erklärte La Marmoras Verfahren. C'est, qu'il avait été gagné par le Prince Napoléon. Der Prinz habe ihm auseinander gesetzt, daß Italien das Venetianische auf jeden Fall erhalten werde, daß also gar keine Veranlassung sei Viel zu wagen; daß ein entschlossen geführter auf die Entscheidung gerichteter Krieg aber sehr gefährlich sei, daß Italien dabei sehr Viel wage. Denn Preußen würde von Oestreich besiegt werden, und habe Italien inzwischen einen energischen Krieg geführt, dann werde Oestreich nach dem Sieg über Preußen seine gesammte Macht gegen Italien zurück wenden zu vernichtenden Schlägen. Das Rathsamste sei also einen thatenlosen Krieg zu führen, der keine Entscheidung herausfordere.

(NB. Natürlich sagte De Martino in d'Aulnays Gegenwart nicht, daß der sogenannte Prinz Napoleon seine Instructionen in diesem Sinn von dem Kaiser Napoleon hatte. Aber diese und Ceruttis Geständnisse sind sehr werthvoll.)

28. März. Guerero bei mir, zurück von seiner Reise nach dem Süden. Er beschreibt den Zustand in den Provinzen als trostlos. Prim hat er très-soucieux gefunden.

Zeitungen. Der Prinz Pierre Buonaparte ganz freigesprochen. Darauf war ich denn doch nicht gefaßt! Es wird dem Kaiserreich schwerlich Segen bringen!

2. April. Es geht jetzt immer rascher vorwärts auf dem Wege

zur Republik. — In der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, d er Minister de Fomento Echegaray wolle den Religions-Unterricht, d. h. den Unterricht in den Dogmen einer jeden positiven Religion, an sämmtlichen Schulen untersagen. Der Carlist Bugallal hat in der heutigen Sitzung gefragt, ob Das wahr sei, und auf die Erklärung des Ministers, daß es allerdings seine Absicht sei diese Verbesserung einzuführen, sobald es irgend thunlich sei da er dem Grundsatz huldige, daß Staat und Kirche ganz unabhängig von einander sein müßen, stellte Bugallal den Antrag, das Haus möge einen Tadel des Ministers aussprechen. Die Worte des Ministers waren aber von der gesammten Linken mit solchem Beifall aufgenommen worden, daß er gerathen fand diesen Antrag vor der Abstimmung wieder zurück zu ziehen.

Die Linke, Republikaner und Demokraten, beruhigten sich aber selbst dabei nicht. Einer der Ihrigen stellte den Antrag, das Haus solle erklären, es habe die Erklärungen des Ministers mit Befriedigung, con gusto, vernommen, und dieser Antrag ist zunächst mit 108 Stimmen gegen 53 in Erwägung gezogen worden. Ohne Zweifel wird er auch schließlich zum Beschluß erhoben.

Die Republikaner haben natürlich auch in dieser Frage mit den Progressisten gestimmt und ihnen die Mehrheit verschafft. Die Vereinigung wird nach der Seite hin immer intimer, der Bruch mit den Unionisten immer weiter und unheilbarer.

3. April. Nach zwei Uhr ausgegangen, um zu sehen, ob hier in Madrid eine Demonstration gegen die Quinta stattfinden werde, da solche Demonstrationen für den heutigen Tag in ganz Spanien angekündigt waren.

Daß hier etwas der Art stattfinden würde, glaubte ich eigentlich nicht, denn das Ayuntamiento hat bereits öffentlich bekannt gemacht, daß es die sämmtlichen Rekruten, die Madrid zu stellen hat, freikaufen wird. Das will der Magistrat thun, obgleich er ganz und gar keinen Ueberfluß an Geld hat. Die Maßregel beweist nur zu deutlich, wie sehr Regierung und Magistrat Unruhen hier in Madrid fürchten, wie sehr ihnen daran gelegen ist, daß es hier in Madrid ruhig bleibt. Auch war nirgends eine Spur von Aufregung zu gewahren. Die republikanischen Deputirten haben kürzlich ein

Manifest erlassen, in welchem sie es ihren Parteigenossen in den Provinzen anheimstellen, ob sie bei Gelegenheit der Quinta Unruhen veranlassen wollen oder nicht, d. h. sie fordern in sehr verständlicher Weise auf, Unruhen zu vermeiden; die Agitation gegen die Quinta war aber bisher das Mittel, Aufregung im Lande zu erregen. Gewiß haben sie es diesmal nicht ohne Grund und nicht umsonst aus der Hand gegeben. Welche Concessionen mag ihnen Prim dafür gemacht haben? Denn er hat das Manifest ganz gewiß veranlaßt. Die Regierung neigt mehr und mehr zur Republik.

Abend zu Hause. Zeitungen. Da ersehe ich denn, daß die Krisis in der That eine sehr ernste ist. Sie wird aber höchstwahrscheinlich eine ganz andere Wendung nehmen, als die Menge erwartet.

Das Gesetz, von dem Echegaray gesprochen hat, durch das der Religions-Unterricht aus den Schulen verbannt wäre, soll nun wirklich eingebracht werden.

Das Ergebniß der Krisis wird aller Wahrscheinlichkeit sein, daß die Demokraten mehr und mehr Herrn der Situation werden. Ein weiterer Schritt zur Republik!

Auch bei der letzten Quinta im vergangenen Herbst haben die Ayuntamientos von Madrid und Barcelona eben wie diesmal erklärt, daß sie die Contingente der beiden Städte frei kaufen würden. Da diese aber kein Geld hatten, haben die beiden Städte im vergangenen Jahr weder ihr Contingent gestellt noch Ersatzmänner, noch haben sie den Freikauf in Geld bezahlt. Sie haben eben gar Nichts geleistet. Schon gestern hatte ich gehört, daß in Barcelona und Umgegend, da die Conscription durchgeführt werden sollte, Unruhen ausgebrochen sind, die zu Kämpfen und Blutvergießen geführt haben. Die Zeitungen melden: heute früh um neun Uhr war der Aufstand in N. S. de Gracia unmittelbar bei Barcelona noch nicht vollständig besiegt, und seitdem ist die telegraphische Verbindung unterbrochen.

Doch ist hier in Madrid alle Welt sehr ruhig in Beziehung auf den endlichen Ausgang, der nicht zweifelhaft sein kann.

8. April. Die Blätter der Moderados, die Epoca u. s. w. sprachen mit großer Emphase von der heiligen Woche. Da habe sich gezeigt, mit welchem Ernst das spanische Volk katholisch religiös gesinnt sei!

Das ist aber nicht wahr. Putz, verliebte Rendez-vous in den Kirchen. „Ernst“ hat sich nirgends gezeigt, als bei einer großen Prügelei, die am Charfreitag in der Calle de Alcala stattfand. Man stritt sich da bei dem Pavillon um Billets zu dem Stiergefecht, das am Ostersonntag celebrirt werden sollte, und da sich ergab, daß sie sämmtlich von Speculanten aufgekauft waren, kam es zu Thätlichkeiten.

Auf dem Wege zum Casino sah ich den Torero Cuchares über die Puerta del Sol schreiten. Himmel! mit welchem Halbgotts-Bewußtsein ein solcher Mann hienieden umher wandelt.

9. April. Der Aufstand in Catalonien soll nachgrade eine carlistische Färbung angenommen haben. Es haben sich von Frankreich aus viele Carlisten dazu gefunden. Namentlich soll General Elio in Bewegung sein.

Auf einem Spaziergang durch die Calle de Alcala. Es hat sich hier in Spanien und vor Allem hier in Madrid der Leute eine gar eigenthümliche Wuth einzureißen bemächtigt. In diesem Augenblick wird da das ehemalige Augustiner-Kloster an der Ecke der Calle del barquillo eingerissen und das Ordenshaus von Calatrava. Um dieses letztere ist es wirklich schade. Es hatte, obgleich nicht alt, ein geschichtliches Ansehen.

12. April. Diner im Casino. Ich erfahre da zunächst den Spruch des Kriegsgerichts, das die Duell-Angelegenheiten an sich gezogen hat. Wie die Sachen standen, und da der Lärmen, den Republikaner, Moderados und Carlisten um die Wette machten, nicht erlaubte die Sache zu ignoriren, war es von Seiten der Freunde Montpensiers recht geschickt die Sache vor ein Kriegsgericht zu ziehen. Das Gericht verurtheilt den Herzog zu einer Geldbuße von 6000 Duros und verbannt ihn auf einen Monat auf eine Entfernung von 10 leguas von Madrid. Auf vier Jahre wollten ihn die Republikaner und Moderados Landes verwiesen haben. Daß der Herzog selbst dieses Urtheil mit seinen Freunden verabredet, daß er es eigentlich dictirt hat, Das ist einleuchtend genug!

Die Diplomaten scherzen darüber, daß er sich nicht auf eine etwas längere Zeit von Madrid entfernen und selbst diese wenigen Wochen ganz in der Nähe verweilen will.

Ich frage, ob es wahr ist, daß der französische Finanz-Minister seine Entlassung eingereicht hat? La Rochefoucauld antwortete: Ja! und Daru dazu!

Die Veranlassung dieser Minister-Krisis ist sehr leicht zu durchschauen. Napoleon III. hat sie durch sein persönliches Eingreifen hervorgerufen. Er will die veränderte Verfassung durch ein Plebiscit sanktioniren lassen, damit er sich das Recht vorbehalten kann auch in künftigen Fällen, wenn ihm etwa die Dinge über den Kopf wachsen sollten, an ein Plebiscit zu appelliren; d. h. er will sich das Recht vorbehalten in solchen Fällen einen Staatsstreich zu machen. Man appellirt dann in Wirklichkeit und Wahrheit an die Gewalt, führt erst den Staatsstreich aus, läßt die Leute, die unbequem geworden sind, füsiliren und deportiren und dann nachträglich durch ein Plebiscit, das unter solchen Bedingungen nie versagt, gutheißen, was geschehen ist. Dann steht man gerechtfertigt da und kann mit dreister Stirn behaupten, Alles habe sich in legaler Weise umgestaltet!

Die nächste Folge dieser Krisis könnte aber wohl sein, daß die Orleanisten sich wieder von dem Kaiserthum entfernen.

Olivier freilich, der gefeierte Mann des Tages, giebt sich dazu her die eigentliche Absicht des Plebiscits unter rhetorischen Floskeln und elenden Sophismen von hoher Achtung vor der Volks-Souverainität zu verbergen!

In Oestreich ein Graf Potocki mit der Bildung eines neuen Cisleithanischen Ministeriums beauftragt! Wie kann man je glauben, daß ein Pole redlich gegen Oestreich sein wird.

Es wird der Spielbanken in den rheinischen Bädern gedacht, und daß sie noch bis Ende 1871 fortbestehen. Bis die geschlossenen Contracte abgelaufen sind.

Ich sage, daß ich in Bismarcks Stelle diese Contracte nicht respectirt haben würde. Das nimmt La Rochefoucauld gewaltig übel; er äußert etwas scharf, man habe diese Contracte respectiren müssen: „il y a beaucoup d'actionnaires étrangers, qui n'auraient pas souffert“, es sei über diesen Gegenstand unterhandelt worden, er habe selbst damit zu thun gehabt.

Daß die Spielpächter Franzosen sind, und daß unter ihnen alle Großen des Kaiserlichen Hofs sich befinden, Das ist bekannt. Interessant aber war mir zu vernehmen, daß die Kaiserliche Regierung sich dieses Lumpengesindels in dieser schmutzigen Angelegenheit angenommen hat. La Rochefoucauld that wenigstens, als sei Das in ziemlich peremptorischer Weise geschehen.

Frankreich muß ein oder ein paar Mal tüchtig gedemüthigt werden; Das ist unerläßlich!

14. April. Grün-Donnerstag. Das Ansehen der Stadt ist eigenthümlich. Spanische Sitte erheischt, daß heute und morgen, am Charfreitag, Alles zu Fuß geht, Niemand fährt. So sieht und hört man denn auch nicht einen einzigen Wagen. In den Straßen wimmelt es von Menschen, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, daß man alle Stimmen, alle Gespräche hört, eben weil kein Wagen-Gerassel stört. Ein mäßiges Gemurmel schwebt durch alle Straßen.

Diner im Casino. D'Aulnay sagt mir, daß die Minister-Krisis in Frankreich noch nicht entschieden ist. Er sieht recht gut, was es mit dem Plebiscit für eine Bewandtniß hat: „le plébiscite c'est se réserver la faculté de faire un coup d'état.“ Das Centre gauche ist eben deshalb dagegen; Graf Daru gehört zum Centre gauche und ist also nun in der Lage sich entweder von seiner Partei zu trennen oder aus dem Ministerium auszuscheiden. Ich sagte D'Aulnay in Bezug auf die Minister-Krisis: „Je crains, qu'elle ne portera pas bonheur à l'Empire“, er wollte nicht zugeben, daß irgend etwas zu besorgen sei, mußte aber doch gestehen, daß man die Ersatz-Männer für Daru und Buffet im Centre droit werde suchen müssen, und daß das Centre gauche Opposition wird.

29. April. Diner bei Kanitz. Es war zuerst von den Einleitungen zum Plebiscit in Frankreich die Rede, und einer der Herren meinte, die Proclamation Napoleons III. müsse einen sehr üblen Eindruck machen. Napoleon fordert darin auf, nicht nur für die Neuerungen zu stimmen sondern auch für die Nachfolge seines Sohnes und jede Erbfolge dadurch sicher zu stellen, damit jeder Sohn fortan sicher sei den Vater zu beerben „in den Tuilerien wie in der Hütte“. Er spreche also von Frankreich wie von einem Eigen-

thum der Familie Buonaparte; wie von einem Landgut, daß dieser Familie gehört.

Ich hatte schon dieser Tage meine Betrachtungen angestellt über die eigenthümliche Sophistik dieser Proclamation. Zu Anfang fordert sie anscheinend auf darüber abzustimmen, ob das französische Volk die liberalen Concessionen des Tages haben wolle oder nicht? Hierdurch ist dann die Möglichkeit gewonnen vorzugeben, alle die Citoyens, die mit Nein! stimmen, zögen das gouvernement personnel vor: eine Deutung, die in den Worten „aidez-moi à fonder la liberté“ deutlich genug vorbehalten ist und künftigen Staatsstreichen dienen kann. Dann aber ist die Sache so gedreht, daß nach nnd nach das Erbrecht des Prince impérial der Gegenstand wird, über den abgestimmt werden soll.

Nebenher kann man sich nicht enthalten über die Naivetät eines so erfahrenen Mannes wie Napoleon III. zu lächeln. Wie kann der glauben, daß das Plebiscit in dieser Beziehung irgend etwas an der Sachlage ändern wird! Ob der Prince impérial seinem Vater succedirt oder nicht, Das ist eine Frage der Macht, des Könnens oder Nichtkönnens, und wird von ganz anderen Dingen abhängen. Das Plebiscit thut Nichts dazu und Nichts davon.

Nicola, seit 1848 aus Neapel verbannt, erzählte dann wie er, der damals für Pio IX. schwärmte, die Revolution 1847 in seinem Vaterlande mit veranlaßt hat. „J'ai alors conspiré un peu!“ Der Verschworenen waren aber Anfangs, ihn selber mitgerechnet, im Ganzen nur fünf, und sie hatten keine Waffen! In dieser Lage ließen sie dem Hof und der Regierung weiß machen, das Volk sei nicht allein sehr aufgeregt sondern auch in großem Umfang bewaffnet, und um Hof und Regierung vollständig davon zu überzeugen, daß ein bewaffneter Aufstand unmittelbar bevorstehe, ließen die Verschworenen alles Pulver und alles Blei aufkaufen, das in der Stadt zu haben war. Das wurde natürlich dem Hof durch die Polizei berichtet, und nun war die Angst groß!

Dann aber kam es darauf an einen Volksauflauf zu veranstalten. Das ist unter diesen Südländern immer sehr leicht. Die Verschworenen mietheten acht von den zweirädrigen Cabriolets, deren

sich das Volk in Neapel zu seinen Lustfahrten bedient, postirten je vier an jedes Ende der Toledo-Straße und ließen sie wie wahnsinnig hin und her jagen durch die ganze Länge der Straße. Nun war die ganze Bevölkerung überzeugt, daß es etwas geben werde, geben müsse. Alle Kaufläden wurden geschlossen und das Volk versammelte sich neugierig in den Straßen, um zu erfahren, was es denn eigentlich gebe.

Jetzt mußte irgend etwas geschehen! So wie sie gekommen waren, einfach getäuscht, ohne irgend ein Ereigniß, konnten die Leute doch unmöglich wieder nach Hause gehen.

Den Menschenstrom vor das königliche Schloß zu leiten und da nach einer Constitution schreien zu lassen, war natürlich nicht schwer, die Feigheit der königlichen Familie that das Uebrige, und so war der Sieg davon getragen, obgleich das Volk keine Gewehre hatte und in Wahrheit auch bei dem allerbesten Willen ganz außer Stande war irgend etwas zu thun. An der Spitze der fünf Verschworenen stand der Herzog von San Donato.

Sickles sagt mir, da wir auf den gegenwärtigen Zustand der spanischen Armee kommen, daß Cuba für Spanien bereits so gut wie verloren ist.

9. Mai. Zeitungen. Napoleon hat über sechs Millionen Stimmen, le complot aidant; nun wird wohl fürs Erste Friede bleiben.

---

3. Reise über Carthagena nach Valencia.

10. Mai. Abreise um sieben Uhr 50′. Fahrt sehr bald im Dunkeln.

11. Mai. An den Windmühlen von Criptama, den Riesen, gegen die Don Quixote die Lanze einlegte, kamen wir leider in dunkler Nacht vorbei.

Früh, aber schon bei hellem Tage, in Albacete, das eine ganz ansehnliche Stadt zu sein scheint. Es werden hier viele Stahlwaaren fabricirt, vor Allem Dolche aller und jeder Art.

Man arbeitet hier für den Bedarf des Volks und sucht sehr eifrig seine Waare an den Mann zu bringen. Zu jedem Bahnzug

drängen sich die Verkäufer heran und bieten namentlich Dolche zu den Wagenfenstern herein. Um Albacete viel Weinbau; weiterhin ist das Land wieder öde und traurig wie die Mancha, wie mehr oder weniger das ganze Plateau von Neu-Castilien.

Das Auge schweift über unfruchtbare schlecht bestellte Aecker und elende Erndten. Man könnte bei einiger Vorsicht gar wohl durch das reifende Korn gehen, ohne eben viele Halme nieder zu treten. Hin und wieder, wenn gleich sehr vereinzelt, sieht man in dieser Oede auch arbeiten mit überaus uranfänglichem Ackergeräth. Es ist kein erfreulicher Anblick.

Hin und wieder aber wird man von der Bahn aus einen Ort gewahr der von einer kleinen „Huerta" umgeben ist, daß heißt von einer kleinen Feldflur, die durch künstliche Bewässerung frisch und fruchtbar erhalten und gartenartig angebaut ist. Ein solcher Ort ist dann von dem üppigsten saftigsten Grün umgeben und zum Theil darin versteckt; denn die Gärten sind dicht mit fruchttragenden Bäumen bepflanzt. Ort und Huerta sind von nackten Felswänden eingerahmt.

Bei Alcantarilla vorüber senkt sich die Bahn in die Huerta von Murcia hinab, in das breitere Thal, in welchem zwei Flüße, Seguro und Guadalatin, die gut benützte Möglichkeit einer reichlichen Bewässerung bieten, die dann einen wirklich wunderbaren Reichthum der Vegetation hervorruft.

Die ganze Huerta ist dicht bepflanzt mit edlen Orangen-, Citronen-, Granatäpfel-, und Maulbeerbäumen, unter ihnen, in ihrem Schatten gedeihen die reichsten Korn-Erndten, Futterkräuter und Gemüse aller Art, und aus der grünen Masse steigen einzeln die schönsten Dattelpalmen, die ich noch gesehen habe, hoch und schlank in die Luft empor. Man möchte sagen, sie fühlen sich hier heimisch, sie sind gelungen, wie die Natur sie haben will.

Hecken, Zäune, so schmal wie möglich gehalten, die sich durch das Baum- und Pflanzen-Labyrinth ziehen, lassen erkennen, wie klein die einzelnen Besitzungen sind, die dennoch genügen eine Familie zu ernähren.

Auf dem Bahnhof zu Murcia mußten wir dreißig Minuten lang warten, und man wußte nicht recht, wie man die Zeit nützlich

verwenden sollte, denn Hunger und Durst zu stillen war nicht möglich; auf dem Bahnhof dieser Stadt von achtzigtausend Einwohnern war Nichts, buchstäblich gar Nichts zu haben. Nur Früchte und Blumensträuße. Murcia ist berühmt für seine Blumen; sie werden in der Huerta als Handelsartikel gezogen. Auch kauften die Damen sich vielfach riesenhafte Blumensträuße oder ließen sich dergleichen von galanten Cavalieren darbringen; Das scheint zur Sache zu gehören.

Carthagena. Die Straßen der Stadt sind eng, die Häuser meist unansehnlich. Ich suchte den preußischen Consul, einen Kaufmann Bartolomeo Spottorno, auf. Er gab mir Auskunft über die hiesigen Zustände. Carthagena bilde in allen wesentlichen Beziehungen einen graden Gegensatz zu dem nahen Murcia. Murcia, von dem Bischof und dem Domcapitel unbedingt beherrscht, ist klerikal, bigot, carlistisch gesinnt, Carthagena ist freigeisternd und republikanisch.

Er gestand, daß die Flotte, namentlich ihr Offizier-Corps, wahrscheinlich durch Topetes Einfluß bestimmt, sich ohne Ausnahme wie ein Mann für Montpensier ausspricht, und ich sehe wohl, wie es weiter gegangen ist. Dem Kaufmannsstand, der hier ausschließlich die besseren Klassen der Civil-Bevölkerung bildet, ist offenbar ein so entschiedenes Einstehn für Montpensier nicht genehm gewesen, da haben es die Herren Kaufleute von dem unbestimmten Oppositions-Geist beseelt, der so oft in dieser Welt seine Rolle spielt, von dem Geist, der verneint ohne dabei selbst ein bestimmtes definirbares Ziel im Auge zu haben, sie haben es ganz gern gesehen, daß sich in den unteren Schichten der Gesellschaft etwas Anderes, Widersprechendes regte. Sie haben die Republikaner gewähren lassen in ihrem Streben Macht und Einfluß zu gewinnen, ja sie haben sie darin auch wohl zu fördern gesucht. Nachgrade sind sie denn freilich auch die Schattenseiten der republikanischen Bestrebungen gewahr geworden. Sie sprechen jetzt mit Abneigung davon und mit einer gewissen gemachten Geringschätzung, hinter der sich ein Gefühl von Furcht zu verbergen sucht.

Wenn unsere Republikaner nur echte Republikaner wären! äußern sie wegwerfend, aber das sind sie nicht, sie sind schlechtes Volk, Socialisten. (NB. So! also, wenn nur die unbequemen socialistischen

Theorien fern gehalten würden, wenn ihr euer Geld in Sicherheit wüßtet, dann wärt ihr auch dabei. So aber, da Das nicht sein kann, wißt ihr in der That gar nicht zu sagen, wo es eigentlich hinaus soll.)

Der Handel von Carthagena ist sehr bedeutend. Die Ergebnisse des reichen Bergbaus in der nahen Sierra, die in die Fremde verkauft werden, veranlassen einen bedeutenden Umsatz, und so sind denn die Bergwerke, auf denen vor zwei Jahrtausenden und mehr der Reichthum und die Macht Carthagos zum Theil beruhte, die vor zwei Jahrtausenden ein Gegenstand langer Kämpfe für die beiden gebietenden Weltmächte jener Tage waren, auch heute noch von Bedeutung. Die Weltmächte selbst aber und sogar die Nationalitäten, die von ihnen vertreten wurden, sind untergegangen, verschwunden. Andere jüngere Völker bauen jetzt dieselben Bergwerke.

Ich habe schon oft den Denkmälern römischer Weltherrschaft gegenübergestanden: hier, in der Stadt, die selbst den Namen bewahrt, wandle ich zum ersten Mal auf den Spuren Carthagos!

Im Gasthof traf ich einen französischen Arzt Dr. Bell. Zwischen den beiden Zimmerchen, die wir bewohnen, führt ein schmaler Gang zu einem kleinen Balcon. Da saßen wir im herrlichsten Mondschein in der weichsten Nachtluft, die sich denken läßt, und besprachen gar Mancherlei.

Der Franzose äußerte, diese Stunden erinnerten an die Mondnächte Afrikas, die man erlebt haben müsse, um sich von ihrer unvergleichlichen Schönheit einen Begriff machen zu können.

Er erzählte mir auch von seinen Feldzügen in Afrika und in der Krim; namentlich unter Anderem, wie er in den Laufgräben von Sewastopol bei einem Ausfall in russische Kriegsgefangenschaft gerathen sei und einige Tage, bis man ihn wieder frei gelassen, die russischen Verwundeten gepflegt habe. Die russischen Hospitäler seien sehr gut eingerichtet gewesen.

Wir kamen auch auf die gegenwärtigen Zustände Frankreichs zu sprechen, und er wußte da ziemlich Auskunft zu geben, da er von seinen Feldzügen her vielfach mit den bedeutendsten Generalen der französischen Armee in Verbindung steht.

Er sagte: „Le plébiscite a été inventé par Emile

de Girardin." Das hängt so zusammen. Napoleon mußte und wollte nach den Wahlen liberale Concessionen machen; er wollte demnach sich wohl einige Liberale an der Spitze der Ministerien gefallen lassen, in Stellungen ersten Ranges. In keinem Fall und unter keiner Bedingung aber will er dergleichen Leute in den Stellungen zweiter Ordnung haben, als Präfekten, Divisions-Generale, Abtheilungs-Chefs in den Ministerien und Dergleichen. Die sollten und durften nur an persönliche Anhänger des Kaiserthums vergeben werden. (NB. Mit anderen Worten, die liberalen Concessionen sollten Schein ohne Wesen sein und bleiben, und Napoleon wollte sich die Möglichkeit vorbehalten die Zügel wieder straffer anzuziehen, der ganzen Sache ein Ende zu machen, so wie sie unbequem zu werden drohte. Daß Napoleon Herr der Situation blieb, daß ein paar liberale Minister nöthigen Falls leicht zu beseitigen waren, so lange die Armee und die gesammte Landes-Verwaltung unbedingt in der Hand des Kaisers blieben, Das ist hinreichend klar ohne Weiteres.)

Dr. Bell: Graf Daru machte aber sofort Versuche eine Anzahl seiner politischen Freunde in die Verwaltung zu bringen. Von dem Augenblick an wurde er dem Kaiser lästig, und doch konnte man ihm nicht den Abschied geben. (NB. Natürlich nicht. Das hätte ja geheißen, dem ganzen Lande klar machen, daß der gesammte Parlamentarismus des Kaiserreichs nur als ein leeres Gaukelspiel gemeint sei.)

Dr. Bell: Da schlug Emile de Girardin das Plebiscit vor, indem er versicherte, darauf werde Daru nicht eingehen; er werde lieber seine Entlassung einreichen als zustimmen! (NB. Die Aufgabe war also, Daru dahin zu bringen, daß er seinen Abschied einreichte; ihn los zu werden war der Zweck des ganzen großartigen Manoeuvres.)

Dr. Bell: Oliviers und Daru hatten die Artikel 13 und 45 in den Zusätzen zu der sogenannten Verfassung des Kaiserreichs arglos angenommen, jetzt, da Napoleon III. entschieden auf dem Plebiscit bestand, gewahrten sie, was damit eigentlich gemeint war. Daru gab, da sein Widerspruch vergeblich blieb, seinen Abschied ein, wie Emile de Girardin richtig vorher gesehen und gesagt hatte. Oliviers ist geblieben. (NB. Aus Eitelkeit und Characterschwäche, und daher nun seine ganz

verkehrte elende Stellung, seine gänzliche Ohnmacht dem Herrn und Meister gegenüber.)

12. Mai. Ich wanderte durch die Hauptstraße der Stadt, die etwas breiter als die anderen zu dem Seethor führt, zu dem Hafen, der eigentlich nur eine sehr schöne weite und sichere Rhede ist, eine Bucht von hohen, mit Festungswerken gekrönten Felswänden umschlossen, in der für Tausende von Schiffen Platz wäre. Die Einfahrt zwischen den beiden Vorgebirgen ist wohl 900 Schritt breit, die Tiefe von der Einfahrt bis zur Landungsbrücke beträgt über 2000 Schritt.

Das alte Schloß, Castillo de las Galeros, auf dem höchsten Punkt des westlichen Vorgebirges, kann wohl schwerlich zur Vertheidigung der Bucht, namentlich der Einfahrt, wesentlich beitragen.

Andere Batterien liegen zu beiden Seiten der Einfahrt tiefer am Gebirge, zum Theil dem Wasserspiegel so nahe als möglich, und unter diesen am östlichen Ufer ein geschlossenes Fort, Castillo de Sta. Anna. Im Allgemeinen aber möchte ich glauben, daß die Bucht namentlich gegen den Angriff einer Panzer=Flotte nicht unbedingt gesichert ist.

Carthagena ist der einzige Kriegshafen, den Spanien am Mittelmeer hat, der einzige Seeplatz, der die Mittel gewährt, Kriegsschiffe zu bauen und auszurüsten oder in ruhigen Zeiten sicher zu bewahren. Cadiz ist allerdings nicht zu vergessen und kann dem Seekrieg auch im Mittelmeer dienen, aber es liegt doch am Ocean und ist eigentlich die Basis für Seefahrten und Unternehmungen an den Küsten der Länder jenseits des Weltmeeres.

Ich stieg von der Calle mayor durch allerhand sehr unsaubere steile Gäßchen zu der alten Domkirche hinauf, die auf einem Absatz des Felsen liegt, dessen höchste Kuppe von der alten Burg, dem Castillo de la Concepcion, gekrönt ist. Was sich an diesen Felsen lehnt, ist der älteste Theil der Stadt, die Stadt der Carthager; aber vergebens würde man hier Spuren des Daseins der Afrikaner suchen oder Trümmer aus der Römerzeit oder ein Denkmal arabischer Herrschaft. Selbst was auf das christliche Mittelalter zurückweist, ist verlassene Ruine. Träge Armuth, gedankenlose

unsaubere Bedürfnißlosigkeit, Verkommenheit: die Gegenwart Spaniens haust in den Trümmern. Es wohnt da in den niedrigen meist baufälligen kleinen Häusern um den Dom herum offenbar der ärmste Theil der Bevölkerung, und es herrscht da eine so große Unsauberkeit, daß dieses Nest unter Umständen wohl der Heerd manches bösen Fiebers werden könnte.

Die Festungswerke bilden am Fuß des alten Castells der Concepcion auch noch eine Terrasse, die ansehnlich über dem Spiegel des Meeres erhöht liegt und die schöne Aussicht über die Bucht beherrscht. Der Brustwehr gegenüber, gegen die Stadt hin, ist sie von einer Reihe Häuser begrenzt, unter denen der Palast des Gouverneurs stattlich hervor tritt. Hinter diesem erhebt sich nun der gewaltige Felsen, der die mächtigen Trümmer der alten Carthager-Burg trägt.

Das Arsenal bildet mit Allem, was dazu gehört, den westlichsten Theil der Stadt Carthagena und nimmt reichlich ein Drittheil der Gesammtfläche ein, welche die Ringmauern umfassen. Am Eingang liegt ein Presidio, d. h. ein Gebäude, das den zu den Galeeren verurtheilten Verbrechern als Gefängniß bestimmt ist. Genügend wohl verwahrt natürlich, aber allem Anschein nach menschlicher eingerichtet als die „Bagnes“ in den Seeplätzen Frankreichs.

Das Innere des Arsenals bildet ein großes rechteckiges Bassin. Der breite Kanal, der es mit dem nahen Meerbusen verbindet, wird durch schwimmende Schwellen gesperrt. An der schmalen Seite im Hintergrunde zieht sich eine Reihe von trockenen und nassen Docks entlang. An den Quais zu beiden Seiten und rückwärts hinter den Docks liegen die nöthigen Baulichkeiten. Aber! verarmt wie Spanien ist, hat es nicht die Mittel hier eine große Thätigkeit zu entfalten. Eben wurden die Arbeiter für die Mittagsstunde entlassen; es waren ihrer nur wenige! Auf dem Stapel stand nur das Gerippe einer einzigen Corvette und in dem weiten geräumigen Bassin ankerten außer einem alten abgetakelten Linienschiff nur zwei Panzerfregatten und eine Corvette. Es geht sehr still zu in diesem Arsenal!

Das alte Linienschiff, das abgetakelt mitten im Bassin liegt, ist seiner Geschichte wegen merkwürdig. Das Schiff heißt „Isabella II.“ und ist im Jahr 1852 zu Cadiz gebaut. Es hat viele Millionen

gekostet; ungewöhnlich viel Geld, das aber nicht dem Bau, sondern lediglich dem näher oder entfernter dabei betheiligten Personale zu Gute gekommen ist. Es wurde in schmählichster Weise aus verfaultem Holz zusammen gezimmert.

Als es endlich fertig war, sollte es hierher nach Carthagena gebracht werden. Der Capitän, dem das Commando anvertraut wurde, machte sein Testament, ehe er unter Segel ging. Er glaubte nicht das nahe Ziel der Fahrt zu erreichen! Indessen, die Jahreszeit war günstig, die See blieb ruhig, er kam glücklich an.

Seitdem liegt das Schiff nun ruhig hier im Bassin; es hat nie zu etwas Weiterem gedient. Zwar einmal sollte ein Versuch damit gemacht werden, denn der Skandal, daß ein ganz neues Linienschiff als vollständig unbrauchbar beseitigt blieb, schien zu arg. Das Schiff wurde beordert eine Uebungsfahrt im mittelländischen Meere mit zu machen. Der Capitän aber, der den Befehl führen sollte, weigerte sich grade zu damit in See zu gehen. Er selbst, erklärte er, sei allerdings verpflichtet sein Leben unter allen Bedingungen einzusetzen, wie es befohlen werde, aber er halte sich weder verpflichtet noch selbst berechtigt eine Bemannung von 700 Mann dem gewissen unvermeidlichen Untergang wissentlich entgegen zu führen. Der commandirende Admiral des Departements nahm das sehr übel und wiederholte drohend seinen Befehl. Der Kapitän verlangte vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Wenn eine vom Kriegsgericht ausgehende Commission Sachverständiger das Schiff seetüchtig finde, wolle er sich der Strafe unterwerfen, die in diesem Fall ohne Zweifel über ihn verhängt werden würde. Der Admiral fand nicht angemessen es auf den Spruch eines Kriegsgerichts ankommen zu lassen, er ließ die Sache fallen. Das Schiff ist nicht weiter in seiner Ruhe gestört worden; man läßt es ruhig vermodern, überzeugt, daß es in einer nicht mehr fernen Zukunft im Hafen sinken wird.

Ich besuchte nun auch die Magazine.

Die Vorräthe sind gering; sehr gering, wie es die Lage des Landes mit sich bringt, aber sie sind von guter Beschaffenheit, sauber und ordentlich gehalten.

Trotz aller Mängel, die sich nachweisen lassen, trotz der Dürftig-

keit aller Mittel und Vorräthe, die nirgends zu verbergen ist, trotz Allem ist die Flotte weit aus das in seiner Art Beste, was Spanien heut zu Tage besitzt. Es herrscht hier Ordnung, Methode und Disciplin. Das ist der allgemeine Eindruck, der bleibt.

In der Nähe meines Gasthofs in Carthagena liegt das Kloster de la Merced. Das ist bei Gelegenheit der September-Revolution verwüstet, ja großentheils zerstört worden; was noch steht ist Ruine. Weshalb, wozu diese muthwillige Verwüstung, die in der That gar keinen Zweck haben kann? Der Consul Spottorno beantwortete diese Frage mit der Bemerkung, das Volk sei durch den Haß, den es den Mönchen bewahrt und durch die Furcht, sie könnten wiederkehren, bestimmt worden das Gebäude einzureißen. So lange ihre Wohnsitze bleiben, bleibt die Möglichkeit, daß sie wieder kommen und sich da von Neuem einrichten. Erst wenn die Behausungen, die vorbereiteten Nester des Geschlechts niedergerissen, der Erde gleich gemacht sind, ist man die Leute und ihr Treiben gründlich und für immer los.

Es mag wohl gar manches Kloster in Spanien aus solchen Gründen, die doch nur blinder Leidenschaft für Gründe gelten können, zerstört worden sein. Wenn die sogenannte Kirche, wenn die geistlichen Orden wieder Herren der Situation und Spaniens werden sollten, dann würden ihnen ganz gewiß auch die Mittel nicht fehlen ihre zerstörten Klöster wieder aufzubauen. Sie würden sich finden, und wenn ganz Spanien darüber zu Grunde gehen sollte.

13. Mai. Heute wollte ich nach Murcia, da ich aber erst um 1 Uhr reisen konnte, benützte ich die Zeit und begab mich früh am Morgen nach dem Parque d' Artilleria, einem Zeughaus verbunden mit Artillerie-Werkstätten.

Ein höherer Artillerie-Offizier übernahm es mich herum zu führen.

Ueberall zeigte sich ein erfolgreiches Streben der Verwaltung Ordnung und Sauberkeit aufrecht zu erhalten.

Daneben wird aber hier bei Weitem mehr noch als im Arsenal die gegenwärtige Armuth Spaniens sichtbar. Gearbeitet wird sehr wenig in den Werkstätten; die Vorräthe aller Art sind ungemein

gering, und selbst das Gebäude, ein mächtiges Viereck, das einen weiten Hof einschließt, ist im hohen Grade baufällig.

Diese Mängel verbergen oder beschönigen zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen; der Artillerie-Offizier hatte denn auch den richtigen Takt mich selbst auf alle Mängel aufmerksam zu machen, daurauf daß Dies oder Jenes wohl anders sein müßte; aber „faltan dineros", war seine Entschuldigung für Alles. Er wies mir selbst die Risse in den Wänden, das Gebäude bedürfe zum Theil eines Umbaus, aber „faltan dineros!"

In den unteren Räumen des Gebäudes werden in Essen bei Krupp gegossene Stahlgeschütze bewahrt, aber nur zwei Batterien, nur zwölf Stück! Darauf beschränkt sich der ganze Vorrath.

In der geräumigen Schmiede des Parks sind nur zwei Schmiedefeuer in Thätigkeit für die Umarbeitung der Infanterie-Gewehre nach dem System Berdan. Sehr ungenügend! Aber Nichts zu machen! faltan dineros!

Auf dem Rückweg in die Fonda überraschte es mich nicht wenig zu sehen, wie einer der Felskegel im Innern der Stadt gleichsam unmittelbar aus dem Straßenpflaster emporsteigt. Es ist ein sehr ungewöhnlicher Anblick und macht den Eindruck eines Märchenhaften mitten in der Prosa des alltäglichen Lebens.

Abreise um 1 Uhr; durch die Huerta zurück nach Murcia.

14. Mai. Die Stadt hat ein durchaus modernes Ansehen, fast wie Madrid; namentlich erinnern selbst ihre Kirchen nur an eine sehr nahe liegende Vergangenheit. Nur ein Paar Privathäuser, die sehr vereinzelt in den verschiedensten Straßen liegen, rühren aus der Zeit der Renaissance her und sind unverändert geblieben.

Die Cathedrale ist in einer Zeit, die keinen Sinn für die Werke der Vergangenheit hatte, in gar seltsamer Weise vollendet, nämlich: der Kern des Gebäudes ist späte Gothik; Das aber sollte man wohl nicht errathen, wenn man das Aeußere auch noch so aufmerksam mustert, denn der ganze Bau ist vollständig in ein modernes architektonisches Gewand eingehüllt, das aus den verschiedensten Zeiten herrührt, mit der phantastischen spanischen Renaissance beginnt und

in das reichste Rococco des vorigen Jahrhunderts und französischer Schule ausgeht.

Diesem letzten Styl ist namentlich die Hauptfaçade der Cathedrale verfallen, die nach Westen einem kleinen freien Platz zugewendet natürlich keine Thürme hat. Sie ist ein hoher Schild, ganz willkürlich vor den Bau gestellt, mit dessen Construction sie überhaupt gar Nichts zu thun hat; viel höher als die Kirche, in zwei Stockwerken von Conditor-Architektur empor gebaut, unten corinthisch, oben von dem ordre composé, in dem sich die schlechteste Zeit des XVIII. Jahrhunderts gefiel, geht sie in einen geschweiften Giebel aus, der frei in die Luft ragt und gar Nichts hinter sich hat.

Die Kirche hat auf dem Kreuzpunkt keine Kuppel, dagegen aber besitzt sie eine solche am Ende des Langschiffs, unmittelbar an der Rückseite des Stirngiebels. Da ragt sie aus dem weit niedrigeren Kirchendach empor und hängt an dem Giebel wie der Tornister an dem Rücken eines Soldaten. Das ist eine sehr unschöne Eigenthümlichkeit dieses Baus. Wie consequent ist es doch allen Zeiten bis auf unsere Tage herab eigen geblieben, da, wo sie Werke einer früheren Periode zu vollenden hatten, ohne Rücksicht auf den Character der ursprünglichen Anlage stets im Geist der jedesmaligen Gegenwart, in der augenblicklich herrschenden Weise, daran weiter zu bauen.

Die Baukünstler erinnern in dieser Beziehung an die Lehrer der Kriegskunst, die auch stets die Kriegsweise, die der letzte bedeutende Krieg hervorgerufen hat, für den absoluten, den normalen Krieg halten und alles Andere für Barbarei und Ausgeburt der Unfähigkeit erklären.

Ich stieg bis zu der großen Plattform am Fuß des Glockenhauses. Gar schöne Aussicht nach allen vier Seiten dieses luftigen Raumes. Zunächst auf die Stadt hinab, weiter auf die Huerta, die sie rund umgiebt. Diese ist nicht sehr groß, gewiß nicht über eine Quadratmeile, aber welch ein Reichthum der Vegetation auf diesem engen Raum! Das Ganze sieht sich von oben herab wie ein üppiger Wald an, unter dessen reichem Laub die Bodenkultur nicht nur, sondern auch die zahlreichen Hütten der Bevölkerung durchaus verschwinden.

Seidenzucht ist, wohl seitdem sie überhaupt in Europa einheimisch

geworden war, ein wichtiger Zweig der Betriebsamkeit Murcias gewesen, und die zahllosen Maulbeer-Bäume der Huerta beweisen, daß sie es noch heute ist. Mein Führer wies mir auch am Saume der Stadt, in der Nähe der Plaza de toros eine großartig angelegte Seidenfabrik. Sie gehört Fremden, Ausländern, Franzosen. Lässig wie sie sind, überlassen es die Spanier nur zu sehr Fremden die natürlichen Reichthümer ihres Landes auszubeuten und sich daran zu bereichern. Auf der Plaza de toros sind Spanier thätig, in der Seidenfabrik Fremde!

Auf mancherlei Fragen gab mein Führer dann überhaupt klagende Auskunft über den Zustand der Stadt; es herrsche eine große Unsicherheit des Eigenthums und selbst der Personen. Daß im Gebirge nicht leicht Jemand anders reist als bewaffnet, ist gewiß ein sehr böses Zeichen, und daß die Bettelei in Murcia so arg ist, wie man es sich schwerlich denkt, wenn man es nicht erlebt hat, davon überzeugt man sich bei dem ersten Schritt in den Straßen, und nun versichert mein Führer, daß dieselben Leute, die am Tage betteln, im Abenddunkel nicht selten Raubanfälle begehen auf vereinzelte Wanderer in den Straßen. Diebstahl, Einbruch seien sehr häufig.

Die Carlisten seien sehr mächtig in der Stadt; überwiegend; die Domherren, die gesammte Geistlichkeit und alle wohlhabenden Leute gehören dazu. Daneben bestehe aber doch auch ein sehr zahlreicher republikanischer Club. Sämmtliche Arbeiter seien Mitglieder desselben.

Ich sah mir nun auch die Cathedrale an; es ist späte Gothik des XV. Jahrhunderts und hat eine gewisse Verwandtschaft mit der ungefähr gleichzeitigen Cathedrale von Sevilla, wenn es dieser auch entfernt nicht gleichkommt. Es ist eben auch ein Mittelding von Bau mit überhöhendem Mittelschiff und Hallenbau.

Die der späten Gothik eigenen Kreuzgewölbe mit Gurten-Netz über dem Ganzen.

Der weitaus merkwürdigste und in der That auch erfreulichste Theil dieser Cathedrale ist aber die „Capilla del Marques“, die, dem Scheitelpunkt des Chor-Umgangs angefügt, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von einem Don Juan Chacon gegründet wurde und im

Jahre 1507 von seinem Sohn und Nachfolger vollendet worden ist, der inzwischen zum Marques de los Edes erhoben war.

In dieser Capelle zeigt sich das phantastische Element der spanischen Renaissance mit arabischen Reminiscenzen verwebt o der aus ihnen hervorgegangen in schönster ansprechender Blüthe. Schon die Form des Baus ist wohl ohne Vorbild. Der Grundriß bildet ein eigentümlich unregelmäßiges und doch symmetrisches, ein birnenförmiges Achteck. An den fünf kleineren Seiten gehen Pseudo-Arkaden herum; an jeder Seite ein Bogen; die stützenden Säulen in den eingehenden Winkeln. Unter jedem Bogen lehnt ein Altar an der Wand; nur an dem einen, dem Hauptaltar, dem Eingang gerade gegenüber steigt anstatt des Bildes ein Marmor=Crucifix, Skulptur von ansehnlichen Verhältnissen, an der Wand empor.

Eigenthümlich ist auch das Gewölbe, das sich über der Capelle zusammenschließt. Es bildet einen concaven achtspitzigen Stern über dem Ganzen. Wie Strahlen ziehen sich Gewölbgurten von dem Scheitelpunkt zu den Gewölbe-Kappen hinab, und eine Spielerei, die dem Zeitalter des Baus und ihren Begriffen von architektonischer Eleganz entsprach, muß es genannt werden, daß der Kern, der Schlußstein, an dem sich diese Strahlen zusammenfügen, ganz von dem Gewölbe abgelöst ist und nur von den Gurten gehalten, die sich in der Nähe des Scheitelpunkts ebenfalls von dem Gewölbe loslösen, frei unter dessen Schlußstein schwebt. Die Gurten erscheinen so nicht wie das nothwendige Gerippe des Gewölbes, sondern als ein willkürlicher Schmuck.

Murcia ist die geräuschloseste ruhigste Stadt, die ich kenne, nicht blos in Spanien, sondern überhaupt. Diese große Stille hat darin ihren Grund, daß in dieser Stadt gar nicht, oder so gut wie gar nicht, gefahren wird. Omnibus und Fiacre giebt es nicht. Leute, die Pferde und Wagen halten, scheinen hier nicht zu leben, und was aus der Huerta zu Markt hereingebracht wird, das kommt auf Tragthieren herein. Man könnte nicht einmal spazieren fahren, denn sämmtliche paseos sind ausschließlich für Fußgänger eingerichtet.

Ehe ich Murcia verließ, ging ich zur Kirche und dem Kloster

St. Augustin, um dort die Holz-Sculpturen des Sancillo zu sehen, eines hier einheimischen Künstlers des sechzehnten Jahrhunderts.

Diese Sculpturen sind in der That der aufmerksamsten Betrachtung werth und verdienten wohl in weiteren Kreisen gekannt und anerkannt zu sein.

Ueberhaupt sehe ich wohl, daß die Holz-Sculptur hier in Spanien im Zusammenhang mit einer Zeit, in der überhaupt eine realistische Tendenz in der bildenden Kunst vorherrschend war, vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an und bis zum achtzehnten herab, eine sehr bedeutsame Entwicklung erfahren hat.

Die Bedürfnisse der Kirche, des Cultus, führten darauf. Phantastisches Schaugepränge war hier in Spanien, vielleicht mehr noch als selbst in Italien, ein Bedürfniß für die Geistlichkeit selbst, die darin ihre eigene Befriedigung fand, und ein Mittel auf die Menge zu wirken, die übrigens auch selbst danach verlangt. Man wollte dem Volk bei feierlichen Processionen seine Schutzheiligen oder die Bedeutung des Festes anschaulich machen und verlangte daher Bildwerke, Statuen von Heiligen, Gruppen, die sich nicht selten zu umfangreichen Darstellnngen wichtiger Ereignisse erweiterten, und diese Bildwerke konnten weder von Stein noch von Erz sein, denn sie sollten umhergetragen werden. Diese Forderung, welche die Kirche an die Kunst stellte, mußte auf die Holz-Sculptur führen. — Aus Holz geschnitzte Bildwerke sind aber an sich unscheinbar: sie müssen, um den gewünschten Eindruck zu machen und sich gehörig von der Umgebung abzuheben, als Stein, als Metall, oder nach dem Leben bemalt werden, und da lag diese letztere Behandlungsweise vor Allem nahe zu einer Zeit, in der die bildende Kunst überhaupt einem realistischen Streben huldigte.

Das Höchste aber, was die Kunst als solche dieser Art hervorgebracht hat, möchten wohl die hiesigen Sculpturen, die Werke des Sancillo sein, die in der That ein bedeutendes Talent und ein großes ernstes Studium der Natur darthun.

Die Gruppen stellen die Leidensgeschichte Christi dar.

Die Köpfe sind voll Leben und Ausdruck, sämmtliche Gestalten,

wie gesagt, nach dem Leben bemalt; und seltsam: sie machen durchaus nicht den unheimlichen gespenstischen Eindruck eines Wachsfiguren-Cabinets, der mir wenigstens vollkommen unerträglich ist. Sie sind vielmehr erfreulich. Sollte das Geheimniß etwa darin liegen, daß sie, wie das bei Holz-Figuren nicht anders sein konnte, mit Deckfarben bemalt sind, die nicht die Durchsichtigkeit des Lebens haben, so daß die Kunst doch nicht all zu nahe an die Wirklichkeit heran tritt?

Abreise um 10½ Uhr. Ich fuhr nun auf der alten Heerstraße durch die Huerta und konnte im Einzelnen über ihren vielfachen Anbau und die wunderbare Fruchtbarkeit erstaunen. — Auf jedem Schritt aber wird man gewahr, wie kostbar hier das Wasser ist, wie der ganze Reichthum der Gegend auf dem feuchten Element beruht. Die Mittel zur Bewässerung sind auf jede Weise vervielfältigt. Viele der kleinen Gehöfte besitzen eigene Schöpfbrunnen, die augenscheinlich seit den Zeiten der Araber unverändert geblieben sind. Heute wie vor einem Jahrtausend wird das Wasser vermöge eines horizontal über dem Brunnen schwebenden Rades, das ein Ochsengespann in Bewegung setzt, aus der Tiefe herauf gehoben.

Uebrigens soll trotz der Vertreibung der Morisken unter Philipp III. sich gerade hier in dem ehemaligen Königreich Murcia mehr arabisches Blut erhalten haben als in irgend einem anderen Theil Spaniens. Wahrscheinlich waren hier Heirathen zwischen der von Norden im dreizehnten Jahrhundert eingewanderten Bevölkerung und den einheimischen Moriskos üblicher geworden als anderswo. Jedenfalls unterscheiden sich wenigstens die Landleute dieser Gegend sehr wesentlich von allen anderen Spaniern, selbst von ihren nächsten Nachbarn, den Andalusiern. Auch ihre auffallende Tracht, auf der ganzen Strecke vom Gebirge bis zum Meer, bis Carthagena, herrschend, ist kaum eine europäische zu nennen.

Der Oberkörper ist in der Regel nur durch das weißleinene Hemd bekleidet. Allenfalls kommt noch eine vorne offene Weste ohne Aermel hinzu. Weite kurze Beinkleider von weißer Leinwand, so kurz, daß sie die nackten Kniee nicht bedecken, und so weit, daß man im ersten Augenblick zweifelhaft ist und sie ohne Uebertreibung

wohl für einen kurzen Rock halten könnte! Eine eigenthümliche Art von Strümpfen, die unter dem Knie beginnen und an den Knöcheln enden. Die Füße stecken nackt in den Sandalen. Um den Leib eine meist rothseidne Faja. Um den Kopf häufig nur ein Tuch. Der ganze Anzug ist ein Beweis großer Bedürfnißlosigkeit!

Orihuela, ein ganz bedeutender Ort von mehr als zwanzigtausend Einwohnern, ist sehr schön gelegen. Seiten-Aeste des Gebirges, das dieses Tiefland von Murcia und Alicante von der Hochebene Castiliens scheidet, treten hier mit steilen Abfällen bis nahe an den Seguro heran, so daß die Stadt sich auf schmalem Raum lang ausdehnt zwischen Fluß und Felsen.

Vor dem Thor liegt hoch oben auf den Bergen ein großartig angelegtes Priester-Seminar, am Eingang zur Stadt erheben sich zwei mächtige ehemalige Klöster, von denen das eine in der That colossal genannt werden muß, und in der Stadt gewahrt man mit Verwunderung außer dem Bischöflichen Palast auch noch drei oder vier andere von großem Umfang und sehr stattlichem Ansehen, die alten Adels-Geschlechtern gehören. Und alle diese Paläste sind viel größer angelegt, weit stattlicher als alle Hotels, die der Adel Ludwigs XIV. im Faubourg St. Germain erbaut hat. Nur in Italien sind ihres Gleichen zu finden.

Greifbar zeigt sich überall, mit welchem Druck vor Allem die Kirche und in zweiter Linie der Adel auf Spanien gelastet hat!

Die Gegend wird nach und nach weniger fruchtbar, ärmer. Dann aber bei Crevillente erwartet selbst den Reisenden, dem nicht entgangen ist, wie Vieles hier im Lande an die maurische Vergangenheit erinnert, eine überaus große Ueberraschung.

Man steht hier plötzlich vor einem Bilde, das durchaus gar Nichts Europäisches hat, und ist versucht sich zu fragen, ob man etwa ohne es gewahr zu werden nach dem Orient, nach Afrika versetzt ist.

Die Heerstraße hat sich, indem sie sich vom Thal des Seguro entfernt, bedeutend über dessen Sohle erhoben. Nach einer raschen Wendung derselben erblickt man unerwartet die Stadt nahe vor sich, jenseits einer tief und weit eingeschnittenen Schlucht, in der sich

unten das meist wie in diesem Augenblick trockene Bett eines Torrente zum Thal hinab windet.

Von der halben Höhe des jenseitigen Thalrandes steigt die Stadt über einem Gebüsch von Dattelpalmen und riesenhaften Aloes in Terrassen bis zum Kamm hinauf. Die sämmtlichen kleinen niedrigen blendend weiß getünchten Häuser haben horizontal gelegte Terrassen zu Dächern und nur sehr wenige und kleine Thüren und Fensteröffnungen; einzelne schlanke Dattelpalmen steigen zwischen den Häusern hoch auf in die Luft, zum Theil Jahrhunderte alt. Ganz oben krönt eine Kuppel, die einer Moschee so gut wie einer Kirche angehören könnte, die ganze Häusermasse.

Es ist ein Bild des Orients ohne irgend ein störendes europäisches Element!

Wir kehrten im Städtchen ein. Man gab mir in der Posada eine sehr einfache aber zu meiner Verwunderung sehr reinlich zubereitete Mahlzeit, in der ein gekochtes Huhn die Hauptrolle spielte. Zum Nachtisch, zum ersten und auch wohl zum einzigen Mal in meinem Leben, frische Datteln. Uebrigens sind sie frisch etwas wässerig; keine sehr angenehme Frucht; getrocknet bei Weitem besser.

Es war Sonntag. Das konnte man schon den Weibern und Mädchen ansehen, die alle bis auf die kleinsten herab mit frischen Blumen im Haar so schön und besonders so coquet, als sie vermochten, gekleidet und frisirt waren.

Die weitere Fahrt nach Alicante führte zunächst durch den Palmenwald, bald aber im Dunkeln vorwärts: von Elche an wieder auf guter Heerstraße und doch nur langsam, ja immer langsamer, da die Pferde vollständig ermüdet waren und zuletzt kaum noch von der Stelle konnten.

Wie alle Südländer, wie die gesammte sogenannte „lateinische Race", gehen auch die Spanier unbarmherzig mit den Thieren um und spannen ihre Kräfte schonungslos auf das Aeußerste an. Einen deutschen Kutscher hätte man gewiß nicht bewegen können die ganze Strecke von Murcia bis Elche, 52 Kilometer, zu fahren ohne seine Pferde unterwegs zu füttern. Für einen spanischen verstand sich Das ganz von selbst.

16. Mai. Alicante ist trotz des arabischen Namens in seiner gegenwärtigen Verfassung eine durchaus moderne Stadt, die dem Touristen wenig bietet: aber die Lage ist schön. So ist die Aussicht von dem ziemlich hoch gelegenen Bahnhof auf das Meer sehr erfreulich. Vor Allem stattlich aber stellt sich die Citadelle dar, das Fort St. Barbara, hoch, mehr als 800 Fuß, über dem Meer auf steilem nacktem Felsen kühn erbaut, das reine Firmament zum Hintergrund, von Sonnenschein umfunkelt.

Auffallend zahlreich sind in diesem Theil Spaniens die alten jetzt verfallenen festen Schlösser; man sieht ihrer hier viel mehr als in Andalusien. Alle diese Burgen sind ungemein groß und stattlich, so daß sie sich nicht, wie etwa so manche Burg am Rhein, als Rittersitze ankündigen, die der Eigenthümer zur eigenen Sicherheit befestigt hat, sondern als Festungen, zur Landesvertheidigung bestimmt. Man könnte denken, daß hier, wo Christen und Mauren nicht Jahrhunderte lang wie in Castilien und Andalusien durch eine natürliche Scheidewand gleich der Sierra Morena getrennt blieben, Spanier und Araber sich gegen einander durch solche Festungen zu schützen suchten, aber dem kann nicht so sein, denn Murcia und Valencia, die hier an einander grenzen, verfielen zu gleicher Zeit, 1236—1238, christlicher Eroberung: aber Murcia castilischer, Valencia arragonischer, und so waren es wohl Castilien und Arragon, die sich hier wie überall eiferlüchtig gegen einander wahrten.

Meine Reisegefährten von Alicante an waren zwei Spanier. Der eine von ihnen, ein Arzt, erzählte von dem Treiben der Contrabandistas an der Küste wahre Räubergeschichten. Mit welcher Frechheit und nach welchem großartigen Maßstab sie jetzt ihr Gewerbe treiben; wie die Behörden ihnen gegenüber meist ohnmächtig sind; wie sich Gefechte, eingeäscherte Häuser, Mord und Todtschlag ergeben, wenn ja die Zollwächter einzuschreiten versuchen, und die Contrabandistas doch meist in abenteuerlicher Weise zu entkommen wissen, wenn sie nicht Sieger bleiben; wie sie die Küstenbewohner, die nicht mit ihnen einverstanden sind, terrorisiren, auch wohl Räubereien begehen u. s. w. Es ist eine schöne Romantik, die in Spanien herrscht!

Wir sprachen von dem Zustande des Landes, mit dem der Arzt

so wenig zufrieden ist wie irgend ein anderer Spanier, den ich bis jetzt gesehen habe.

Wir gedachten der Carlisten. „Esta partido era muerto“ erklärt der Arzt; die Partei war vollständig verschwunden, nur die Fehler der gegenwärtigen Regierung haben sie wieder in das Leben gerufen. Jetzt aber ist sie von Neuem mächtig, viel mächtiger, als man in den Regierungskreisen denkt.

Es giebt, wie der Arzt meint, nur zwei mögliche Thron-Candidaten in Spanien: Don Carlos und den Prinzen von Asturien, Don Alfonso; er selber scheint gleich den Moderados, zu denen er gehören mag, eigentlich für den Letzteren zu sein.

Aber „Prim ne quiere rey“, das sei ein Hauptgrund, warum es zu Nichts kommt.

Was geschehen wird, welche Wendung die Dinge nehmen werden, Das sei sehr ungewiß. Es hänge großentheils von der Armee ab, und die sei in solchem Grade corrumpirt, daß ein Jeder sie kaufen könne.

Als Beispiel, welchen Unfug man namentlich unter der jetzigen Regierung in der Armee getrieben habe, erzählte er mir, in Alicante liege nur ein einziges Bataillon in Garnison; der Oberstlieutnant, der es commandirt, sei während des Krieges gegen Marokko Sergeant gewesen, der Major aber, der unmittelbar unter seinen Befehlen steht, hat denselben Feldzug schon als Capitain mitgemacht.

Sativa, das sich so oft gegen die steigende despotische Gewalt der Könige von Spanien empört hat und vergeblich von Philipp II. in San Felipe umgetauft worden ist, um die Erinnerungen an arabischen Ursprung und arragonische Freiheit zu verwischen.

Von hier an zeigt sich nun das Valencianer Land in seiner ganzen reichen Schönheit. Das anfangs trübe Wetter war wieder hell und schön geworden, so daß der malerische Reichthum des Landes sich in günstigster Beleuchtung zeigte, was nicht wenig dazu beitrug den anmuthigen Eindruck zu steigern.

Zunächst von Sativa an besteht der tieffte Theil der Thalsohle am Fluß aus Reisfeldern. Die höheren Theile der Thalsohle, um einen kleinen Abhang über jenes feuchte Gelände erhoben, durch Brunnen

mit Schöpfrädern bewässert, trägt die vielfachsten Erndten und ist außerdem dicht mit Orangen, Granaten und Feigenbäumen bepflanzt, aus deren saftigem Grün hin und wieder Dattelpalmen in schlanker Majestät emporsteigen. Die zu höchst gelegenen Strecken, auf die kein Wasser zu bringen ist, sind einfach mit Obstbäumen bepflanzt, aber auch unter diesen schwanken schöne Korn=Erndten, wie man sie anderswo in Spanien auf trockenem Gelände nicht sieht: wohl eine Folge besserer Kultur und des schützenden Schattens der Oelbäume.

17. Mai. Valencia. Dem Umstand, daß es aus mehreren selbständigen Reichen nach und nach zusammen gewachsen war, verdankte Spanien ein gar kräftiges reiches Provinzial-Leben, dessen Spuren auch jetzt noch nicht verwischt sind. Selbst Philipp II. hat es nicht vernichten können, ja die Art, wie er sein despotisches Regiment feststellte und die Cortes des Reichs zu Nichts herabdrückte und herabwürdigte, hatte wohl zur Folge, daß Alles, was sich noch von selbständigem Leben regen wollte, in die Provinzen flüchten mußte. Die bedeutendste Schule spanischer Kunst hat sich fern vom Hof und der künstlichen Hauptstadt des Reichs in Sevilla gebildet, und auch Valencia hat eine eigene Malerschule aufzuweisen.

Auch die neueste Zeit hat diese Selbständigkeit der Provinzen nicht zu vertilgen gewußt. Trotz aller Bemühungen das parlamentarische Wesen, vor Allem aber die centralisirende Verwaltung nach französischem Muster zu zuschneiden, ist doch auch heute noch Madrid nicht maßgebend für Spanien, und Spanien läßt sich von Madrid aus keineswegs genügend beurtheilen.

Die mittelalterlichen Befestigungen der Stadt, die Ringmauern, sind in neuster Zeit nieder gerissen worden, so daß jetzt zwischen der ersten Häuserreihe und dem Fluß, dem Guadalaviar, ein breiter Quai entstanden ist.

Ich ging am Fluß entlang bis zu der Puerta de Serranos, dem Thor der Gebirgsbewohner, einem stattlichen alten Thorbau aus dem Jahre 1356, den die Verschönerungswuth der Neuzeit glücklicherweise verschont hat, und da sah ich denn von Neuem, daß das Mittelalter in der Zeit, wo die ihm eigenthümliche Cultur auf ihrer Höhe stand, selbst in ihren Festungsbauten auf Schönheit

bedacht war, was ich übrigens auch sonst und namentlich von Avignon her wußte.

Es ist ein prachtvoller mächtiger Bau. Freilich hat eine Zeit, die keinen Sinn für die Werke des Mittelalters hatte, vielmehr von der ganzen Höhe des Roccocco-Styls mit Geringschätzung auf sie herab sah, Viel daran verdorben; aber der Bau ist dennoch auch jetzt noch schön, und ein geübter Sinn kann sich vollständig Rechenschaft davon geben, wie schön er in seiner unberührten Vollständigkeit gewesen sein muß.

Er besteht nur aus einem Mittelbau, durch welchen der Thorweg führt, zwischen zwei nach Außen, nach der Feldseite, vorspringenden Thürmen.

Wie Das durch seine Bestimmung als Feste bedingt war, hatte der gesammte Bau nach der Außenseite hin keine Fenster, überhaupt keine Oeffnung, als das von mächtigen Werkstücken eingefaßte Rundbogen-Thor. Der untere Absatz des Ganzen ist von tüchtigen Quadersteinen aufgeführt; über diesem Absatz und dem Thor ist die Wand des Mittelbaus mit einem zierlichen Maßwerk bekleidet, wie Erwins Bau am Straßburger Münster.

Schöner noch als nach Außen hin muß dieser Thorbau nach der Stadtseite gewesen sein. Hatte er dort den Charakter eines festen ernsten monumentalen Baus, so muß er hier jenes Ansehen von kühner Leichtigkeit gehabt haben, das das vierzehnte Jahrhundert seinen Werken zu verleihen wußte.

Alles Licht empfingen die inneren Räume des Thorbaus von dieser Rückseite her und zwar in reichem Maße, durch solche colossale Spitzbogen-Fenster, wie sie dem Styl des vierzehnten Jahrhunderts eigen sind.

Denkt man sich nun diese gewaltigen Fenster mit reichem Maßwerk; wie kühn und leicht muß sich der prachtvolle Bau von dieser Seite dargestelt haben, wie licht müssen die hohen gewölbten Räume im Innern gewesen sein.

Jetzt wird die Feste als Gefängniß benützt, da konnte man natürlich solche Fenster nicht brauchen. Die Fenster-Oeffnungen sind zugemauert. Die Maßwerke sind gebrochen und beseitigt mit jener

Rücksichtslosigkeit, die gar keine Ahnung hat von Dem, was sie verdirbt. Nur kleine viereckige mit Eisengittern stark verwahrte Fenster hat man darin ausgespart.

18. Mai. Früh auf und aus, wollte ich meinen Weg allein ohne Führer zur Cathedrale finden, verirrte mich aber und kam an der Rückseite des erzbischöflichen Palastes vorbei und durch allerhand unansehnliche Straßen an die Rückseite des großen Priester-Seminars, wo es sehr unreinlich aussah und nicht sehr anmuthig duftete. Einige schwarze Gestalten in langen Talaren, Nebel-Spalter à la Don Basilio auf dem Kopf, schlichen da herum wie unheimliche Gespenster, und als ob sie der ganzen Welt mißtrauten.

Ich fragte mich bei allerhand Leuten, nur nicht bei den schwarzen Gestalten, durch bis zu der Plaza de la constitucion, wo die Cathedrale steht.

Diese Kirche ist ein merkwürdiger in mancher Beziehung eigenthümlicher Bau, ganz umgeben und ganz verborgen von allerhand angefügten unansehnlichen Bauten. Nur die Extremitäten ragen aus dieser so geschaffenen Häuser-Insel heraus. Diese herausragenden Theile aber erzählen die Geschichte des langsam Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Baus.

Das Südportal, la Puerta del Palau, ist in schönem Rundbogen-Styl ausgeführt; das Nordportal, der Statuen wegen, die es zieren, Puerta de los Apostolos geheißen, gehört dem gothischen Styl des vierzehnten Jahrhunderts an; der achteckige Thurm einer späteren Zeit, deren Gothik schon in die Renaissance übergeht; um die nördliche Seite des Chors windet sich, in der Höhe, auf einem festen Unterbau eine Säulengallerie in Palladios dorischem Styl. Der Stirnseite endlich ist zuletzt, im vergangenen Jahrhundert, eine mehrfach geschweifte und vielfach verschnörkelte Facade in aller Pracht und Herrlichkeit des Perrückenbaus angefügt.

Der Wechsel ihrer Schicksale ist aber noch weit größer gewesen, als selbst diese Reihenfolge verschiedener Architektur ankündigt. Hier stand einst ein Dianen-Tempel; die Gothen machten eine dem Erlöser geweihte Kirche daraus, die Araber eine Mesquita; der Cid, Herr von Valencia, wieder eine dem Apostel Petrus geweihte Kirche; dann,

unter der erneuerten Herrschaft der Araber, muß sie wohl wieder Moschee geworden sein, denn der erobernde König von Arragon, Don Jayme el conquistador, verwandelte sie erst wieder in eine Kirche, die den Namen der heiligen Jungfrau trägt. Sie wird im Munde des Volks „la Seo" genannt, der „Sitz", des Bischofs und seines Capitels natürlich.

La Seo, la Puerta del Palau, diese Namen machen zuerst darauf aufmerksam, daß man hier zwar in Spanien ist, wie Geschichte und Geographie den Begriff feststellen, aber nicht mehr unter Spaniern. Nur die höheren Stände sprechen spanisch; die Masse der Bevölkerung besteht aus Catalanen und kennt keine andere Sprache als den Limousin-Dialect des Provençalischen, der Languedoc. Ich hatte nicht gedacht, daß dieses Idiom sich so weit die Küste hinab erstreckt.

Nach dem Diner Fahrt durch die Huerta oder, wie der Landstrich seiner Form wegen auch genannt wird, durch die Media Luna mit dem Consul Dahllander.

Die Huerta ist frisch, grün, reich, aber doch nicht wie die von Murcia, wie von einer mächtigen, vielfach tropisch zu nennenden Vegetation überwuchert, die aussieht, als könne der Mensch kaum die Herrschaft über sie behaupten.

Die gesammte Huerta umfaßt etwa 1,38 Quadratmeile.

Auf diesem mäßigen Raum leben 72000 Menschen. Eine so dichte Bevölkerung findet sich auch wohl anderswo in betriebsamen Fabrikbezirken. Das eigenthümliche und merkwürdige ist, daß diese Menschenmenge hier vom Ackerbau, buchstäblich und wirklich von dem Ertrag dieser 1 $^{2}/_{5}$ Quadratmeile lebt.

Dahllander sagt mir, daß die alte Limousin-Sprache, oder der Limousin-Dialect der provençalischen, hier zu Lande wie in Catalonien in neuester Zeit wieder gar sehr cultivirt wird und im südlichen Frankreich desgleichen.

Merkwürdig genug, daß grade in unserer Zeit, wo doch der erleichterte Verkehr eine mehr oder weniger allgemeine Ausgleichung der Nationalitäten herbeiführen könnte, die verschiedenen Nationalitäten mit solchem bestimmten Bewußtsein hervortreten, und selbst fast verschollene zu neuem Leben erwachen.

In Erwartung neuer Unruhen spricht Dahllander sehr dringend den Wunsch aus ein preußisches Kriegsschiff hier zu haben. Es sei sehr peinlich gewesen, daß im vergangenen Oktober keines hier war zum Schutz der Deutschen.

19. Mai. Die Wuth Klöster und Klosterkirchen zu zerstören ist auch hier sehr arg. Neben meinem Hotel ist Kirche und Kloster S. Christobal niedergerissen, nur die Grundmauern stehen noch da als Zeugen der Zerstörung. Wenige Schritte weiter in derselben Straße ist ein anderes Kloster Sta. Thecla bis auf die letzte Spur abgetragen, und weiter, in der Mitte der Stadt, ein drittes, ein Jesuiten-Collegium. Das Alles ist in den anderthalb Jahren seit der September-Revolution geschehen.

Um 11 Uhr holt mich Dahllander ab, und wir wanderten zu der Börse, der Lonja.

An der Stelle, wo sie sich erhebt, stand einst der Alcazar, der Palast des maurischen Königs Alhakem, den der Cid besiegte, und, wie die Sage geht, hat Ximene als Wittwe des Cid hier gehaust. Diese Sage gilt in Valencia unbedingt für Geschichte, und wem sagte sie nicht zu? Doch regt sich leicht ein Zweifel, denn mit dem Tode des Cid verfiel die Stadt wieder der Herrschaft der Mauren, und die Christen wanderten aus. Ja hier ist der Schauplatz des Sieges, den der Cid noch nach dem Tode erfocht. Der todte Cid auf sein Streitroß gesetzt und der Schrecken, der vor ihm herging, bahnten den auswandernden Christen einen Weg durch die Heerschaaren der belagernden Araber.

Schade, daß man von dem Reich des Cid in Valencia so wenig weiß. Es muß eine gar eigenthümliche Schöpfung gewesen sein, wie man sie sich in jener Zeit kaum denken kann und in einer anderen noch weniger. Der Cid kam, von unzufriedenen maurischen Fürsten gerufen und mit ihnen verbündet, an der Spitze eines gemischten Heeres von Christen und Arabern als Eroberer nach Valencia, und auch sein Reich war ein gemischtes, in dem Christen und Araber neben einander lebten, wie man nach einer solchen Entstehungsweise nicht anders denken kann: als Gleichberechtigte. Eine solche Schöpfung konnte wohl nur einmal versucht werden, und es ist natürlich, daß sie auch dies eine Mal nicht von Dauer war.

Von dem arabischen Bau ist Nichts übrig. Der gegenwärtige, im Jahre 1482 begonnen, in einem Styl ausgeführt, den man späte Gothik oder frühe Renaissance nennen kann, von seiner Begründung an dem friedlichen Verkehr geweiht, erinnert in keiner Weise an jene ferne Zeit, weder an Heldenkämpfe noch an den phantastischen Glanz eines orientalischen Hofs. Aber er ist ein wirklich reizendes Denkmal seiner Zeit.

Einen höchst erfreulichen Eindruck macht die hochgewölbte Halle im Innern. Es ist einem gar wohl in diesem schönen Raum, der wohl nirgends seines Gleichen haben möchte und ganz eigenthümlich dasteht.

Das vielfach gegliederte Kreuz-Gewölbe ruht genau genommen auf vier und zwanzig Säulen, die in vier Reihen zu je sechsen geordnet sind. Aber die beiden äußeren Reihen sind ganz in die Wände eingelassen und von den mittleren Reihen die vier Endsäulen desgleichen. So ruht denn das Ganze, abgesehen von den stützenden Wänden, auf acht ungemein leichten schlanken Säulen, denen eine in Spiralen um den Schaft gewundene Cannelirung ein noch schlankeres Ansehen giebt. Von diesen Säulen steigen die Gewölb-Gurten auf, um sich in den Scheitelpunkten der Wölbung zu kreuzen. Es ist ein Palmenwald, den hier die Baukunst in anschaulichster Weise nachgebildet hat!

In der Halle herrscht ein reges und geräuschvolles Leben, obwohl sie ihrer eigentlichen Bestimmung, als Seidenbörse, nur zu gewissen Zeiten im Jahre dienen kann. Aber es werden in ihr auch andere Geschäfte besprochen, und vor Allem ist sie, wie die Loggia dei Lanzi zu Florenz, ein Zufluchtsort der Müssigen aus den untersten Ständen. Da die menschliche Stimme mächtig wiederhallt in dem gewölbten Raum, nehmen sich die lauten Gespräche der Leute aus dem Volk darin sehr grossartig aus.

Den Abend brachte ich im Casino zu, wo ich Zeitungen las.

Da finde ich eine Art von Manifest der französischen Republikaner Die wollen jetzt, da das Empire im allerneuesten Plebiscit 7 ½ Millionen Stimmen erhalten hat, von Plebiscit, von Suffrage universel, ja selbst von Majoritäten, von all den Herrlichkeiten, die sie früher verlangt haben, durchaus gar Nichts mehr wissen.

Sie sagen jetzt, da sie sich in der Minderzahl wissen: die Intelligenz dürfe nicht dem Gebot der rohen Menge unterworfen sein! Das haben wir Anderen sonst wohl gesagt, aber wie kommen die Republikaner dazu und mit welchem Recht? Abgesehen davon, daß es nicht grade bescheiden ist die Intelligenz so ganz ausschließlich für sich allein in Anspruch zu nehmen und einen Maßstab anzuwenden, der Goethe ausschließt so gut wie Stein, verleugnen die Leute damit das Prinzip der Volks-Souverainität und die einzige Grundlage, auf die sie sich berufen können!

Mehr noch interessirte mich in einem Localblatt die Statistik der Verbrechen in der Provinz Valencia während des eben verflossenen Monats April.

In dieser Provinz, die nicht mehr als 650000 Einwohner hat, sind im Lauf des April 445 Verbrechen vorgekommen, und darunter zwanzig Mordthaten; 108 versuchte Mordthaten und sonstige Verwundungen; 5 Selbstmorde u. s. w.

Zwanzig Mordthaten in einem Monat! Wenn ich bedenke, daß die Zahl der Mordthaten, die im ganzen preußischen Staat vorkommen, sich in einem Jahr kaum auf die Hälfte beläuft, was für Zustände!

Und doch ist die Provinz Valencia nicht der Theil Spaniens, in dem es am Schlimmsten steht. Am Aergsten geht es in Malaga zu, wo auf 80000 Einwohner im vergangenen Jahre 1086 Mordthaten vorgekommen sind. (Todtschläge wohl mit gerechnet).

Es sieht sehr hoffnungslos aus in Spanien.

20. Mai. Früh aufgestanden, um mit Dahllander nach dem 5 Kilometer entfernten Außenhafen von Valencia, dem Gravo, zu fahren.

„Gravo" ist nicht der Name dieses Orts insbesondere; es ist eine allegemeinere Bezeichnung, ein catalanisches Wort, wohl gleichbedeutend mit dem französischen „grève"; und die Bezeichnung dieses Landungsplatzes als grève war in dem Zustand, in dem er sich vor wenigen Jahren noch befand, eine sehr treffende. Es gab hier, da das Ufer ziemlich in grader Linie von Süden nach Norden streicht, ohne eine wenn auch noch so flache Bucht zu bilden, auch

nicht einmal eine Rhede, nur einen ganz offenen allen Winden ausgesetzten Ankergrund.

Man ist denn auch seit einigen Jahren darauf bedacht gewesen hier einen ordentlichen sicheren Hafen einzurichten, der natürlich ganz eine Schöpfung der Kunst ist, entschiedener, vollständiger selbst als der Hafen von Malaga, ganz so wie die Rhede von Livorno. Hier mußte Alles künstlich geschaffen werden. Ich erstaunte wirklich über die Großartigkeit der noch nicht ganz vollendeten Arbeiten, verwundert, daß Spanien, selbst in seiner gegenwärtigen Lage, doch noch immer die Mittel hat Dergleichen auszuführen.

Es lagen ziemlich viele Schiffe im Hafen; außerdem waren drei heransegelnde und eine Menge Fischerbarken in Sicht. Das Ganze macht den Eindruck, daß man sich an der Stätte eines hoffnungsreichen Verkehrs befindet.

Nach dem Frühstück ging ich verabredeter Weise zu Dahllander. Er bereitete mir eine wirklich erfreuliche Ueberraschung, indem er mich in eine öffentliche Bade-Anstalt führte.

Das Gebäude ist zum größten Theil ganz neu, aber es birgt im Innern Reste maurischer, arabischer Bäder. Ich wurde in einen Raum geführt der, genau wie die Bäder der Alhambra von einem muldenförmigen Gewölbe überdacht ist, durch welches durch sternförmige Oeffnungen von oben her ein wohlthuendes Licht herabfällt. Es ist ein gar anmuthiger Raum!

Da die Anlage genau der der Bäder in der Alhambra sowohl als auch der der unten in der Stadt Granada halb erhaltenen entspricht, wenn auch ohne den Königlichen Aufwand, scheint es wohl, daß diese Art Bäder einzurichten, namentlich die Ueberdachung der Räume durch Mulden-Gewölbe mit sternförmigen Lichtern, allgemeine Sitte der Araber in Spanien war.

21. Mai. Abreise um 6 Uhr.

Meine Reisegefährten waren ein dem Anschein nach wohlhabender Handelsmann aus Valencia und ein Capitan de Voluntarios, ich glaube ein Catalan, der eben aus Cuba zurückkehrte. Er machte eine wahrhaft grausige Beschreibung von dem Krieg auf Cuba, von den Grausamkeiten, die dort verübt werden, und die er, wie man erwarten

mußte, ausschließlich den Insurgenten zur Last legte. Er schien mit echt spanischer Zuversicht zu glauben, daß der Bürgerkrieg dort sich rasch dem Ende zuneige, denn er erklärte wiederholt, die Insurgenten hätten nur noch einige Guerillas in den Bergen.

Mehr noch zeigte sich die spanische Blindheit in der außerordentlichen Geringschätzung, mit der er, gleich allen Spaniern, von den Vereinigten Staaten von Nordamerika sprach. Die Amerikaner würden sich wohl hüten zu interveniren; sie hätten keine Flotte, die der spanischen irgend gewachsen sei. (NB. Wenn die Alabama-Angelegenheit nicht wäre, hätte Amerika wohl schon längst der Herrschaft nicht nur, sondern auch den Ansprüchen Spaniens auf Cuba ein Ende gemacht.)

Da auch der Zustand des Mutterlandes Spanien unter den Herren zur Sprache kam, gab sich der Handelsmann als entschiedener Montpensierist zu erkennen, und um so entschiedener, da der Voluntario an diesem Thron-Candidaten kein sonderliches Gefallen fand. Der Kaufmann versicherte, daß alle anständigen und wohlhabenden Leute in Valencia für Montpensier sind.

Ich glaube, daß hier in Valencia viele Leute, die bisher theils Carlisten, theils Republikaner waren, erst in der allerneuesten Zeit Montpensieristen geworden sind: die Republikaner in Folge der bösen Erfahrungen, die sie im vergangenen Oktober gemacht haben; die Carlisten, die für Vernunft und gesunden Menschenverstand zugänglich waren, in Folge des Bruchs, der zwischen Cabrera und Don Carlos stattgefunden hat.

Ich bin überzeugt, daß Cabrera des Programm, von dessen Annahme er sein Ausbauern bei der Partei abhängig gemacht hat, gar nicht in der Hoffnung aufstellte, daß es etwa angenommen werden könnte, sondern grade umgekehrt, weil er mit Bestimmtheit voraussah, daß die Partei es ablehnen würde. Er suchte ein Mittel in anständiger Weise von der Sache los zu kommen.

Wenn man nun erwägt, wie sehr gemäßigt Cabreras Programm war und namentlich wie unbestimmt gehalten, wie überaus dehnbar, wie illusorisch die Grenzen, die es dem Absolutismus und der Herrschaft der Geistlichen und ihrem Verlangen nach Rache zu ziehen

suchte, und daß es dennoch abgelehnt wurde: da mußten wohl einem jeden halbweg Verständigen die Schuppen von den Augen fallen, und er mußte sehen, daß von den Carlisten Nichts zu erwarten sei als die Wiederherstellung der Inquisition und ein Regiment „con un brazo de hierro!“

4. Weitere Reise durch Catalonien und Arragon.

22. Mai. Ich erwachte ziemlich mit dem Tage in dem Campo von Tarragona. Es ist recht schön, fruchtbar, gut angebaut; einzelne Palmen steigen hin und wieder auf. Aber natürlich ist diese Ebene doch nicht entfernt mit der Media Luna von Valencia oder vollends mit der Huerta von Murcia zu vergleichen.

Sehr überraschend aber ist der Eindruck, den Catalonien gleich, so wie man es betritt, unmittelbar an der Grenze auf den Reisenden macht. Auch in Valencia schon ist die Masse der Bevölkerung catalonisch, nicht spanisch. Hier sieht und fühlt man sich in ein anderes Land, in eine andere Bevölkerung versetzt; man ist nicht mehr in Spanien.

Die Verschiedenheit, ja der Gegensatz von Castilien und Arragon, der hier so besonders entschieden hervortritt, hat gar mancherlei Ursachen, die im Wesen der Dinge begründet sind, so daß die Ausdauer, mit der er sich trotz der vierteinhalb Jahrhunderte Zusammenlebens und gemeinsamer Schicksale behauptet, sich wohl erklärt. Arragon hat andere Traditionen als Castilien, andere Erinnerungen, einen anderen Ursprung. Jahrhunderte lang haben die beiden Reiche einander feindselig und mißtrauisch beobachtet. Catalonien vollends ist geschichtlich gar nicht spanischen Ursprungs. Das Land ist den Arabern durch das Schwert der Franken abgewonnen, gehörte dem weiten Reich der Carolinger an und war von diesem losgelöst, als Grafschaft Barcelona, ein selbständiges, der Sache nach, souveraines Land.

Zu der geschichtlich begründeten Verschiedenheit kommt dann aber auch noch eine ethnologische. Selbst die eigentlichen Arragonesen sprechen einen vom Castilischen verschiedenen Dialekt und haben es sich

oft genug gefallen lassen müssen, daß ihre Sprache von den Castilianern als ein schlechtes Patois mit Geringschätzung behandelt wurde.

Dazu kommt dann aber noch als ein hauptsächlich gewichtiger Umstand, daß in der That nur der kleinere Theil der arragonischen Kron-Lande überhaupt von Spaniern bewohnt ist, die bei Weitem größere Hälfte des Reichs aber von einer Bevölkerung ganz anderen Stammes: im Nordwesten von Basken, im Südosten von Catalanen.

An dem reichen und glänzenden Hof Raymond Berengars, der Grafen von Barcelona, herrschte provençalische Cultur, die im dreizehnten Jahrhundert sehr viel höher stand als die castilische.

In allen inneren Kämpfen Spaniens haben Arragonien und Castilien stets entgegengesetzte Parteien ergriffen, immer zumal wenn die Thronfolge streitig war. Catalonien vollends hat einmal unter Philipp IV., als gar keine solche Streitfrage vorlag, den Versuch gemacht sich ganz von Spanien los zu reißen.

Nur einmal haben Castilien und Arragon in einer gewaltigen nationalen Krisis gemeinschaftliche Sache gemacht. Es gehörte nicht weniger dazu als Napoleons unerhörte Ruchlosigkeit zu Bayonne.

Und selbst dann noch führten Arragonien, und insbesondere Catalonien, den Krieg gegen Frankreich als einen besonderen sehr selbständig, sehr unabhängig von dem übrigen Spanien.

Tarragona. Ich hatte den Zug hier verlassen und den heutigen Tag dazu bestimmt dieses Tarragona zu sehen, das nicht nur zur Zeit der Römer, zur Zeit der Carthager, sondern schon in viel früheren Zeiten, die jenseits aller Geschichte liegen, von einer Bedeutung war, die im Verhältniß zur Zeit gewiß eine große genannt werden muß. Diese Stadt hat die ältesten Denkmale einer fernen Vergangenheit aufzuweisen, die es in Spanien giebt, Trümmer, denen selbst in ganz Europa Nichts als gleichzeitig zur Seite steht außer den Resten urzeitlicher Bauten in Etrurien und in Griechenland.

Die ganze heutige Stadt, die kaum 15 000 Einwohner zählt, macht überhaupt den Eindruck einer Ruine, eines nothdürftig erhaltenen, nicht neu auflebenden sondern sinkenden Restes aus größerer Vergangenheit.

Die Lage ist eigenthümlich. Der Gestaltung des Bodens ent-

sprechend zerfällt die Stadt in eine obere und eine untere. Der halbmondförmige Hafen schließt sich letzterer unmittelbar an.

Ich fuhr zunächst durch die Porta de Sta. Clara in der Richtung nach Barcelona hinaus, um die Torre de los Scipiones zu sehen.

Das Gelände nach dieser Seite hin ist durchaus dürr und unfruchtbar. Da erhebt sich in einem dünnen Pinien-Gehölz das Römer-Denkmal, das die Tradition für das Grab der Scipionen erklärt: der beiden Feldherren aus dem Geschlecht der Cornelier nämlich, die in Spanien in den Kämpfen mit Carthago gefallen sind.

Ein Erinnerungs-Denkmal an Verstorbene mag diese sogenannte Torre wohl sein, aber gewiß ist sie nicht aus so ferner Zeit, als der Volksglaube ihr beimißt. Sie ist in gewissem Sinn zu gut, das Denkmal hat zu viel Styl und Haltung dafür. Zur Zeit der Carthaginensischen Kriege waren die Traditionen griechischer Kunst noch lange nicht in dem Grade heimisch geworden in der Römerwelt, daß ein solches Werk in einer entfernten Provinz möglich geworden wäre. Es ist in gelbem Sandstein ausgeführt und viereckig; auf einem Sockel erheben sich zwei Abtheilungen über einander bis zu einer Höhe von 25 Fuß; der Schluß des Ganzen fehlt. An der dem Meer zugewendeten Stirnseite zeigen sich zwei weibliche Gestalten, Gewandstatuen, Hautrelief, verwittert und verstümmelt aber von gutem Styl, so daß man sie wohl der augusteischen Periode, überhaupt der früheren Kaiserzeit Roms beimessen kann. An der oberen Abtheilung zeigt sich auf ehemals wohlgeglätteter Tafel eine Inschrift; leider nicht mehr zu lesen. Die Aussicht von dem Fuß des Monuments ist schön, wie jede Aussicht auf eine gebirgige Küste und das Meer.

Nahe dem Thor erhebt sich in der Ringmauer ein mächtiger viereckiger Thurm, torreon de Pilatus genannt. Er ist Römerwerk; der einzige Rest eines Palastes, den August der Imperator hier hatte.

Die obere Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck. In den Mauern, die es umgeben, sind hin und wieder Reste cyklopischen Gemäuers eingefügt. Auf den Trümmern dieser früh zerstörten Mauern haben die Carthager gebaut; dann, nach immer neuen Zerstörungen, Römer, Gothen, Araber, die aragonischen Könige, und in

neuerer Zeit sind Erdwälle daran geschüttet, sie sind in die Formen der modernen Fortification gebracht worden. Seit der letzten Belagerung zur Zeit der Kriege gegen Napoleon I. sind diese Festungswerke vernachlässigt, jetzt im traurigsten Verfall.

Merkwürdig ist an der dem Meer zugekehrten Seite die Puerta del Rosario ein cyklopisches Thor in cyklopischem Gemäuer; ein sehr primitiver Bau, der an die Pforten von Mykene erinnert, ja der, mag er älter oder jünger sein als jene Reste des daidalischen oder ogygischen Griechenlands, weiter hinauf zu reichen scheint als sie, in das Kindes-Alter desjenigen Volks, das ihn errichtete. Denn hier zeigt sich noch keine Spur des Kunstsinns, der schon die Pforten von Mykene zu verschönen suchte.

Zwei Felsplatten, wie sie aus dem Felsen brechen, wenn die natürlichen Fugen des in Schichten gelagerten Gesteins sich lösen, sind stehend, aber in geneigter Stellung mit dem unteren Ende in die Erde eingegraben; eine dritte Platte derselben Art ist als Oberschwelle über beide gelegt; so bildet sich das Thor oben etwas schmaler als unten, und zu beiden Seiten und darüber ist das Gemäuer von gewaltigen unregelmäßigen Felsblöcken angefügt.

Wie wunderbar uns solche stumme Zeugen einer fernen ungewissen Vergangenheit, einer eben nur denkbaren aber nicht mit Bestimmtheit denkbaren Urzeit ansprechen! Wie viele Völker, nicht Generationen nur, hat dieses Thor entstehen und vergehen sehen! Der Eindruck ist hier ein ganz anderer als der, den die Reste etruskischer Mauern zu Cortona und Fiesole machen! Natürlich, weil man hier, wie in Stonehenge, ein Ganzes, ein wirkliches in sich vollständiges Bauwerk von bestimmt ausgeprägtem Charakter vor sich hat, nicht blos geringe formlose Mauerreste, über die das Auge, die Wahrheit zu sagen, gleichgültig dahin geht.

Was aber die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich zieht, ist ein Bauwerk ganz anderer Art: eine römische Wasserleitung.

Es ist bekannt, daß die Römer überall in ihren Colonien mit großem Aufwand für gutes und reichliches Wasser zu sorgen beflissen waren. Tarragona war in dieser Beziehung wahrlich nicht vernachlässigt, ja, den getroffenen Anstalten läßt sich im Gegentheil entnehmen,

wie bedeutend die römische Hauptstadt der Hispania Tarraconensis war: nicht weniger als vier mächtige Wasserleitungeu leiteten die Gewässer aus dem Gebirge her in die römisch gewordene Stadt. Die erste kam aus Nordosten, aus der Gegend der torre de los Scipiones: eine zweite aus Norden über eine Schlucht. Die Bogen, auf denen der Canal hinüber geleitet war, stehen noch zum größten Theil. Die dritte Wasserleitung versorgt noch jetzt Tarragona mit Wasser. Sie kommt von Nordwesten her über ein Thal, das die Anhöhe von Tarragona von einem anderen gleichlaufenden Gebirgs-Riegel trennt. Eine Brücke, eine stattliche Bogenreihe, mit einem Wort ein Römerwerk führt das Rinnsal der Quelle über das Thal.

Und nun ging mein Weg zu der vierten Leitung, die aus Westen herkam, von der aber Nichts übrig ist als die Ueberbrückung eines aus den Bergen sich in das Campo herabsenkenden Thals.

Mein Weg ging zunächst in das blühende Campo hinab, dann am Fuß des Gebirges entlang, bis ich in die Mündung dieses Thals einlenkte, und da schien die Landschaft wie durch einen Zauberschlag verändert.

Das Campo ist fruchtbar und wohl angebaut; der Reichthum des Südens tritt darin hervor; das Thal ist öde und steril; man ist in die tiefste Stille, wie in eine andere Welt, versetzt. Nur eine dünne Lage vegetabilischer Erde bedeckt die Seitenwände; nur weniges Dornengesträuch und aromatische Kräuter haben darin Wurzel gefaßt, und dazwischen kommt das nackte Gestein vielfach zum Vorschein. Die Thalsohle gleicht den Wänden. Nirgends zeigt sich eine menschliche Wohnung. Die Aussicht rückwärts in die reiche Ebene ist durch eine Wendung des Thals geschlossen.

Durch diese Oede zieht sich die Doppelbrücke, die einst das Rinnsal der Wasserleitung hinüber trug, von einem Thalrand zum andern.

Ich ließ meinen Einspänner in der Einsamkeit stehen und betrachtete das mehr als tausendjährige Gemäuer von allen Seiten. Es scheint mit Cement-Kalk gemauert.

Ich hatte während der Fahrt auch Vielerlei mit meinem Kutscher besprochen. Er versicherte mir, die Stadt, die so trümmerhaft erscheint, sei in der That reich; es lebt hier viel unabhängiger wohl-

habender Adel aus der Provinz. Warum denn grade hier, an einem Ort, der so wenig bietet? Nun, wohl der Ruhe wegen! Tarragona ist ein „pueblo muy tranquilo, muy tranquilo!“ Gegen einen Republikaner „hay cien monarquicos“; Unruhen, Aufstände sind hier weniger zu befürchten als sonst wo in Spanien.

Und doch ist grade hier im vergangenen Oktober die ruchloseste Mordthat begangen worden; doch ist grade hier als Glanzpunkt einer republikanischen Demonstration der unglückliche Garcia unter den Augen des elenden alten Generals Pierrad in wahrhaft entsetzlicher cannibalischer Weise ermordet worden! Garcias Ermordung kann natürlich nur mit strengem Tadel besprochen werden, leider aber scheint der Eindruck dieser Unthat gar sehr gemildert, ja theilweise verwischt, durch die Ungerechtigkeiten, die bei der Bestrafung vorgekommen sein sollen. Bei denen verweilt nun vorzugsweise die Erinnerung des Volks!

Es soll bei der Untersuchung gar arg zugegangen sein. Die Schuldigen sind großentheils entkommen, Unschuldige sind bestraft worden. Mein Gewährsmann erzählte von einem jungen Mann, der zur Zeit der Unthat schwer krank im Bett lag, der ist zu lebenslänglicher Zwangs-Arbeit verurtheilt worden! Er mußte für seinen entflohenen Bruder gelten! Möglich, daß dabei etwas Uebertreibung waltet. Das Wesentliche von Dem, was erzählt wird, ist wohl ohne Zweifel wahr, und selbst abgesehen davon: daß man diese Dinge erzählt und glaubt, ist beinah wichtiger, als daß sie geschehen sind.

Nach einem frühen Diner wanderte ich um drei Uhr zur Cathedrale.

Da die ganze Stadt auf abschüssigem Boden, und die Cathedrale ziemlich in dem höchsten Theil derselben liegt, geht die Straße von der Rambla zu ihr hinan beständig bergauf. Vor den Eingängen ist eine mit Quadern gepflasterte Plattform gebildet, zu der Stufen hinan führen, welche die ganze Breite der Straße einnehmen.

Der Bau ist ein gar merkwürdiger; er erzählt eine lange thatenreiche Geschichte, wie sie selbst in Spanien eben nur hier sich begeben konnte. Kein anderer Ort der Iberischen Halb-Insel ist, glaube ich, so lange und so vielfach zwischen Christen und Mauren streitig ge-

wesen, so oft erobert und wieder verloren worden, als dieses Tarragona, an der Grenzscheide des eigentlichen Spaniens und Cataloniens gelegen, Cataloniens, das nur vorübergehend arabischer Herrschaft verfallen war und bald wieder die fränkische Grafschaft Barcelona wurde.

Die schwankende oft unterbrochene Herrschaft der Araber hat nur geringfügige Spuren hinterlassen; kein einziges selbstständiges und ganzes Denkmal.

So ist hier, wo sich die Geschichte der Baukunst von den cyklopischen Bauten an verfolgen läßt, die mohamedanische Architektur-Periode gleichsam übersprungen. Die Cathedrale insbesondere aber erzählt die Geschichte der christlichen Baukunst.

Der Grund dazu soll bereits im Jahr 1120 gelegt worden sein. Im ersten Jahrhundert nach der Gründung unter maurischer Herrschaft ist der Bau offenbar nur sehr langsam fortgeführt worden, denn von Allem, was dasteht, kann schwerlich etwas Anderes als das Fundament in so frühe Zeit, in das zwölfte Jahrhundert, hinaufreichen. Mit den Zeiten hat der Styl gewechselt, in dem der Bau weiter geführt wurde, bis man ihn am Ende, vielleicht im fünfzehnten Jahrhundert, unvollendet liegen ließ. Der Chor (Tribüne), der älteste Theil des Ganzen, der gesammte Unterbau bis zur Höhe der Seitenschiffe und die ursprüngliche Stirnseite sind romanisch, der ganze Oberbau ist im Spitzbogenstyl ausgeführt.

Im Innern ist die Kirche dreischiffig nach dem nord-französischen Schema gothischer Kirchen-Anlagen. Der Oberbau des erhöhten Mittel-Schiffs ruht auf Pfeiler-Arcaden. Die starken Pfeiler sind als Säulenbündel gegliedert. Die Capitäle dieser so angedeuteten Säulen sind zum Theil antikisirend, wie Das dem ursprünglichen Rundbogen-Bau entspricht, und sie erinnern an die korinthische Ordnung, natürlich genug, da eine verdorbene korinthische Ordnung schon in der Spätzeit der römischen Kultur-Periode, in der Zeit des Verfalls, so gut wie ausschließend herrschend geworden war. Der Reichthum des korinthischen Capitäls mußte dem barbarischen Sinn vor Allem zusagen. Zum Theil sind die Capitäle aber auch historiés, wie die Franzosen Das in neuerer Zeit nennen: Sculptur,

die sich der architektonischen Regel entzieht, aus phantastischen Gestalten oder Reliefs historischen Inhalts zusammengesetzt.

Ueber dem Kreuzpunkt, wo sich Langhaus und Transept schneiden, erhebt sich eine Laterne im Spitzbogen-Styl, und das Ganze schließt im Geist der ursprünglichen Anlage der älteste unveränderte Theil des Baus: ein Muschelchor mit Halbkuppel.

Merkwürdiger beinah als die Kirche selbst ist der Kreuzgang. Widersprechende Elemente verschiedener Baustyle sind darin in solcher Weise gepaart, daß man garnicht weiß, unter welche Rubrik man das Ganze bringen, und in welcher Folge man sich den Bau ausgeführt denken soll.

Die Rückwände der vier Seiten sind, zum Theil wenigstens, arabischen Ursprungs. Eine von einem Hufeisenbogen überwölbte decorative Wandnische, das einzige nachweisbare Denkmal arabischer Kunst in Tarragona, bezeugt es. Eine arabische Inschrift giebt zu erkennen, daß sie aus dem Jahr 960 herrührt, und wie in so früher Zeit erwartet werden muß, zeigen sich in ihrer Verzierung Elemente antiker Architektur, die benützt und nachgebildet worden sind.

Die Zeit des Rundbogen-Styls christlicher Baukunst hat sich aber dann diese Wände zu eigen gemacht, in sofern sie ihr nicht ganz angehören. Die Kapellen, die dem gothischen Kreuzgang angefügt sind, gehören der Zeit des Rundbogenstyls an. In einer Ecke folgt die Corpus Christi-Kapelle, deren kleines Portal von ungemein zierlicher Rundbogen-Architektur ist, zu beiden Seiten von Fenstern desselben Styls begleitet.

Nach einem eiligen Blick in das Museum, das einige Zimmer im Stadthause einnimmt, eilige Fahrt zum Bahnhof in die untere Stadt und Abreise um fünf Uhr.

Es dunkelte schon, als wir an Martorell vorüberkamen, doch konnte ich noch die Brücke über den Llobregat erkennen, deren Bau dem großen Karthager Hannibal zugeschrieben wird.

23. Mai. Barcelona. Ein reges Leben in den Hauptstraßen der Stadt läßt sofort die reiche und rührige Handelsstadt erkennen. Gespräch mit dem Banquier Don Basilio Avial, dem ich hier empfohlen bin. Es kommt darin eine feindselige Stimmung, ja ein giftiger

Haß gegen Spanien zum Vorschein, wie ich ihn selbst nach Allem, was ich bisher schon hier in Catalonien gehört und erfahren hatte, nicht erwartete. Um Madrid kümmere sich hier Niemand; Paris sei der Mittelpunkt aller Interessen, dorthin seien aller Augen gewendet; mit Paris, nicht mit Madrid habe man vielfältige und die wichtigsten Beziehungen.

Er zog die trennende Linie zwischen Catalonien und Spanien so scharf als irgend möglich, und in dem Ton seiner Stimme lag noch mehr Feindseligkeit als in den Worten. (NB. Schon Dahllander hatte mir gesagt, daß die Catalanen seit einiger Zeit mehr und mehr mit den Südfranzosen, mit den Provencalen, fraternisiren; er erzählte von den jeux floraux, die jährlich hier gefeiert werden, und an denen Provencal-Dichter von jenseits der Pyrenäen in größerer Zahl selbst als Catalanen Antheil nehmen. Im Grunde ist Das natürlich. Den Spaniern sind die Catalanen durch Sitte und Sprache fremd, jenseits der Pyrenäen dagegen, in Frankreich, haben sie vierzehn Millionen Stammverwandte, die ihre Sprache sprechen.)

Die politische Verbindung mit Spanien hat besonders seit der Vereinigung der Kronen von Castilien und Arragon immerdar eine solche Gestalt angenommen, daß sie eher trennen und verfeinden als versöhnen und verbinden konnte. Sie ist in Catalonien bei Weitem mehr als in den anderen Ländern der arragonischen Krone als eine Unterdrückung durch Castilien empfunden worden. Wie oft ist Catalonien in dem Fall gewesen sich gegen Castilien zu empören. Es hat sich gegen Philipp II. empört, gegen Philipp IV. und dann wieder im spanischen Erbfolgekriege.

So erwacht denn in unserem Jahrhundert, in dem überhaupt die Nationalitäten mit einer Macht hervortreten, die vor wenigen Menschenaltern Niemand ahnen konnte, auch die seit den Albigenser-Kriegen so zu sagen verschollene Nationalität der Provencalen zu einem neuen Bewußtsein ihrer selbst..

Wie weit wird Das reichen? Wird es überhaupt irgend welche Folgen haben? Darüber wird der Gang der Welt-Ereignisse entscheiden. Zu beachten ist die Erscheinung jedenfalls.

26. Mai. Ich ging aus, den einzigen Rest der römischen Zeit und römischen Größe zu sehen, der in Barcelona erhalten ist und zwar im Innern eines ärmlichen Hauses, in einem ärmlichen Gäßchen, Calle del Paradis genannt.

Ich wurde in ein enges Zimmerchen geführt, und da stand ich vor vier colossalen korinthischen Capitälen, die einst das Gebälk eines Tempels trugen, ohne Zweifel eines Peripteros mit doppelter Säulenreihe an der Giebelseite. Die vier Capitäle, aus guter Zeit, von gutem Styl, nur wenig beschädigt, füllen die vier Ecken des ärmlichen Gemachs. Die leichten, geweißten Fachwerk-Wände sind zwischen die Säulen hineingebaut; unmittelbar über der Diele kommt noch ein kleiner Theil des cannelirten Schaftes zum Vorschein. Die Capitäle tragen keinen Architrav mehr, sondern nur eine getünchte flache Zimmerdecke.

Die griechische Architektur behält selbst in ihren Resten noch etwas Freudiges und macht den Eindruck des Großartigen in einem Grade, der über das wirkliche materielle Maß der Gegenstände hinausgeht.

27. Mai. Früh mit dem preußischen Consul Herrn Volmar auf den Bahnhof gefahren. Ich kaufte mir dort eine Zeitung und ersehe daraus die neuesten spanischen Nachrichten.

Prim ist ein sehr gewandter Mann! Er schlägt vor, den Regenten Serrano mit allen Rechten und Befugnissen auszustatten, die Spaniens neueste Verfassung dem hypothetischen König zugesteht, jedoch mit einer Ausnahme. Alles soll der Regent haben, nur nicht die Befugniß den Minister-Präsidenten, nämlich Prim selber, seines Amtes zu entheben.

Das ist ein neuer und sehr geschickter Schachzug Prims, die Wahl eines Königs für den Augenblick zu hintertreiben und auf eine ungewisse Zukunft zu verschieben, indem er sie dem Anschein nach unnöthig macht, die eigene Stellung aber sehr wesentlich zu verbessern.

Es bliebe, wenn der Vorschlag durchgeht, Alles beim Alten, Alles wie bisher, nur daß Prim, nicht Serrano, der gebundener wäre als zuvor, die Befugniß erhielte die constituirenden

Cortes aufzulösen, wenn er nicht länger mit ihnen fertig zu werden weiß.

Volmar und ich fuhren mit einem Local-Zug nach Martorell. Welch eine Gegend! Die Bahn geht zunächst bis an den Llobregat ungefähr gleich laufend mit der Küste am Fuß des Montjuich dahin, der das Meer dem Blick verbirgt. Sie führt durch die prachtvolle Ebene am Llobregat, reich durch ihren fruchtbaren Boden und sorgfältigen Anbau wie durch eine sehr umfangreiche Industrie. Die Fluren sind durchaus bewässert und tragen reiche Ernten jeder Art. Auf den Feldern überall colossale Feigenbäume, groß wie Waldbäume. Sie treten hier an die Stelle der Oliven und der Maulbeerbäume, aber sie sind weit schöner, machen bei Weitem mehr den Eindruck einer reichen Vegetation. Ihre frisch grünen reich belaubten breit gebildeten Kronen nehmen sich gar stattlich aus. Auch Mandel- und Orangenbäume sieht man viel. Die ganze Luft ist von Orangenblüthen-Duft erfüllt.

Martorell bedeckt einen Hügel am Llobregat bis zu seinem Gipfel hinan. Wir gingen vom Bahnhof ohne das Städtchen zu berühren nach einer Posada, von der aus die Diligence nach Colbato geht, einem der Orte, von denen aus die Wallfahrt auf den Montserrat gewöhnlich unternommen wird.

Diese Diligence war nichts mehr und nichts weniger als eine Tartane der primitivsten Art, d. h. ein zweirädriger Karren, in den man von der Rückseite hineinkriechen mußte, um dann seitwärts darin zu sitzen, von einer Leinwand überspannt. Ein tüchtiges Maulthier in der Gabel, ein anderes grade davor.

Die Fahrt ging durch ein gut angebautes, fruchtbares, lachendes Hügelland. Gradeaus immerdar ein prachtvoller Blick auf den Montserrat, ein Felsengebilde ohne Gleichen. Zwischen zwölf und ein Uhr gelangten wir nach Colbato, das aus ärmlichen Steinhütten besteht, umgeben von Rebgeländen und fruchtbaren von Feigenbäumen beschatteten Feldern. Man servirte uns in der Posada ein ganz leidliches Essen.

28. Mai. Um 5 Uhr waren wir im Sattel auf zwei Maulthieren, denen ein Führer zu Fuß folgte. Der Pfad führte über

einen Höhenzug und durch Gründe, die mit Reben, Getreide und mancherlei Gewächs angebaut sind. Und bald standen wir vor dem Montserrat, einem Gebilde der Natur, das wohl seines Gleichen nicht hat.

Die Felsmasse dieses Gebirgstocks steigt, dem Anschein nach senkrecht ohne alle Uebergänge oder Vermittlung, plötzlich aus den abgerundeten Hügeln am rechten Ufer des Llobregat empor, vollkommen isolirt, ohne sichtbaren Zusammenhang mit den rückwärtigen Gebirgsketten. Da erwartet man natürlich ein vulkanisches Gebilde zu finden, durch vulkanische Mächte in die Höhe getrieben, und mit Erstaunen steht man nun vor einer durchaus neptunischen Formation, die nicht einmal den ältesten Schöpfungen dieser Art angehören kann.

Diese Felsmasse besteht nämlich, soviel ich ohne geognostische Kenntnisse davon verstehe, aus einem lehmhaltigen Sandstein, in den eine große Menge Kalksteine von sehr verschiedener Beschaffenheit eingebettet sind. Die meisten dieser Fragmente älteren Gesteins sind ungefähr von der Größe eines Eies, alle im Wasser rund gespült wie die Kiesel in einem Flußbett. Einige darunter sind weißer Marmor. Die ganze Felsmasse hat hellgraue Farbe.

Welche Natur-Gewalt mag dieses neptunische Gebilde zu solcher Höhe empor getrieben haben? Wie er aber auch entstanden sein mag, gewiß ist dieser Wunderfelsen von jeher, so lange hier Menschen hausen, welches Stammes sie auch gewesen seien, welchem Glauben sie auch gehuldigt haben mögen, immerdar ein Heiligthum, und, sobald der Begriff der Nationalität erwachte, ein National-Heiligthum gewesen. Wie sollte dieser in früher Urzeit wahrscheinlich ganz unzugängliche Felsen, der keinem anderen gleicht, nicht die Aufmerksamkeit der Völker als etwas Geheimnißvolles, Wunderbares auf sich gezogen haben. Es mußte nahe liegen in diesem Gebirge den Wohnsitz, die Burg, der Götter zu sehen. Ein jedes Volk sieht in den Tagen seiner Kindheit die Götter in seiner Mitte und schafft sich ein wunderbares National-Heiligthum. War das der Fels auch zur Zeit der Römer-Herrschaft? Darauf giebt es keine Antwort, denn was wissen wir von dem Leben der eingebornen Völkerschaften zu jener Zeit?

Daß die Kirche den Felsen in Besitz nahm, ist natürlich: es konnte garnicht ausbleiben. Sie bedurfte solcher Wunderorte noch viel entschiedener als die Völker der Urzeit, doch aus anderen und viel realeren Gründen, um die Menge auch Dadurch an sich zu fesseln, daß sie nicht blos die Phantasie der Gläubigen durch den Zauber des Märchenhaft-poetischen anregt, sondern ihnen auch realen Gewinn, Gnade und Ablaß, von dem Besuch des Heiligthums verspricht. Daß sie sich wie der alten National-Festtage so auch der von Alters her heilig geachteten Oertlichkeiten und aller auffallenden Schöpfungen der Natur zu solchem Ende bemächtigte und sie für ihre Zwecke „heiligte", Das war ihre nothwendige Politik. Auch sehen wir, daß die Kirche sehr bald, nachdem das Land von den Arabern befreit war, schon im neunten Jahrhundert, 880, von dem Montserrat Besitz genommen hat. Er wurde der nationale Wunder- und Gnaden-Ort des selbstständigen Cataloniens, wie das werdende Reich Leon sich kurz vorher einen solchen in Compostella geschaffen hatte.

Unser Pfad führte weiter westwärts auf dem fruchtbaren und angebauten unteren Abhang des Montserrat herum bis zu dem Eingang in ein schmales Felsenthal zwischen senkrechten Wänden. Denn dieser Gebirgsstock, der aus der Entfernung gesehen, dasteht wie eine compacte ungegliederte Felsmasse, ist im Gegentheil vielfach zerklüftet durch schmale Spalten zwischen fast oder ganz senkrechten Wänden, und die bedeutendsten dieser Spalten dringen bis in den innern Kern, bis an das Herz der Gebirgsmasse hinein. Die Scheidewände, die solche Klüfte trennen, sind theilweise so dünn, erheben sich auf so schmaler Grundlage, daß sie hier, wo das Auge sich an einen großartigen Maßstab gewöhnt, wie Theater-Decorationen, wie Coulissen, dazustehen scheinen. Und überall sind sie am oberen Rande phantastisch ausgezackt und bilden auf diese Weise in einem kaum glaublich unwahrscheinlichen Grade spitze Nadeln.

Die Felsenschlucht, die wir hinanritten, ist breiter geöffnet als alle Anderen, und ihre Sohle steigt am wenigsten steil bergan. Es reitet sich da leidlich bequem bergan, während in den anderen Felsenspalten meist sogar ein Gemsjäger nicht Fuß fassen könnte. In der

Tiefe, wo der Niederschlag sich sammelt, das feuchte Element nicht fehlt, ist ein frisches Jungholz aufgeschossen. Die Felswände zu beiden Seiten, hin und wieder gespalten, gehen in eine Reihe von Zacken und Nadeln aus. Eine wunderbare Landschaft!

Natürlich hat die Kirche auch eine Legende in Bereitschaft, eine Tradition, die Zerrissenheit des Berges zu erklären: Der Felsen hat sich in dem Augenblick gespalten, wo Christus am Kreuz verschieden ist; dieselbe Legende, die in Toscana von den Felsen von La Verna erzählt wird.

Wir wanderten, auf einem nackten Felsplateau angekommen, sofort über einen flach ansteigenden ganz nackten Felsen-Abhang zur höchsten Klippe des Montserrat hinan. Der Gipfel dieser Klippe ist vollkommen abgerundet, so daß man bequem darauf herum geht. Die Aussicht war auch heute schön da oben, frei, luftig, beherrschend, doch nicht so weit umfassend, wie unter den günstigsten Bedingungen, denn es hatten sich nach und nach mehr Wolken angesammelt, und sie beschränkten besonders nach Süden den Horizont.

Nach Nord und Nordosten beherrscht der Blick das Thal des Llobregat und seines Nebenflusses, des Cadoner, die sich beide wie Metallbänder durch das grüne Hügelland winden, und dahinter erheben sich die Pyrenäen mit ihren mächtigen Schneespitzen. Nach Süden soll man über das Meer hinweg selbst die Balearischen Inseln sehen. Heute war selbst das Meer nicht sichtbar.

Während wir etwas frühstückten, irrten unsere Maulthiere gesattelt aber abgezäumt frei in den Felsen umher und bildeten eine wunderliche Staffage. Wir ritten nun wieder abwärts durch die Schlucht, durch die wir herauf gekommen waren, und wandten uns nach einiger Zeit wieder aufwärts dem Kloster zu.

Wie wir um die Ecke eines Gebirgsriegels herum bogen, erblickten wir ziemlich tief unter uns, jenseits einer Schlucht, auf einem Absatz der Felsenwand, am Fuß einer höheren nackten Felsenwand, das mächtige wahrhaft colossale Klostergebäude mit den geringeren aber weitläufigen Baulichkeiten, die sich daran reihen.

In dem Maß, wie wir nun abwärts ritten und näher kamen, trat

die Anlage immer deutlicher hervor. Das Hauptgebäude ist in der That von colossalen Dimensionen und wird dadurch noch imposanter, daß es an der Seite, die wir von hier aus sahen, nach der Schlucht hin, auf gewaltigen Substructionen ruht, die aus der Tiefe aufsteigen. Die Terrasse an der Felswand war zu klein für den beabsichtigten Bau.

An einem Röhrbrunnen vorbei, der eine reiche Wasserfülle spendet, gelangten wir in einen gegen das Thal hin offenen Vorhof, dessen Hintergrund das mächtige neue Klostergebäude bildet. Inmitten der Terrasse selbst erheben sich die geringen Reste, die mehr und mehr verfallenden Trümmer des alten 1811 durch Suchets Franzosen zerstörten Klosters.

Von dem ältesten Theil des Baus ist Nichts erhalten als ein Gemäuer, das drei Seiten eines Vierecks bildet, mit zwei beachtenswerthen Rundbogen-Portalen, die wohl dem XI. Jahrhundert angehören.

Von Allem, was spätere Jahrhunderte dem alt-ehrwürdigen Wunderbau angefügt hatten, ist Nichts übrig als die Vorderseite eines Arcaden-Wandelganges in Palladios Dorischem Styl. Die rückwärtigen Pfeiler dieses Arcaden-Ganges sind in die Stirnwand des neuen Klosters eingefügt. Die Gewölbe zwischen Arcaden und Pfeilern sind der Zerstörung nicht entgangen, sind eingestürzt, so daß die Arcaden ganz frei dastehen, gleich einer Theater-Decoration.

Suchets Franzosen haben hier sehr gründlich verwüstet und geplündert. Und wenn man nun sieht, wie großartig die geistlichen Herren sich gleich nach der Beseitigung der Feinde mit gieriger Hast und Eile wieder eingerichtet haben auf den Trümmern, damit der Gnaden-Ort sofort wieder die gewohnten Opfer und Gaben einbringe; wenn man im Geist ermißt, welcher ungeheueren Geldmittel sie dazu bedurft haben müssen, und daß sie es verstanden haben sich diese Mittel in dem von den Pyrenäen bis zum Weltmeer verwüsteten, zu Grunde gerichteten, verarmten Lande zu verschaffen: dann wird es recht anschaulich, welche verderbliche Macht die katholische Kirche in diesem Lande ausübt.

Da Klöster und Orden aufgehoben sind in Spanien, gelten die hier hausenden ehemaligen Benediktiner jetzt für Weltgeistliche. Sie

selber halten sich wohl noch immer für Benediktiner Ordens-Brüder und erweisen sich in vornehmer Zurückgezogenheit durchaus unzugänglich. Sie zeigen sich nie außerhalb ihres Hofs oder vollends auf der Terrasse. Profane Augen sehen sie nur am Altar der Kirche.

Auf der Terrasse bewegt sich übrigens ein reges Leben, wie man es hier nicht erwartet, und wie es da auch wohl zur eigentlich glorreichen Zeit des Klosters, als der Fels und der Gnadenort noch weniger zugänglich waren, nicht in der Weise geherrscht haben mag.

Schon die Bevölkerung der Nebengebäude, das dienende Personal des Gasthofs, des Diligence-Bureaux, eines Barbierladens, Wäscherinnen, Landleute, die Lebensmittel bringen, beleben die Scene, besonders aber eine ziemliche Anzahl Individuen aus den wohlhabenden Ständen, namentlich Frauen, die mit Kindern und Dienerinnen offenbar längere Zeit hier verweilen und eine Wallfahrt, im Interesse ihres Seelenheils unternommen, benützen, um sich die Annehmlichkeit eines ländlichen Aufenthaltes in reiner erfrischender Gebirgs-Luft zu verschaffen.

Wenn auch elegant, doch immer schwarz gekleidet zu sein und einen schwarzen Schleier auf die Locken zu legen, gehört natürlich zur Sache. Eben so häufig ein in schwarz mit Goldschnitt gebundenes Gebetbuch in der Hand zu haben, wenn man über den Klosterhof schreitet oder auf die Terrasse hinaus, wo sich dann durch dieses Zeichen ankündigt, daß man eben aus der Kirche kommt. Natürlich wohnen diese schönen Pilgerinnen täglich mehrere Mal dem Gottesdienst bei: was hätten sie auch sonst zu thun hier oben? Oder womit ließe sich die Zeit ausfüllen?

Die Aussicht von der Terrasse in die Schlucht hinunter, die sich grün bewachsen nach Monistrol hinabsenkt, auf die steile nackte Felswand jenseits und die kühnen Spitzen, Zacken und Nadeln, in die sie nach oben auf dem blauen Hintergrunde des Himmels endet, ist schön und von seltsamen Legenden umschwebt.

Die Tageshitze hatte ein leichtes Gewitter heraufgeführt, das nahe über unsern Häuptern dahinzog. Das war gar schön. Die untersten, dünnen, durchsichtigen Gewitterwolken zogen wie ein leichter Nebel über uns, wie ein Schleier an der Felswand jenseits dahin.

Höher hinauf zuckten Blitze durch das Gewölk, und wie wunderbar hallte der Donner wider in den zerklüfteten Felsen.

Um drei Uhr wanderten wir zur Kirche und in das Allerheiligste des Gnadenorts, dem eigentlichen und letzten Ziel aller Wallfahrten.

Im Transept neben dem Chor führt eine Thür aus der Kirche zunächst in die Sacristei, oder vielmehr in zusammenhängende Räume, in welcher die Geschenke, die der heiligen Jungfrau ex voto dargebracht worden sind, in Glasschränken zur Schau stehen: zur Erbauung der Frommen, um darzuthun, was, nicht etwa die allgemein gedachte Mutter Gottes, sondern die hiesige Jungfrau, genius loci, schon alles für Wunder gethan, was für Kranke und Leidende, was für hohe Herren ihr schon gehuldigt haben, und auch wohl um die Gläubigen zu mahnen, daß sie wohl thun würden dem schönen Beispiel derer zu folgen, die alle diese Herrlichkeiten dargebracht haben.

Aber das neunzehnte Jahrhundert ist solchen Sammlungen nicht günstig, wie viele Mühe sich auch die Geistlichkeit, und lange Jahre über auch die officielle Welt gegeben haben mag die Leute unserer Zeit zu Opfern zu bewegen.

Am Ende dieser Räume steht die holz-geschnittene weiß angestrichene Bildsäule eines Engels am Fuße einer Treppe. Die Rechte der Gestalt weist die Treppe hinan. Aehnliche Bildsäulen weisen oben, von Thür zu Thür, den Weg durch drei Gemächer, in denen auch die Schritte der lautlos dahin wallenden Gläubigen auf dicken Teppichen keinen Widerhall erwecken.

So gelangten auch wir in den heiligsten Raum; von hier aus schaut der offene Bogen, unter dem die Statue der Gottesmutter an einen Pfeiler gelehnt thront, in die Kirche hinab.

Es ist ein mäßiger Raum ohne Fenster, durch eine kleine Kuppel erhellt. Dem Eingang gegenüber steht die lebensgroße nach dem Leben bemalte Bildsäule eines Chorknaben. Die Gestalt hält ein Becken, bestimmt die „Opfer" der Gläubigen aufzunehmen. Die geistlichen Herren sind zwar stets und überall bereit den Gehorsamen den Weg zur Gnade zu eröffnen, aber selbst den frömmsten Seelen

doch nicht umsonst, und wenn es auch nicht in plumper Weise förmlich ausgesprochen ist, daß sie hier die Himmelskönigin für Geld zeigen, läßt doch die Mahnung, daß sie freiwillige Gaben erwarten, an Deutlichkeit Nichts zu wünschen.

Ein Geistlicher hat hier während der Audienz-Stunden den Dienst und flüstert so tonlos wie möglich aus dem Brevier.

Ein Jeder, der schweigend eintritt, legt vor allen Dingen seine Gabe auf das Becken des Chorknaben nieder und nimmt dann, das Gesicht in die frömmsten Falten gelegt, seine Stelle unter den Wartenden ein.

Der Priester bedeutet jedesmal durch eine Bewegung der Hand, ohne die betende Bewegung der Lippen zu unterbrechen, demjenigen, an dem eben die Reihe ist, auf den kleinen Balkon mit Eisengitter vorzutreten, auf dem die Himmelskönigin thront, immer an ihre Rechte, wohin sie den Kopf wendet, so daß man sie in größter Nähe bequem betrachten kann.

Wenn man zuerst von dieser Gruppe, von der Mutter mit dem Kinde, hört, denkt man zunächst an eine Isis und zwar vorzugsweise an ein Werk der ägyptisirenden Kunst der Zeit Hadrians. Aber von antiken Bildwerken aus Holz ist nach der daidalischen Zeit Nichts bekannt. Ein Werk der ersten christlichen Jahrhunderte kann die Gruppe auch nicht sein. Schon deshalb nicht, weil es damals verboten war und für Frevel galt die Jungfrau mit dem Kinde darzustellen.

Der Kopf der Jungfrau hat einen entschieden modernen Typus. Es zeigt sich darin ein modernes Streben sich der Antike anzuschließen, das heißt der Antike, wie Canova und seine Schule sie verstanden.

Hat übrigens der Bischof Gundamar wirklich diese Bildsäule oder eine ähnliche von denselben Dimensionen ganz allein den Berg herauf getragen, wie die Sage berichtet, bis zu dem Absatz, wo seitdem das Kloster steht, so muß er ein riesenstarker Mann gewesen sein, und wenn er wirklich nicht weiter konnte, nachdem er so weit gekommen, so ließe sich Das wohl ohne Wunder erklären.

Wir fuhren um 4 Uhr mit der Diligence nach Monistrol und von dort mit der Bahn nach Manresa.

29. Mai. Früh aus in erquickender Morgenluft, um zunächst die Merkwürdigkeiten von Manresa zu mustern. Sie sind schon an sich der Beachtung werth, mehr als man in einem so kleinen Ort erwarten sollte, besonders aber wegen ihrer wahrhaft weltgeschichtlichen und leider noch lange nicht erschöpften Bedeutung. Manresa ist, ich weiß nicht ob der Geburtsort, gewiß aber, während der wichtigsten Periode seines Lebens, der Wohnort Don Ignacio Loyolas. Manresa ist der Entstehungsort des Jesuiten-Ordens.

Unser nächstes Ziel war denn auch die reich geschmückte Kirche und das Seminar, welche die Gesellschaft Jesu weiter Strom abwärts, am Abhang des Thalrandes über Loyolas Einsiedler-Höhle erbaut hat. Die Brutstätte ihres Ordens im engsten Sinne des Worts!

Die Anlage der Kirche auf abschüssigem Boden, der sich von Osten nach Westen senkt, ist auch sonst durch die örtlichen Verhältnisse bedingt eigenthümlicher Art. Ich erinnere mich keines ähnlichen kirchlichen Gebäudes. An den Felsen gelehnt, der Loyolas Höhle birgt, ja zum Theil in diesen Felsen hineingearbeitet, hat diese Kirche nur nach zwei Seiten hin eine freiliegende Facade, nämlich an der nach Osten gewendeten Giebelseite und an der südlichen Langseite.

Die Architektur dieser Langseite ist als Spät-Renaissance zu bezeichnen, doch noch erträglich frei von Michel-Angelos verderblichem Einfluß, im Ganzen elegant und hübsch, nur nicht kirchlich.

Das einschiffige Innere ist im Roccocco-Styl und reich an Vergoldungen. Was aber vor Allem die Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist der Haupt-Altar, scheinbar der Jungfrau Maria geweiht, die in Spanien nirgends fehlen darf, in Wahrheit aber der Verherrlichung des Jesuiten-Ordens.

Die Vorderseite des Altars ist nämlich offen, nur durch eine große Spiegelscheibe geschlossen, und hinter dieser ruht unter dem Altartisch, eine lebensgroße Wachsfigur, nach dem Leben bemalt. Sie stellt den Haupt-Heiligen des Ordens und des neueren Papstthums vor, den großen D. Ignacio Loyola selbst. Er liegt da, seltsamer

Weise mit einer römischen Rüstung von glänzendem schillernden Staniol bekleidet, mit nackten Armen und Beinen, manierirt-antike Sandalen oder Stiefelchen an den Füßen. Wahrscheinlich soll er da leibhaftig versinnlicht werden, nicht schlummernd sondern im Tode ruhend. Doch widerspricht das Colorit einer solchen Auffassung, es athmet das frischeste Leben. Und wie wunderlich den spanischen Hidalgo, der erst Offizier war und dann Anachoret, in diesem nacktbeinigen Kriegerschmuck zu sehen: in der antiken Tracht und Bewaffnung, wie sie sich die Künstler des siebzehnten Jahrhundetts dachten.

Neben dem Altar stehen zwei nach dem Leben bemalte Bildsäulen: das sind auch zwei der wirklichen Götter dieses Heiligthums. Der heilige Franz Xaver und der Pater Laynez. Dieser vor Allem ist eine weltgeschichtliche Person zu nennen, ein Mann, dessen Einfluß unberechenbar weit reicht. Ist er es doch, der im Verein mit dem vielleicht noch bedeutenderen pariser Professor Faber dem Jesuiten-Orden, den Loyola selbst nur in der Weise eines Halbverrückten zu stiften wußte, seine wirklichen Statuten verliehen, seinen Geist und seine Wirksamkeit bestimmt hat.

Bei unseren Gängen durch die Straßen sahen wir auch Mannschaften von einem Bataillon, das gestern mit uns zugleich hier eingetroffen ist, und sie waren mir selbst mehr als andere spanische Soldaten der Beachtung werth, denn sie sind ein Versuch.

Die Republikaner möchten nämlich gern die Armee los sein, die ihnen im Wege ist, und suchen deshalb die quinta, die Conscription und den obligaten Militär-Dienst, im Lande verhaßt und dadurch das stehende Heer unmöglich zu machen. Serrano hat die Thorheit begangen die Abschaffung der quinta zu versprechen und kann nun nicht Wort halten, wie voraus zu sehen war. Nun werden die Herren von der „Situation" aber beständig an das gegebene Wort erinnert, immer wieder wird in den Cortes die Forderung laut, der gezwungene Militär-Dienst soll abgeschafft, das Heer soll wie in den schönen Tagen der Landsknechte ganz aus Freiwilligen, mit anderen Worten, aus zusammengeworbenen Leuten gebildet werden. Man scheint dabei zu vergessen, daß man alsdann die Leute so stattlich

bezahlen müßte, wie im sechzehnten Jahrhundert geschah, oder genöthigt wäre wieder zu allen schlechten Künsten der Werbe-Offiziere seine Zuflucht zu nehmen.

Wohl nur um diesen Discussionen den Stachel zu nehmen, hat Prim endlich darein gewilligt einen Versuch mit dem veralteten System zu machen und vorläufig zwei Bataillone aus geworbenen Leuten zu bilden. Sie werden voluntarios del gobierno genannt, um sie von den selbstgeschaffenen voluntarios de la libertad zu unterscheiden.

Was ich hier sah, war in der That wenig dazu angethan für die Sache einzunehmen. Die Mannschaft ist aus sehr verschiedenartigen Elementen, und zwar dem Anschein nach aus lauter schlechten, bunt zusammengewürfelt. Viele von den Leuten sehen sehr stupide aus, und andere wie verkommene Subjecte. Es möchte auf Disciplin in ihren Reihen nicht gar viel zu rechnen sein!

Die Leute tragen Röcke von blaßbrauner in das Röthlichgraue spielender Farbe. Es ist ungefähr die Farbe, in welche ehemals die österreichischen Artilleristen gekleidet waren, die officiell Rehfarbe genannt wurde, den würdigen Constablern aber im Volksmunde den Spitznamen der „Leber-Knödel" zuzog. Rothe Aufschläge dazu nehmen sich höchst wunderlich aus. Kurz die Truppe sieht aus wie wohl Straf-Compagnien in anderen Armeen aussehen. Wenn ich mich recht erinnere, waren die compagnies de discipline der französischen Armee zur Zeit Louis Philipps eben in diese Farben gekleidet, veste beige.

Das Alles ist nichts weniger als gleichgültig. So ausgerüstet und gekleidet müssen die voluntarios wohl glauben, daß sie für schlechter gehalten werden als andere Soldaten, und sie können unmöglich eine sehr hohe Meinung von sich haben.

Um 10 ½ Uhr Abfahrt in einer mit Leinwand bezogenen Tartane einfachster Art. Unter den Mitfahrenden befand sich ein ältlicher Stabs-Offizier der Guardia Civile. Sein Gespräch war für mich nicht ohne Interesse. Er ist der Befehlshaber der Guardia Civile in der Provinz und war eben auf einer Inspectionsreise begriffen. Er sagte mir das, um seine Leute rühmen zu können, was er in der

That mit vollem Recht thun konnte, denn diese Guardias civiles sind wirklich wie die Carabinieri in Italien ein durchaus respectables Corps, wohl die einzige ganz zuverlässige Truppe, die es hier giebt. Ihr Dienst bei Tage und vielfach bei Nacht ist ungemein beschwerlich; er ist im tiefsten Frieden nicht ohne Gefahr, da sie es immerdar mit Räubern und Spitzbuben zu thun hat. Die Leute sind größtentheils in ganz kleinen Abtheilungen im Lande verstreut, ohne Aufsicht sich selbst überlassen, und dennoch sind sie immer willig, pünktlich im Dienst und pflichttreu. Mit fünfhundert solcher Leute mehr, also ungefähr mit der doppelten Zahl der gegenwärtig verwendeten, wolle er für die Ruhe in ganz Catalonien stehen, ohne daß es irgend welcher Truppen und Besatzungen weiter bedürfe, vorausgesetzt, daß die Guardias von der Justiz gehörig unterstützt würden. Das geschehe freilich nicht und die Anstrengungen der Guardias seien eben deshalb größtentheils vergeblich. Es hilft zu gar Nichts Räuber und Spitzbuben einzufangen, die Justiz läßt sie immer wieder frei aus allerhand ängstlichen Rücksichten auf die neue Verfassung, auf die Derechos individuales, die unter keiner Bedingung angetastet werden sollen; so kommen die Verbrecher immerdar ohne Strafe davon.

Van Drachem, so hieß der Mann, kam auf diesem Wege auf den traurigen Zustand Spaniens überhaupt zu sprechen und meinte mit einem Seufzer, Amerika habe Spanien zu Grunde gerichtet. Die vielen Auswanderungen dahin haben das Land entvölkert.

Diese Ansicht ist ziemlich verbreitet sogar unter den verständigeren Spaniern, die wenigstens begreifen, daß der gegenwärtige Zustand des Landes weder momentan noch zufällig, sondern durch die Vergangenheit bedingt ist.

Ich wollte sehen, in wie weit eine etwas umfassendere Ansicht zur Geltung gebracht werden könnte, und erwiderte, Das möge eine der Ursachen des Verfalls sein, aber es sei bei Weitem nicht die einzige oder auch nur die wichtigste. Colonisation richte ein lebenskräftiges Volk nicht zu Grunde. Ich verwies auf Deutschland und England, die beide der Colonisation weit größere Volksmengen abgegeben

haben als Spanien und dabei, weit entfernt entvölkert zu sein, stets wachsen in Bevölkerung und Wohlstand.

Was hauptsächlich den Verfall herbeigeführt habe, das sei der anderthalbhundertjährige Kreuz-Zug gegen die Reformation, zu dem Spanien im XVI. und XVII. Jahrhundert in den Niederlanden, in Deutschland, gegen England, überall seine gesammten Kräfte aufgeboten, in dem es sich verblutet habe. Spanien hat uns Deutschen dadurch großen Schaden gethan, sich selbst aber noch viel größeren. Wir haben schließlich doch alles uns zugefügte Unheil überwältigt und stehen wieder groß und mächtig da, Spanien war unter dem Hechi-zado bereits dem Untergang nahe.

Eine weitere Ursache des Verfalls sei dann die Vernachlässigung des Volks-Unterrichts gewesen, die ängstliche Beschränkung der Studien, die auf das Engste mit dem unseligen immerwährenden Kreuz-Zuge zusammenhing und von den Jesuiten geleitet wurde. Ein weiterer Schritt auf dem Wege des Verfalls war dann die Vertreibung der Mauren, des arbeitsamsten Theils der Bevölkerung.

Das Alles war dem Offizier sehr einleuchtend; namentlich wiederholte er meine Worte in Beziehung auf die Mauren mit Ueberzeugung. Daß es die sogenannte Kirche, die Unidad catholica ist, die Spanien zu Grunde gerichtet hat, sagte ich ihm nicht ausdrücklich, und er schien Das auch nicht zu folgern. Er blieb bei der Erscheinung an sich stehen ohne nach ihrer letzten Begründung zu fragen, wie das eben zu geschehen pflegt.

Es mochte zwischen drei und vier Uhr Nachmittag sein, als wir Cardoña gewahr wurden. Das Städtchen liegt ziemlich hoch auf einem Höhenzug, der sich dem Thal quer vor zu schieben scheint, und die Citadelle noch höher auf einer kegelförmigen Kuppe, mit der dieser Höhenzug abschließt. Sie ist, wenn ich mich recht erinnere, die einzige Feste in Catalonien, welche die Franzosen im Unabhängigkeitskriege Spaniens nicht erobert haben.

Wir stiegen aus, und ich wanderte in das Salz-Thal hinein, das von Westen her in das Thal des Cardoñer mündet. Es ist eine der wunderbarsten Naturscenen, die sich denken lassen, und ich überzeugte mich bald, daß es sich hier um einen Reichthum, nicht

von Millionen, sondern von Milliarden handelt, der offen unter freiem Himmel, in Gottes hellem Sonnenscheine daliegt, in kaum nennenswerthem Maße benützt. Wieliczka ist daneben wohl kaum des Erwähnens werth!

Das Thal ist über eine Viertel Meile lang und im Durchschnitt einhundert bis einhundertundfünfzig Schritte breit. Die Thalsohle ist Steinsalz, man weiß nicht bis zu welcher Tiefe; die bisherigen Bohrversuche haben eine Tiefe von mehreren hundert Fußen, aber nie die Sohle der Salz-Formation erreicht und sind dann aufgegeben worden. Die Hügel zu beiden Seiten, etwa zweihundert Fuß hoch, sind Salzfelsen, nur von einer kaum zwei bis drei Zoll dicken Erd- und Rasenschicht bedeckt. An manchen Stellen ist diese dünne Decke abgestreift, und Kristall-Wände, kühn gestaltete Klippen von Salzgestein, treten mächtig zu Tage. Durch die Thalsohle windet sich das Rinnsal eines Bachs, der wohl nur nach einem Regen Wasser führt. Dieses Wasser bringt natürlich eine bedeutende Menge aufgelöstes Salz mit, das dann zum Theil wieder in dem Rinnsal zu Boden fällt. So ist dieses in seiner ganzen Länge großentheils angefüllt mit dem saubersten blendend weißen Salz, das ohne jede weitere Bearbeitung der Tafel eines jeden verwöhnten Amphitryons Ehre machen würde. Niemand denkt daran dieses Salz zu sammeln, so leicht die Mühe auch wäre. Ein stärkerer Regenguß schwemmt es von Zeit zu Zeit in den Cardoñer und weiter hinab, weit ins Weite.

In Mitten des Thals steht eine ziemlich armselige Holzhütte; ein Wappenschild, in dem die sämmtlichen Quartiers de noblesse des Herzogs von Medina Celi vereinigt sind, bezeichnet diese Hütte als den Sitz der Verwaltung dieser Salzwerke. Heute am Sonntag war Niemand darin zu finden als ein Arbeiter, der mein Führer wurde.

Der Mann war sehr durchdrungen von der Größe und Herrlichkeit des Herzogs, seines Herrn, und von der Größe und Herrlichkeit dieser Salzfelsen. Er suchte mir auch den allergrößten Begriff von dem Einen wie dem Anderen beizubringen und dachte namentlich dadurch zu imponiren, daß er mit unermeßlichem Stolz mit der Fahrlässigkeit prahlte, die unermeßliche Reichthümer ungenützt verloren gehen läßt.

Nach jedem starken Regen, der das Salz aus dem Rinnsal des Bachs wegschwemmt, erzählte er, sterben alle Fische im Cardoñer beinahe bis nach Manresa hinunter. Eine Compagnie unternehmender Engländer hat dem Herzog eine jährliche Pacht von 40,000 Duros geboten für die Erlaubniß das Salz in dem Rinnsal aufzuräumen. Aber Medina-Celi hat abgelehnt; er will keine Fremden haben in seinem Salz-Paradies; er fährt großartig fort Fische zu vergiften und ist mehr als je stolz darauf, daß, wie man nun weiß, der Werth von vierzigtausend Duros jährlich darauf verwendet wird, die Fische im Cardoñer umzubringen.

Der Führer geleitete mich an die Stelle, wo gegenwärtig das Salzlager ausgebeutet wird, und ich erstaunte über die Leichtigkeit, mit der diese Reichthümer benützt werden können, wie über die Geringfügigkeit der bisherigen Benützung. Wie schon die Natur der ganzen Gegend vermuthen läßt, ist von einem bergmännischen Betrieb, von Schachten, Stollen und Wasserwerken, wie sie in Wieliczka und Berchtesgaden bewundert werden, nicht entfernt die Rede. Die mächtigen Salzquadern werden ganz einfach unter freiem Himmel wie Bausteine aus einem Steinbruch aus der südlichen Thalwand gebrochen und dann auf einer kleinen Eisenbahn in den herzoglichen Schuppen gefahren. Der ganze Betrieb ist so überaus primitiv, daß man fast verwundert ist die kleine Eisenbahn zu gewahren.

Und wenn man dann den Salz-Steinbruch übersieht, der im Lauf von Jahrhunderten in die Bergwand ausgehöhlt worden ist, und vergleicht ihn mit der Masse von Salz-Kristallen, welche die Natur hier niedergelegt hat: es ist ein verschwindendes Nichts! Es ist, als ob Insekten die Felsen benagt hätten!

Höher hinauf, gegen das obere Ende, ist die Sohle des Thals gar sehr gebrochen. Salz-Klippen, in deren Seiten Pfade und Stufen eingehauen sind, steigen daraus empor und unterbrechen theilweise die Uebersicht des Ganzen. Nach allen Ueberraschungen, die man erlebt hat, ist man aber nun auch noch mächtig überrascht durch den Schluß des Bildes. Ein Bergriegel schließt das Thal, ungefähr 300 Fuß hoch, und bildet in der ganzen Breite ganz unbedeckt von Erde eine einzige senkrechte funkelnde Kristallwand! einen einzigen Salzfelsen.

In nächster Nähe erkennt man alsdann, welche unerwarteten Erscheinungen der Einfluß der Atmosphäre an dieser wunderbaren Salzwand hervorgerufen hat. Die Oberfläche der ganzen Kristall-Wand ist farbig geworden, und zwar verschieden-farbig; ein sehr schönes mildes Carmoisin wechselt mit Dunkelgrün und dann wieder zeigen sich Streifen von leuchtendem Orange oder blassem Gelb. Diese Farben wechseln aber überall mit großer, ja mit vollkommener Regelmäßigkeit, so daß die verschieden-farbigen Streifen regelmäßige Muster bilden, Zackenbänder oder wellenförmig wagerecht neben einander hinlaufende Streifen. Schneidet man Scheiben oder Salz-Stäbe aus dieser Wand, so erhält man eben farbig-durchsichtige Scheiben und Stäbe, die an der Rückseite dieselben Farben zeigen wie an der unmittelbar dem Wetter ausgesetzten und in der ganzen Mächtigkeit der Masse gefärbt erscheinen. Werden aber die bunten Kristalle zerrieben, so zerfallen sie in ein farbloses silberweiß funkelndes Salz.

Ich bedauerte gar sehr, daß ich nicht zur rechten Tageszeit hier war. In den Morgenstunden, wenn die Sonne von Osten her in das Thal scheint und ihre Strahlen grade auf diese Kristall-Wand wirft, muß der Anblick ein wahrhaft magischer sein.

Wie es nun aufwärts ging den Höhenzug hinan, auf dessen Rücken die Stadt Cardoña liegt, gewahrte ich mit neuem Staunen, daß die mächtige Salzformation dahier keineswegs auf das Thal beschränkt ist. Sie reicht viel viel weiter, ist in ihrem Umfang garnicht zu übersehen.

Die mächtige kegelförmige Kuppe, mit der dieser Höhenzug abschließt, und auf dem die Citadelle von Cardoña liegt, ist ein einziger solider Salzfelsen. Die Erdschicht, die ihn bedeckt, ist ungemein dünn und stellenweise ganz abgestreift. Die Bollwerke und Wälle der Citadelle ruhen zum Theil auf nackten Kristall-Wänden von mehreren hundert Fuß Breite und Höhe.

Nirgends aber ist außer den geringfügigen Steinbrüchen Medina Celis auch nur der geringste Versuch gemacht diese Reichthümer zu nützen. Gedankenlos hat man eine Stadt und eine Festung auf Salzfelsen erbaut; gedankenlos lebt die Bevölkerung darin.

30. Mai. Ankunft in Barcelona. Diner an table d'hôte. Einer von den Einheimischen wollte mit einigem Mißfallen von dem unliebenswürdigen Hochmuth der Preußen sprechen. Der Präsident der Stammgäste aber, ein despotischer alter Herr, machte seinen Bemerkungen ein rasches Ende, indem er peremptorisch erklärte: „se tienen orgullo, es fundado!“ [1])

Niemand widersprach. Das schien allen einzuleuchten. In Beziehung auf das Ansehen, in dem Preußen steht in der Welt, hat das Jahr 1866 einen sehr großen und heilsamen Unterschied gemacht. Uebrigens ist der Vorwurf des Hochmuths wohl nie weniger gegründet gewesen als eben seit dem Jahre 1866.

2. Juni. Spät kam noch Vollmar zu mir und zeigte mir das neueste Telegramm aus Madrid. Für die Wahl Montpensiers, an der die Unionisten arbeiten, sollen in den Cortes bis jetzt 119 Stimmen gewonnen sein.

3. Juni. Von Vollmar abgeholt, über einen Theil des Paseo de la Esplanada an der Region vorüber, wo ehemals die Citadelle stand Daß die geschleift ist, darf nicht befremden. In ihr sahen die Catalanen das greifbare Zeichen ihrer Unterjochung durch Castilien, und sie muß ihnen grenzenlos verhaßt gewesen sein.

Um 7 Uhr Abreise auf der Bahn nach Zaragoza. Fahrt zunächst durch das schöne, fruchtbare, reich und malerisch angebaute Campo von Barcelona. Die Palmen Andalusiens fehlen hier; gern vermißt das Auge dagegen aber auch die traurigen Oelbäume.

Bei Almacellas führt die Bahn über ein unbedeutendes Flüßchen, das die Grenze zwischen Catalonien und dem eigentlichen Arragonien bezeichnet. Auf der nächsten ärmlichen Station Binefar empfingen uns denn auch sehr charakteristisch arragonische Eindrücke, namentlich der überaus eintönige arragonische Gesang zur ebenso primitiv behandelten Guitarre, von Männerstimmen ausgeführt. Auch tragen die Landleute viel allgemeiner und viel vollständiger als selbst in Castilien die alte Landestracht, sehr verschieden von der ritterlichen Tracht, Cappa y espada, des alten Spaniens: die Jacke mit engen Aermeln, an den Ellenbogen offen, die ebenso eng anliegenden Bein-

1) Wenn sie Stolz zeigen, so ist er begründet.

kleider, die nicht ganz bis zum Knie hinabreichen und Wadenstrümpfe. Die Füße sind nackt oder sie stecken nackt in Filz-Sandalen. Die Knie sind durch ein Unterbeinkleid bedeckt, das da in Puffen zum Vorschein kommt; das Ganze ist von dunkelbrauner Farbe, die faja fehlt natürlich nicht um den Leib, und eine wollene Decke, dem schottischen plaid vergleichbar, dient als Mantel, sich damit zu drapiren. Das ganze Costume hat schon an sich selbst, wenn es auch nicht, wie gewöhnlich, abgetragen und schäbig ist, etwas sehr Lumpenhaftes.

Was dann zunächst unangenehm auffällt, ist eine wahrhaft unermeßliche Bettelei, wie man sie selbst in Andalusien nicht findet, und in Catalonien, wo die Leute arbeiten, natürlich gar nicht. Sie macht sich von der Grenze an überall in einem kaum glaublichen Grade zudringlich und ausdauernd geltend; und leider scheint sie ihren Grund zu haben!

Arragonien ist von der Natur nichts weniger als reich ausgestattet, und die sorglose Fahrlässigkeit des Menschen hat vollends ein ungemein armes Land daraus gemacht. Der Boden ist unfruchtbar wie in keinem anderen Theile Spaniens, den ich gesehen habe. Nirgends hat man daran gedacht die Felder mit Bäumen zu bepflanzen, obgleich Oel- und Maulbeerbäume hier wohl fortkommen würden. Die öde Fläche liegt überall ohne den geringsten Schutz von Schatten der sengenden Sonne preisgegeben offen da. Natürlich wird jedes Jahr nur ein sehr geringer Theil des Bodens bestellt. Das Uebrige liegt als sechs- oder zehnjährige oder vielleicht selbst zwanzigjährige Brache und vermag sich im Lauf so vieler Jahre kaum mit einer ungemein dürftigen Grasnarbe zu bekleiden. Das Land ist natürlich dünn bevölkert und öde. Es ist ein trostloser Anblick, dem selbst die Kette der Pyrenäen, die sich fern im Osten hinzieht, nicht aufzuhelfen vermag. Wasser könnte hier helfen, und es müßte in den kleinen Flüssen, die dem Segon und dem Ebro zufließen, wohl zu finden sein. Aber wo wäre auf die intelligente Arbeitsamkeit zu hoffen, die es leitete und benützte, bei diesem Volk, das so lange gewohnt ist seine dünne Suppe an der Klosterpforte zu empfangen und sich damit zu begnügen. Man bettelt und vegetirt gedankenlos weiter.

Das Land bleibt arm und elend bis Zaragoza, wohin wir Abends gelangten.

4. Juni. Zaragoza ist an sich eine der weniger interessanten Hauptstädte Spaniens, mit Sevilla, mit Granada nicht zu vergleichen, und selbst Don Quixote ist daran vorbei gezogen. Erst die Belagerung von 1808—1809 hat die allgemeine Aufmerksamkeit Europas auf diesen Punkt gelenkt, und daß diese Belagerung, in der, wenn nicht Haus für Haus, doch Kloster für Kloster bis tief in die Häusermasse hinein, erobert werden mußte, die Stadt selbst gar sehr umgestaltet hat, ist leicht zu erkennen.

Durch die inneren Stadttheile mußten sich die belagernden Franzosen nach der Eroberung der Ringmauer mit Sappe und Minen von Haus zu Haus hindurch arbeiten bis zum Cosso, wo die Vertheidigung endlich aufhörte.

Ich ging zu dem „Wahrzeichen" von Zaragoza, zu Nuestra Señora del Pilar. Ja, dieses Gotteshaus ist, und zwar im höchsten Sinne des Worts, das Wahrzeichen nicht blos der Stadt sondern des Königreichs Arragonien. Da die beiden Reiche, aus denen sich Spanien gebildet hat, so lange unabhängig von einander in oft feindseliger Rivalität neben einander bestanden, ist es natürlich, daß außer den Heiligthümern einzelner Bezirke, die eine gewisse örtliche Geltung haben, eine jede der beiden Kronen auch ein Haupt- und National-Heiligthum besaß, das der Mittelpunkt des Cultus, der Ort der höchsten nationalen Feste, das Ziel aller großartigen Pilgerfahrten wurde.

Castilien hat S. Jago de Compostella, das Grab des Apostels, der das Christenthum nach Spanien gebracht haben soll und der Legende zufolge die Heere Spaniens oder vielmehr Castiliens von der Welt jenseits des Grabes her angeführt hat. „Sant Yago y cierra España!"

Daß die Krone Arragonien zwei solche Haupt-Heiligthümer hat, ist durch die geschichtlichen Verhältnisse des Landes bedingt. Das Reich ist eben aus zwei zufällig durch dynastisches Erbrecht zusammengefügten Ländern entstanden, die, verschiedenen Ursprungs und verschiedener Nationalität, auch selbstständige Traditionen hatten und

selbst in der Vereinigung unter gemeinsamem Scepter in vielfachen Beziehungen ihr Sonderleben fortführen.

So hat denn auch Catalonien in der Madonna von Monserrat seine „Perle", la perla de Cataluña, und das eigentliche Arragonien die hochheilige Madonna von der Säule, „del Pilar".

Die Legende ist bekannt. Der Apostel Jacob soll auch in Arragonien gewesen sein. In einer Nacht erschien ihm und seinen Jüngern, als sie sich, man erfährt nicht warum, vor der Stadtmauer am Ebro befanden, die Jungfrau Maria von Engeln umgeben, die eine Holzstatuette der Gottesmutter und eine abgestumpfte Säule von Jaspis aus dem Himmelreich brachten. Die Jungfrau erklärte dem Apostel, er solle nach Jerusalem zurückkehren, um dort durch den Märtyrertod beglückt zu werden, vorher aber noch ihr an dieser Stelle ein Heiligthum errichten. Sie ließ durch die Engel die Jaspissäule an die Stelle setzen, wo sie noch jetzt steht, und die kleine Bildsäule darauf; Jacob mußte mit seinen Schülern eine Capelle herumbauen. Die ist dann im Lauf der Zeiten mehrere Male erneuert und jedesmal vergrößert worden. Zuletzt stand sie inmitten eines Kreuzganges, der von einem Capellenkranz umgeben war.

Auch diese Baulichkeiten schienen den Spaniern zur Zeit ihres allerschlimmsten Verfalles nicht großartig genug. Eben zu der Zeit, wo dem Lande die Mittel fehlten den Rest des Burgundischen Erbes, Flandern und die Freigrafschaft Burgund, gegen die Uebergriffe Frankreichs zu vertheidigen, wußte die Kirche die Mittel zu dem Bau einer großartigen Basilika an dieser Stelle gar wohl zu finden. Charakteristisch genug! Dergleichen war den bisherigen Spaniern stets das vor Allem Wichtige und ging allem Anderen vor.

Der Bau ist groß, nicht großartig. Die Architektur des Innern ist corinthisch, versteht sich! Der Styl ist ja die Zuflucht aller geistesarmen Baukünstler. Der reiche Akanthus soll es thun! und so kleben denn auch hier an den Pfeilern dünne cannelirte Schein-Pilaster mit ihren Akanthus-Capitälen. Man ist wenig erbaut von der Nüchternheit der classicistischen Architektur. Man wünscht fast etwas von Churriguerras Extravaganzen hierher, dann hätte das

Ganze doch etwas weniger Banales. Selbst das Widersinnige scheint besser als diese triviale Nüchternheit.

Diner an table d'hôte in ziemlich zahlreicher durchaus spanischer Gesellschaft. Mein Nachbar war ein stattlicher Gentleman aus Tarragona, mit dem sich ein ganz interessantes Gespräch ergab.

Er erklärte die Lage Spaniens für durchaus hoffnungslos; nirgends zeige sich eine Aussicht. Er versicherte ausdrücklich, wenn Montpensier natürlich durch Castilien zum König erwählt würde, sei gradezu gewiß, daß Arragonien sich gegen ihn erhebt. Von den Republikanern sagte er in einem feindseligen ablehnenden Ton, was ich auch sonst in Spanien vielfach gehört habe: „nuestros republicanos no son verdaderos republicanos", sie seien Socialisten.

(NB. Wenn der Socialistische Anstrich nicht wäre und namentlich den Mittelstand fern hielte, könnte die Partei leicht mehr Anklang finden.)

Dann bestätigte er mir auch, daß die Catalanen, die nicht Spanier, die Provençalen seien, den anderen Provinzen, besonders denen der Castilischen Krone fremd und in mancher Beziehung feindlich gegenüber stehen. Er fügte hinzu, daß eine Loslösung von Spanien, eine Vereinigung mit Frankreich, den Catalanen ganz erwünscht sein würde.

(NB. Unter gewissen Bedingungen! Die Neigung dorthin könnte sich steigern in dem Maße, wie Spanien sich dem Freihandels-System zuneigt! Die hohen französischen Schutzzölle locken die Catalanen, die ihrer im Interesse einer künstlich geschaffenen Industrie zu bedürfen glauben.)

Um 9 Uhr Abends verließ ich die Caesarea Augusta der Römer, die Saracusta der Araber. Fahrt im Dunkeln.

5. Juni. Zurück in Madrid. Canitz bei mir. Er glaubt zu wissen, daß Prim dem Herzog von Montpensier Versprechungen gemacht hat, sieht, daß Prim dem ungeachtet die Absicht hat den „status quo, die interimidad", so lange als möglich unverändert zu erhalten; daß er einen König nur annehmen wird, wenn er muß; wenn das Provisorium durchaus nicht mehr zu halten ist.

Canitz glaubt, die Armee sei alfonsistisch gesinnt. Darin irrt er

wohl, durch seine Sympathien für die Moderados getäuscht. Die spanische Armee ist, wie mir scheint, nach so vielen demoralisirenden Umwälzungen gar nicht gesinnt; weder alfonsistisch noch anders. Sie wird sich stets dahin wenden, wo sie ihren Vortheil findet.

---

5. Reise nach Lissabon. Die Revolution vom 19. Mai und die allgemeine Lage in Portugal.

8. Juni. Abreise um 9 Uhr Abends nach Lissabon. Mein Reisegefährte war ein Portugiese, der sich später als Landschaftsmaler zu erkennen gab, d'Andrade mit Namen, Professor an der Akademie der schönen Künste in Genua.

9. Juni. Wie wir den Manzanares erreichen, wird es Tag. Die Bahn verläßt hier den Schienenweg nach Süden und Andalusien und wendet sich westwärts. Der Charakter der Gegenden aber bleibt dem der gesammten Mancha getreu, das heißt, der Boden ist arm und schlecht angebaut. Die bestellten Aecker bilden überhaupt eine ziemlich seltene Ausnahme. Bei Weitem der allergrößte Theil des Bodens liegt als sehr schlechte und dürftige Weide-Brache im hellen Sonnenschein. Es weiden auch hin und wieder Schafheerden darauf. Die Schäfer hausen in Erdhütten, die in Irland nicht elender sein können. Im Winter sollen die Heerden zahlreich sein. Sie kommen dann aus dem Gebirge herab, wo sie den Sommer über weiden.

Die Bahn ist erst seit Kurzem vollendet. Manche der Stationen haben vor der Hand noch gar keine Gebäude. Das Dienstpersonal behilft sich einstweilen in Erdhütten. Auch Das steigert den traurigen Charakter der Gegenden. Das Einzige, was den Blick erfreut, nämlich da, wo die Bahn sich dem Fluß nähert, ist das dichte Gesträuch am Ufer, ich glaube, wilde Rosen mit unzähligen rothen Blüthen.

Merida. Berühmt für die bedeutendsten Reste römischer Bauten in Spanien. Imposante römische Stadtmauern. Eine römische Wasserleitung erhalten; geht theils über Bogen, theils über einen solide gemauerten Damm dahin. Am Anfang des Ortes eine

moderne Kirche an einen viereckigen antiken Tempel angebaut. Eine zweite Wasserleitung zerstört bis auf wenige sehr großartige Bogen.

Lissabon macht gleich bei der Fahrt nach dem Hotel einen Eindruck, den man vielleicht sonst nirgends erlebt. Von Pombal nach dem großen Erdbeben wieder aufgebaut, steht die ganze Stadt wie aus einem Guß da als ein Werk der Zeit Ludwigs XV. Nichts ist älter, Nichts ist neuer, Alles trägt das Gepräge dieser Periode.

Grand hôtel central am Strom. Die Aussicht von meinem Zimmer auf den Liman des Tejo, auf die Höhen jenseits, auf die zahlreichen Schiffe, die in diesem mächtigen Wasserbecken vor Anker liegen, ist wahrhaft großartig und schön.

Lissabon ist eine gar seltsam angelegte Stadt, die sich auf sehr unebenem Boden über Thäler und Hügel dehnt. Ueberall sieht man jenseits der nächsten Häuserreihen andere, die hoch oben in freier Luft zu schweben scheinen.

Um 6 Uhr Diner bei dem Gesandten Grafen Brandenburg.

Später traf ich im Casino zu meiner Ueberraschung Sa-da-Nogueira, der Portugiese und in italienischen Diensten jetzt hier auf Urlaub ist. Mit ihm die hiesige Lage besprochen. Es scheint, daß Saldanha's Revolution nur durch die Schwäche des Königs Don Luis hat gelingen können, und daß sein Regiment auf sehr schwachen Füßen steht.

Saldanha hat die ganze Bewegung ohne Betheiligung der Generale und höheren Offiziere mit einigen Hundert Unteroffizieren und Gemeinen gemacht; nur wenige ehrgeizige Subaltern-Offiziere, denen er glänzende Versprechungen machte, haben sich angeschlossen. Jetzt sind alle Generale und höheren Offiziere gegen ihn, und sehr entschieden auch die Königin Maria Pia, die mehr Energie hat als ihr Gemahl, der König. (NB. und auch wohl mehr Verstand. Sie scheint beliebt und besonders geachtet, was Er nicht ist.)

Damit die „Revolution" nicht ganz als eine lediglich im persönlichen Interesse des Hauptes unternommene Bewegung erscheine, damit irgend eine leitende Idee kund werde, die ihr angeblich zu Grunde liege, wurde anfangs die Idee der iberischen Union vorangestellt, man sah sich aber sehr bald genöthigt sie wieder fallen zu

lassen, da man wohl gewahr werden mußte, daß die Portugiesen davon Nichts wissen wollen. Die iberische Union wäre das Einzige, was dieses im Uebrigen durchaus apathische portugiesische Volk in Bewegung setzen könne, um sich ihr auf das Entschiedenste zu widersetzen.

Was Sa Nogueira mir als Augenzeuge von Saldanha's Revolution sagte, war mir interessant, weil es sehr offenbar der Widerhall ist von Dem, was sein Onkel, der General Marquis Sa-da-Bandeira meint und sagt. Sa Nogueira meint: „Saldanhas coup de main hätte sehr leicht vereitelt werden können, wenn der König nur einige Energie hätte, nur halbwegs ein Mann wäre; wenn er nur ganz einfach nein! gesagt hätte zu den Forderungen Saldanha's, was hätte der Marschall denn weiter thun sollen? Etwa den König verhaften? ihn für abgesetzt erklären? Das Letztere setzt jedenfalls das Erstere voraus. Saldanha hätte es nimmermehr gewagt. Er hätte es auch gar nicht gekonnt. Ein Artillerie-Offizier, der ein Geschütz auf Saldanha abfeuern wollte aber daran verhindert wurde, ist jetzt eine in der königlichen Familie sehr gern gesehene Persönlichkeit und wird mit Aufmerksamkeiten überhäuft.

„Die gegenwärtige Situation ist sehr unsicher; es wäre wohl möglich Saldanha durch einen coup de main zu stürzen, aber es würde schwer halten, denn er imponirt der Armee immerhin einigermaßen, und es ist kein Anderer da, der ein genügendes Ansehen in der Truppe hätte. Es müßte ein coup de main populaire sein." (NB. Der wird schwer zu bewerkstelligen sein bei dieser vollständigen Apathie des Volks. Das Unglück ist, wie mir scheint, daß der König selbst, persönlich, gar kein Ansehen in der Armee hat.)

Der Maler d'Andrade bei mir.

Auch er spricht mir viel von den hiesigen Zuständen. Der Herzog Saldanha hat seine Revolution großentheils vorgenommen, um den eigenen Geldverlegenheiten zu steuern; sein Handstreich wäre sicher mißglückt, wenn die Königin zugegen war bei seinem nächtlichen Zwiegespräch mit dem König im

Palast Ayuda. Denn sie hat Verstand und Energie, Eigenschaften, die dem König durchaus fehlen. Uebrigens steht Saldanhas Regiment auf sehr schwachen Füßen. Sein Staatsstreich ist von der Partei begünstigt worden, die vor dem Ministerium Loulé das Ruder in Händen hatte, von dem Bischof Visen und seinem Anhang, und nun will doch weder der Bischof noch irgend Jemand von dieser Partei unter Saldanha ein Portefeuille übernehmen, ein Beweis, daß sie der Sache nicht trauen.

Daß der Artillerie-Offizier, der auf Saldanha schießen wollte, in der königlichen Familie mit so großer Aufmerksamkeit behandelt wird, fällt sehr auf im Publikum und wird vielfach besprochen.

Man vermuthet, daß es auf Betreiben der Königin geschieht. (NB. Es ist nicht schwer zu sehen, daß man hier zu Lande eine sehr geringe Meinung vom König hat und eine sehr hohe von der Königin.)

16. Juni. Frohenleichnamstag. Heute sollen große Dinge vorgehen. Man war allgemein sehr gespannt darauf, ob der König heute, wie das herkömmlich ist, in der Procession mitgehen werde oder nicht. Man erwartet Unruhen und es sind militärische Vorsichtsmaßregeln getroffen. An die Unruhen glaubte ich nicht. Stadt und Volk sahen mir nicht danach aus.

Ich wanderte mit Sa Nogueira durch die Straßen, in denen die Infanterie der Garnison Spalier bildete, und durch welche die Procession ihren Umgang halten sollte.

Ich sah hier die gesammte Garnison der Hauptstadt, fünf Infanterie-Regimenter und zwei Jäger-Bataillone.

Sie hatten heute leiblich neue dunkelblaue Waffenröcke an und sahen heute besser aus als gewöhnlich, wo man sie häufig genug in einem wahren Bettler-Aufzug schildern sieht.

Ausrüstung und Bewaffnung sind elend zu nennen. Säbel und Patronentasche werden an breiten Kreuz-Riemen über die Brust getragen, die Gewehre sind veraltete Minié's. Nur ein Jäger-Bataillon hat Hinter-Lader von einem nun auch schon wieder veralteten System.

Sehr auffallend ist, wie in dieser Armee, die seit dem Bürger-

kriege zwischen Dom Pedro und Dom Miguel keinen Feind, keinen Kampf gesehen hat, alle Obersten, alle Majore sogar, förmlich mit Orden bedeckt sind. Sie tragen deren dutzendweise.

Wir stiegen zur Cathedrale hinauf; Kanonenschüsse gaben das Zeichen, daß der König nahe, die Glocken erklangen, und besonders in heiterer Weise das Glockenspiel der Kirche.

Von Lanzenreitern begleitet kamen die Minister in glänzenden Equipagen angefahren. Alle waren mit Orden bedeckt, und die Meisten unter ihnen, namentlich auch Saldanha, trugen über der modernen Uniform den weißen Mantel der Ritter des Christus-Ordens. Der Hitze wegen war aber dieser Mantel von durchsichtigem Flor angefertigt und nur so kurz bemessen, daß er eben nur um die Schultern hing.

Auf unserem Wege hinab in den modernen Theil der Stadt begegneten wir dann auch dem Zuge des Königs, und der war sehr stattlich. Er hat noch ganz den alten Zuschnitt aus jenen glücklichen und glorreichen Tagen, in denen das kleine Portugal eine Weltrolle spielte, und der Papst die Erdscheibe durch eine gerade Linie zwischen Spanien und Portugal zu theilen sich vermaß. Voran Stallmeister mit scharlachrothen, reich mit Wappentressen besetzten Röcken auf schönen Pferden, sechsspännige Wagen mit dem Gefolge des Königs und der Königin, die Majestäten selbst in Staats-Karossen, schöne reich angeschirrte Pferde und zum Schluß ein Paar Hundert Ulanen, die wohl das ganze hier stehende Regiment bilden.

Ich sah diese Ulanen mit Verwunderung; sie sind ganz ausgezeichnet beritten, wie man es in diesem Lande garnicht erwartet hätte. Schöne gesunde muthige Thiere, die zum Theil den Typus des Siebenbürger Pferdes haben.

Das Regiment ist gewiß nicht viel über 200 Pferde stark. Die Bataillone zählten im Durchschnitt, natürlich die hier wie in Spanien immer sehr zahlreiche Musik nicht mitgerechnet, 180 Mann. Freilich hatten sie nicht ihre ganze Mannschaft beisammen, denn ich hatte bemerkt, daß kleine Beobachtungs-Detachements hin und wieder in der Stadt aufgestellt waren an Punkten, die man für wichtig oder bedenklich halten mochte.

Der Aufzug ist sehr merkwürdig. Der heilige Perseus, den die Kirche in den Ritter St. Georg verwandelt hat, spielt dabei eine Hauptrolle. Dieser heilige Drachentödter ist nämlich nicht nur einer der Schutzpatrone Portugals, sondern auch General in der portugiesischen Armee und eröffnete mit seinem unmittelbaren Gefolge den Zug.

Zuerst also folgte den berittenen Municipal-Garden, die den Weg frei machten, ein geharnischter Ritter zu Pferde in schwarzer Rüstung mit geschlossenem Visir, dem die Hitze ohne Zweifel sehr beschwerlich fallen mußte. Hinter ihm wurde eine Anzahl Pferde, deren Mähnen mit Seidenband von den portugiesischen Farben, blau und weiß, durchflochten waren, an der Hand geführt. Das war der Marstall des heiligen Ritters. Nun kam St. Georg selbst hoch zu Roß, eine Holzpuppe nach dem Leben bemalt, die von zwei nebenher gehenden Dienern im Sattel gehalten wurde. Diese Holzpuppe war mit kostbaren Gewändern von reich mit Gold gesticktem dunkelrothem Sammt bekleidet. Der Kopf mit einem dunkelroth sammtnen, goldgestickten, von weißen Straußenfedern umschwebten Hut bedeckt. Die rechte Hand erhob einen silbernen Kommando-Stab oder Wurfspieß. Dem Ritter folgte, wie es sich gehört auch zu Pferde, ein Page, der ihm Schild und Lanze nachtrug. Das war für diesmal ein hübsches sehr junges Mädchen, dessen schwarzes Haar unter dem leichten blanken Stahlhelm sehr sorgfältig gelockt war.

Mag man solchen Mummenschanz immerhin absurd nennen: er ist es in mehr als einer Beziehung; aber er giebt bei alledem zu denken! Es schwebt viel Poesie, es schweben großartige Erinnerungen darum. Die Idee der iberischen Union ist schwerlich durch zu führen.

Ein Volk, das tagtäglich in den Erinnerungen an seine großartige Vergangenheit lebt und daran gewöhnt ist sich selbst fortwährend dieselbe Bedeutung beizulegen, die es vor Zeiten wirklich hatte: ein solches Volk kann überhaupt kaum durch ein anderes absorbirt werden, oder doch nur unter Bedingungen, die Spanien wahrhaftig nicht bietet.

Dem Ritter St. Georg und den Seinigen folgte der gewöhnliche Troß einer Procession. Brüderschaften mit Kreuzen und Fahnen und den herkömmlichen äußeren Zeichen einer inneren Zerknirschung, die vor lauter Demuth in Hochmuth umschlägt, der Klerus, die Generalität, der Hof, König und Dictator.

Diner an table d'hôte. Ein Herr aus Bremen, der schon seit längerer Zeit hier ist und namentlich die Revolution vom 19. Mai hier mit erlebt hat, erzählt mir, was ihm davon berichtet worden ist.

In der verhängnißvollen Nacht, im Palast Ajuda, wurden Saldanha und der herbeigerufene Herzog von Loulé mitunter etwas laut gegeneinander. Dann sprach der König jedesmal geängstigt dazwischen und bedeutete die Herren, sie sollten nur um des Himmels willen die Königin nicht wecken. Der schwache Mann fürchtete die Gegenwart der Königin mehr als die seiner Feinde. Er fürchtete, die Königin würde Muth und einen Entschuß von ihm verlangen und ihn zu einer That auffordern, und Das ist das Schlimmste, was solch ein armer Mann sich denken kann. Alles! nur Das nicht!

Die Königin ist sehr beliebt; ihr ganzes Wesen übt einen unwiderstehlichen Zauber, obgleich sie nichts weniger als hübsch ist. Man traut ihr allgemein Muth, Verstand und Energie zu. *Sie behandelt ihren Gemahl seit dem 19. Mai mit auffallender Geringschätzung.*

Mit Sa Nogueira in das Casino, hier zu Lande Gremio genannt. Er macht mich mit einem Major vom Generalstabe bekannt, dem Saldanha das Marine-Ministerium angeboten hat, und mit dem Leibarzt des Königs. Der ist ein ältlicher Mann, der gescheidt aussieht.

Sehr auffallend aber ist die Offenheit, mit der Beide von der kläglichen hoffnungslosen Lage ihres Vaterlandes sprechen. Sie gedenken der Vergangenheit mit einem gewissen Stolz, selbst einer noch ziemlich nahe liegenden. Der Krieg von 1808—1814 ist in ihren Augen eine große Zeit. Sie erinnern gern daran, wie ruhmvoll die portugiesische Armee unter Wellington gefochten hat, und stellen sich die damaligen Thaten ihrer Landsleute größer und schöner vor, als sie in der That waren.

Der Ruin des Heeres rühre von der Zeit Dom Miguel's her, erklärte der Arzt, und der jetzige Zustand der Armee und des Landes sei hoffnungslos, weil jede Spur von Patriotismus erloschen sei in Portugal. Es gebe hier zu Lande keinen Patriotismus mehr! Der Generalstabs-Offizier stimmte bei.

Spät nach Haus. Von Unruhen hatte sich nirgends eine Spur gezeigt.

17. Juni. Sa Nogueira im Casino getroffen. Ich frage nach dem bewußten Artillerie-Capitän. Er heißt Mendoca.

Als der damalige Kriegsminister erfuhr, daß Saldanha's Anhänger sich in den Besitz der alten Citadelle gesetzt hätten, und daß der Marschall selbst gegen den Palast in Bewegung sei, sandte er einige Truppen und ein Paar Geschütze zum unmittelbaren Schutz des Königs nach Ajuda. Das Detachement scheint zu schwach gewesen zu sein, um sich den 400 Mann Saldanha's zu widersetzen; der Capitän, der es führte, fraternisirte sehr bald, nach wenigen gewechselten Schüssen, mit den Aufständischen; der Artillerie-Offizier ließ ein Geschütz mit Kartätschen laden, als er es aber abfeuern wollte, war die Lunte erloschen oder verschwunden; man hatte dafür gesorgt.

Den Ueberläufer, den Infanterie-Capitän, hat Saldanha in sein eigenes Regiment aufgenommen und befördert, den Artillerie-Offizier wollte er vor ein Kriegsgericht stellen: ein kühner Gedanke, der sich denn doch nicht ausführen ließ. Er hat sich damit begnügen müssen den jungen Mann zur Strafe nach den Acoren zu versetzen. Der Hof hat den Verbannten sehr ausgezeichnet, und die ganze vornehme Welt von Lissabon hat Karten bei ihm abgegeben.

Seltsam fällt es auf, daß dem Kriegsminister, als er von Saldanha's Marsch gegen Ajuda hörte, garnicht eingefallen ist, daß es wohl seine Pflicht sein könnte sich selbst in höchst eigner Person nach dem Palast von Ajuda zu begeben, um den König zu schützen.

Und wie veraltet ist das gesammte Material der Armee. Die Stücke werden mit Lunten abgefeuert!

Mir ist schon der Gedanke aufgestiegen, daß Saldanha wohl

größeren Anhang finden würde, wenn er nicht eben über 80 Jahre alt wäre. So sagt sich ein Jeder, daß sein Regiment schon im gewöhnlichen Lauf der Natur nicht sehr lange dauern kann, und schon deshalb will sich Niemand unwiederbringlich compromittiren.

18. Juni. Um 12 Uhr holte mich Sa Nogueira ab, und wir fuhren bei furchtbarer Hitze zu seinem Onkel, dem würdigen alten General Marquis Sa-da-Bandeira, der seinen rechten Arm beinahe bis zum Ellbogen schon im Jahre 1833 bei dem Kampf um Oporto verloren hat. Er empfing mich sehr freundlich. Das Gespräch drehte sich lange um Artillerie, um die Versuche bei uns und in England.

Endlich kam er auch auf Politik, wobei weder Saldanha noch sonst irgend Jemand persönlich genannt wurde, um sich gegen die iberische Union auszusprechen. Er führte Gründe dagegen an, die jedem Gefühl, jeder Tradition wie dem Verlangen nach nationaler Selbstständigkeit, kurz dieser ganzen Region des Volksbewußtseins und Lebens fern lagen und lediglich auf nüchterner Berechnung beruhten; nämlich er sagte: die iberische Union kann nicht durchgeführt werden ohne die Zustimmung Frankreichs; Frankreich aber wird diese Zustimmung nicht umsonst gewähren. Es wird sich dafür die spanischen Provinzen bis zum Ebro abtreten lassen, wie das schon in den Plänen Napoleons I. lag. Sind aber die Pyrenäen, sind die spanischen Provinzen bis zum Ebro in den Händen Frankreichs, dann ist Spanien trotz der Vereinigung mit Portugal, schwächer und abhängiger als jemals.

Was das Benehmen des Königs am 19. Mai betrifft, hat auch Sa Nogueira gehört, daß er vor Allem das Erwachen der Königin fürchtete.

Ich sagte: mir scheint Saldanha's Regiment wäre leicht zu stürzen, wenn der König irgend ein Ansehen in der Armee hätte. Aber er hat keins. Sa Nogueira: „il n'en a pas!“ Ich: „Wenn nun aber die Königin, die sehr beliebt ist, der man allgemein Muth, Intelligenz und Energie zutraut: wenn sie die Truppen haranguirte und sich zu Pferde an die Spitze eines Regiments stellte?“

Sa Nogueira „On la trouverait charmante, mais voila tout! Cela n'aurait pas d'autres suites!“

Später am Tage kommt Graf Brandenburg zu mir. Er hat mich dem Dictator Saldanha angekündigt und will mich am nächsten Freitag beim Empfang des Diplomatischen Corps vorstellen. Der Herzogin Saldanha wollen wir vorher in den Nachmittagsstunden einen Besuch machen.

(NB. Seltsam; In Italien und Spanien versteht es sich von selbst, daß während der heißesten Tagesstunden eigentlich gar Nichts geschieht. Alle Fensterläden sind geschlossen, Jedermann bleibt zu Haus, die meisten Menschen schlafen. Hier in Lissabon dagegen wird die Hitze vollständig ignorirt. Das Leben geht seinen Gang, als wäre es eben nicht heiß.)

Brandenburg wundert sich beinah, daß Sa-da-Bandeira mich angenommen hat. Es ist hier Alles verarmt, und die Portugiesen nehmen meist keinen Besuch an, um den Fremden nicht einen Blick in das ärmliche Innere ihres Hauses thun zu lassen.

20. Juni. Viel Besuch, grade im Lauf der heißesten Stunden.

Zuerst kam Don Julio Cesare d'Andrade, der Bruder des Malers Alfredo, mit dem ich die Reise gemacht habe.

Dieser d'Andrade ist ein hübscher und intelligenter junger Mann, der sich sofort als Republikaner zu erkennen giebt, mit dem man aber sprechen kann.

Er meint, die republikanische Partei sei in den großen Städten des Landes, d. h. hier und in Oporto, von Bedeutung. In See- und Handelsstädten sei die Bevölkerung eben immerdar activ und leicht beweglich. In den Provinzen freilich, auf dem flachen Lande und in den kleinen Städten, habe seine Partei gar keinen Anhang, die ganze Bevölkerung sei ihr vielmehr entgegen. Portugal sei eben in Cultur und Bildung in einem kaum glaublichen Grade zurückgeblieben, die Bevölkerung sehr stumpf und apathisch. Man hat so viele Revolutionen erlebt, die sämmtlich zu gar Nichts geführt haben, daß man gar Nichts mehr hofft und erwartet von einer Veränderung und die Dinge über sich ergehen läßt, wie sie kommen.

Er ist auch gleich den Royalisten und in der That allen andern Menschen überzeugt, daß Saldanha die ganze Revolution nur aus persönlichen Rücksichten unternommen hat, und zwar nicht etwa

blos seines Ehrgeizes wegen sondern geradezu aus pecuniären, aus finanziellen Gründen. Der leichtsinnige alte Herr braucht sehr Viel und ist gewöhnt sehr Viel für eine Unzahl armer Verwandten zu thun. So oft er auch von Neuem flott geworden, hat er doch nach Verlauf einiger Jahre immer wieder Nichts. Dann versucht er wieder eine kleine Palast-Revolution, um seinen Umständen aufzuhelfen, und die Armee wird dabei leicht sein williges Werkzeug, weil er in ihren Augen ein immerhin gewisses Prestige hat, auf das Niemand sonst in Portugal auch nur Anspruch machen kann.

Auf diese Armee sind die Republikaner natürlich sehr übel zu sprechen; sie sagen: diese Armee, die ihrer geringen Zahl und des elenden Zustandes der Verkommenheit wegen, in den man sie hat versinken lassen, ganz unfähig ist das Land gegen einen auswärtigen Feind zu vertheidigen, und die bei alledem sehr Viel kostet wegen der unverhältnißmäßig großen Zahl von Generalen und höheren Offizieren; die ist zu gar Nichts weiter zu brauchen als dazu, solche traurige unfruchtbare Revolutionen zu machen, wie es die vom 19. Mai war.

Einen Augenblick war Saldanha geneigt die Idee der iberischen Union als Aushängeschild zu gebrauchen. Die öffentliche Meinung sprach sich aber sehr entschieden dagegen aus. Die iberische Union ist eine Unmöglichkeit, d. h. in monarchischer Form. Nur in Form der republica federal ist sie möglich. (NB. Und Das ist offenbar das Ziel, welches die republikanische Partei anstrebt, hier wie in Catalonien.) Portugal könne trotz aller großen Erinnerungen in der gegenwärtigen Weltlage Nichts mehr sein als ein anspruchsloser Handelsstaat und bedürfe einer wohlfeilen Regierung, und zu der soll die Republik verhelfen.

Ich verhehlte ihm nicht, daß eine republikanische Verwaltung nicht selten eine sehr kostspielige wird, und er mußte zugeben, daß die republikanischen Tugenden hier in Portugal nicht gerade vorherrschend sind.

24. Juni. Abends auf dem Paseo. Sa Nogueira dort angetroffen.

Er setzt mir seine eignen politischen Ansichten und Hoffnungen aus einander. Sie gehen etwas unklar sehr in's Allgemeine, und sind der allertollsten allerradicalsten Art. Sa Nogueira ist nicht im Allgemeinen, wohl aber für Portugal Republikaner. Er sagt: nur der Despotismus oder die Republik können Portugal retten. Der Despotismus sei unmöglich, da bleibe Nichts übrig als die radicalste aller Republiken. Ich erwiderte darauf Nichts, als daß nach meiner Meinung nur ein weiser Despotismus das Land retten könne, dem nichts weniger als Alles fehlt, um eine freie Verfassung in leidlichem Gang zu erhalten. Wenn sich nur ein neuer Pombal zeigen wollte.

25. Juni. Pünktlich um zwei Uhr holte mich Graf Brandenburg ab zu dem diplomatischen Empfang bei dem Marschall Saldanha.

Wir gingen zu Fuß hin, da die Hitze in Lissabon ein für alle mal ignorirt wird. Eine Zeit lang waren wir mit dem österreichischen Gesandten, Freiherrn v. Dumreicher, zusammen, der als der letzte der Bundestags-Gesandten die Archive dieser „fruchtbaren Gesellschaft" im Jahre 1866 als „schätzbares Material" von Frankfurt a. M. nach Augsburg gerettet hat.

Bald wurden wir in das Allerheiligste, in das sehr kleine Cabinet des Dictators eingeführt. Portugals gegenwärtiger Jupiter trat im Civil-Morgen-Anzug aus einem inneren Gemach herein, ein breitschultrig gebauter Mann, ziemlich corpulent, mit schneeweißem Haar, Stutzbart und Knebelbart, für einen Achtziger ungemein rüstig, doch etwas gebeugt vom Alter. Dabei eine gewisse theatralische und gemachte, freundlich-erhabene Würde; ein Wesen, wie es Falstaff angenommen haben mag, als er in der Schenke zu East-Cheap Heinrich IV. spielte.

Er hat überhaupt viel von Sir John Falstaff, nur daß er sich selber ernsthaft nimmt, il se prend au sérieux! Das thut Falstaff nie; er hat zu viel Geist und Verstand dazu.

Wie schade, daß unser Jahrhundert keinen Shakespeare hat, der hier Studien machen könnte! Falstaff als Regent eines Königreichs von Shakespeare geschildert, Das wäre etwas, wogegen selbst des Cervantes unsterblicher Don Quixote erblassen könnte!

Er spricht sehr geläufig französisch mit untadelhaftem Accent, läßt sich aber hin und wieder haarsträubende Sprachfehler zu Schulden kommen.

So erzählte er uns, daß er seine militärische Laufbahn gleich von Hause aus und in sehr jungen Jahren als Capitän begonnen hat, daß er zweiundzwanzig Jahre alt bereits eine Brigade kommandirt habe und 1814 mit dem Herzog von Wellington in Paris gewesen sei. Er fügte hinzu: „Je suis été présent à la première audience, que Louis XVIII. a donné au corps diplomatique.“

Ferner eröffnete uns der Dictator, daß die königliche Familie am nächsten Freitag nach Cintra übersiedelt; er selber könne so bald nicht folgen, er sei überhäuft mit Geschäften; die Finanzen seien es, die jetzt besonders zu schaffen machten!

(NB. Das will ich wohl glauben, und wenn dieser alte Mann sie in Ordnung bringen soll, so ist Das eine trostreiche Aussicht!)

Als wir draußen waren, warnte mich Brandenburg, ich solle ja nicht Alles auf's Wort glauben, was der alte Saldanha sagt. Ich konnte meinerseits dem Grafen Brandenburg auf das Bündigste versichern, Saldanha habe auch auf mich ganz und garnicht den Eindruck eines Mannes gemacht, dem man auf das Wort glauben darf.

Brandenburg meint, es sei Saldanhas Unglück, daß er sich nicht selbstständig zu erhalten wisse. Er lasse sich immerdar leiten von Menschen, die in der That tief unter ihm stünden, in Beziehung auf Intelligenz und Charakter meinte Brandenburg wohl. Der brave alte Saldanha kann wohl nicht anders, er ist so wenig als Sir John Falstaff ein Genie erster Größe, so daß etwa der angeborene Geist alle fehlenden Studien und Kenntnisse ersetzen könnte. Nun hat er sich, etwas leichtsinnig und leichtblütig von Natur, nach fortwährenden Feldzügen, ohne Unterlaß in politischen Intriguen herum gedreht, die zu Studien keine Zeit ließen. Ich irre mich sehr, oder es fehlen ihm, was die wirkliche Verwaltung eines Landes betrifft, alle und jede technische und Fach-Kenntnisse; er hat über Maßregeln, die vorgeschlagen werden, kein wirkliches Urtheil. Er mag dann wohl seine Unzulänglichkeit fühlen, wie denn nur Wenige und in der Regel nur stupide Men-

schen sich in solchem Falle solchem Bewußtsein entziehen können; kein Wunder, daß er unsicher ist und auf eigene Hand zu keinem bestimmten Urtheil kommen kann über die Dinge, die entschieden werden sollen; so verfällt er naturgemäß der Leitung irgend eines Mannes, der wenigstens Fachkenntnisse und eine gewisse Fach-Routine hat.

Spät Abends in das Gremio.

Treffe dort den ehemaligen spanischen Gesandten.

Er sieht die Zukunft Spaniens und Portugals sehr schwarz. Als den Anfang, den Urgrund alles Uebels, betrachtet er die Herrschaft der Habsburger in Spanien. (NB. Deren Andenken wird überhaupt von allen unterrichteten und verständigen Spaniern verflucht. Nur die Carlisten und Ultramontanen sehen in Philipp II. den größten aller Könige.) Die Regierung der Habsburger war ihm zufolge eine Fremdherrschaft, eine Episode in der spanischen Geschichte, die gar nicht zur Sache gehört. Erst unter den Bourbons erkennt er wieder die Fortsetzung der wirklichen Geschichte Spaniens.

Was Portugal betrifft, meint er, der König Dom Luis, dem eine Partei die Krone Spaniens zugedacht habe, könne gar wohl die ererbte Krone verlieren, die er trägt.

Montpensier kann nicht König werden und ist durch seine Entschlußunfähigkeit selbst Schuld daran. Es ist nicht wahr, daß Serrano ihn abgehalten hat sich bei Alcolea an die Spitze der Truppen zu stellen. Montpensier selber konnte sich nicht entschließen. Eine Regierung, die Revolutionen begünstigt, hatte eine Fregatte hergesendet und den Herzog von Montpensier wissen lassen, daß diese Fregatte bis zum 2. Oktober zu seiner Verfügung stehe, zur Fahrt nach Cadiz verstand sich von selbst. Wenn Montpensier dieses Anerbieten benützte und am 3. oder 4. Oktober in Cadiz erschien, war er König. Aber er konnte sich nicht entschließen und ließ die Zeit ungenützt verstreichen.

(NB. Diese Fregatte kann nur eine englische gewesen sein; selbst Das ist nicht recht wahrscheinlich. Daß irgend eine andere Seemacht sich zu solchen Diensten erboten haben könnte, ist aber vollends unmöglich.)

Da diese Gelegenheit versäumt ist, hat nun Montpensier Alles gegen sich.

Er hat Prim gegen sich, der Herr der Situation ist und sich in eigenthümlicher Weise dazu gemacht hat. Serrano stand an der Spitze des Aufstandes, und General Izquierdo, damals als Commandirender von Sevilla in der Lage das Unternehmen scheitern zu machen, hatte dadurch eine gewisse Bedeutung erlangt, daß er sich der Bewegung anschloß. Als nach dem Treffen bei Alcolea der endliche Sieg, der Einzug in Madrid unzweifelhaft schien, schärften die Unionisten ihrem General und Werkzeug Serrano noch einmal ein, er solle sich ja in Madrid sofort des Kriegs-Ministeriums bemächtigen. Serrano erwiderte, Das verstehe sich von selbst. Alle wußten, daß Besitz des Kriegsministeriums Besitz der Herrschermacht sei.

Es kam aber anders, als man gedacht hatte. Prim war inzwischen in Carthagena angekommen, hatte dort seinen Milans del Bosch landen lassen, durch ihn von Stadt und Festung Besitz genommen und traf in Madrid ein, als die Revolution bereits ohne ihn durchgeführt war. Man bot nun diesem als Haupt der Progressisten mächtigen Verbündeten allerhand Stellungen an; Prim lehnte alle ab, indem er erklärte, er wisse nur ein Handwerk, er sei Soldat; er könne nur eines sein, nämlich Kriegsminister, und wenn er Das in Madrid nicht werden könne, werde er es in Catalonien sein. Auf diese Drohung hin wurde ihm das Kriegsministerium und damit die reale Macht im Reich übergeben.

Bei einem Frühstück zu Dreien, bei dem der Bruch mit Topete erfolgte, drang dieser auf die Nothwendigkeit die Revolution zu beenden und einen König zu wählen; er selber sei für Montpensier, und Serrano sei, wenn er sich bestimmt aussprechen wollte, für denselben Candidaten. Prim möge nun auch seine Ansicht offen sagen. Prim suchte lange ausweichende Antworten zu geben, aber von Topete mehr und mehr in die Enge getrieben, erklärte er am Ende unumwunden: so lange Er lebe, werde Montpensier nicht König von Spanien!

Montpensier hat ferner die französische Regierung gegen sich;

man fürchtet ihn mehr als eine spanische Republik. Als in Gegenwart mehrerer Personen von der spanischen Revolution und einem möglichen Könige die Rede war, und die Kaiserin Eugenie bemerkte: „Montpensier a des chances!“, antwortete Napoleon anscheinend sehr gelassen, wie beiläufig: „alors il sera plus fort que nous“.

(NB. Wann, zu welcher Zeit ist das geschehen? Es wäre wichtig Das zu wissen.)

Montpensier hat endlich auch England gegen sich, und aus eigenthümlichen Gründen. England treibt eine ruhige, gemessene, aber weit zum Voraus berechnende Politik. Man betrachtet in England das französische Kaiserreich als bereits beendigt und rechnet gar nicht mehr damit; man meint, Napoleon könne jedenfalls nicht mehr lange leben, und nach seinem Tode bricht eben das Kaiserreich zusammen.

Nun glaubt man in England, daß nach Napoleon's Tode und einem kurzen Zwischenspiel von Republik die Krone Frankreich's wieder dem Hause Orleans anheim fallen werde, und findet es den allgemeinen Interessen nicht entsprechend, daß Frankreich und Spanien von einem und demselben Hause beherrscht werden. (NB. Weit hergeholt!)

Als See-Handelsort leidet Lissabon an einigen Unbequemlichkeiten. Die Natur hat in dieser Beziehung allerdings das Höchste für die Stadt gethan, aber Intelligenz und Thätigkeit des Menschen haben nirgends ergänzend eingegriffen und nachgeholfen. Der Tejo ist eine Rhede, vollkommen so sicher als die Themse und größer als diese, breiter und tiefer. Selbst Kriegsschiffe, Fregatten, können bis zur Stadt herauf kommen, aber sie müssen weit vom Ufer, im Strom Anker werfen, denn nirgends sind Docks ausgegraben, nirgends ist das Wasser dicht am Ufer in der Weise vertieft, daß auch nur kleinere Schiffe unmittelbar landen könnten.

In der Altstadt, bei dem Zoll, wo ich dem Treiben eine Zeit lang zusah, ist freilich eine Uferstrecke mit einer Schälung von Quadern unterbaut und es sind ein Paar Landungsbrücken in das Wasser hineingeführt, aber auch da können nur kleine Küstenfahrer landen. Größere Schiffe sind genöthigt ihre Ladungen durch Leichter-Fahrzeuge zu löschen oder aus solchen aufzunehmen.

Spät Abends im Gremio.

Wenn man sagt, wie seine Feinde thun, Saldanha habe die Revolution ausschließlich nur gemacht, um aus seinen Geldverlegenheiten heraus zu kommen, so ist Das wohl übertrieben, aber daß er die Macht, in deren Besitz er gelangt ist, auch dazu benützt, scheint außer Zweifel.

Er decretirt in einem fort, daß er Preßfreiheit, Vereinsfreiheit, Versammlungsfreiheit u. s. w. gewährt, als seien das lauter neue in Portugal bisher unerhörte Dinge; Das ist natürlich auf den Effekt in der Fremde berechnet: hier an Ort und Stelle nimmt es sich ganz seltsam aus, daß er in demselben Augenblick, in dem er solche überschwengliche Freiheiten verkündet, auch ganz willkürlich ohne die Cortes oder irgend Jemand zu fragen neue Steuern decretirt.

2. Juli. Die große Neuigkeit des Tages ist, daß D. Isabella II. nun wirklich abgedankt hat; zum dritten Mal! Dies Mal ist aber der Act mit solcher Feierlichkeit vollzogen worden, daß sie ihn nicht wieder zurücknehmen kann, wie die beiden ersten Male. Mir scheint Napoleon III., der die Abdication seit lange wünscht, hat alle diese Feierlichkeiten veranlaßt, eben damit D. Isabella, die man nunmehr wohl unbedingt die Ex-Königin nennen muß, die Abdication nicht abermals wieder zurücknehmen könne.

Ist damit nun wirklich etwas gewonnen den beiden Solutionen gegenüber, die Napoleon III. verhindern möchte, d. h. der Candidatur Montpensiers und der Republik gegenüber? Ist damit wirklich die Spaltung der Moderados in eigentliche Isabellinos und Alfonsisten gehoben, die bisher eines der vielen Elemente ihrer Schwäche war?

Die Zeit muß es lehren! Ich zweifle daran! Die Spaltung hatte ihren Grund nicht blos in Prinzipien und Opportunitäts-Berechnungen, sondern auch in einander entgegengesetzten persönlichen und Coterie-Interessen, die ganz gut auch eine andere Form annehmen können, nachdem diese beseitigt ist.

5. Juli. Ich höre von einem wunderlichen Gerücht, das in der Stadt und an der Börse in Umlauf ist. Es wird ein Kriegs-

schiff ausgerüstet; nun sagt man, die königliche Familie wolle auf diesem Schiff entfliehen!

Das ist sehr charakteristisch in Beziehung auf die Meinung, die man hier von der Lage und von der Stimmung der königlichen Familie hat, und ist in sofern sehr beachtenswerth. An sich aber, was die Sache selbst betrifft, ist es gradezu absurd. Wollte die königliche Familie wirklich entfliehen, so würde sie den Versuch wohl ganz gewiß nicht auf einem portugiesischen Kriegsschiff machen, da es unbedingt in Saldanha's Macht läge, die auf solche Weise eingeleitete Flucht zu verhindern.

Ich glaube aber überhaupt nicht an eine Flucht der königlichen Familie. Der König hat wohl nicht den Muth dazu. Die Königin aber willigt wohl aus anderen Gründen nicht in einen Fluchtversuch. Sollte sie auch die wahrscheinlichen Folgen nicht ganz übersehen, so treibt ihr Instinct, das Blut des Hauses Savoyen in ihren Adern, sie wohl unter jeder Bedingung auszudauern und dem Dictator offen Trotz zu bieten.

Auch würde ich nicht zur Flucht rathen. Der portugiesische Thron ist sehr schwach begründet! Bei dem geringen Ansehen, das der König im Lande und in der Armee hat, bliebe wohl keine Aussicht, daß er oder seine Familie je zurückkehren könnten, wenn sie einmal entflohen wären.

6. Juli. Ich höre, daß die Königin Maria Pia, die von den höheren gebildeten Ständen hoch verehrt wird, bei dem eigentlichen Volke, als Fremde, nicht beliebt ist. Daher mag es wohl kommen, daß auch sie ohnmächtig ist.

---

6. Die Candidatur Hohenzollern und der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

7. Juli. In den Madrider und Pariser Zeitungen ist jetzt mehr und mehr von der Candidatur des Prinzen von Hohenzollern die Rede und namentlich davon, daß der Prinz bereits die Krone eventuell angenommen habe.

Telegramme der Agence Hawas aus Paris. Sie sprechen von einem Ministerrath in Paris und namentlich davon, daß der Herzog von Grammont sehr bestimmt erklärt habe, Frankreich werde sich eine „preußische" Candidatur in Spanien nicht gefallen lassen; man spreche von einem Ultimatum. Ueberhaupt herrsche große Aufregung in Frankreich.

8. Juli. An der Börse ist das Gerücht im Umlauf: Preußen habe erklärt, daß die Wahl eines Königs von Spanien die preußische Regierung Nichts angehe.

Abends Zeitungen. Sie sagen von dem Zorn der Chauvins, und besonders auffallend ist mir eine Notiz in portugiesischer Sprache, die an dem Brett angeheftet ist, an welchem die Telegramme ausgestellt worden. Sie besagt: die hiesige Regierung habe gestern ein Telegramm erhalten, dem zufolge die französischen Botschafter Benedetti aus Berlin und Mercier aus Madrid abberufen worden seien, weil sie von den Unterhandlungen über die Candidatur des preußischen Prinzen Nichts gewußt und ihre Regierungen nicht bei Zeiten davon unterrichtet haben.

9. Juli. Von Tisch auf das Gremio; kein neues Telegramm von Bedeutung da, nur die Curse aus Paris. Die französischen 3%, die vor Kurzem über 75 standen, waren 72,25 gemeldet; eine gewaltige baisse! Heute 72,30.

Ich traf da einen deutschen Kaufmann. Der wollte den Krieg zwischen Frankreich und Preußen für unvermeidlich halten, denn Frankreich werde sich der Wahl des Hohenzollern entschieden widersetzen. Ja, aber was geht das Preußen an? Das hat Frankreich mit Spanien ab zu machen.

Aber wenn nun der Prinz nicht gewählt wird, so ist das ein échec für Preußen!

Keineswegs; das berührt Preußen gar nicht.

Aber die Franzosen werden sagen: seht ihr! Das war eine Intrigue zwischen Prim und Bismarck! aber so wie wir nein sagten, hat man nicht gewagt sie durchzuführen!

Nun, wenn ein solcher Wahn die Franzosen glücklich machen kann, so mögen sie Das sagen, was thut uns Das? Um Dergleichen führt Preußen nicht Krieg.

Telegramme! Das eine besagt umständlich, daß und wie der Prinz von Hohenzollern die Krone angenommen hat für den Fall, daß er gewählt wird, das Andere berichtet, daß Serrano, Prim und die anderen Minister beschlossen haben die Candidatur des preußischen Prinzen aufrecht zu erhalten. Beide Parteien sind also nun compromittirt und gebunden; sie können nicht mehr zurück, auch vor den Drohungen Frankreichs nicht.

Zum Wahl-Act, zur Abstimmung muß es kommen: aber wird der Prinz gewählt werden? ich zweifle! Zwar grade der Umstand, daß Frankreich oder das Empire mit solcher Brutalität auftritt, seinen Willen in so gebieterischer Weise geltend machen will, kann den spanischen Stolz aufstacheln und die Spanier bestimmen den Prinzen zu wählen, dafür kenne ich sie, denn sie haben von ihrem eignen elenden Zustande, von ihrer Ohnmacht, wie ich immerdar wiederholen muß, gar keinen Begriff und glauben wie in den Tagen Karls V. das erste Volk der Welt zu sein. Ein Krieg mit Frankreich macht ihnen keine Sorgen, so wenig wie die Aussicht auf einen Krieg, Cubas wegen, mit den Vereinigten Staaten. Einige prahlhansige Redensarten schlagen alle Zweifel und Befürchtungen nieder; als z. B. wir haben Napoleon I. besiegt; wir sind dieselben Spanier, die die Franzosen schon so oft besiegt haben u. s. w.

Ich bin übrigens vollkommen gefaßt darauf, daß angesichts dieser Lage Prim für seine Person mit großer Ostentation für den Prinzen stimmen wird, sein ganzer Anhang aber gegen ihn; so daß der Prinz nicht die erforderliche Stimmenzahl erhält, und Alles sich in Nichts auflöst. Merkwürdig genug aber wäre es, wenn ein Preußischer Prinz auf die revolutionären Parteien gestützt in Spanien König würde. Von den Moderados würde wohl keiner an seinem Hof erscheinen. Medina Celi und Bedmar sind vor wenigen Tagen als unterschreibende Zeugen bei der Abdankung der Königin Isabella II. gegenwärtig gewesen und haben ihrem neuen König Alfonso XII. huldigend die Hand geküßt.

10. Juli. Die französischen 3 % sind auf 70 gefallen. Im Gremio den Marques Ficalho, Kammerherrn des, soweit Saldanha gestattet, regierenden Königs getroffen. Er fragte mich: „eh bien! aurons nous la guerre?“

„O non! je ne crois pas à la guerre; elle me semble impossible; d'abord la guerre, avec qui? „Mais un peu avec tout le monde!“

Wenn die Königswahl in Spanien die Veranlassung zu einem Kriege sein sollte, sagte ich, so könne Das doch nur ein Krieg Frankreichs mit Spanien sein, nicht ein Krieg mit Preußen, das den spanischen Wirren und der Candidatur Hohenzollerns vollkommen fremd sei und keinerlei Interesse habe Antheil an diesen Dingen zu nehmen. „Faire la guerre à la Prusse, parce que l'Espagne veut élire un Roi, cela me rappelle un peu un ami à moi, homme fort distrait, qui me dit un jour, qu'il allait à Paris, parce qu'il avait des affaires à Rome!“ Darüber wurde gelacht und ich gab dem Gespräch eine andere Wendung, gedachte der Schwester des Prinzen von Hohenzollern, die Königin von Portugal war, wie schön sie gewesen sei an ihrem Hochzeitstage u. s. w. Im Uebrigen hat man in Berlin schwerlich vorausgesehen, daß diese Candidatur in Frankreich in solcher Weise aufgefaßt werden, einen solchen Lärm erregen würde. Man will in Berlin den Frieden, und Niemand will ihn aufrichtiger und entschiedener als Bismarck. Daß man früher oder später aller Wahrscheinlichkeit nach einen Krieg mit Frankreich führen werde, sagt man sich in Berlin allerdings und bereut dort vielleicht, daß man ihn nicht der Luxemburger Frage wegen hat herankommen lassen. In diesem Augenblick aber will man den Bruch mit Frankreich ganz gewiß nicht. Wenn man den Krieg wollte, würde man ihn gewiß nicht um solche Fragen herbeiführen, die Preußens Interessen so wenig berühren, und an denen das Volk bei uns so wenig Antheil nimmt.

Ein neues Telegramm. Der französische Botschafter ist nach Ems gereist, Benedetti nämlich, um von unserem Könige in kurz gestellter Frist eine bestimmte Antwort zu fordern.

Antwort! Worauf denn? auf welche Frage denn? Die mag nicht ganz leicht zu formuliren sein!

Uebrigens, wie sehr hatte der große Friedrich recht, keine Botschafter anzunehmen, die mitunter sehr unbequem werden können! Wäre Benedetti nur Gesandter, so könnte er dem Könige gar nicht persönlich zur Last fallen.

11. Juli. Zeitungen. Die Franzosen scheinen verrückt geworden zu sein. Der Chauvinismus geht in Raserei über. Auch die Moderados in Madrid sind sehr ungehalten. Die Epoca äußert sich noch einigermaßen gemäßigt, adressirt sich vorzugsweise an das Furchtvermögen des spanischen Volks und spricht immerdar von dem Zorn Frankreichs, den man doch ja nicht herausfordern solle. Gradezu pöbelhaft aber wird „el Tiempo", die Zeitung Bedmars, des Herzogs von Medina-Celi u. s. w., in seinem Verdruß. Seltsam, daß in allen Ländern der Welt die Organe der hohen Aristokratie vorzugsweise eine Neigung haben pöbelhaft zu werden, wenn die Dinge nicht nach ihrem Willen gehen. „El Tiempo" spricht von dem Hohenzollern, als wäre er ein erbärmliches Subject von armseliger Herkunft; und wer ist denn der eigene Candidat dieser „ritterlichen" Aristokraten? Ein Gentleman kann sich zu Dem eigentlich gar nicht bekennen.

Abend im Gremio. Da sind zwei neue Telegramme angeschlagen aus Madrid, Agence Havas:

Man erwartet in Paris die Antwort Preußens: im Fall sie ablehnend oder ausweichend sei, werde sofort der Krieg erklärt.

Die Antwort Preußens sei noch nicht eingetroffen, in vierundzwanzig Stunden aber muß Krieg oder Frieden entschieden sein. Spanien will in diesem Kriege jedenfalls neutral bleiben.

Das ist das Klügste und Beste, was Spanien thun kann. Damit ist dann vor aller Welt der Beweis geliefert, daß die Gefahren, von denen sich Frankreich durch die Candidatur Hohenzollern bedroht sagt, ein leerer Vorwand sind. Ich habe bisher nicht recht geglaubt, daß in den Cortes die nöthige Anzahl Stimmen zusammengebracht werden könnte, um die Wahl des Prinzen möglich zu machen, und ich bin auch noch keineswegs überzeugt, daß Prim in dieser Angelegenheit ganz redlich ist und sie ganz ernstlich meint. Aber wie ich Spanien kenne und die Spanier, kann grade das ganz unberechtigte insolente Auftreten Frankreichs die Wahl Hohenzollerns möglich machen.

Uebrigens glaube ich jetzt an den Krieg; ob der Prinz von Hohenzollern zum Könige von Spanien gewählt wird oder nicht, ist wahrscheinlich verhältnißmäßig eine Nebensache; die Hauptsache ist

Napoleon braucht einen auswärtigen Krieg, weil er sich im Innern unsicher fühlt. Er will einen Krieg und zwar den Krieg mit Preußen, weil dieser Krieg der einzige ist, in diesem Augenblicke wenigstens, der in Frankreich populär werden könnte. Er will diesen Krieg quand même, er will ihn um jeden Preis gleichviel unter welchem Vorwande, und der gegenwärtige Vorwand muß ihm ganz besonders erwünscht sein, eben weil es sich um eine Frage handelt, die Preußens und Deutschlands Interessen gar nicht berührt, die uns fremd ist, und für die die Gesammt-Bevölkerung in Preußen, deren Blick nicht in politische Fernen reicht, sich nicht sonderlich begeistern würde. Es wäre die für uns ungünstigste, mithin für Frankreich günstigste Veranlassung zum Kriege.

Gewiß hat man in Paris auch den Fall erwogen, daß der Prinz nicht gewählt wird, daß er die erforderliche Stimmenmehrheit nicht erhält. Damit fiele der ganze Streit ins Wasser. Da man nun aber in Frankreich den Krieg will, wird man eben deshalb, eben damit er nicht ins Wasser falle ohne den gewünschten Krieg veranlaßt zu haben, bemüht sein den Bruch noch vor dem Wahltage, vor dem 1. August herbeizuführen. Darauf müssen wir uns gefaßt machen.

Wenn es dieser Frage, der Hohenzollern-Candidatur wegen zum Kriege kommen sollte, so wäre Das ein Beweis, daß Frankreich eben nicht etwas Bestimmtes verlangt, um dessentwillen es allenfalls auch einen Krieg wagen würde, sondern, daß es eben den Krieg selbst will um jeden Preis und gleichviel unter welchem Vorwande.

Dieser Bemerkung stimmten Ficailho und Andere bei mit entschiedenster Ueberzeugung, und es wird ihr wohl kein redlicher Mensch in Europa widersprechen.

Hier tritt nun aber wieder einmal die Jämmerlichkeit, der die Politik Englands verfallen ist, recht allgemein verständlich als eine europäische Kalamität zu Tage. England will den Frieden in Europa erhalten wissen und sucht deshalb, sobald irgend wie ein Krieg droht, moralischen Druck zu üben im Interesse des Friedens, aber immerdar in verkehrter Weise und an unrechter Stelle. Wenn England dem Kaiser Napoleon recht ernsthaft sagen wollte, er solle Ruhe halten,

Das könnte immerhin etwas helfen. Aber grade wie die englische Regierung im Jahr 1864 nicht auf Dänemark sondern auf Preußen Druck zu üben suchte und im Jahr 1867 in der Luxemburger Angelegenheit nicht auf Frankreich sondern wieder auf Preußen, wird sie auch diesmal wieder nicht dem Kaiser Napoleon sondern Preußen abermals Nachgiebigkeit predigen.

Der Frieden muß nach der Ansicht der englischen Staatsmänner dadurch erhalten werden, daß man dem unverschämten Störenfried immerdar und unter allen Bedingungen den Willen thut, er mag verlangen, was er will. Auf diese Weise, meint man, wäre die Ruhe zu erhalten, ohne daß England Opfer zu bringen brauchte.

12. Juli. Brandenburg, den ich besuche, hält wie ich den Krieg für unvermeidlich, und wir halten ihn Beide aus denselben Gründen dafür.

Brandenburg sagt: wir können den Krieg nicht vermeiden, weil er von Seiten Frankreichs „parti pris“ ist. „Sie werden sehen, wenn der Krieg erst erklärt ist, dann wird von dem Prinzen von Hohenzollern gar nicht mehr die Rede sein.“

Die Französischen Fonds sind abermals gefallen; auf 67,95.

Merkwürdig: am Sonntag, vorgestern 10., sollte in Madrid eine seit mehreren Tagen angekündigte republikanische Demonstration gegen die Candidatur Hohenzollern stattfinden. Sie ist unterblieben. Die Spanier haben immerhin ein gewisses patriotisches Gefühl für die Würde der Nation; selbst die Unwissenheit und Verblendung, die sie in Beziehung auf die elende Verkommenheit ihrer Zustände haben, trägt dazu bei. In diesem gegenwärtigen Falle möchten aber auch wohl noch bestimmte Weisungen, dem Empire nicht in die Hände zu arbeiten, von Seiten des comité directeur der Internationale zu London oder zu Genf hinzugekommen sein.

Es ist sehr möglich, daß Preußen in dem bevorstehenden Kampf an der Association internationale einen Volontair-Verbündeten findet; einen Verbündeten, der ohne Verabredung mit uns auf eigne Hand und in eigenem Interesse gegen Napoleon zu wirken sucht.

Diner an table d'hôte. Hagens sagt mir: er habe in Geschäften nach London zu telegraphiren; sein Telegramm könne aber nicht abgehen, weil der submarine Kabel fortwährend für Regierungs-Depeschen in Anspruch genommen sei.

Abend im Gremio. Alfredo d'Andrade, der Maler, erklärt mir diese lebhafte Correspondenz; es werden zwischen der englischen und der hiesigen Regierung fortwährend Telegramme gewechselt, weil England Alles aufbietet den hiesigen Hof dahin zu bewegen, daß einer der portugiesischen Prinzen, gleichviel welcher, in Spanien als Thron-Candidat auftrete!

Das ist echt Neu-englisch! Alles! Nur nicht dem Kaiser Napoleon mit Bestimmtheit entgegen treten!

13. Juli. Die große Neuigkeit des Tages: Prinz Leopold von Hohenzollern hat seine eventuelle Annahme der spanischen Krone, seine Candidatur, zurückgezogen. Genau Das, was ich angerathen haben würde.

Nach dem Diner im Lesezimmer. Da tritt Fr. Neumann der Kanzler unserer Gesandtschaft ein, spricht die erhabenen Worte: „ich bringe den Frieden!“ und überreicht mir damit ein Flugblatt, das die hiesige Regierung verbreiten läßt. Es verkündet in übergroßen Lettern gedruckt die angebliche große Neuigkeit des Tages, die leider so gut wie gar Nichts bedeutet, den Rücktritt Hohenzollerns.

Ich lese und sage dann: „Das ist leider der Friede nicht!“ Frankreich ist dadurch nur gezwungen einen anderen Vorwand für den Krieg zu suchen, wird ihn aber ohne Zweifel finden, da der Krieg unter allen Bedingungen eine beschlossene Sache ist, wie das ganze Verfahren der napoleonischen Regierung nur zu entschieden beweist.

Brandenburg weiß nun auch von Englands Bemühungen einen portugiesischen Candidaten auf die Beine zu bringen.

14. Juli. Moreno bei mir in meinem Zimmer, sehr ungehalten darüber, daß nun auch die letzte mögliche Candidatur Schiffbruch gelitten, im höchsten Grade erbittert gegen Frankreich und verwundert, daß Preußen sich dem Willen Frankreichs fügt.

Er warf nun die Frage auf: Wenn nun die spanische Regierung und Nation die Rücknahme der Hohenzollern-Candidatur ganz un-

beachtet lassen und den Prinzen dennoch wählen, wie dann? Was geschieht dann? Nach seiner Meinung ist die spanische Regierung verpflichtet den Prinzen dennoch vorzuschlagen, und wenn der Prinz nun dennoch gewählt wird trotz des unberechtigten Widerspruchs, den Frankreich erhebt, und seiner Ablehnung der Candidatur ungeachtet, dann könnte er doch wohl die Krone annehmen? Denn es sei doch ein großer Unterschied zwischen einer nur möglichen Wahl und einer wirklich erfolgten; man entsage wohl einer zweifelhaft in Aussicht gestellten Krone und könne sie dennoch annehmen, wenn sie wirklich dargeboten wird.

Das sind Dinge die wir der Erwägung der Spanier überlassen müssen.

Moreno: England giebt sich große Mühe einen der hiesigen portugiesischen Prinzen zur Annahme einer Candidatur zu bewegen, aber ohne Erfolg. Es hat gestern ein Familien-Rath stattgefunden, dem auch die Königin beigewohnt hat. Der König Don Fernando hat da erklärt, daß er sich nicht von seiner Frau trennen, nicht ohne seine Frau nach Spanien gehen will, mit seiner Frau aber, einer Schauspielerin oder Tänzerin, kann er unmöglich die Reise nach dem spanischen Thron antreten. Der regierende König von Portugal Don Luis „non sirve“! und der jüngere Bruder, Don Augusto, ist vollends zu gar Nichts zu brauchen. So hat sich denn eben aus dem Familien-Rath gar Nichts ergeben. Moreno erzählt mir, daß sein Oheim seine Entlassung als Gouverneur von Madrid eingereicht hat, weil er mit dem Minister des Inneren Ribero nicht länger auszukommen weiß. Bestätigt mir, daß Ribero ein Trinker ist, sowie daß er sich vom Herzog von Montpensier hat erkaufen lassen; er sei aber, da Das bekannt geworden, von seiner bisherigen Partei in solcher Weise bewacht und eingeengt worden, daß er Nichts zu Gunsten des Herzogs habe thun können.

Hagens sagt mir an der table d'hôte, nach kaufmännischen Nachrichten sei der Friede durch die Rücknahme der Hohenzollern-Candidatur keineswegs gesichert, vielmehr der Krieg unmittelbar bevorstehend, da Frankreich nun auch die Ausführung des Prager Friedens, Rückgabe Nord-Schleswigs an Dänemark, verlange. (NB. Ganz so, wie ich es mir gedacht habe!)

15. Juli. Schon beim Frühstück sagt mir Hagens: nach kaufmännischen Telegrammen habe Frankreich des nicht erfüllten Prager Friedens wegen bereits den Krieg erklärt. Später fügte er dann hinzu: ein Däne, der sich hier aufhält, habe ihm an der Börse triumphirend erklärt: nun müßten und würden sie, die Dänen, Schleswig bis zur Eider wieder haben. So weit sind wir nun wohl noch nicht, aber es steht auch diesmal wieder Viel für Preußen auf dem Spiel.

16. Juli. Daß Frankreichs Kriegs-Erklärung an Preußen abgegangen, ist nun officiell. Der Vorwand ist aber nicht dem Prager Frieden entnommen; Napoleon hat also doch einiges Bedenken den National-Interessen Preußens offen zu nahe zu treten und fürchtet den Geist, der darüber erwachen könnte.

Nein! Frankreich beruhigt sich nicht dabei, daß die Hohenzollern-Candidatur zurückgezogen ist; Preußen soll Garantien geben, daß sie nie wieder auf das Tapet kommt, daß der Prinz nicht wieder seinen Sinn ändert, und da der König darauf nicht eingeht, da er Benedetti nicht vorlassen will, um über dergleichen Abenteuerlichkeiten zu unterhandeln, erklärt Frankreich den Krieg.

Ein Krieg um eine Candidatur, die zurückgezogen ist, also um etwas, das gar nicht mehr existirt!

Wir stehen nach Tisch zusammen im Speisesaal, Hagens, Moreno und ich; da gesellt sich ein anderer Spanier zu uns, Gandara, ein Bruder des Generals Gandara. Der sagt uns, Saldanha habe heut das französische Kriegsmanifest über England durch den Kabel-Telegraphen erhalten. Es werde in diesem Augenblick in das Portugiesische übersetzt und solle heute Abend um 9 Uhr in Saldanhas Behausung den versammelten Ministern und Staatsmännern Portugals mitgetheilt werden.

Beide, Gandara und Moreno, konnten nicht Worte finden auszusprechen, in welchem Grade dieser Krieg himmelschreiend ist; sie stimmten lebhaft ein, als ich sagte: „cette guerre est un crime!“

Und Das ist er auch! Natürlich ist der alberne Vorwand, der eben vorgewendet wird, nicht der wirkliche Grund, der ihn veranlaßt. Der Krieg wird geführt, weil Napoleon ihn in seinem per-

sönlichen Interesse bedarf; weil ihm die Dinge in Frankreich über den Kopf wachsen, weil sein Ministerium sich in Schwierigkeiten ohne Ausweg verirrt hat, weil er seinen Thron wanken fühlt, weil möglicher Weise Siege und Eroberungen ihn neu befestigen können. So greift er aus einfach persönlichen Rücksichten zu einem Kriege als zu einem Rettungsmittel.

Und wie sehr der Krieg für ihn parti pris ist, wie sehr ihm daran gelegen ist, daß es zum Kriege komme, daß er nicht verhindert werde, Das zeigt sich nur zu deutlich in seinem ganzen Thun und Treiben. Er überstürzt die Ereignisse; führt den Bruch in Stunden herbei, damit die übrigen europäischen Mächte auch nicht einmal die Zeit haben sollen sich einzumischen und ihre Vermittelung anzubieten.

Ein Krieg zwischen zwei mächtigen Nationen wird lediglich im Interesse eines Individuums herbei geführt! Um Interessen, die man nicht einmal dynastische nemnen kann, da selbst die glänzendsten Erfolge wohl schwerlich die Thronfolge des sogenannten Prince Imperial sicher stellen würden. Wer hätte Das im neunzehnten Jahrhundert möglich geglaubt! Es scheint ein Traum! Man kann sich gar nicht hinein denken!

Uebrigens stehen die Dinge für den ersten Augenblick nicht grade günstig für uns. Napoleon ist kriegsbereit, sonst würde er nicht in der Weise eilig auf den Bruch hinarbeiten. Wir sind nicht bereit, denn kein Mensch hat bei uns an den Krieg als an eine nahe Möglichkeit gedacht; Niemand hat gedacht, daß der Krieg grade jetzt urplötzlich ausbrechen könnte. Unsere Fortschrittlinge wollten ja sogar die Lage Europas ganz besonders Friede verheißend finden, beschäftigten sich beinahe ausschließlich mit dem Gedanken an eine Verminderung der Militair-Last. Alles ist bei uns auf dem vollkommensten Friedensstande; wir werden schwerlich die Franzosen in ihren Rüstungen einholen können. Es ist sehr möglich, daß eine rasche Invasion die französische Armee fast ohne Widerstand bis an den Rhein führt; daß der Kampf erst am Rhein beginnt!

Fr. Neumann sagt mir, daß man sehr in Sorgen ist um die preußische Escadre, die unter dem Prinzen Adalbert nach den Açoren

gegangen ist. Daß man sie dorthin gesendet hat, ist auch ein Beweis, wie weit man in Berlin entfernt war an einen Krieg zu denken.

Wir gehen zusammen zu Brandenburg. Der ist ein Schwarzseher von Profession, wie es scheint, und findet die Lage sehr mißlich. Der Augenblick des Bruchs sei von Napoleon sehr gut gewählt und sehr günstig für ihn.

Die Banque de France hat der französischen Regierung sofort 600 Millionen Franken zur Verfügung gestellt behufs des Krieges. Bei uns sind die Reserven einberufen; weiter ist bis jetzt Nichts geschehen.

Die Kriegs-Erklärung war gestern noch nicht bekannt in Berlin. In einer telegraphischen Depesche Bismarcks vom gestrigen Tage, „die aber freilich vielerlei Anderes enthält“, ist nicht davon die Rede.

Nebenher erzählt mir Brandenburg, daß die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes, wie zu erwarten stand, mit großer Majorität im Concil entschieden worden ist. Nur 80 Prälaten haben dagegen gestimmt, 70 haben sich des Stimmens enthalten.

---

7. Die Zeit des Deutsch-französischen Krieges bis zur Einschließung Bazaines in Metz.

17. Juli. Die Herren auf dem Club wollten gestern wissen, es sei namentlich auch die Kaiserin Eugenie, die zum Kriege treibe. Die schöne Dame hat sich, wie allgemein bekannt ist, in den Kopf gesetzt, der Prinz von Asturien müsse König von Spanien werden und ihre Nichte die Tochter des Herzogs von Alba heirathen, und was eine schöne Frau sich in den Kopf gesetzt hat, Das muß wohl auch geschehen! Wozu wäre man denn sonst eine schöne Frau! Und wie dürfte man einer schönen Frau wohl mit Gründen kommen!

Die Kaiserin Eugenie ist beschränkt und eigensinnig; mit diesen Eigenschaften übt eine Frau immer sehr großen Einfluß und zudem weiß man zur Genüge, welche Herrschaft sie über ihren Mann er-

langt hat in dem Verhältniß, wie er älter und schwächer wird. Es mag also wohl wahr sein, daß auch sie zum Kriege treibt ohne eine Ahnung davon zu haben, daß die Sache möglicher Weise schlecht gehen könnte, und wie Viel alsdann auch für sie auf dem Spiele steht. Entscheidend aber ist doch wohl unbedingt, daß Napoleon des Krieges zu bedürfen glaubt, um über die Schwierigkeiten im Innern hinaus zu kommen.

Ich sehe nicht so schwarz wie Brandenburg, aber ich habe doch auch nicht das Gefühl der Freudigkeit und Zuversicht wie 1866.

Brandenburg hat ein kleines portugiesisches Dampfboot „Lisboa" gechartert; das geht nun nach den Açoren, nach Fayal, um die preußische Escadre von dem ausgebrochenen Kriege in Kenntniß zu setzen, damit sie sich in Sicherheit bringt. Das Schiff, das bei Belem lag, hat heute Morgen die Anker gelichtet. Das sollte eigentlich geheim bleiben, damit nicht eine übermächtige französische Escadre ebenfalls nach Fayal unter Segel geht; aber ganz Lissabon weiß es bereits.

Fr. Neumann wundert sich, daß die Spanier in dem nunmehr ausgebrochenen Krieg neutral bleiben wollen.

Ich sage, das ist das Klügste, was sie thun können, und muß auch uns erwünscht sein. Das Gewicht, das die spanische Armee in die Wagschale legen könnte, wäre jedenfalls nur ein sehr geringes, in Folge des Zustandes in dem sich diese Armee befindet, und selbst vermöge der Natur des möglichen Kriegsschauplatzes. Bleiben sie dagegen neutral, so liefern sie vor aller Welt den handgreiflichen Beweis, daß die Gefahren für Frankreich, die aus der Hohenzollern-Candidatur hervorgegangen sein oder drohen sollen, gar nicht existiren und nur ein leerer Vorwand sind. Das ist wichtiger als die geringe materielle Hülfe, die uns Spanien gewähren könnte. Abend im Club. Telegramme aus Madrid: französische 3% auf 65,50.

In Paris großer Enthusiasmus, doch verbittet sich der Polizei-Präfekt die Demonstrationen. Sie scheinen in der That ihre Schattenseite zu haben. Es wird dabei die Marseillaise gesungen.

19. Juli. Ein Herr d'Orey bei mir, ein Preuße von Geburt· Direktor des Kabel-Telegraphen, der nach England geht, bietet mir

seine Dienste an, die ich sofort in Anspruch nehme, um nach Haus zu telegraphiren.

Er erzählt mir nach hier umgehenden Gerüchten habe bereits ein kleines Gefecht stattgefunden; einige sagen bei Straßburg (das ist sehr unwahrscheinlich), andere meinen in der Gegend von Thionville (das könnte eher sein). Die Preußen hätten Luxemburg besetzt. (NB. Das wäre wichtig, wenn es wahr ist, woran ich zweifle).

Club. Telegramme.

In Berlin großer Enthusiasmus. Bayern von Frankreich aus sondirt, hat erklärt, daß es seine Armee Preußen zur Verfügung stellt.

Das letzte Telegramm aber spricht von einer großen Panique in London, die durch das Gerücht hervorgerufen wird, Rußland sei mit Preußen verbündet. Schon Hagens hatte mir davon gesprochen; namentlich davon, daß diese Krisis bereits viele Bankerotte herbeigeführt habe. Namentlich haben in England viele Häuser fallirt, die Geschäfte in Wolle machen.

Es kommt mir wieder das Gefühl der Zuversicht, sowohl in Beziehung auf die allgemeinen Verhältnisse, als in Beziehung auf meine beiden Söhne, die Beide in der Armee sind.

Neue Telegramme, um die sich die Leute drängen: 1. dementirt das gestrige, das die unsinnige Nachricht brachte, Rußland habe dem französischen Kaiser den Krieg erklärt. 2. Ein Gefecht bei Trier: die preußische avant garde en déroute mit einem Verlust von 15,000 Mann; à la gauche, wo die Franzosen repoussirt worden sind, haben die Preußen zwei Kanonen erobert. (NB. Zeitungs-Ente; solche Truppenmassen, wie hier vorausgesetzt werden, können da noch gar nicht beisammen sein). 3. In Scheveningen will man eine Kanonade auf dem Meer gehört haben. (NB. Das hängt mit der aus englischen Blättern stammenden Nachricht zusammen, daß die preußische Escadre unter dem Prinzen Adalbert umgekehrt und schon am 15. wieder in Portsmouth eingelaufen sei. Die ist aber sehr unwahrscheinlich. Wäre dem so, dann würde man es wohl am 16. in Berlin gewußt und nicht Brandenburg veranlaßt haben einen Dampf-Aviso nach Fayal zu senden). 4. Eine Commission des bayrischen

Abgeordneten-Hauses soll sich mit sechs Stimmen gegen drei für bewaffnete Neutralität ausgesprochen haben. Wahrscheinlich werde die Kammer diesem Vorschlage beitreten. (NB. Das würde für die Chancen des Krieges kaum einen fühlbaren Unterschied machen. Wir rechnen ja ohnehin nicht auf die Streitkräfte der süddeutschen Staaten. Uebrigens hat man ja noch gar Nichts von der Bildung einer solchen Commission vernommen.)

Die beiden Telegramme, welche diese Nachrichten bringen, sind aus Paris, folglich unzuverlässig. Aus London, von woher wir zuverlässigere erwarten müssen, sind keine eingetroffen.

21. Juli. Gestern Abend in der Kölnischen Zeitung gesehen, daß Fransecky an Stelle des Kronprinzen commandirender General des pommerschen Armee-Corps geworden ist. Eine gute Wahl.

Die Abend-Telegramme wiederholen die unglaubliche Nachricht, daß Rußland den Franzosen den Krieg erklärt habe. So abenteuerlich diese Nachricht ist, hat sie doch thatsächlich an der Londoner Börse eine große Panique veranlaßt.

Wie wird dieser Krieg verlaufen? Am Vortheilhaftesten wäre es natürlich für uns, wenn es uns noch gelänge unsere Armeen zwischen Trier und Landau zu vereinigen. Werden uns die Franzosen dazu die Zeit lassen?

23. Juli. Brief von Canitz. „Spanien die Ursache der ganzen Fehde", (Das ist nicht richtig; nur den Vorwand haben die Spanier ihnen selbst sehr unerwarteter Weise hergegeben), „wenn man sie nicht vielmehr in der vollständigen Kopflosigkeit der französischen Regierung sehen will, die in dem ersten Augenblick der Ueberraschung ohne Ueberlegung mit der größten Leidenschaftlichkeit handelte. Spanien hält sich, wie die Natur der Verhältnisse es der spanischen jetzigen Regierung unabänderlich vorschreibt, ganz still. Es ist das keine angenehme Haltung für die „Altivez castillana", aber eine durchaus gebotene."

Kopflos ist die französische Regierung wohl nicht, wenn auch wirklich rathlos den Schwierigkeiten im Innern gegenüber; überrascht war die französische Regierung eben so wenig, und leidenschaftlich stellt sie sich nur mit sehr kühler Berechnung; wie denn überhaupt

der ganze Krieg das genau überlegte Werk einer guten oder schlechten, jedenfalls aber politischen Berechnung ist.

„Die Sympathien der Spanier außer Carlisten und Alfonsisten, haben wir auf unserer Seite, aber auch nicht mehr."

Das ist wohl ein kleiner Seitenhieb auf die jetzige Regierung, die doch wenigstens neutral bleibt, was die Moderados vielleicht nicht einmal thäten! Als ob irgend eine andere Regierung an der Spitze eines ruinirten Landes, ohne nennenswerthe Armee und in der augenscheinlichen Gefahr die letzten Colonien zu verlieren, große Dinge ausführen könnte!

24. Juli. Telegramme: eine große Verschwörung in Murcia entdeckt. Das kann nur eine Carlistische sein. Der Meinung ist auch Moreno.

Zeitungen: Da sieht man wohl warum der Polizei-Präfect in Paris sich die „patriotischen Demonstrationen" verbeten hat. Neben den wahrscheinlich bezahlten Banden von Taugenichtsen, die auf den Boulevards herum laufen, die Marseillaise singen und schreien: „vive la guerre! à bas la Prusse! vive l'Empereur!" haben sich andere eingefunden, die ganz gewiß nicht bezahlt sind, die rufen „vive la paix!", und es ist zwischen den beiden Parteien zu einer Prügelei gekommen.

Zwei entgegengesetzte Sorten Patriotismus, die sich prügeln; es ist nicht zu verwundern, wenn der Polizei-Präfect davon nicht sonderlich erbaut ist und etwa die Betrachtung anstellt, daß die Kunde davon in der Fremde möglicher Weise einen ungünstigen Eindruck machen könnte.

25. Juli. Telegramm aus Paris vom 23.: „à Berlin crise commerciale épouvantable"; Dergleichen wird den guten Parisern weiß gemacht!

Die klerikale Partei in Bayern hat die Majorität in der Kammer; die Commission, die über die außerordentlichen Credit-Forderungen der Regierung zu berichten hatte, und in der der saubere klerikale Hr. Jörg das große Wort führt, schlägt bewaffnete Neutralität vor, und dennoch entscheidet die Kammer für Theilnahme am Kriege.

Ein Theil der Klerikalen muß also dafür gestimmt haben.

Warum? Unter dem Druck der öffentlichen Meinung konnten sie wohl nicht anders, und der bestimmtere Zwang liegt wohl darin, daß die Kammer ohne Zweifel aufgelöst würde, wenn sie im Sinn der Klerikalen entschieden hätte, und daß die Ultramontanen dann, wie die Sachen im Augenblicke grade stehen, wohl nur geringe Aussichten hätten wieder gewählt zu werden.

26. Juli. Telegramme aus Paris. Vorgestern, 24., soll ein Vorpostengefecht stattgefunden haben; 10 Franzosen seien geblieben; das preußische Zündnadel-Gewehr scheine dem französischen Chassepot gleich zu stehen.

27. Juli. Das entschiedene Auftreten der süddeutschen Staaten modificirt die Möglichkeiten des beginnenden Krieges in bedeutender Weise.

Da es ohnehin sehr schwierig ist drei- bis viermalhundert-tausend Mann auf ganz engem Raume manoeuvriren zu lassen und namentlich auch zu ernähren, werden die Franzosen wohl mit zwei Armeen operiren. Die Haupt-Armee wird wohl zwischen Mainz und Mannheim über den Rhein zu gehen und die Operations-Linie auf Frankfurt a. M., Aschaffenburg, Cassel zu nehmen versuchen, um Norden und Süden zu trennen. Eine zweite wird über den Ober-Rhein zum unmittelbaren Angriff auf die Süddeutschen Staaten vorgehen, um diese in einen Separat-Frieden hinein zu terrorisiren. Sind die Führer gescheidt, so geht diese Armee unterhalb Rastatt über den Rhein, und sucht sich der Eisenbahn bei Bruchsal zu bemächtigen. Mannheim, Heidelberg, Bruchsal werden der Eisenbahn-Verbindungen wegen wichtige Punkte.

Unsere Süd-Armee, Badener, Württemberger, Bayern, verstärkt durch wenigstens ein preußisches Armee-Corps, wird sich wohl im Wesentlichen zwischen dem Neckar und Rastatt vereinigen.

Zeitungen. Napoleons Manifest ist sehr gut für uns! Das linke Rheinufer für Frankreich, Preußen zertrümmert, ganz Deutschland aufgelöst in ohnmächtige kleine Staaten, und ein neuer Rheinbund unter französischer Schutzherrschaft. Das Alles ist mit einer Deutlichkeit, die Nichts zu wünschen läßt, zwischen den Zeilen zu lesen. Der gehörige Eindruck wird nicht fehlen!

28. Juli. Die französische Kriegserklärung ist wohl der leichtfertigste frivolste Wisch, der je in einer so ernsten Angelegenheit geschrieben worden ist.

Unsere Regierung hat der napoleonischen einen Streich versetzt, der sehr wehe thun muß; sie hat den Entwurf zu einem Bündniß, das Frankreich im Jahre 1866 anbot, in den Zeitungen bekannt gemacht. Frankreich erbietet sich darin Oestreich mit 300 000 Mann anzugreifen, und bittet sich dafür das linke Rheinufer aus. Der Entwurf ist ganz von Benedettis Hand.

Moreno berichtete mir von Complicationen, die sich zwischen Spanien und Frankreich ergeben. Die spanische Regierung ist unzufrieden mit einigen Wendungen in Gramonts Circular und verlangt Explicationen von der französischen. (NB. Die wird sie in allerglänzendster Weise erhalten unter den gegenwärtigen Bedingungen. Prims Regierung kommt so auf recht wohlfeile Weise dazu sich ein neues Ansehen zu geben und dem eigenen Lande sagen zu können: seht Ihr, was wir für Leute sind!)

Da kam Julio d'Andrade in einer gewissen Aufregung und trat zu uns mit den Worten: „eh bien! nous avons la révolution!“ Was? Ja! Die Garnison von Oporto soll aufgestanden sein, natürlich gegen Saldanha, und hier soll sich das Ulanen-Regiment empört haben sowie ein Theil der Infanterie. Eine Abtheilung reitende Municipal-Garde sei beauftragt die Municipal-Garde aus allen Stadt-Vierteln und alle ihre Patrouillen, die in den Straßen in Bewegung sind, zusammenzurufen zum Schutz der Regierung.

Draußen lag die tiefste Ruhe auf der schlafenden Stadt. Es war ganz still. Mich ergriff ein beinah unbesiegbares Verlangen laut aufzulachen. So eine Revolution! so ein Sturm in einem Glase Wasser! und nun sich zu sagen, daß die Sache ganz gut siegreich ausfallen könnte, daß die Revolutionen, die hier zu Lande herkömmlicher Weise gelingen, weder ernster noch tragischer sind als diese, daß sie gar nicht ernster oder tragischer zu sein brauchen!

Julio d'Andrade sagte mir, daß die Anhänger des Bischofs von Visen gestern ein Meeting zu halten versuchten; die Polizei hatte aber Agenten hingesendet, die sich für Theilnehmer ausgaben, bald

aber Geschrei, Lärmen, allerhand Unfug, vielleicht sogar einzelne Raufereien veranlaßten. Da schritt denn die bewaffnete Macht ein und trieb das Meeting auseinander.

Es regt sich eben Allerhand gegen Saldanha! Ich blieb bis gegen zwei Uhr im Club, um zu sehen, ob die Revolution weitere Erlebnisse herbeiführen würde; es wollte aber auf der Welt Nichts weiter vorfallen, und ich ging am Ende zu Hause und zu Bett, wie alle vernünftigen Leute, die mit der Revolution nicht unmittelbar zu thun hatten.

29. Juli. Am Morgen sah es in meiner Straße ganz so aus wie gewöhnlich. Kühe und Ziegen wurden herumgeführt, um vor den Thüren gemolken zu werden. Zwiebeln, Rüben und vieles Andere wurde wie immer mit dem herkömmlichen Geschrei ausgeboten. Ja! ist denn nun die nächtliche Revolution gelungen oder nicht? Darüber war nicht sofort Auskunft zu erhalten. Es ist den Leuten so vollkommen gleichgültig, daß sie sich gar nicht darum bekümmert hatten.

Erst um ein Uhr, als Orey zu mir kam, erfuhr ich Einiges. Es sind die Sieger vom 19. Mai, die sich nun unter einander um den Preis des Sieges streiten. Unter ihnen ist der Graf von Peniche, gegenwärtig Minister des Innern, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten. Der Mann hat einen großen politischen Anhang; d. h. er hat 5 bis 600 Cafeehaus-Politiker und Müssiggänger, die sich in den Straßen herum treiben, in seinem Solde. Das ist hier zu Lande, wo es eigentlich keine politischen Parteien giebt, nur Coterien, bei der Theilnahmlosigkeit der eigentlichen Masse des Volkes ein großer politischer Anhang. Einen größeren und besseren hat Niemand. Ohne Peniche hätte Saldanha die Revolution gar nicht zu Stande gebracht. Peniches politischer Anhang war es, der das Fort St. Georg besetzt hielt, während Saldanha mit den Paar hundert Soldaten, die er gewonnen hatte, auf den Palast von Ajuda losging.

Nun ist aber Peniche unzufrieden und möchte Saldanha stürzen. Dazu versammelten sich seine Anhänger auf dem Campo Sta. Anna; sie sind aber ohne Mühe und Blutvergießen auseinander getrieben worden.

(NB. Sa Nogueira sagte mir, eine Militair-Bewegung sei gegen Saldanha nicht zu Wege zu bringen, man müsse es daher mit einer Bewegung der Civil-Bevölkerung versuchen. Das ist also nun geschehen.)

Die Leute wollen aber nun heute am hellen Tage weiter demonstriren. Sie wollen zu Saldanha ziehen und von ihm die Entlassung des Polizei-Meisters und des Generals Rio Lézere verlangen. Die beiden haben sich vergangen. Sie haben eine Volks-Versammlung auseinander gesprengt, und das Volk hat ein Recht sich zu versammeln und zu berathen; wie es scheint auch bei Nacht!

Aus Porto ist kein Bericht von einem dortigen Aufstand eingegangen. (NB. Das Gerücht war wohl nur in Umlauf gesetzt, um den Leuten hier Muth zu machen und Saldanhas Anhang zu schrecken.)

Telegramme. Die Franzosen behaupten, der Entwurf zu einem Bündniß gegen Oestreich 1866 sei allerdings von Benedetti geschrieben, aber von Bismarck dictirt. Eine solche Geläufigkeit und Frechheit im Lügen hat die Welt wohl noch nicht gesehen. Wäre dem so, dann hätte wohl die französische Regierung den Entwurf bekannt gemacht!

Von der hiesigen Revolution ist Nichts weiter zu hören.

31. Juli. Billet von Brandenburg wegen der Vorstellung heute bei Hof. Es ist nämlich der Geburtstag der „Kaiserin" von Brasilien, der Stiefgroßmutter des Königs Don Luis, die hier in Lissabon residirt, und außerdem der Jahrestag irgend eines constitutionellen Ereignisses, und deshalb Empfang in Gala bei Hof.

Um 12 1/4 Uhr holte mich Graf Brandenburg ab. Eine Menge Equipagen standen bereits vor dem Palast, und die Thorhalle mit doppelter Durchfahrt war gedrängt voll Leute, die alle die Ankommenden und ihre gestickten Uniformen sehen wollten.

Die Parade-Treppe hinan, durch Vorzimmer und Corridors in einen geräumigen Wartesaal. Wir waren da nicht sehr zahlreich, denn das diplomatische Corps, das besonders und zuerst empfangen wird, versammelt sich in einem Saal, die Einheimischen, die Portugiesen, warten in einem anderen, bis die Reihe an sie kommt. Die

Haupt- oder wenigstens vornehmste Person, der Nuntius, war nicht erschienen. Ein Mosaik-Tisch, Majoliken, die da herumstanden, und Metall-Gefäße in Benvenutos Styl, das Ausbleiben des Nuntius, die Gesundheit der Königin, von der man nicht wußte, ob sie heute sichtbar werde, Das waren die Gegenstände des Gesprächs, bis ein Ceremonien-Meister ankündigte, es sei Zeit uns in den Thronsaal zu begeben.

Auch ein eigenthümlicher Anblick. Auf der Estrade unter dem Thronhimmel standen, anstatt eines Thronsessels, nicht weniger als vier vergoldete Lehnstühle. Es ist portugiesische Etiquette, daß für alle mündigen Prinzen des Königlichen Hauses dicht neben einander und in gleicher Höhe Sitze bereitet sind. Sie sitzen alle mit einander auf dem Thron, wie die vier Haymons-Kinder auf Roß Bayard.

Wenn die königliche Familie einmal recht zahlreich werden sollte, müßte sich diese Art sitzender gekrönter Wachtparade recht wunderlich ausnehmen.

Nun erschien der regierende König Don Luis, die Königin, der König Don Fernando, unmittelbar hinter ihnen Sir John Falstaff, ich meine Saldanha, mit dem langen Stabe als Oberhofmeister bewaffnet; endlich ein buntes Gefolge von Herren und Damen.

Graf Brandenburg ist der Doyen der hier accreditirten Gesandten; wir nahmen also den äußersten Flügel des diplomatischen Halb-Monds ein, und so wurde ich denn gleich zu Anfang vorgestellt. Erst dem regierenden Könige Don Luis, der das blaue Band des Thurm- und Schwert-Ordens trug, aber wohl in seinem Leben nie ein Schwert führen wird. Er soll zur Zeit an einem schleichenden Fieber leiden; jedenfalls sieht er moralisch gedrückt und leidend aus. Der im Uebrigen weiß gekleideten Königin trug nicht ein Page, sondern eine Dame die roth sammtne Schleppe nach. Diese eigentlich häßliche Frau ist unendlich reizend. Auch sieht sie jetzt, wenngleich sehr zart, doch weniger leidend aus als damals in Turin, als ich sie zuerst sah.

Saldanha erzählte Brandenburg und mir, er habe heute die Nachricht erhalten, daß ein geheimes Bündniß, offensiv und defensiv, zwischen Preußen und Spanien

geschlossen sei, dem gemäß Spanien zur gegebenen Zeit in den Krieg eingreifen werde.

Graf Brandenburg blieb ganz impassible, ich antwortete nur durch eine Bewegung der Hand, die Saldanha sich deuten konnte, wie er wollte.

Als die Majestäten sich vor dem Thron aufstellten zum Zeichen daß der Empfang beendigt sei, ließ Don Fernando warten, mit so sichtbarer Aufmerksamkeit die leidende Königin auch den Blick auf ihn geheftet hielt. Als er endlich geruhte seine Stelle neben den beiden anderen gekrönten Häuptern einzunehmen, defilirten wir durch eine Seitenthür davon, und ein Jeder machte dabei im Traversiren die üblichen drei Verbeugungen.

Am Fuß der Treppe war der französische Gesandte mit einem französischen, schnarrenden, näselnden Organ sehr laut. Was die vielen Leute in der Halle wollten? meinte er, ob das eine Ovation für das diplomatische Corps sein sollte? Ihm galt sie gewiß nicht!

Telegramme. Benedettis Erklärung den Entwurf eines Bündnisses betreffend scheint etwas lahm ausgefallen zu sein; er sagt nur, die Angaben der beiden betreffenden Höfe seien „contradictoires“.

Zeitungen. Wie fürchtet Napoleon die Wahrheit! Nicht allein alle fremden Officiere, alle fremden Zeitungs-Correspondenten sind aus dem Bereich der französischen Armee verbannt. Strenge Strafen sind auch Jedem angedroht, der nicht etwa falsche Nachrichten, sondern irgend etwas — sei es eine Nachricht, sei es eine Meinung — verbreitet, das den Patriotismus beeinträchtigen könnte.

Also! wehe Dem, der etwas Anderes verkündet, als was in Napoleons eigenen Bulletins steht! Und wie wahrhaft werden Die sein! Freilich, den Styl des Oheims ganz getreu nachzuahmen wird er kaum wagen.

1. August. Neuestes Telegramm: Gefecht bei Saarbrücken.

Die Zeitungen aus Deutschland sind wieder einmal ausgeblieben.

Telegramme aus London bringen ein officielles preußisches Bulletin: ein Angriff der Franzosen auf Saarbrücken vorgestern, am 30. Juli, zurückgeschlagen. Ein irgend entscheidendes Ereigniß oder auch nur ein Ereigniß von irgend erheblicher Tragweite kann das natürlich nicht gewesen

24*

sein, aber es hat immerhin seinen Werth, daß das erste größere Gefecht zu unseren Gunsten ausgefallen ist. Es wird einen gewissen Eindruck auf die Stimmung beider Armeen machen.

Daß der Telegraph über Madrid von Frankreich her ganz über das Ereigniß schweigt, könnte wohl auch ein Beweis sein, daß die Nachricht wahr ist.

Die Telegramme bringen lauter abenteuerliche Nachrichten. Wichtig ist nur, daß Oestreich das Concordat aufgekündigt hat.

3. August. Ich erhalte Nachricht aus Madrid, daß sich bei unserer Gesandtschaft täglich eine Menge Spanier melden, die für den preußischen Kriegsdienst angeworben sein wollen und natürlich abgewiesen werden müssen. D'Orey kommt und bringt mir ein Telegramm, das heute officiell in Paris verkündet worden ist, und das der portugiesische Gesandte in Paris dem Herzog Saldanha gesendet hat. Es lautet:

„Les Français ont eu un engagement avec les Prussiens le 2 Août à 11 heures du matin. Ils ont envahi le territoire prussien. Quelques bataillons ont suffi pour enlever les hauteurs, qui dominent Saarbrück, et notre artillerie n'a pas tardé à chasser l'ennemi de la ville. Le combat a duré trois heures. Peu de pertes. Grand élan des troupes. L'Empereur et le Prince Impérial assistaient. Baptême de feu du Prince. L'Empereur de retour à Metz vers 4 heures du soir."

Das kann nur eine sehr unbedeutende Begebenheit gewesen sein, aber es macht mir dennoch einen peinlichen Eindruck, daß die Franzosen sich in einem wenn auch noch so unbedeutenden Gefecht des Sieges rühmen können.

Jedenfalls sind die Franzosen mit großer Uebermacht aufgetreten, und der preußische Beobachtungsposten hat sich fechtend zurückgezogen, allem Anscheine nach glücklich genug, ohne sonderlichen Verlust.

Im Club finde ich ein zahlreiches Publikum und große Aufregung. Es war da nicht das Telegramm selbst angeheftet, wohl aber ein aus einer Zeitung herausgeschnittenes Stück, das eine portugiesische Uebersetzung enthielt, und nun wurde lebhaft hin und her discutirt über Tragweite und Bedeutung des Ereignisses: „Nous sommes ici

en minorité, nous autres prussiens!" sagte mir Julio d'Andrade, der als Republikaner gut preußisch gesinnt ist.

Das scheint! Denn ich bemerkte mit Verwunderung, daß die portugiesische Uebersetzung des Telegramms im franzosenfreundlichen Sinn gefälscht war. Das „engagement" ist da in ein „grande combate" verwandelt, und es ist darin gesagt: trotz der bedeutenden Streitkräfte, die da aufgestellt waren, haben einige französische Bataillone genügt die Höhen zu nehmen.

4. August. England benimmt sich so schwach, wie man es von Manchester men nur irgend erwarten kann, selbst abgesehen davon, daß sie den Franzosen Steinkohlen und Pferde verkaufen. Sie gestehen zwar, daß Beides eigentlich Kriegs-Contrebande ist, aber sie helfen sich damit, daß sie die Ausfuhr sowohl nach Preußen als nach Frankreich freistellen. Eine sehr leere Ausflucht, denn sie wissen sehr wohl, daß wir weder Kohlen noch Pferde brauchen, die Franzosen aber an Beidem Mangel leiden. Doch wie gesagt, selbst abgesehen davon: die französische Flotte geht nach Kopenhagen, offenbar in der Absicht dort einen Volks-Aufstand, eine Revolution, hervorzurufen und Dänemark in den Krieg mit Preußen hinein zu terrorisiren. Das ist den Engländern sehr unangenehm. Warum senden sie nicht ebenfalls eine Flotte nach Kopenhagen, um Unheil zu verhüten? Die großen englischen Staatsmänner früherer Zeiten hätten das ohne Zweifel gethan. Aber Manchester men sind ein elendes Gesindel, das seinen Vortheil nur in kleinlichen Dingen wahrzunehmen weiß, und wenn Nichts dabei gewagt wird.

Italien benimmt sich ganz so zweideutig, wie ich es erwartet und vorher gesagt habe, und mein vortrefflicher Freund La Marmora begleitet sogar in diesem Feldzug den Kaiser Napoleon, um seinen Preußenhaß zu befriedigen. Ich kann nur sehr wünschen, daß er guten Rath giebt, und daß man ihn hört!

Telegramm, das von Paris datirt über London hier durchgegangen ist nach Madrid; es lautet:

„Prussiens engagés à peu près 10—20 m. Perte, français onze. Effet mitrailleuses très meurtrier. On croit, que le

7. corps prussien entre Saarlouis-Saarbrück. Prussiens retirent Trèves.

Offenbar fehlt etwas nach „perte“, denn die angegebenen Zahlen sollen doch wohl die der Truppen sein, die engagés waren. An welchem Tage und wo hat dies Gefecht stattgefunden? Offenbar haben die Franzosen keine Gefangene gemacht, denn dann wüßten sie bestimmt, mit wem sie zu thun gehabt haben. Rückzug auf Trier ist auch nicht wahrscheinlich. Man wird wohl die Eisenbahn von Saarbrücken nach Kreuznach und Mainz nicht den Franzosen überlassen.

5. August. Es ergiebt sich, daß das gestern pomphaft verkündete Gefecht kein Anderes ist, als immer wieder dasselbe vom 2. August, und da selbst die Franzosen den Verlust der Preußen auf 250 Todte angeben, muß es wohl sehr unbedeutend gewesen sein.

6. August. Brandenburg sendet mir eine eilig mit Bleistift geschriebene Siegesnachricht, die er soeben aus Mainz erhalten hat, und bald darauf kommt d'Orey und bringt mir eine Abschrift des Telegrammes, das Brandenburg erhalten hat; es ist eine Copie desjenigen, durch das unser König die Königin von Dem benachrichtigt, was erfolgt ist, und lautet:

Mainz 4. August.

Unter Fritzens Augen heute einen glänzenden aber blutigen Sieg erfochten durch Erstürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Gaisbergs, unser 5. und 11. und das 2. bayrische Corps fochten. Feind in Flucht. 500 unverwundete Gefangene, eine Kanone und das Zeltlager in unseren Händen. General Douai todt. Von uns General Kirchbach leicht gestreift. Mein Regiment und 58. starke Verluste. Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche Waffenthat und helfe weiter. Wilhelm.

Das 11. Corps! Da kann mein Sohn F. seine Sporen verdient haben!

„Mein Regiment“; der König meint das 7. Grenadier-Regiment. Die drei Armee-Corps sind wohl nur theilweise zum Gefecht gekommen, dennoch aber sind wir ohne Zweifel mit großer Ueberlegenheit aufgetreten.

Der militairische Werth des Erfolges ist mithin nicht von sehr bedeutender Art, aber das schadet nicht; das Ereigniß wird darum nicht minder seinen moralischen Eindruck machen. Der Soldat, der Subaltern, weiß nicht, daß er dem Feinde an Zahl überlegen gewesen ist; er fühlt sich unter allen Bedingungen durch den Erfolg gehoben, und der Besiegte büßt ebenso von seiner Zuversicht ein.

Uebrigens müssen wir jetzt weitere wichtige Nachrichten erwarten. Dieser offensive Vorstoß des Kronprinzen kann nicht wohl ein vereinzeltes Unternehmen sein und bleiben. Er muß mit umfassenderen Combinationen in Verbindung stehen.

Wie billig zu Brandenburg; Ereignisse und nächste Zukunft mit ihm besprochen.

Im Club Telegramme. Die Franzosen machen in Paris das Gefecht bei Weißenburg nur in kurzen Worten bekannt; drei Regimenter seien da vor einer überlegenen Macht zurückgewichen (reculé), General Douai geblieben. Gleichzeitig aber werden da eine Menge Phantasie-Neuheiten kund gethan, die offenbar keinen anderen Zweck haben als den, die Aufmerksamkeit des Publikums von diesem „schwarzen Punkt" abzulenken: eine französische Panzerfregatte habe einen preußischen Monitor in den Grund gebohrt (soviel ich weiß, hat die preußische Flotte gar keinen Monitor), vier preußische Kanonenboote seien in der Ostsee genommen worden (die französische Escadre ist gewiß noch nicht über den Sund und die Rhede von Kopenhagen hinaus gekommen), Saarlouis sei erobert (eine Festung!).

7. August. Telegramme. Die Leute auf den Boulevards in Paris sind wüthend „jusqu'au delire" über die Niederlage einer französischen Division und schreien „vengeance!" Das Charakteristische dabei, durch das sich Franzosen und Deutsche unterscheiden, liegt darin, daß von Allen, die „vengeance!" schreien auf den Boulevards, gewiß Keiner hingeht auf das Schlachtfeld.

8. August. Brandenburg kommt zu mir. Er weiß schon seit gestern Abend, daß der Kronprinz im Elsaß eine Schlacht gegen Mac Mahon gewonnen hat, und der Prinz Friedrich Karl an demselben Tage eine andere gegen den Feind, der ihm gegenüber steht.

Saldanha hat auf die Siegesnachricht, die ihm von Branden-

burg mitgetheilt wurde, mit der Bemerkung geantwortet: „Les généraux français ne savent commander que de grandes armées“, was natürlich andeuten sollte, daß wir in einer Hauptschlacht wohl den Kürzeren ziehen würden. Seine französischen Sympathien sind freilich bekannt genug, aber daß er sie selbst dem preußischen Gesandten gegenüber nicht auch nur für einen Augenblick zu unterdrücken vermag, ist für einen Staatsmann wohl recht seltsam zu nennen.

Ich ersehe aus den neuesten Telegrammen, daß die Franzosen zwei Schlachten an ein und demselben Tage verloren haben.

Natürlich hat auch der Prinz Friedrich Karl die Offensive ergriffen, damit der Kronprinz nicht combinirten Angriffen ausgesetzt blieb. Er wird es wohl sein, der den General Frossart bei Saarbrücken geschlagen hat.

Sehr günstig für uns ist auch, daß gerade Mac Mahon geschlagen worden ist, der unter allen französischen Generalen das größte Ansehen in der Armee hat.

Die Unfälle der französischen Armee scheinen überhaupt sehr gewichtig zu sein, da das Hauptquartier des Kaisers Napoleon von Metz nach Chalons zurück verlegt, und Paris in Belagerungs-Zustand versetzt worden ist. Das könnte freilich auch noch einen anderen Grund haben. Wenn es sich bestätigen sollte, daß der Marschall Le Boeuf dorthin zurückgeeilt ist; wäre Das wohl ein Zeichen, daß es in der Hauptstadt sehr bedenklich steht. Desto schlimmer für Napoleon! Mit der Disciplin der mobilen National=Garden im Lager bei Chalons scheint es sich auch nicht ganz nach Wunsch zu verhalten. Nach Allem was man erfährt, sind diese National-Garden als Streitkräfte wohl überhaupt für wenig mehr als Nichts zu rechnen. Sie werden sich dem Feinde gegenüber aller Wahrscheinlichkeit nach sehr mobil erweisen.

Kurz, Alles in Allem muß dem guten Napoleon wohl so zu Muthe sein, als habe er einen dummen Streich gemacht.

Diner allein im Hotel. Der Ober-Kellner, strahlend vor Freude, berichtet mir, die französischen commis voyageurs, die da ziemlich zahlreich speisen, seien heute sehr anspruchslos. Bisher führten sie das große Wort, und es war unter ihnen eine ausgemachte Sache,

daß hunderttausend Français vollkommen hinreichend seien, um Preußen zu Boden zu werfen, und daß sie in vierzehn Tagen in Berlin sein würden.

Spazieren am Tejo. Aus dem nächsten Cafeehaus läuft mir ein Deutscher, ein Mann, den ich nicht kenne, der aber weiß, wer ich bin, in der Freude seines Herzens nach, um mir das neueste Telegramm zu zeigen, ein preußisches, das eben über London hier eingetroffen ist.

Unsere Erfolge sind noch bedeutender, als man nach den französischen Telegrammen glauben konnte; Mac Mahon hat 4000 unverwundete Gefangene verloren, 30 Kanonen, 6 Mitrailleusen und 2 Adler. Eine recht vollständige Niederlage!

Die moralischen Folgen dieser Erfolge werden sich sehr weit erstrecken. Es ist demnach nicht wahrscheinlich, daß es der französischen Flotte gelingen wird eine Revolution in Kopenhagen hervorzurufen. Denn so große Lust die enragirte National-Partei dort und der Pöbel dazu auch haben mögen, wird diese Nachricht doch ohne Zweifel sehr beruhigend wirken, um so mehr, da nun wohl die französische Hülfs-Armee unter Montauban Palikao schwerlich nach der Nordküste Deutschlands abgeht. Man wird ihrer wohl zur Vertheidigung von Paris bedürfen.

Auch die Consorteria in Italien wird sehr bedenklich werden. Der Eindruck in dem Kreise wird um so größer sein, da die Vorstellung, daß die Franzosen besiegt werden könnten, für die Italiener bisher gar nicht in den Bereich aller irgend denkbaren Gedanken gehörte. Und wie wird nun der Actions-Partei, der National-Partei, der Muth wachsen! Da jetzt die Furcht vor Frankreich schwindet, ist Nichts gewisser, als daß schon in den nächsten Wochen ein Angriff auf Rom erfolgt.

Will die Regierung sich widersetzen, so schließt sich eine republikanische Bewegung daran, die gar leicht Consorteria und Dynastie in die Luft sprengen könnte und jedenfalls der Regierung vollauf zu thun giebt, so daß ihr weder Zeit noch Mittel bleiben sich in die Dinge zu mischen, die jenseits der Alpen vorgehen.

Was die Lage auf dem Kriegsschauplatz anbetrifft: wenn Napoleon

Ludwig XIV. wäre, müßte man ihm rathen seine Armee rückwärts bei Chalons zu concentriren. Das wäre das Mittel seine Festungen zu verwerthen, die jedenfalls preußische Blokade-Corps in Anspruch nehmen würden. (Freilich, besteht die Besatzung der Festungen nur aus Mobilen, dann brauchen die Blokade-Corps nicht sehr stark zu sein). Aber Napoleon ist eben nicht Ludwig XIV.! Ob er Das wagen kann, ist allerdings gar sehr die Frage.

Das Glücklichste für uns wäre, wenn die französische Armee bei Nancy vereinigt würde. Verliert sie dort eine Schlacht, so könnte sie gar leicht den Rückzug auf Chalons—Paris verlieren und wenigstens zu dem Umwege über Troyes gezwungen werden. Die Mobilen bei Chalons wären dann weiter kein Hinderniß, sie auseinander zu jagen kaum eine Aufgabe.

9. August. Will zu Brandenburg gehen, begegne ihm auf dem Rocco. Wir gehen zusammen auf das Gremio; unterwegs werden wir mehrfach von Portugiesen, Leuten aus der Gesellschaft, angehalten, die von Brandenburg Neuigkeiten wissen wollen.

Einer von den Herren erzählt seinerseits, in Paris habe sich die Linke des corps législatif mit den Republikanern vereinigt, um die Republik zu proclamiren. Saldanha habe ihm das aus einem Bericht des portugiesischen Gesandten mitgetheilt. So weit sind wir wohl noch nicht!

Telegramme. Die Niederlage Mac Mahons gestaltet sich immer bedeutender. Es ergiebt sich, daß er bei Wörth außer seinem eigenen Armee-Corps auch noch das des Generals de Failly unter seinen Befehlen hatte, also sieben Divisionen, 70 bis 80 000 Mann. Es ist kein Treffen, es ist eine Schlacht dort vorgefallen.

Es ist etwas Seltsames um den kriegerischen Geist! Zwei Söhne in Gefahr zu wissen, Das lastet wahrlich schwer auf dem Herzen; und doch! daß Odo mit seinem Regiment bei der Bewachung der Seeküste verwendet, nicht auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz sein könnte, ist mir ein unangenehmer peinlicher Gedanke!

Ich lese mit Behagen die französischen Witzblätter, d. h. die Blätter, die sich für witzig ausgeben, Figaro und Charivari. Der Charivari vom 6. bringt eine Zeichnung, da sieht man in der Ferne

jenseits der Saar einen preußischen Soldaten, der seinen Rock ausklopft, und von diesseits ruft ihm ein Zuave zu: „Eh! là bas, c'est pas la peine, je m'en charge!"

Das an einem Tage, an dem die französische Armee zwei Schlachten verloren hat, und an dem wohl namentlich die Zuaven sehr schlecht gefahren sind, da sie sich sämmtlich bei Mac Mahons Heertheil befinden!

Das neueste Telegramm bringt eine in Paris veröffentlichte neue Proclamation Napoleons, aus der hervorgeht, daß dem Manne schon jetzt nach der Eröffnung des Feldzugs sehr schwächlich zu Muth geworden ist. Napoleon spricht darin die Erwartung aus, Frankreich werde durch einen „éffort suprême" die Verleumdung widerlegen, daß die Franzosen zwar viel élan im Siege hätten aber wenig Ausdauer in den „revers". Die „revers" sind also förmlich eingestanden: ein Beweis, daß sie sehr arg sind! Daneben Belagerungszustand in Paris verhängt, zum Beweise, daß man dort der Ruhe nicht allzu gewiß ist, und Senat und corps législatif plötzlich einberufen! Die sollen nun plötzlich etwas sein und bedeuten, sie sollen mit einem Male aus bloßen Figuranten etwas Wirkliches werden.

Wir sind weit gekommen in wenigen Tagen!

Napoleon hat sich offenbar ganz gewaltig verrechnet! Er hoffte auf die deutschen Südstaaten, auf eine Empörung der neu gewonnenen preußischen Provinzen, und dachte Preußen unbewaffnet zu überfallen. Da er sich in allen diesen Erwartungen getäuscht sah, wollte er die Eröffnung des Feldzugs wahrscheinlich verschieben bis seine Truppen aus Afrika und Rom heran seien, man ist ihm aber in sehr unerwünschter Weise zuvorgekommen.

10. August. Im Club ist eine Rede angeschlagen, die Olivier im neu eröffneten Senat gehalten hat.

Er verlangt levée en masse, und daß die Rekruten-Aushebung für 1871 schon jetzt stattfinde. Die Preußen hoffen auf den Parteienzwist im Innern Frankreichs, „cette espérance sera deçue," denn etwa: in einem Augenblick, wo das Vaterland in Gefahr ist, verschwinden dem auswärtigen Feinde gegenüber alle Partei-Verschiedenheiten und gehen in begeisterten Patriotismus auf? Nichts weniger

als das: denn die Regierung wird tüchtig dreinschlagen, wenn etwa die Ruhe gestört werden sollte! Die Angst ist offenbar groß in den Kreisen, die unlösbar mit dem Empire und dem Bonapartismus verbunden sind. Auch die Herstellung der National-Garde, der Heldenschar der bewaffneten épiciers, gehört zu den vorgeschlagenen Maßregeln. Mir scheint das Alles ohnmächtig. Die Conscrits, die jetzt erst ausgehoben werden sollen, können unmöglich früh genug als fertige Soldaten auf dem Schlachtfelde erscheinen, um die gegenwärtige Krisis zu hemmen oder anders zu wenden.

Während ich bei den Zeitungen saß, kam Julio d'Andrade aufgeregt zu mir und sagte mir, es sei ein neues Telegramm angeheftet, das Ministerium Olivier—Gramont habe seine Entlassung eingereicht, General Montauban sei beauftragt ein neues Ministerium zu bilden, Changarnier Kriegsminister. C'est grave!

Ich eile an das Telegrammen-Brett; es ist so! Die Dinge nehmen einen raschen Verlauf über alle Erwartung! Oliviers Rücktritt scheint einer drohenden Volksbewegung gegenüber erfolgt zu sein, 20 000 Menschen um das corps législatif versammelt. Aber was soll nun weiter werden? Ein von Montauban gebildetes Ministerium wird schwerlich ein parlamentarisches sein; die Wahl des neuen Premiers deutet eher auf Gewalt als auf liberale Concessionen, und was soll Changarnier in diesem Treiben?

Levée en masse! Das wird nicht viel werden! Besonders in diesem Augenblicke, wo die klerikale Partei erbost ist, weil die französischen Truppen Rom verlassen, die Geistlichkeit also keinen großen Eifer an den Tag legen wird die Sache zu fördern. Auch haben die Bauern jetzt nicht wie 1792 gekaufte National-Güter zu vertheidigen, und es fehlt die Wucht der Guillotine, die sie damals in das Feld trieb. Das Landvolk in Frankreich ist bescheiden und sehr friedfertiger Natur. Der Pöbel der großen Städte aber, den man wohl in Bewegung setzen kann, ist nur den Regierungs-Gewalten gefährlich; dem auswärtigen Feinde gegenüber, pflegt er durch seine Feigheit zu glänzen. Und wer soll ihn denn discipliniren und führen?

Was die Conscrits der Klasse von 1871 betrifft, die jetzt schon ausgehoben werden sollen, so ist das eine Maßregel, die mehr Reali-

tät hat, die aber auch nicht sofort wirksam werden kann. Ehe die Leute brauchbare Soldaten sind, kann Paris längst erobert sein.

Olivier darf sich schmeicheln eine der erbärmlichsten Rollen des 19. Jahrhunderts gespielt zu haben.

Was Changarnier anbetrifft, so hatte ich ehemals eine sehr hohe Meinung von ihm, eigentlich auf Treu und Glauben, blos auf den Ruf hin, den er in der französischen Armee hatte. Aber seitdem ich seine Brochüre gelesen habe, ist diese Meinung eine sehr geringe geworden. Er hat nie ein Commando geführt als gegen Kabylen und Beduinen, im Felde nie mehr als eine paar tausend Mann unter seinen Befehlen gehabt. In den Combinationen des großen Krieges hat er sich nie versucht. Seine Erfahrungen sind zudem veraltet; sie rühren aus der Zeit her, wo es weder Eisenbahnen noch Präcisions-Waffen gab; die Taktik, welche durch die Präcisions-Waffen bedingt wird, ist ihm fremd, und endlich ist er seit fast zwanzig Jahren des Commandos entwöhnt. Er wird keine Wunder thun!

Gremio. Man kann sich kaum mit etwas Anderem beschäftigen als mit den Zeitungen.

Telegramm. Die Armee Mac Mahons hat nach der Schlacht bei Reichshofen sehr viele Munitionswagen verloren, und Proviant-Colonnen. Die Zahl der Gefangenen ist auf 6000 gestiegen, und fortwährend sammelt die preußische Reiterei während der Verfolgung noch Nachzügler und Versprengte der französischen Armee auf.

11. August. Den spanischen Gesandten Los Rios besucht, der mich auch seiner Frau vorstellt.

Los Rios ist der Meinung, daß das Ministerium Montauban das gouvernement personnel wieder vollständig herstellen soll. Mit dem Empire gehe es aber rasch zu Ende. Man lebe in Paris jetzt in Angst und Schrecken, fürchte die Proclamirung der Republik. Der französische Gesandte habe noch vor Kurzem sehr großsprecherisch auseinandergesetzt, daß Preußen einem Kampf mit Frankreich gar nicht gewachsen sei.

In Spanien neige leider! die Situation entschieden zur Republik. Das verdanke man Napoleon!

Da ich die Bemerkung mache, daß das französische System, die Rekruten nicht bei den Regimentern sondern in Depots auszubilden, entschiedene Nachtheile habe und namentlich dahin führe, daß der einzelne Mann nicht die sorgfältige Ausbildung erhalte, die durch die heutigen Waffen gefordert wird, und ohne die diese Waffen nicht ihren vollen Werth haben, bedauerte Los Rios, daß dem auch in der spanischen Armee ebenso, und überhaupt nur zu Vielerlei nach französischem Vorbild eingerichtet sei.

Die Offiziere hätten mit dem gesammten inneren Dienst der Compagnie gar Nichts zu thun und blieben dem Soldaten fremd. Der innere Dienst ruhe ganz auf den Unteroffizieren, der Sergeant namentlich sei der eigentliche Chef der Compagnie und habe den größten Einfluß. Wer ein Pronunciamento, eine Revolution machen wolle, wende sich eben deshalb stets an die Sergeanten und suche die zu gewinnen.

Briefe aus Madrid besagen, daß sich in der spanischen Hauptstadt in den unteren Klassen eine große Begeisterung für Preußen zeigt. In den Isabellinisch-Alfonsistischen Salons wird Das wohl weniger der Fall sein.

Telegramme, die Napoleon nach Paris gesandt hat. Von Mac Mahon scheint er nicht Viel zu wissen außer eben, daß er eine Schlacht verloren hat. Er giebt zu, daß die Verbindungen unterbrochen sind. Mich wundert, daß wir noch nichts Näheres über das Treffen bei Forbach gegen Frossard wissen, da Napoleon sagt, daß er fortement atteint sei, d. h. große Verluste erlitten habe. Seltsam fällt mir auf, daß Napoleon von den Preußen sagt: „ils ont des mitrailleuses, qui nous ont fait beaucoup de mal“.

Telegramm. Das neue französische Ministerium: Montauban Krieg und, wie es scheint, Präsident, Magne Finanzen, Latour d'Auvergne Lauraguais Auswärtiges. Die Anderen scheinen Lückenbüßer. Das ist das Gouvernement personnel mit einem klerikalen Beigeschmack. Uebrigens, Latour d'Auvergne ist zur Zeit in Wien; es kann immerhin eine Woche hingehen, ehe er sein Ministerium übernimmt.

Changarnier bleibt, scheint es, an Le Boeufs Stelle als Nymphe

Egeria bei Napoleon. Er wird schwerlich Wunder thun. Daß man ihn annimmt, ist aber ein Zeichen von großer Angst und Noth.

Im Hotel höre ich, daß die sämmtlichen französischen Commis voyageurs aus dem Hause verschwunden sind. Sie sind auf das Land gegangen; als Grund haben sie der Hausfrau angegeben, daß sie die figures moqueuses der sonstigen Tischgäste nicht ertragen könnten.

Spät Abends kommt ein Telegramm in portugiesischer Sprache, das ein hiesiges Blatt „de noticias privatim" erhalten hat. Es besagt, Mac Mahons Corps habe sich „derotado" nach Niederbronn zurückgezogen und auf dem Rückzuge noch vier Kanonen verloren. Saargemünd sei in den Händen der Preußen.

Ist Das wahr, ist Mac Mahon wirklich gezwungen diese Rückzugslinie einzuschlagen, ist Saargemünd in seinem Rücken von Preußen besetzt, dann kann er mit seinem moralisch erschütterten und gelockerten Heertheil wohl in eine gar üble Lage kommen.

Ich muß noch einmal auf Napoleons Proclamation zurückkommen, die hier am 9. dieses bekannt geworden ist. Napoleon scheint selber durchaus nicht auf die Ausdauer der Franzosen zu rechnen, die er in Anspruch nimmt; denn er findet es nöthig seine Leute in derselben Proclamation durch die Vorstellung zu ermuthigen, daß alle Nationen mit Frankreich und seiner „gerechten" Sache sympathisirten, und die eine und die andere auch wohl geneigt sein dürfte den Franzosen als Verbündete zu Hülfe zu kommen. Was er davon erzählt, ist wirklich von unübertrefflicher Dreistigkeit.

12. August. Unter allen Maßregeln, die in Angst und Eile vorgeschlagen werden in Frankreich, ist eigentlich nur eine von praktischer Bedeutung und dazu angethan in nicht allzu entlegener Zeit wirksam zu werden. Es ist Kératrys vom corps législatif angenommener Vorschlag die soldats libérés, die Soldaten, die ihre Zeit ausgedient haben, wieder unter die Fahnen zu rufen. Aber, diese Leute sind in Folge der réengagements wohl nicht so zahlreich, als man glauben könnte, wenn man blos nach dem jährlichen Rekruten-Contingent rechnen wollte, das Frankreich stellt. Ein großer Theil dieser entlassenen Mannschaften steckt bereits als Wiederangeworbene, als réengagés, in der gegenwärtigen Armee. Und dann! werden die Entlassenen, über deren

Blut die Regierung willkürlich noch einmal verfügt, wirklich kommen? Die älteren Jahrgänge schwerlich, besonders die aus der Bretagne, der Vendee und dem Süden nicht.

Nun aber tritt Kératry, wie ich aus dem Telegramm ersehe, mit einem sehr bös gemeinten Antrag von großer Tragweite hervor; er will, die Conduite des Marschalls Le Boeuf solle zum Gegenstand einer enquête parlamentaire gemacht werden. Das hieße: Napoleons eigenes Verfahren an der Spitze der Armee zum Gegenstand einer tadelnden Untersuchung machen. Montauban hat sich durch die Behauptung zu helfen gewußt, Marschall Bazaine commandire en chef. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Angabe ist mehr als durchsichtig, da die älteren Marschälle Canrobert und Mac Mahon gar nicht unter Bazaines Befehle sein können, und Bazaine nach der ordre de bataille einfach an der Spitze des dritten Armee-Corps steht. Und wessen Generalstabs-Chef war denn Le Boeuf bis jetzt? Es war pomphaft genug angekündigt, daß der Kaiser höchst selbst den Oberbefehl zu übernehmen geruhe.

Die englischen Zeitungen machen darauf aufmerksam, daß in allen Angst-Erlassen der letzten Tage immer nur von „Frankreich“ die Rede ist; daß es geflissentlich vermieden wird des Kaisers oder der Dynastie zu gedenken. Das ist in der That charakteristisch. Es spricht sich darin das Bewußtsein aus, daß sich Niemand für Kaiser und Dynastie sonderlich begeistern würde, und der Wunsch in Vergessenheit zu bringen, daß der Krieg lediglich im Interesse der Dynastie angefangen worden ist.

Uebrigens: Belagerungszustand in Paris, levée en masse, die gefürchtete Nationalgarde hergestellt, die beabsichtigte Anleihe von 500 auf 1000 Millionen gesteigert, und Zwangskurs der Banknoten. Das ist sehr Viel in wenigen Tagen.

Latour d'Auvergne soll das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten abgelehnt haben, angeblich wegen Krankheit, an die natürlich Niemand glaubt. Ist dem wirklich so, dann möchte es wohl ein Zeichen sein, daß auch Latour d'Auvergne den Sturz der Napoleoniden und einen nachtheiligen Frieden für unvermeidlich hält und in seinem persönlichen Interesse mit Beidem Nichts zu thun haben will.

Ich erfahre auf der Gesandtschaft die hiesigen Neuigkeiten: Saldanha, dessen Abhängigkeit von Frankreich bekannt ist, weilt wiederholt in Cintra und sucht den König Don Fernando zur Annahme der Krone Spaniens zu bewegen.

Ich bin überzeugt, daß er es im Auftrage Napoleons thut. Die spanischen Cortes sind nun doch zusammen berufen. Napoleon weiß, scheint es, so gut wie andere Leute, daß die Dinge in Spanien zur Republik neigen, die er fürchtet, und setzt in Madrid und hier Alles in Bewegung, um der Republik durch die Wahl eines Königs vorzubeugen. Da die Wahl des Prinzen von Asturien für jetzt nicht durchzusetzen ist, die Sache aber Eile hat, läßt er diesen Herzensfreund seines zarten Sohnes, den künftigen Bräutigam der Tochter Albas, fallen und sucht Don Fernando auf den Thron zu erheben. Vor einiger Zeit, so lange die Hohenzollern-Candidatur nicht zurückgezogen war, machte England die größten Anstrengungen die Wahl eines portugiesischen Infanten, welcher es auch wäre, zu Stande zu bringen.

Zeitungen. Der Witz im Figaro und Charivari hat sehr nachgelassen.

13. August. Gremio. Julio d'Andrade sagt mir, Saldanha habe Telegramme, denen zufolge Nancy von den Preußen besetzt ist. (NB. Das könnte wahr sein, da ein französisches Telegramm von einem Patrouillen-Gefecht bei Frouard zwischen Nancy und Metz berichtet.)

Dann: im französischen Kriegs-Ministerium sei arger Unterschleif entdeckt worden. Le Boeuf habe alle Ausgaben für vollzählige Bataillone angerechnet, sie seien aber nicht vollzählig. Le Boeuf sei vor ein Kriegsgericht gestellt. (Das ist nicht wahrscheinlich: Le Boeuf wußte, daß er die Armee in diesem Kriege als Major Général befehligen sollte, und wird sich seine Werkzeuge wohl schwerlich absichtlich und wissentlich zum Voraus verdorben haben, wie es der Fall wäre, wenn er die Armee in solcher Weise zerrüttet hätte. Niemand verdirbt sich selber in solcher Weise das Spiel.)

D'Anethan sagt mir, sein Bruder, Secretair der belgischen Gesandtschaft in Paris, schreibe, es sei dort Alles im vollständigsten

desarroy, in einer Verwirrung und Entmuthigung, die sich kaum beschreiben lassen; nach zwei verlorenen Schlachten; Das sei wunderbar.

Fronteira kommt; er meint mit dem Empire sei es zu Ende. In der That, es steht schlimm darum. Aus den französischen Zeitungen ersehe ich, daß die Veränderung des Ministeriums erzwungen war, und da die öffentliche Meinung Trochu zum Kriegsminister verlangte, nicht Montauban, wird man wohl mit dem neuen Ministerium nicht sonderlich zufrieden sein. Ist die Nationalgarde sédentaire nach den Normen von 1831 organisirt und bewaffnet, kommt ein neuer Unfall im Felde hinzu, dann könnte es wohl zu Ende sein!

Julio d'Andrade sagt mir, die Besetzung von Nancy habe sich nicht bestätigt, wohl aber die gegen Le Boeuf verhängte Untersuchung: „C'est pour sauver l'Empereur", als ob den etwas Anderes retten könnte als ein großer glänzender Sieg!

14. August. Seit dem 6. kein Gefecht. Offenbar weichen die Franzosen partiellen Treffen aus. Die Besetzung von Nancy scheint sich wieder zu bestätigen. Nun wird es darauf ankommen, ob es Napoleon auch danach noch wagt in der Gegend von Metz eine Schlacht anzunehmen,. oder ob er es wagt das Land bis Chalons zu räumen. Für Frankreich ist nur das Erstere ein Wagniß, für Napoleon Beides.

16. August. Telegramme: ein officielles französisches, aus dem hervorgeht, daß die französische Armee die Mosel-Linie aufgiebt und sich an die Maas zurückzieht, wie sie muß, da die Preußen Nancy besetzt haben, und preußische Abtheilungen bei Vigneules zwischen Maas und Mosel erschienen sind.

Die Franzosen wollen bei dem Uebergang über die Mosel mit großer Heeresmacht angegriffen worden sein und diese Heeresmacht siegreich zurückgeschlagen haben. Da sich weiter Nichts daraus ergeben hat, der Rückzug der Franzosen fortgesetzt wird, kann das nicht ein Ereigniß von Bedeutung sein.

Eine andere Frage ist, ob nicht die Armee des Kronprinzen zwischen Maas und Mosel in Gefahr geräth, es mit der gesammten französischen Armee zu thun zu bekommen. Der Kronprinz muß vor-

sichtig operiren. Steinmetz und Friedrich Karl müssen dem Feinde auf dem Fuß über die Mosel folgen.

Diner im Hotel. Eigenthümliches Schauspiel. Es ist heute großer Feiertag, Mariä Himmelfahrt; da war viel Glockengeläut und Kanonendonner.

Eine Madonna zu Lissabon hatte am Morgen früh eine andere Madonna jenseits des Tajo Limans besucht. Jetzt eben bei einbrechender Dunkelheit kam sie zurück auf einem Dampfboot, auf dem viele Lichter und Fackeln brannten. Eine „Compagnie" vom 15. Regiment, d. h. 40 Mann, und eine Militair-Musik standen am Ufer bereit sie zu empfangen, und sie wurde mit Fackeln und Musik in Prozession nach Hause gebracht. Natürlich ist diese gefeierte Madonna auch wieder eine elende nach dem Leben bemalte und in kostbare Gewänder gekleidete kleine Holzpuppe.

Zeitungen. In Paris steht es sehr bedenklich! Mac Mahons Niederlage ist, wie sich mehr und mehr ergiebt, eine vollständige gewesen. Die französischen Zeitungen selbst schätzen die débris seiner Armee bei Zabern auf 8000 Mann. Berichte aus Nancy erzählen von dem kläglichen Zustand, in dem versprengte Mannschaften aufgelöster Regimenter zum Theil ohne Waffen dort ankommen, und wie sie dann weiter nach Chalons geschafft werden, wo die Regimenter sich von Neuem bilden sollen. Ein Theil der Versprengten scheint nach Straßburg gerathen zu sein. Wenigstens wird der Brief eines Soldaten oder Subalternen vom 21. de ligne aus Straßburg bekannt gemacht. Das 21. Regiment gehört aber nach der Ordre de bataille zu der Division Dumenil des VII. Armee-Corps Felix Douay, das eben aus Afrika ankommt. Ist der Brief apokryph, oder war die Division Dumenil bereits zu Mac Mahon gestoßen? Das ist möglich; der officielle Bericht sagt, daß Mac Mahon bei Wörth fünf Divisionen hatte, also jedenfalls eine die nicht seinem Heertheil angehörte, und Douay rückte über Belfort heran.

16. August. Aus London ist ein Telegramm hier angekommen, Copie eines Telegramms des Königs von Preußen an die Königin, das von einer für die Preußen siegreichen Schlacht vor Metz be-

richtet, das 7. preußische Armee-Corps habe da gefochten und noch ein Anderes.

Das müßte dasselbe Treffen am 14. sein, das der officielle französische Bericht für einen Sieg der Franzosen ausgiebt.

Im Gremio französische Telegramme, die den Sieg Bazaines vor Metz behaupten; das 3. und 4. französische Corps hätten da gefochten. Eine zweite Nachricht sagt, daß preußische Reiterei vor Verdun erschienen ist und dort ein französisches Cavallerie-Regiment vernichtet hat.

Das kann ich nicht glauben, da unsere Reiter doch nur ganz gewöhnliche Pferde haben, keine geflügelten. Auch müssen die Truppen, die Nancy und Frouard besetzt haben, zu der Armee des Prinzen Friedrich Karl gehören; der Kronprinz kann unmöglich schon bis dorthin gekommen sein. Wo aber ist Mac Mahon mit seinem eigenen und Faillys Corps geblieben?

Das Londoner Telegramm lautet: London 15. 8., 2 Uhr Nachmittag:

„König telegraphirt an Königin, siegreiche Schlacht vor Metz, 7. und 1. Armee-Corps engagirt, noch keine Einzelheiten.“

Das 1. Armee-Corps! also auch mein Sohn Odo! down, down with a thousand thoughts!

17. August. Im Club finde ich nun auch ein Telegramm über Madrid aus Paris, das unseren Sieg am 14. bestätigt. Mac Mahons Bericht über die Schlacht bei Wörth bestätigt, was ich vermuthete, daß sich nämlich die Division Dumenil mit ihm vereinigt hatte.

Ein Feldjäger, Lieutenant Löw, bei mir, der als Courier von Berlin aus am 7. Juli in Madrid eingetroffen ist und über Lissabon und England nach Hause geht, weil der directe Weg durch Frankreich durch den Krieg gesperrt ist. Er nimmt meine Berichte mit.

Er sagt, daß die allgemeine Stimmung in Paris gegen Preußen schon in den ersten Julitagen sehr feindselig war, so daß man Bedenken tragen mußte sich an öffentlichen Orten als Deutscher zu erkennen zu geben.

Spät Abends kommt noch eine lange telegraphische Depesche fran-

zösischen officiellen Ursprungs an, der zu Folge Marschall Bazaine gestern zwischen Thionville und Doncourt die vereinten Angriffe des Generals Steinmetz und des Prinzen Friedrich Karl zurückgeschlagen hätte.

Mir scheint aber vielmehr Marschall Bazaine mit seiner Armee in einer sehr schlimmen gefährdeten Lage zu sein. Der französische Feldherr will am 14. bei Longeville oberhalb Metz, wo er über die Mosel zurückging, ein siegreiches Treffen bestanden haben: die besiegten Preußen sind ihm aber über die Mosel gefolgt. In den nächstfolgenden Tagen hat der Marschall wieder siegreiche Gefechte bei Gravelotte und Mars la Tour, auf der Straße von Metz nach Verdun gehabt, und in Folge dieser Siege sieht er sich nun in den unglücklichen Winkel bei Thionville gedrängt, von wo aus der Rückzug nach Chalons und Paris gewiß sehr schwierig, wenn überhaupt möglich ist. Und doch kann er da nicht bleiben, am allerwenigsten von dort aus die Offensive ergreifen mit den 120,000 Mann, die er da haben kann, und er schwebt jeden Augenblick in Gefahr über die Landesgrenze hinaus in das neutrale Luxemburgische hinein geworfen zu werden. Von Mac Mahon weiß man gar Nichts.

19. August. Im Club lange telegraphische Depesche eine Schlacht am 18. bei Metz betreffend; die Franzosen wollen natürlich den Sieg davon getragen haben, erzählen Wunder, Bismarcks Kürassiere oder Ulanen, die Leute wissen nicht genau, ob es Kürassiere waren oder Ulanen, aber vernichtet sind sie; Prinz Albrecht todt u. s. w.; Positionen behauptet, ob die eignen oder die eroberten feindlichen bleibt ungewiß, und von Trophäen ist nicht die Rede.

Andere Depeschen preußischen Ursprungs erzählen das Treffen als einen glänzenden Sieg der Preußen.

Diner bei Brandenburg mit dem Feldjäger Lieutenant Löw. Brandenburg theilte mir eine ausführliche telegraphische Depesche mit, die er heute erhalten, und die über die Schlacht oder das Treffen am 16. berichtet.

Das Treffen am 14. fand auf dem rechten Mosel-Ufer statt, während die französische Arme bei Longeville über den Fluß zurückging, und mag das Gefecht auch siegreich für uns gewesen sein, so scheint sich doch weiter Nichts daraus ergeben zu haben.

Das Treffen am 16. hat nun auf dem linken Ufer der Mosel stattgefunden, wohin wir dem Feinde, wie es scheint über Pont-à-Mousson, zuvorgekommen waren, ohne Zweifel auf der Straße von Metz nach Verdun, und die Absicht war dem Feinde die Rückzugsstraße zu verlegen, was Alles die Depesche übrigens nicht ausdrücklich sagt.

Von unserer Seite ist das Gefecht von einer Division eröffnet worden, das Telegramm nennt einmal die 5., einmal die 15., dann hat es das 10. Armeecorps, die Hannoveraner unter Voigts-Rhetz, aufgenommen. Von Seiten des Feindes hat die Kaisergarde gefochten, und sie ist geschlagen worden d. h. auf Metz zurückgeworfen.

Mich freut, daß gerade die Hannoveraner die französischen Garden besiegt haben. Die Hannoveraner, auf die Napoleon und seine Meute in frevelnder Thorheit gerechnet hatten!

Es gab also schon vor dem 18. in Bazaines Heer keinen einzigen Heertheil mehr, der nicht bereits in ein ungünstiges Gefecht verwickelt gewesen wäre. Das muß denn doch niederdrückend auf den Geist der Truppe gewirkt haben.

Man fragt sich ob die Franzosen die Schlacht am gestrigen Tage am 18., vielleicht deshalb einen Sieg nennen, weil es ihnen etwa gelungen ist sich den Rückzug auf Verdun wieder zu eröffnen, wenn auch mit großem Verlust.

In Beziehung auf den 16. bemerkt die Depesche noch, die französischen Truppen seien sehr gut geführt worden, die unsrigen hätten admirablement gefochten.

Abend wieder im Gremio. Lebhafte Gespräche um mich her. Das Interesse für den Krieg absorbirt jedes andere.

20. August. Brandenburg schickt mir das neueste Telegramm, das er eben erhalten hat:

„Berlin 19 Août. Superbe victoire à Rézonville jeudi, das ist der 18., sous commandement du Roi même. Neuf heures de combat. Ennemi totalement battu, repoussé sur Metz et coupé de Chalons."

Das ist eine sehr wichtige Nachricht. Sie verbreitet vollkommene Klarheit über die am 18. gelieferte Schlacht und ihre Bedeutung. Sehr reich an Trophäen kann dieser Sieg nicht gewesen sein, denn

Rézonville liegt sehr nahe bei Metz, so daß kaum für eine energische längere Verfolgung Raum bleibt, die geschlagene Armee bald unter den Wällen der Festung Schutz gefunden haben muß; aber „coupé de Chalons“ ist die Hauptsache. Ich glaube, daß damit das Schicksal des Feldzuges wesentlich entschieden ist. Er mag sich noch längere Zeit hinziehen, die Franzosen mögen auch noch theilweise Vortheile erkämpfen, das Geschick des Feldzugs werden sie schwerlich mehr wenden können.

Daß die französischen Autoritäten alle diese Treffen vom 14. 16. 18. für Siege ausgeben, läßt sich wohl begreifen, denn daß sie über die Schlachten bei Wörth und Forbach wenigstens annähernd die Wahrheit gesagt haben, ist ihnen nicht zum Besten bekommen, und es kommt für die Herren in ihrer gegenwärtigen Lage überhaupt nicht mehr darauf an Materialien für die Geschichte zu liefern, sondern darauf die Situation d. h. sich selbst zu retten. Denn mit dem Sturz des Kaiserreichs verschwindet der ganze Anhang in Nichts. Es kommt mit hin zunächst darauf an das „Volk“ zu Paris ruhig zu erhalten, und wenn es durch Täuschungen sein müßte. Aber das Spiel ist ein sehr gewagtes! Wie wird das Pariser Volk sich gebährden, wenn es inne wird, daß diese Siegesbotschaften eitel Lug und Trug sind!

Uebrigens hätte ich erwartet, daß die französischen Generale besser manövriren würden. Bis jetzt ist der Feldzug von ihrer Seite unter aller Kritik geführt worden. Sie lassen sich in einer zu weit ausgedehnten Stellung überraschen, die nicht auf die Vertheidigung berechnet war und streng genommen gar nicht eine Stellung genannt werden kann; sie lassen sich in Gefechte verwickeln, die sie vermeiden konnten, und wissen nicht sie abzubrechen, nachdem sie inne geworden, daß sie es mit einer überlegenen Macht zu thun hatten. So ziehen sie sich vollständige Niederlagen zu.

Der ärgste Fehler von allen aber ist das Verweilen bei Metz, nachdem die Preußen den Uebergang bei Pont-à-Mousson gewonnen und vollends, als sie die Straße von Metz nach Verdun erreicht hatten.

Daß die Wieder-Vereinigung der einmal in zwei Hälften ge-

spaltenen Armee nicht bei Metz stattfinden könne, daß sie weiter zurück, daß sie bei Chalons gesucht werden mußte, Das hätte doch eigentlich selbst ein Blinder sehen müssen.

Lese auch die Epoca, da sich auch in Spanien Ereignisse von einer gewissen Wichtigkeit vorbereiten. Sowohl die Montpensieristen als die Republikaner glauben den Augenblick gekommen, ihre Pläne durchzuführen.

Die Epoca sieht die Kriegslage ganz so, wie die französische Regierung irgend wünschen kann. Sie stellt die Dinge dar, als sei die preußische Armee nach ungeheueren Verlusten, die sie bereits erlitten habe, vor Metz dem Untergange verfallen.

Daß die Epoca den Sieg der französischen Waffen wünscht, ist natürlich genug, denn mit dem Empire geht auch der Puygmoltejo, der Prinz von Asturien, zu Grunde, aber was in aller Welt kann es den Gelehrten der Epoca und dem Puygmoltejo helfen sich in ganz willkürlichen Täuschungen herum zu drehen, deren Unhaltbarkeit ihnen selber einleuchten muß, sowie sie sich einigermaßen ernsthaft deshalb befragen.

Und doch kommt Nichts häufiger in der Welt vor, als gerade dieses seltsame Gebahren; diese krampfhafte Anstrengung, die wirkliche Sachlage nicht zu sehen.

---

8. Der Sturz des Kaiserreichs und die Errichtung der Republik in Frankreich.

21. August. Ein längeres Telegramm aus Berlin vom heutigen Tage.

Es besagt, daß die Preußen im Besitz auch der Eisenbahn von Metz nach Thionville sind, und daß Bazaines Armee auf das Engste in Metz eingeschlossen ist.

Eine sehr merkwürdige Kriegslage. Sie hat eine sehr große Analogie mit der Lage in Böhmen 1757 nach der Schlacht bei Prag. Bazaines Rettung wird wesentlich davon abhängen, was die Daunsche

Armee des heutigen Tages, die Armee, die sich unter Canrobert und Mac Mahon bei Chalons versammelt, zu seiner Befreiung thun kann. Für die Preußen kommt es jetzt darauf an die Schlacht bei Collin zu gewinnen. Da liegt die Entscheidung.

Telegramm aus Paris. Montauban hat im Corps législatif erklärt, die Botschaft des Königs von Preußen nach Berlin sei unwahr, Bazaine habe am 18. einen Sieg erfochten. Es mag wohl zum Voraus verabredet gewesen sein, daß die Chauvins sich anstellen sollten, als ob sie das glaubten.

Hier glauben selbst die Franzosen kein Wort davon. Wie man die Lage der beiden Krieg führenden Mächte beurtheilt, Das zeigt sich in den Gerüchten, die in Umlauf kommen, man weiß nicht woher. Schon gestern wollten die Leute wissen, die Preußen hätten auch bei Chalons einen Sieg erfochten, die Kaiserin Eugenie sei aus Paris geflüchtet, Napoleon aus Verdun verschwunden, man wisse nicht wohin; in Paris eine provisorische Regierung.

Die Epoca singt immer das alte Lied.

22. August. Trotz aller Siegesnachrichten sind die französischen 4proz. nach dem gestern hier angekommenen Cours-Zettel auf 59,64 gefallen. Unmittelbar vor dem Kriege standen sie auf 75!

Montauban hat gestern im Corps législatif denn doch gestehen müssen, daß er ohne alle Berichte und Nachrichten von Bazaine und Metz sei. Es beliebt ihm aber nicht etwas Weiteres daraus zu folgern, als daß die „opération combinée" des Marschalls noch nicht zum Ziele gelangt sei, „n'a pas encore abouti!"

Wie sich die Leute mit Worten abfinden lassen! Schon früher hatte Montauban Bazaines gefährdete Lage bei Metz dahin erklärt, daß der Marschall gar nicht gesonnen sei sich zurückzuziehen; er wolle vielmehr dort herum eine opération combinée ausführen. In welche Verlegenheit wäre Montauban gerathen, wenn er klar und präcis hätte definiren müssen, was das heißt.

Die Operationen der französischen Generale scheinen aber wirklich dem gesunden Menschenverstande Hohn zu sprechen. Offenbar haben sie gar keine Ahnung davon, daß ihre Armee bei Metz in Gefahr sein könnte. Anstatt rechtzeitig an eine Concentration ihrer

Truppen bei Chalons zu denken, haben sie vielmehr, wie ich aus einer Correspondenz der Daily News ersehe, am 12., also unmittelbar bevor von unserer Seite Nancy und Pont-à-Mousson besetzt wurden, das Corps Canroberts auf der Eisenbahn nach Metz vorgesendet! Auch dieses Corps ist also nun an der Mosel dem wahrscheinlichen Untergange verfallen und fehlt dem Heere, das die Schlacht bei Collin gewinnen müßte. Nun ist nicht abzusehen, wie dieses Heer stark genug werden sollte, um seiner Aufgabe gewachsen zu sein.

Den Madrider Telegrammen zufolge regen sich die Republikaner in Frankreich, Italien und Spanien, was nicht zu bezweifeln ist.

In der Stadt geht ein Privat-Telegramm um, dem zufolge Napoleon und Mac Mahon an der Spitze von 100,000 Mann von Chalons gegen Verdun und Metz aufgebrochen sein sollen. Warum, wird nicht gesagt, aber natürlich um dem armen Bazaine aus seiner opération combinée herauszuhelfen. Ohne vorher den Kronprinzen besiegt zu haben, der bereits Bar le Duc erreicht haben soll, wäre Das wieder eine sehr gewagte Operation.

24. August. Die Schlacht bei Mars la Tour am 16. hat den Marschall Bazaine verhindert seinen sehr nothwendigen Rückzug auf Verdun und Chalons auszuführen. Die Leute in Paris könnten aus den englischen Zeitungen wissen, daß er dabei 2000 Gefangene, 7 Kanonen und 2 Adler verloren hat, und dennoch spricht selbst Débats noch am 21. in einem langen, P. David unterschriebenen, Artikel von dieser Schlacht als von einem glänzenden Siege, dessen Tragweite kaum zu ermessen sei, der dem ganzen Feldzuge eine für Frankreich glückliche Wendung nicht etwa geben könne, sondern bereits gegeben habe, und der Schlacht am 18., der Einschließung Bazaines in Metz, wird gar nicht gedacht.

Daß man sich in Paris gar nicht sagt, wie gefährlich es ist die Bevölkerung in solcher Täuschung zu erhalten! Was man zu erwarten hat, wenn die Wahrheit am Ende doch endlich zu Tage kommt! Oder sagt man sich das und hält es dennoch für noch gefährlicher die Wahrheit zu sagen?

Ein ältlicher Herr, mit dem ich zuweilen spreche, sagt mir, daß der Graf Peniche, der als Gesandter nach Brüssel gehen soll

aber nicht will, immer noch nicht abgereist ist. (NB. Saldanha ist Dictator, kann aber doch den Grafen Peniche nicht zwingen abzureisen. So wenig seiner Zeit der Herzog von Loulé ihn selber zwingen konnte auf seinen Posten nach Paris zu gehen.)

Die Regierung fürchtet Unruhen. Die vergangene Nacht ist die Guardia civil wieder bis zwei Uhr nach Mitternacht unter den Waffen gewesen.

25. August. Nichts wesentlich Neues. Die französischen Zeitungen bleiben dabei, daß sie am 14., 16. und 18. vor Metz glänzende Siege erfochten haben, oder vielmehr sie stellen sich, als blieben sie dabei.

Sehr merkwürdig aber ist, daß gerade der Gaulois in einem Brief eines Correspondenten, der vergebens versucht hat im Laufe der verhängnißvollen Tage von Verdun nach Metz zu kommen, sehr deutlich durchschimmern läßt, was wirklich geschehen ist, und wie die Dinge stehen.

Neues Telegramm. Die Truppen unseres Kronprinzen sollen bereits in Chalons sein. Schneller ist man wohl noch niemals in Feindes Land vorgedrungen. Zur Belagerung von Metz wird rüstig vorbereitet! Die Belagerung einer Festung, in der eine ganze Armee eingeschlossen ist, Das ist auch seit 1757, Prag, nicht vorgekommen.

Eins aber verstehe ich nicht. Mac Mahon hat das Lager bei Chalons aufgehoben und sich nach Rheims zurückgezogen. Warum nach Rheims? Das ist nicht der Weg, Bazaine aus seiner opération combinée zu retten. Die Eisenbahn, die von dem Lager bei Chalons über St. Ménehoult und Clermont en Argonne nach Verdun führt, hätte eher zu solchem Ziel geführt. Und eben so wenig ist der Marsch nach Rheims ein Manoeuvre, durch das man hoffen könnte Paris gegen den anrückenden Kronprinzen zu decken.

26. August. Nichts Neues, als daß die éclaireurs des Kronprinzen bereits Château Thierry erreicht haben sollen.

Auf unserer Gesandtschaft meint man, daß Saldanha ein mit Peniche verabredetes gemeinschaftliches Spiel spiele. Peniche war zunächst nach der Revolution neben Saldanha der einzige Minister, sie hatten sich vorläufig in sämmtliche Portefeuilles getheilt.

Peniche mußte aber ausscheiden, weil sich Niemand fand, der ein

Ministerium übernehmen wollte, so lange er Mitglied der Regierung war.

Man glaubt, Saldanha selbst begünstige die Volks-Demonstrationen, die da verlangen sollen, daß Peniche im Ministerium bleibe. Sie werden aber stets durch Militair auseinander getrieben?

Ja, das thut der commandirende General Jezera gegen Saldanhas Willen.

Warum setzt Saldanha den nicht ab?

Das kann er nicht!

(NB. So sind denn doch jedenfalls der Macht des Dictators enge Grenzen gezogen.)

Saldanha steht sehr sicher; drei Regimenter der hiesigen Garnison sind ihm ganz ergeben.

NB. Drei hiesige Regimenter, das sind ungefähr 800 Mann! Die sind die einzige Stütze des Dictators! Sie bilden eine reale Macht, der keine andere, die es in Portugal giebt, gewachsen wäre!

Ich frage d'Orey nach Saldanha und Peniche, ob es wahr sei, daß Saldanha die Wühlereien des Letzteren, ohne den er die Mai-Revolution kaum hätte durchführen können, selbst unter der Hand begünstige.

D'Orey: Man glaubt und sagt es vielfach. In der neuesten Zeit steht, wie man sagt, Saldanha in dem regsten Verkehr mit Prim. Beide handeln in dem engsten Einverständniß, und Saldanha bereitet sich darauf vor sich zum Präsidenten einer portugiesischen Republik zu erklären. Die königliche Familie weiß das und ist darauf vorbereitet sich vorkommenden Falls an Bord einer portugiesischen Fregatte zu flüchten, die im Tajo vor Anker liegt. Der Capitain dieser Fregatte hat bereits seine geheimen Instructionen vom König. Diese Nachrichten rühren von d'Oreys Schwager her, dem Eigenthümer des Hauses, das Saldanha bewohnt, einem Mann, der gute Verbindungen hat.

NB. Geheime Instructionen! Wie sollte Saldanha nicht wissen, was d'Orey erfahren hat! Die Fregatte, die da ruhig in Bereitschaft liegt mit ihren angeblich geheimen Instructionen, ist wohl ein

Beweis, daß Saldanha gesonnen ist der Flucht der königlichen Familie, die ihm nur erwünscht sein kann, kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Wenn Saldanha im Einverständniß mit Prim handelt, ist Alles, was hier vorgeht wohl ein Beweis, daß auch Prim den Sturz des französischen Kaiserreichs und die Proclamirung der Republik in Frankreich für unvermeidlich und nahe bevorstehend hält und sich darauf gefaßt macht die Regierungsgewalt in Spanien als Präsident einer spanischen Republik zu behaupten.

Nach dem Diner wieder im Gremio, wo mir eine zweite sehr große Ueberraschung bevorsteht. Ich höre, Saldanha habe vom Könige seinen Abschied erhalten, der alte Sa-da-Bandeira sei mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt.

Das eigentlich Charakteristische der hiesigen Zustände ist, daß Alles und Jedes Schein ist ohne Wesen und ohne Realität, Theater-Decoration. So auch Saldanhas Macht.

30. August. Heute ist es schon früh am Tage bekannt, daß eine neue Krisis hereingebrochen und Saldanha verabschiedet ist. Das Publikum nimmt die Nachricht auf, als ob die Sache hier zu Lande Niemanden etwas angehe. Man war eben weder für Saldanha noch gegen ihn. Von Aufregung in irgend einem Sinne zeigt sich nirgends eine Spur. Nur erwartet man, ohne dadurch in der herrschenden Gleichgültigkeit im Mindesten gestört zu werden, Saldanha, der in Cintra ist, werde in die Hauptstadt zurückkehren und irgend einen revolutionären Spuk in Scene zu setzen suchen. Geschieht Das, so wird man es eben auch hinnehmen wie alles Andere und nicht einmal sehr neugierig sein zu sehen, wie es abläuft.

Ich hatte im Lauf des Tages Gelegenheit genug zu bemerken, daß der Krieg in Frankreich nach wie vor der Gegenstand des allgemeinen lebhaften und in der That ausschließlichen Interesses für die Portugiesen ist. Mit der Regierungs-Krisis, die hier vorgeht, beschäftigt sich Niemand. Sie wird garnicht besprochen.

Ficailho spricht mir vom Kriege und äußert, unsere Reiterei

thue Wunder. Es ist wahr, sie umschwärmt den Feind immerdar in allernächster Nähe.

Telegramme aus Paris zeigen deutlich genug, daß man in Paris, trotz des Glaubens an Bazaines wiederholte Siege, den ganzen Druck der Lage empfindet. Schon wird angekündigt, daß die Kaiserin und die höchsten Behörden nach Tours übersiedeln werden, wenn die Preußen nahen.

28. August. Auch die heutigen Telegramme lassen errathen, daß die Besorgnisse in Paris steigen.

Die strategische Führung des Krieges von unserer Seite ist in hohem Grade lobenswerth, was aber die taktischen Anordnungen betrifft, so scheint es fast, als gehe man mit dem Blut unserer Soldaten etwas zu verschwenderisch um.

Montauban erzählt den Leuten in Paris, um sie bei guter Laune zu erhalten, daß die Preußen überall von National-Garden zurückgeschlagen werden. Was wird es geben in Paris, wenn am Ende doch die ganze Wahrheit an das Licht kommen muß!

29. August. d'Orey kommt zu mir und erzählt, er habe zwei Telegramme aus London gesehen, denen zufolge gestern bei Stenay eine Schlacht geschlagen worden ist. Die Telegramme sagen Nichts über den Erfolg. Ein Herr Chamisso aber, der hier in der Finanzwelt eine gewisse Bedeutung hat, sagt ihm, die hiesige Regierung habe über London aus Paris ein drittes Telegramm erhalten, dem zufolge das Treffen siegreich für die Franzosen geendet habe! Das wollen wir abwarten!

Bei Stenay! Daß die diesmalige Schlacht bei Collin bei Stenay geschlagen werden würde, hätte ich wahrhaftig nicht gedacht!

Zwar seitdem man weiß, daß Mac Mahon von dem Lager bei Chalons nach Rheims zurückgegangen ist, war hier im diplomatischen Corps die Vermuthung im Umlauf, Mac Mahon werde längs der Eisenbahn nach Mezières und von dort gegen Thionville vorzubringen suchen, um seinen Collegen Bazaine wo möglich aus der opération combinée zu erlösen. Mir schien es gradezu wie ein absurder Laien-Gedanke, daß

Mac Mahon sich auf eine solche bis zum Wahnwitz verwegene Operation einlassen könnte, und nun ist es doch so, zu meiner wahrlich nicht geringen Ueberraschung! Wenn Mac Mahon auf diesem Wege nicht die allerglänzendsten Erfolge erficht, wie sie nicht wahrscheinlich sind, ist er verloren. Jedenfalls ist wohl die diesmalige Schlacht bei Collin von uns gewonnen.

Es fällt mir auch auf, daß Sr. Carlos Bento aus dem Gremio, wo er sonst zu jeder Tageszeit zu finden war, verschwunden ist. Man sagt, er solle wieder Minister der auswärtigen Angelegenheiten werden.

Aus der Kreuzzeitung habe ich ersehen, daß Oberst Helldorf geblieben ist, der Verfasser einer vortrefflichen Geschichte der preußischen Landwehr. Um den ist mir bitterlich leid.

31. August. Das neue portugiesische Ministerium ist gebildet und besteht aus Sa-da-Bandeira (Präsident und Kriegsminister), Marquês de Avilas (estado, Justiz und Finanzen, sehr viel für einen Mann), Bischof von Visen (gobernacion) und Carlos Bento (öffentliche Arbeiten).

Saldanha weilt mit Peniche zusammen in Cintra. Nun ist allerdings klar, daß beide im Einverständniß gehandelt haben. Man wird sich wohl darauf gefaßt machen müssen, daß sie sich nicht ohne Weiteres bei ihrer Beseitigung beruhigen, vielmehr abermals irgend einen Gegenzug versuchen werden.

1. September. Die Pariser Telegramme, Agence Havas, besagen nur, daß Alles vortrefflich geht bei den Armeen von Mac Mahon und Bazaine, von denen man keine Nachrichten habe. Das neueste hält es für nothwendig einen phrasenreichen Artikel aus dem petit journal officiel, dem ehemaligen Moniteur du soir, mitzutheilen, der verkündet, wie sich überall in Frankreich ein heldenhafter Patriotismus kund giebt.

Aus London sind Telegramme da, denen zufolge Mac Mahon vollständig geschlagen, und ein Theil seiner Armee, 50000 Mann, bereits nach Belgien übergetreten sei.

Ein Privat-Telegramm aus London besagt: am 30. August glorreicher Sieg der Preußen zwischen Beaumont und Carignan;

12 Kanonen erobert, mehrere tausend Gefangene gemacht. Mac Mahons Heer en déroute.

Das Treffen am 28. hat zwischen Stenay und Montmedy stattgefunden; Mac Mahon hat also schon seit diesem ersten Treffen die Offensive aufgeben müssen, ist zurückgegangen und sucht offenbar Mezières wieder zu gewinnen.

Neues Telegramm in englischer Sprache: am 31. neue Schlacht; Endergebniß um 6 Uhr Abends gestern in London noch nicht bekannt; die Franzosen weichen aber gegen Sedan zurück und haben viele Mitrailleusen verloren.

Man ist also dem Marschall Mac Mahon in energischer Verfolgung dicht an den Fersen, und das Ende des Kampfes ist nicht als zweifelhaft anzusehen, denn da die französische Armee, als sie sich noch die Offensive zutraute, zweimal hinter einander geschlagen worden ist, wird sie wohl, nachdem ihre Macht gebrochen ist, auf dem gezwungenen Rückzuge nicht siegreich sein.

Mac Mahon kann von Glück sagen, wenn es ihm gelingt Mezières wieder zu erreichen, denn nach Rheims zurückzukehren, daran kann er nicht denken! Der Uebertritt nach Belgien hat sich bis jetzt nicht bestätigt.

Und Napoleon III.? Er war bei Mac Mahons Armee; wo er in dieser bagarre geblieben ist, danach fragt kein Mensch. Und doch ist es kaum vier Wochen her, daß Lulus Haltung auf dem Schlachtfelde, noch dazu auf einem fingirten, vor ganz Frankreich als die Hauptsache in diesem Kriege besprochen werden konnte!

2. September. Die Pariser Telegramme berichten nur, was in Paris vorgeht; von den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz giebt die französische Regierung vor Nichts zu wissen, während sie offenbar die Einschließung von Paris schon in den nächsten Tagen erwartet.

Sonst sind diese Nachrichten aus Paris interessant genug. Die Linke verlangt aus Gründen und arrière-pensées, die leicht zu errathen sind, das Corps législatif solle in Paris bleiben, auch wenn die Stadt belagert werde, und Kaiserin und Regierung sich entfernten. Die Chauvinisten bestehen dagegen, wohl eben weil sie die

kaum noch geheimen Plane der Liberalen durchschauen, darauf, daß das Parlament der Regierung folgen müsse. Thiers hat die unbequeme Verhandlung für den Augenblick beseitigt oder vertagt, indem er den Leuten in wohlgesetzter Rede erklärte, man müsse so wichtige Beschlüsse nicht übereilen, was die eigentliche Frage ziemlich unberührt läßt.

Was wird nun aber geschehen? Die Chauvinisten, die für ihre eigene politische Existenz kämpfen, indem sie Kaiserthum und Napoleoniden auf das Aeußerste vertheidigen, die werden ohne Zweifel einen Majoritätsbeschluß durchsetzen, dem gemäß das Corps législatif sich der Regierung anzuschließen und mit ihr auszuwandern hat. Sie werden das für ihre Person auch thun. Die liberale und republikanische Minorität aber wird ihnen möglicher Weise nicht folgen; sie könnte in Paris bleiben, sich selbst für die allein echte Vertretung des französischen Volks erklären und vielleicht die Republik, jedenfalls die déchéance Napoleons III. und eine provisorische Regierung proclamiren.

Wir würden dann erleben, daß zwei gleichzeitige französische Regierungen sich gegenseitig verfluchen wie ein Paar Gegenpäpste.

Nach fünf Uhr erschien ein neues preußisches Telegramm aus London: am 31. vollständiger Sieg über Mac Mahon; dessen Armee en pleine déroute; 20 Kanonen und 11 Mitrailleusen erobert; 7000 unverwundete Gefangene.

Gremio. Da ist großes Geschrei, lärmende leidenschaftliche Discussion in den Gesellschaftssälen; es sind neue Telegramme da, in denen sich die Franzosen für die Sieger ausgeben. Denen glauben die Anhänger Frankreichs, die hier die Mehrheit bilden, und nun wird gestritten so lärmend, wie es nur Südländer können.

Doch ist es ungemein leicht den Werth des Telegramms der Agence Havas zu ermitteln; es besagt: am ersten Tage — dem 28.? — sei allerdings de Failly, 5. Corps, geschlagen worden; am 30. aber habe Mac Mahon die Preußen in den Bereich der Kanonen von Sedan „gelockt", und da hätten sie große Verluste erlitten; am 31. sei Mac Mahon bei Mouzon über die Maas gegangen; neue Schlacht, deren

Ausgang man noch nicht wisse. Das Alles ergebe sich aus Privat-Depeschen; officielle Berichte von der Armee seien nicht da.

Julio d'Andrade sagt mir, die hiesige Regierung habe ein Telegramm von dem portugiesischen Gesandten in Paris erhalten, das sich aber darauf beschränkt zu versichern, die Siege, welche sich die Preußen zuschreiben, seien nicht wahr. Aber was kann der portugiesische Gesandte in Paris weiter wissen, als was ihm die französische Regierung sagt?

Bei Mouzon über die Maas! Das allein wäre beachtenswerth. Vom rechten Ufer auf das linke, oder umgekehrt? Hat Mac Mahon den Uebergang in der Richtung seines Rückzuges auf Rethel bewirkt, oder wird er mehr und mehr gegen die belgische Grenze geworfen? Das Letztere ist das Wahrscheinlichere, da Beaumont von preußischer Seite als einer der Punkte genannt wird, um den am 30. gekämpft worden ist.

Leidenschaftlich streiten die Leute über die Wechselfälle des Krieges in Frankreich, über Das, was hier in Portugal vorgeht, verliert kein Portugiese ein Wort; das ist Keinem von ihnen der Mühe werth.

3. September. Mein Diener bringt die Nachricht, daß Napoleon III. gefangen sei, in preußischer Kriegsgefangenschaft!

Das schien unglaublich! Daß Mac Mahons tollkühne oder dummdreiste Operation ein Ende mit Schrecken nehmen müsse, war so ziemlich vorher zu sehen, aber wie sollte Napoleon nicht Mittel gefunden haben sich wenigstens für seine Person zu retten! Später aber kam Los Rios zu mir, ganz en émoi, in größter Aufregung über dieselbe Nachricht: gänzliche vollständigste Niederlage Mac Mahons und Napoleon gefangen! Er hat sich bemüht zu ermitteln, woher diese Nachricht rühre, man sagte ihm auf dem hiesigen Ministerium, sie sei einer officiellen telegraphischen Depesche entnommen, die von der spanischen Gesandtschaft in London an die Regierung in Madrid durchgegangen sei.

Das Ereigniß, wenn es sich bestätigt, ist ein höchst wunderbares.

Es erinnert mitten in unsere modernen Verhältnisse hinein an die Kriege der Römer mit den Königen von Macedonien und den Seleuciden, die mit dem Sturz der Dynastien, der Gefangenschaft der Könige endeten.

Ich ging zum Gremio, da eilten gleich im Garten einige Portugiesen auf mich zu, die mich kennen, ohne daß ich zu sagen wüßte, wer sie sind; alle fragten, ob die große Nachricht wahr sei? Ein ältlicher Portugiese versicherte, die hiesige Regierung habe dieselbe Nachricht von der portugiesischen Gesandtschaft in Berlin erhalten. Im Lesezimmer fand ich auf Extrablättchen hiesiger Zeitungen die Nachricht, wie hiesige Handlungshäuser sie von ihren Correspondenten in London erhalten haben: Mac Mahon, mit den Trümmern seines Heeres in Sedan eingeschlossen, **hat capitulirt**, und dabei ist festgestellt worden, daß unser König dem Kaiser Napoleon seinen Wohnsitz anweisen wird!

Da wäre der Unglückstag von Prenzlau 1806, weit weit aufgewogen, unermeßlich weit. Denn abgesehen selbst von Napoleons persönlicher Gefangenschaft werden die Trümmer der Armee Mac Mahons wohl mehr betragen als die 8300 Mann des Fürsten Hohenlohe.

Gremio. Da geht es heute nicht so laut her wie gestern. Die Franzosen geben sich zwar, wie ich höre, das Ansehen diesen vernichtenden Nachrichten keinen Glauben beizumessen, sie seien nicht officiell: aber die Herren sind doch sehr kleinlaut geworden, und für die Portugiesen, die gestern so lebhaft stritten, ist die Sache heute erledigt.

Am Telegrammbrett ist ein gedrucktes Zettelchen angeheftet, die portugiesische Uebersetzung eines Telegrammes unseres Königs an die Königin: daß Mac Mahon mit seiner Armee in Sedan eingeschlossen sei, die Vorbereitung zu der Capitulation. Außerdem die Nachricht, daß Bazaine am Mittwoch und Donnerstag desperate Versuche gemacht hat die preußischen Linien zu durchbrechen und aus Metz zu entkommen, daß er aber mit großem Verlust in die Festung zurückgeworfen worden ist. Wenn sich auch keine Botschaft zu ihm durchgeschlichen haben sollte, so muß er doch wohl in einer oder anderer Weise inne geworden sein, daß die preußische Heeresmacht um ihn

her sich vermindert habe, und die Folgerung, daß ein Heer zum Entsatz anrücke, daß er nun auch seinerseits etwas zu seiner Befreiung thun müsse, lag nahe.

4. September. Im Gremio ist ein langes Telegramm angeheftet, das die hiesige Regierung von ihrem Gesandten in Paris erhalten hat.

Es geht daraus hervor, daß Montauban-Palikao nun endlich gestern im Corps législatif alle Unfälle im Felde eingestanden hat, oder doch wenigstens die letzten: Mac Mahons Niederlage und Capitulation in Sedan, Napoleons persönliche Gefangenschaft, wobei die näher bestimmenden Worte merkwürdig sind, er sei „na lucha“ — dans la lutte — gefangen genommen worden. Merkwürdiger Weise giebt Montauban ferner zu, daß auch Bazaine am 31. und 1. unglücklich gekämpft hat und in Metz eingeschlossen ist. Und da er alsdann nur auf die Vertheidigung von Paris verweist, auf die Armeen, die sich bei Tours und Angers bilden, um der Hauptstadt zu Hülfe zu eilen, versteht sich von selbst, daß Bazaine seinem Schicksal überlassen bleibt und demnächst ebenfalls der Gefangenschaft verfallen wird. „La situation est grave, mais non désesperée,“ meint Montauban. Das wird davon abhängen, ob Opfermuth und Ausdauer sich in dem modernen corrumpirten Frankreich unbedingt und unbegrenzt bewähren wie in den schönsten Zeiten Roms und Spartas, oder ob sie versagen.

Seltsam ist es auch, daß Napoleon nicht nach Belgien geflüchtet ist. Sollte er wirklich im Gefecht noch vor der Capitulation gefangen worden sein?

Julio d'Andrade, der ganz radieux war, meinte, Napoleon habe sich wohl jedenfalls absichtlich gefangen nehmen lassen, denn wo soll er hin? Nach Paris konnte er unmöglich zurückkehren, und außer Landes entflohen war er sicher eine sofort beseitigte Persönlichkeit. Als Gefangener hofft er doch vielleicht noch unterhandeln zu können.

Diese Ansicht scheint unter den hiesigen Politikern sehr verbreitet, ja ziemlich allgemein herrschend.

Es mag am Ende für Napoleon in der That anständiger sein preußischer Gefangener zu sein als landesflüchtig. Das Anständigste

wäre freilich gewesen auf dem Schlachtfelde zu sterben, aber darauf lassen sich die Buonapartes nicht ein.

Am Abend sind neuere Nachrichten da, die in das Einzelne gehen, aber zum Theil nicht sehr sicher scheinen. General de Failly soll sich selbst das Leben genommen haben, die Marschälle Canrobert und Le Boeuf in den letzten Kämpfen vor Metz gefallen sein. Wie kann man das wissen, da man von dorther keine französischen Berichte haben kann? Dem Marschall Le Boeuf blieb freilich nichts Anderes übrig als den Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen.

3. September. Brandenburg schrieb mir frühmorgens in freudigster Aufregung, daß er eine officielle Depesche aus Berlin erhalten hat.

Um 2 Uhr zu ihm. Die Ereignisse besprochen und die wahrscheinlichen Folgen.

Dem gefallenen Kaiser ist Wilhelmshöhe bei Cassel als Aufenthaltsort angewiesen, dem Ex-Kaiser, denn Brandenburg erzählte mir, die Republik sei bereits proclamirt in Paris. Die Kaiserin Eugenie hat Paris verlassen. Die Deputirten der Stadt Paris bilden unter dem Namen comité de défence die neue Regierung Frankreichs, und unter ihnen auch Rochefort! So fehlt denn auch die burleske Seite den großartigen Weltereignissen nicht!

D'Anethan kommt und Los Rios.

Man sprach von den seltsamen Complicationen, die sich nun ergeben können: mit wem soll man unterhandeln, mit wem Frieden schließen?

Brandenburg meint, unerwartete Complicationen könne auch der Buonapartismus der Landbevölkerung herbeiführen.

Carlos Bento, jetzt Minister, ist eben bei ihm gewesen und versicherte, nach allen Nachrichten, die der hiesigen Regierung aus Frankreich zugehen, sei das Landvolk kaiserlich gesinnt und sehr unzufrieden mit der Wendung, welche die Dinge nehmen. Die Leute sind überzeugt, Ollivier, jetzt wie früher Republikaner, habe den Kaiser verrathen, er habe diesen Krieg in der Absicht herbeigeführt den Kaiser zu stürzen und Frankreich zur Republik zu machen.

Das will ich wohl glauben. Es ist wahrscheinlich in hohem Grade, denn die Republik steht bei dem französischen Landvolk in gar bösem Andenken und wird gefürchtet als das schlimmste aller Uebel; die Leute wissen sich Nichts dabei zu denken als eine regellose und ruchlose Herrschaft des städtischen Proletariats. Aber Das will so gar Viel nicht bedeuten, denn das Landvolk in Frankreich ist sehr schüchtern und gewöhnt schweigend zu gehorchen. Es fürchtet sich davor in den Gang der öffentlichen Ereignisse einzugreifen. Es hat keine Initiative. Die Geschichte Frankreichs wird in den großen Städten, vor Allem in Paris, gemacht.

Nach den neuesten Telegrammen ist Napoleon III. nicht dans la lutte gefangen worden. Er ist, als Alles hoffnungslos verloren war, zum Thor von Sedan hinaus gefahren in die preußische Stellung, „il s'est constitué prisonnier" und hat dabei erklärt, daß er mit dem Oberbefehl über die französische Armee gar Nichts zu thun habe. Eine sehr seltsame Erklärung im Munde eines Mannes, der doch immer noch für den Souverain von Frankreich gelten wollte. Aber das ganze Verfahren läßt sich erklären. Napoleon III. wollte nicht der sein, der die unvermeidlich gewordene Capitulation unterzeichnete.

Bei der Proclamirung der Republik ist es sehr tumultuarisch zugegangen! „Das Volk," d. h. der Pöbel der Pariser Vorstädte, ist in den Sitzungssaal des Corps législatif eingedrungen, nach wildem Hin- und Hergeschrei haben sich die Deputirten der Majorität „entfernt", d. h. sie sind vertrieben, vielleicht hinaus geprügelt worden, obgleich Jules Favre den süßen Pöbel ermahnt hat die Freiheit der Discussion zu respectiren, und Gambetta hat die Republik proclamirt ohne Mandat von irgend wem.

Das Corps législatif ist aufgelöst, der Senat abgeschafft: worin besteht denn nun also die Republik, die proclamirt worden ist? In der vollkommen regellosen Willkürherrschaft von elf Individuen, die zufällig Deputirte der Stadt Paris sind, und unter denen ein Rochefort zählt!

Die Franzosen haben es weit gebracht! Die Kaiserin Eugenie, Montauban-Palikao, Emile de Girardin, alle Größen des Empire, Alle sind verschwunden und der kleine Thiers dazu.

Von Trochu's Soldatenthum habe ich übrigens eine gute Meinung.

Er ist ein Gegner, mit dem man rechnen muß, aber die Lage, die er vorfindet, ist verzweifelt.

Im Gremio habe ich die Pariser Zeitungen vom 1. September durchgemustert; in welchen unglaublichen Täuschungen dreht sich da Alles herum. Selbst das ernste „Journal des Débats" stellt an dem Tage, an dem Mac Mahon capitulirt hat, die Lage der preußischen Armee als eine verzweifelte dar, und nun vollends Blätter wie der Figaro! Der Gaulois citirt ein paar Zeilen aus einem franzosenfreundlichen Blatt in Arlon und fügt hinzu, nach den Nachrichten dieses Blattes müßten doch nun „même les plus incrédules" überzeugt sein, daß die Vereinigung Mac Mahons und Bazaines „un fait accompli" sei!

Daß die Redactionen das Alles selber glauben, ist kaum anzunehmen. Figaro und Gaulois mögen von der Regierung bezahlt sein, die Débats aber sind gewiß nicht käuflich und sprechen dennoch in demselben Sinn! Es ist wohl die begründete Furcht vor dem Pariser Pöbel, die ihre Feder führt; der Wunsch den ruhig zu erhalten, die Hoffnung ihn täuschen und hinhalten zu können, bis vielleicht doch eine günstige Wendung der Dinge eingetreten ist.

---

9. Die Weiterentwickelung der Dinge in Frankreich und ihre Rückwirkung auf Spanien und Portugal.

6. September. Was die hiesigen Zustände anbetrifft, so bin ich überzeugt, daß Saldanha sich jetzt mehr als je darauf vorbereitet demnächst als Präsident einer lusitanischen Republik aufzutreten.

Zeitungen: Der Epoca ist sehr wehleibig zu Muth am 4. — nach dem Sturz des Kaiserreichs! Freilich, sie meint, ganz Europa, Spanien nicht ausgenommen, müsse nun eiligst dem bedrängten Gallien zu Hülfe kommen, aber selbst Das würde ja dem Puhgmoltejo nicht auf den Thron helfen!

Die Pariser Blätter am 2. fingen noch durchaus das alte Lied

und sind vierundzwanzig Stunden nach der Capitulation von Sedan voll der allerschönsten Hoffnungen. Figaro findet Mac Mahons Stellung ungemein günstig, drohend für das preußische Heer; „imminente“ ist eine große Schlacht, „qui décidera du sort, non de la France, la France est sauvée, mais du sort de la Prusse.“

Brandenburg hat ein Telegramm erhalten, dem zufolge das preußische Heer auf Paris zu marschirt. Etwas Anderes kann die preußische Armee schwerlich thun. Uebrigens scheint es nach französischen Telegrammen, daß Paris außer den gardes nationales sédentaires und mobiles auch noch ernstere Vertheidiger haben wird. Vinoys neugebildetes Corps hätte danach den Marschall Mac Mahon wenigstens nicht mehr mit allen seinen Divisionen erreicht und sich glücklich auf Laon zurückgezogen.

Man erzählt sich, Rochefort habe in Paris die rothe Fahne erhoben oder vielmehr erheben wollen, sei aber verhaftet worden.

7. September. Ich suchte heute den ehemaligen portugiesischen Gesandten in Madrid d'Andrade Corvo auf. Er erwartet nun auch die Proclamirung der Republik in Spanien, meint aber, sie werde den Bürgerkrieg herbeiführen, da die Republikaner unter sich sehr zwiespältig seien.

Später zu Brandenburg, der keine neueren Nachrichten hat. Wir sprechen auch von den hiesigen Angelegenheiten. Saldanha, zum Gesandten in London ernannt, hat die ganze Zeit mit Peniche zusammen in Cintra verweilt, und man glaubte, er werde irgend einen neuen revolutionären Versuch wagen. Jetzt aber hat er sich entschlossen auf seinen Posten abzugehen; er soll morgen abreisen. Doch sei darauf nicht unbedingt zu rechnen, meint Brandenbnrg; Saldanha sei der Altersschwäche verfallen und von einem Augenblick zum anderen von Jedem, mit dem er sich einläßt, umzustimmen.

Dann sagt mir Brandenburg etwas, das Licht über eine Seite der hiesigen Zustände verbreitet. Die weit überwiegende Mehrzahl aller Portugiesen aus den höheren Ständen verräth lebhafte, ja leidenschaftliche Sympathien für Frankreich. Sehr natürlich! Sie fürchteten den Sturz des französischen Kaiserreichs und die Proclamirung der Republik in Frankreich, weil

sie mit Recht besorgen, daß sie eine republikanische Revolution in Spanien und hier nach sich ziehen könnten.

In der That sind hier nur die Republikaner für uns, Das war mir nicht entgangen. So birgt sich denn unter dieser leidenschaftlichen Theilnahme an den Ereignissen des Krieges die Sorge um die letzte und höchste Entscheidung der hiesigen Verhältnisse, neben der Alles, was für jetzt im Lande selbst vorgeht, wie der Sturz Saldanhas, sehr secundair erscheinen muß.

Es ist in Spanien nur insofern anders, als dort die eigentliche Masse der Bevölkerung den Dingen nicht so vollkommen theilnahmlos zusieht wie hier.

Das Volk, nicht bloß eine kleine republikanische Coterie, ist dort für uns, während die Grandezza, die vornehme Welt, nicht sowohl für Frankreich ist als für Napoleon.

Es wird auch in Italien nicht anders sein. Auch dort ist die Nation für uns, während die herrschende Consorteria alle Ursache hat den Sieg Frankreichs zu wünschen.

Zeitungen. Der Figaro und der Gaulois und dergleichen Blätter erzählen noch am 4., zweimal vierundzwanzig Stunden nach Mac Mahons Capitulation, den Parisern in dem alten posaunenden Ton von glänzenden Siegen.

8. September. Unter den Franzosen ist die Sage im Umlauf, Jules Favre habe sich in das Hauptquartier des Königs von Preußen begeben und sei sehr zufrieden mit der Aufnahme, die er dort gefunden habe. Für die Franzosen ist es und bleibt es eine ausgemachte Sache, daß sie sich zwar alles Beliebige gegen Europa erlauben dürfen, daß sie aber nie bestraft werden dürfen, wenn ihnen irgend ein frevelhafter Versuch mißlingt, und sie besiegt sind.

9. September. Das diplomatische Corps verläßt Paris. Die französischen Zeitungen setzen in Erstaunen; „la Liberté" bringt einen Correspondenz-Artikel, dem zufolge die französische Armee die Schlachten um Sedan eigentlich gewonnen hätte. Débats ist sehr wenig erbaut von der Art von Republik, die in der Dictatur von elf Individuen besteht, und zumal von der Art, wie sie eingeführt worden ist. Ein military correspondent der Daily News giebt eine kurze Uebersicht der Treffen um Sedan, die den Hergang verständlich macht.

Es ergiebt sich, daß sie sämmtlich von Anfang an auf Mac Mahons Rückzugslinie stattgefunden haben. Es ist wohl kaum jemals eine unsinnigere Operation unternommen worden als diese der französischen Armee.

10. September. Die Post aus Paris ist in Madrid ausgeblieben. Das muß zufällig sein, denn noch können die Preußen nicht vor Paris stehen. Wir haben aber in Folge dessen weder französische noch belgische, noch englische Zeitungen. Dafür bringen die Madrider Blätter wunderbare Gerüchte aus Frankreich.

Bordeaux und einige andere große Städte hätten sich zu selbständigen Republiken erklärt; in Paris sei es zwischen Linientruppen und Volk bereits zu blutigen Händeln, zu Gefechten gekommen u. s. w.

Das Alles wird für jetzt wohl mehr der Ausdruck unheimlicher Ahnungen sein als die Kunde von wirklichen Ereignissen: aber Frankreich geht wohl ohne Zweifel furchtbaren Zuständen entgegen. Auf der einen Seite könnte der Bauernkrieg gegen die Republikaner, namentlich in der Vendee, in Bretagne und in manchen Theilen Südfrankreichs, ganz gewaltig um sich greifen, auf der anderen wird der socialistische Untergrund der republikanischen Bestrebungen unter der Leitung solcher Leute wie Louis Blanc, Ledru Rollin, Victor Hugo bald genug zu Tage kommen. Die selbst ernannten Dictatoren, die ihre Willkürherrschaft für eine Republik ausgeben, werden bald genug, theils absichtlich theils gezwungen, die Ausplünderung Frankreichs zu Gunsten des großstädtischen Proletariats zu dem ausdrücklichen anerkannten Zweck ihrer Regierung machen. Worauf wollten sie sich stützen, wenn nicht auf dieses entsittlichte gierige Proletariat? Eine geregelte und disciplinirte bewaffnete Macht aber, die alle diese grauenhaft gährenden Elemente niederhalten könnte, ist nicht mehr da!

Im Jahr 1866 behaupteten die Oestreicher immerdar, ihre Reiterei habe sich der unsrigen überlegen erwiesen, was allerdings eine arge Täuschung war. Dann war man auch, und zwar unsrerseits, mit dem taktischen Gebahren der preußischen Artillerie nicht ganz zufrieden. Mit Recht; es fehlte ihr damals die Erfahrung des großen Krieges. Wie ist das Alles nachgeholt worden! Unsere

Reiterei hat sich mit Ruhm bedeckt, und die Artillerie spielt in diesem Feldzug eine gewaltige Hauptrolle, wie die Geschichte davon noch kein Beispiel gesehen hat!

Die englischen Correspondenten, die der Armee folgen, bezeugen, daß die baierischen Truppen gegen die preußischen gar sehr zurückstehen. Sehr natürlich! Der geringere Gehalt des Offiziers-Corps und die zu kurze Dienstzeit der Leute sind Schuld daran.

Ein Pariser Telegramm belehrt die Welt, daß Jules Favre die Orleans, die sich sofort auf Paris gestürzt hatten, ausweist. Mit welchem Recht? darf man natürlich unter der Herrschaft einer Republik nicht fragen! Dann hat Jules Favre der Große auch den König von Preußen „bedeutet" (intimé), daß er sofort mit seinem Heer Frankreich zu verlassen habe. Da müssen wir wohl gehen!

Berliner Telegramm; capitulirt haben in Sedan, oder vielmehr à discretion ergeben haben sich dort: 87000 Mann mit 480 Kanonen, 70 Mitrailleusen und 10000 Pferden! Die Capitulationen von Ulm und Prenzlau verschwinden dagegen wie Nichts! Die geringe Zahl Pferde beweist übrigens, daß Reiterei und Artillerie der Franzosen in den vorhergegangenen Schlachten sehr übel zugerichtet worden waren.

Heute vor Tisch sagte mir Sa Nogueira senior, er glaube nicht, daß der Krieg localisirt bleiben werde; er werde allgemein werden. Leicht zu verstehen!

Die hiesigen Conservativen wünschten den Sieg Napoleons, weil sie die Republik hier in Portugal fürchten. Nun wünschen sie aus demselben Grunde, ganz Europa solle sich zu Gunsten Frankreichs in den Kampf stürzen, um die Preußen aus dem Lande zu treiben und vor allen Dingen auf das Schleunigste eine monarchische Reaction in Paris zu bewirken.

13. September. Einem preußischen Telegramm zufolge ist nach der Uebergabe der Festung Laon ein Pulverthurm in die Luft geflogen. Es sind dabei 50 preußische Soldaten ums Leben gekommen, und 500 moblots. Ein preußischer General in der Stadt, der Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, ist dabei verwundet worden.

14. September. Aus den Correspondenzen der Times geht hervor, was die französischen Blätter aller Farben verschweigen, nämlich daß es in Paris sehr unheimlich aussieht. Die Rothen, die Socialisten, regen sich in Volksversammlungen und sprechen sich ziemlich unverhohlen darüber aus, daß ihnen die gegenwärtige provisorische Regierung keineswegs genügt. Es sind das nicht nur die Vorstädter, sondern auch alle die hoffnungsvollen Wesen, die man aus den Gefängnissen entlassen hat.

15. September. Ein Telegramm aus London vom heutigen Tage kündigt an, daß die Verbindung mit Paris abgesperrt ist.

Ein seltsamer Zustand! Die provisorische Regierung will selbst im Falle einer Belagerung in Paris bleiben, wohl in der Absicht von dort aus zu unterhandeln und die Stadt durch einen Friedensschluß vor der Eroberung zu bewahren: aber kann sie Frieden schließen, kann sie eine Bürgschaft dafür geben, daß Frankreich die Bedingungen, die sie eingeht, auch erfüllt? Crémieux geht von allen Regenten allein nach Tours in das Freie. Wird ganz Frankreich ohne Weiteres dem Advocaten Crémieux gehorchen?

Wenn die provisorische Regierung sich außerhalb der Hauptstadt einrichtete, wäre eine Fortsetzung des Krieges auch nach der Einnahme von Paris jedenfalls noch eher möglich als so, wenn mit der Hauptstadt das gesammte Räderwerk und Rüstzeug der Regierung in unsere Hände fällt.

Daß die Herren da bleiben, ist für uns ein Grund mehr die Uebergabe von Paris zu erzwingen.

16. September. Obgleich die französischen, namentlich die Pariser Zeitungen, offenbar darüber nicht klagen dürfen, ergiebt sich doch aus sehr Vielem, daß die Zustände in Frankreich anarchisch werden.

Der erste Commis meines hiesigen Banquiers erzählt mir: der Correspondent des Hauses in Bordeaux, Lopez Dubecq, habe heute hierher telegraphirt, Kruse und Co. möchten nicht mehr auf ihn traciren, denn er fürchte jeden Augenblick sein Comptoir schließen und fliehen zu müssen.

17. September. Telegramme bringen die Nachricht, daß

ein Comité de salut public, das zur Zeit in Marseille herrscht und ohne Zweifel unumschränkt, sich weigert von Jules Favre und Compagnie Befehle anzunehmen.

Aus den spanischen Zeitungen ersehe ich, daß Don Salustiano Olozaga von seinem Botschafter-Posten in Paris abberufen ist. Er scheint sich mit der Anerkennung der französischen Republik einigermaßen übereilt zu haben. Eine Uebereilung war es jedenfalls, denn gewiß kam es dem ohnmächtigen und unfertigen Spanien nicht zu in dieser Angelegenheit die Initiative zu ergreifen ohne sich darum zu kümmern, was die anderen Monarchien in Europa zu thun gedächten. Es fragt sich nur, wem diese Uebereilung zur Last fällt, ob der spanischen Regierung oder dem Gesandten. Man sagt dem Letzteren, und ich kann mir das sehr gut denken. Denn Olozaga betrachtet sich nicht als einen gewöhnlichen Gesandten, sondern als einen der faiseurs, als einen der Schöpfer der gegenwärtigen Situation, und glaubt auf einem gewissen Fuße der Gleichheit mit Serrano und Prim zu stehen.

Sein gewagter Schritt muß die übrigen europäischen Mächte gar sehr und recht unangenehm überrascht haben, doch können wir natürlich als kriegführende Macht nicht darein reden, und schwerlich werden auch Oestreich oder Rußland sich veranlaßt gesehen haben sich in Madrid tadelnd darüber zu äußern; sie haben die Sache wohl einfach ignorirt. Ich vermuthe, daß England, dessen Regierung durchaus orleanistisch gesinnt ist, ernste Vorstellungen gemacht und Olozagas Abberufung herbeigeführt haben könnte.

18. September. D'Andrade Corvo bei mir. Alle Diplomaten haben jetzt Lust sich in unsern Streit mit Frankreich zu mischen, d. h. soviel Redensarten thun können, dafür zu sorgen, daß Frankreichs heiliges Gebiet nicht angetastet werde.

Telegramme, daß unsere Vortruppen vor Paris sind. Alle Zeitungen, die aus Paris kommen, sind ausgeblieben.

Die spanische „Epoca“ bringt Nachrichten, denen zufolge die Rothen in Lyon unumschränkt Herren sind und die entsetzlichste und schmachvollste aller Tyranneien üben. Die nächste Zukunft Frankreichs läßt sich überaus düster an.

19. September. Zum Banquier Kruse. Ich finde an dem Manne einen leidenschaftlichen Anhänger Frankreichs. Die Heiligkeit des französischen Gebiets versteht sich für ihn von selbst, und es ist in seinen Augen eine schnöde Missethat, daß die Preußen nicht sofort Frankreich verlassen, nun, da Napoleon III. gestürzt ist.

Die Ansichten, die 'auf der iberischen Halbinsel herrschen, die Sympathien der Parteien sind überhaupt in eigenthümlicher Weise motivirt.

In Spanien sind die Moderados, Alles was dem ehemaligen Hof angehört, mithin fast die gesammte Grandezza und der Adel, französisch oder vielmehr napoleonisch gesinnt, weil sie von Napoleon III. die Erhebung des Prinzen von Asturien auf den spanischen Thron und damit die Herstellung der eigenen Macht und Herrlichkeit erwarteten. Diese französischen Sympathien riefen einen leidenschaftlichen giftigen Haß gegen Preußen hervor, sowie von dem Prinzen von Hohenzollern als Candidaten für den spanischen Thron die Rede war, und alle Organe der Partei äußerten sich damals in der unanständigsten Weise wegwerfend über das Haus Hohenzollern, sprachen von ihm wie von einer obscuren Zaun-Junker-Familie von geringer Herkunft, die sich nicht entfernt neben einen Granden von Spanien, geschweige denn neben den Prinzen von Asturien, den Sohn des Artillerie-Lieutenants Puygmolto, stellen dürfe.

In dem Kriege mit Preußen mußte natürlich Napoleon III. siegen, damit er in Frankreich mit erneuertem prestige herrsche und, Eugénie aidant, den Prinzen von Asturien um so gewisser zum Könige von Spanien mache. Nun ist Napoleon besiegt und gestürzt, Eugenie flüchtig, mit den Hoffnungen des Prinzen von Asturien ist es für's Erste vorbei, ja man muß in Spanien die Republik befürchten, und das Alles hat das böse Preußen verschuldet!

Natürlich gehen Gift und Haß nun erst recht über alle Grenzen hinaus. In den Tagesblättern der Moderados wird auf das Vollständigste ignorirt, daß Frankreich den Krieg begonnen hat ohne alle und jede Veranlassung, wie die gesammte europäische Diplomatie seiner Zeit bezeugt hat, und daß es ihn in der laut und geräuschvoll angekündigten Absicht begonnen hat das linke Rheinufer zu erwerben.

Die Moderados sprechen, als sei der Krieg im Gegentheil ein muthwillig von Preußen begonnener frevelhafter Eroberungskrieg, und nennen Preußen nie ohne es als insolente und ambiziosa zu bezeichnen.

Dagegen haben wir die ganze Masse der spanischen Nation für uns, schon weil ihr Frankreich von alten Zeiten her verhaßt ist, von den politischen Parteien die Unionisten und Progressisten, weil sie in Frankreich die Macht sehen, die ihnen den Prinzen von Asturien aufdrängen wollte; die Republikaner hatten wir für uns, weil Napoleon der Ausführung ihrer Pläne im Wege stand.

Jetzt, da Frankreich einer formlosen Anarchie verfallen ist, die sich für eine Republik ausgiebt, sind natürlich die spanischen Republikaner umgeschlagen; sie sind jetzt für Frankreich, das Nichts verlieren darf, denn die Macht und Herrlichkeit einer Republik darf nicht geschmälert werden. Die Masse des Volks aber wird auch jetzt noch preußisch gesinnt sein, insofern sie nicht zu den Republikanern gehört.

Hier in Portugal ist Niemand für Preußen als die persönliche Umgebung des Hofs und die Republikaner. Diese Letzteren haben dafür einen wirklichen Grund; sie hoffen von Napoleons Fall die Verwirklichung ihrer Pläne als natürliche Folge. Die überwiegende Mehrzahl aller Derer, die sich überhaupt mit den politischen Ereignissen beschäftigen, schwärmt dagegen für Frankreich, in der That aus bloßer Gewohnheit, ohne sich Rechenschaft zu geben, warum denn eigentlich. Das paßt zu dem Uebrigen, denn hier hat eigentlich Nichts einen wirklichen Grund. Das Fortbestehen der Monarchie hat keinen, und die Errichtung einer Republik auf den Trümmern des Throns würde eben auch keinen haben. Die Menge kümmert sich um diesen Krieg so wenig als um irgend etwas Anderes. Die hiesigen Republikaner sind uns aber, glaube ich, auch nach der neuesten Wendung der Dinge treu geblieben.

Die neuesten Telegramme besagen, daß die Italiener auf Rom marschiren.

Gefecht bei Noisy-le-sec, also in der unmittelbarsten Umgebung von Paris, und, was wichtig ist, keine Friedensvermittelung.

20. September. Sehr merkwürdig tritt in diesem Kriege hervor, um wie viel wichtiger selbst die kleineren Festungen in Folge der Anlage von Eisenbahnen geworden sind, als sie zur Zeit der napoleonischen Kriege waren, insofern sie nämlich Eisenbahnen sperren. Um einen Platz wie Toul würde man sich wohl nicht viel gekümmert haben in einem Kriege, der in solchem Maßstab geführt wird wie der gegenwärtige, wenn die Eisenbahn nicht wäre. Die Bedeutung der Eisenbahn-Verbindungen wird dadurch auf das Höchste gesteigert, daß die Kriege mit Massen geführt werden, die es unmöglich machen anders als nur ganz vorübergehend von Requisitionen zu leben. Man ist im Wesentlichen auf Magazin-Verpflegung und Eisenbahn-Verbindungen angewiesen.

Napoleons I. Heere gingen in seinen letzten Feldzügen 1812 und 1813 großentheils dadurch zu Grunde, daß er Massen, die dazu schon viel zu zahlreich waren, durch Requisitionen ernährt wissen wollte. „Qu'on ne me parle pas de vivres", mit diesem Worte wollte er seine Untergebenen zwingen alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Die Eisenbahnen gestatten aber auch die Magazin-Verpflegung nach einem ganz anderen Maßstabe und mit ohne allen Vergleich größerer Raschheit zu betreiben, als unter den früheren Bedingungen möglich war.

22. September. Um fünf Uhr zum Gremio; keine fremden Zeitungen außer den spanischen. Telegramme: Die Italiener stehen vor Rom, und wir vor Paris. Jules Favre hat eine lange und, wie man ihm vorher sagen konnte, vergebliche Unterredung mit Bismarck gehabt. Mit Straßburg aber scheint es auf die Neige zu gehen.

Ich treffe den jetzigen Minister Carlos Bento. Der zieht mich in eine Fenstervertiefung des Lesezimmers und will wissen, wie es um die Aussichten auf den Waffenstillstand und Frieden steht.

Ich: An einen einfachen Waffenstillstand ist wohl nicht zu denken. So wie ich Bismarck und seine Art zu denken und zu handeln kenne, unterzeichnet er ganz gewiß keinen Waffenstillstand, der nicht zugleich einen Präliminar-Frieden enthielte. Und es wäre auch ein arger Fehler wenn er es thäte.

Bento: Gewiß; aber welche würden die verlangten Friedensbedingungen sein?

Ich: Das kann ich nicht wissen; ich kann nur meine persönliche Ansicht aussprechen, und da muß ich gestehen, ich glaube, so groß auch Bismarcks Popularität und Ansehen in Deutschland ist, kann er doch gar nicht, selbst wenn er wollte, einen Frieden schließen, der nicht die Abtretung des Elsasses und Lothringens an Deutschland stipulirte. „Vous savez, ce que c'est; dans un pays libre on ne fait pas, ce qu'on veut; il faut compter avec l'opinion publique".

Bento: Allerdings! und er sehe wohl, daß die öffentliche Meinung in Deutschland sehr allgemein Elsaß und Lothringen verlange, „mais cela rendra la paix très difficile".

Ich: „Oh! très difficile! je crois, que le moment n'en est pas encore venu!" Um so schwieriger, da einerseits Eitelkeit ein Hauptelement des französischen National-Charakters, andererseits die Art von dévouement, die den Einzelnen bestimmen könnte seine persönlichen Interessen für das Allgemeine zu opfern, in Frankreich nicht grade herrschend ist. Es wird Niemand den Frieden, der nothwendiger Weise désastreux sein muß, unterzeichnen wollen, weil Jeder sich sagt, daß er damit die eigene politische Zukunft zu Grunde richtet. (NB. Daß der Friede möglich sein wird, wenn Straßburg genommen ist, Bazaine capitulirt hat, und vor Allem Paris verloren ist, und daß wir eben deshalb nicht eher auf Unterhandlungen eingehen können, als bis das Alles geschehen ist, Das sage ich natürlich nicht.) Eine Schwierigkeit ist dann für jetzt auch, daß man nicht weiß, mit wem man eigentlich in Frankreich unterhandeln soll. Es ist keine Regierung da, die eine Bürgschaft gäbe, daß die Bedingungen eines Friedens, den sie schließt, auch erfüllt werden.

Bento: Das ließe sich machen; man könnte sich materielle Garantieen für die Erfüllung des Friedens geben, z. B. feste Plätze als Pfand einräumen lassen. (NB. Und wer steht dafür, daß die Commandanten der festen Plätze, die den Preußen als Pfand übergeben werden sollen, der zufälligen Regierung Frankreichs gehorchen und sie wirklich ausliefern?)

Bento gesteht, er habe allerdings geglaubt, daß die Franzosen

in Deutschland besiegt werden würden, nicht aber daß man ihrer im eigenen Lande so vollständig Herr werden würde.

22. September. Clausewitzens Lehre, die er der Weisheit sublim-theoretisirender Strategen gegenüber stellt, und der zufolge die Bedeutung eines Sieges von seiner Größe an sich abhängt und nicht davon, ob er auf einem strategischen Punkt erfochten worden ist: diese Lehre hat sich in diesem Feldzuge glänzend bewährt. Sedan ist wahrhaftig kein strategischer Punkt.

Gremio. Keine Zeitungen, aber wichtige Telegramme: Vinoy vor Paris geschlagen mit Verlust von 7 Kanonen und 2000 Gefangenen, Paris gänzlich eingeschlossen, ein vorgeschobenes Werk der Befestigung von Paris bereits genommen, in Straßburg die demilune der Angriffs-Fronte erobert, und die Italiener nach vierstündigem Kampf im Besitz von Rom!

Das vor Paris genommene Werk kann allerdings nur ein sehr unbedeutendes sein, da sich nur 7 Kanonen darin gefunden haben. Die Uebergabe von Straßburg aber muß nun wohl in wenigen Tagen erfolgen.

Die spanischen Republikaner sind Feinde Preußens geworden, seitdem in Frankreich die Republik proclamirt wird, auch weil die Führer der Partei in Spanien mit der Internationalen in Verbindung stehen und immerdar von ihr Verhaltungsbefehle erhalten und annehmen.

Ich fragte nun Julio d'Andrade, wie denn nun die hiesigen Republikaner gesinnt seien, die bisher unsere Freunde waren. Sie wünschen jetzt den Frieden und möglichste Schonung Frankreichs, aber einfach aus naturwüchsiger Sympathie für die französische Republik, ohne ein mot d'ordre von der Internationalen erhalten zu haben und ohne Feindschaft gegen Preußen.

Er meint, die hiesigen Republikaner seien nicht Socialisten und stünden in keiner Verbindung mit der kosmopolitischen revolutionären Verbrüderung. NB. Allerdings sprechen sie nicht von der Gründung der „Vereinigten Staaten von Europa" wie Victor Hugo und Emilio Castelar, und ich habe nicht gehört, daß auch Portugiesen auf den verschiedenen Congressen der Internationalen erschienen

wären. Nach E.s Berichten giebt es indessen doch auch in Portugal 8 Sectionen republikanischer Clubs, die von der Internationalen abhängen. Wie dem aber auch sei, die Proclamirung einer Republik ist ohne Zweifel sehr leicht hier in Portugal, die Durchführung einer socialistischen Republik dagegen, mehr noch als in manchem anderen Lande, unmöglich.

J. d'Andrade weiß, daß es hier in Lissabon mehrere republikanische Clubs giebt, ist aber nicht Mitglied und weiß nicht, was da vorgeht. Daß Portugal sich in eine Republik verwandelt, sowie in Spanien die Republik proclamirt ist, und zwar ohne daß diese Revolution irgend auf Widerstand stieße, Das ist ihm selbstverständlich!

Bei den Wahlen für die Cortes, die am vergangenen Sonntage den 18. sehr geräuschlos stattgefunden haben, sind sehr viele Republikaner gewählt worden, hier und in Portorico sogar lauter Republikaner. Saldanhas Anhang hat mit dahin gewirkt, daß die Republikaner gewählt worden sind. (NB. Das kann ich mir denken und erklären! Grade wie Saldanha selbst sich in der letzten Zeit darauf vorbereitete eintretenden Falls seine Stellung als Präsident einer lusitanischen Republik zu behaupten, trachten seine Anhänger jetzt dahin seine Rückkehr als Präsident eines Freistaats vorzubereiten.)

Was die Lage der Finanzen in Portugal anbetrifft, meint d'Andrade, sie seien nur deshalb in einem so traurigen Zustande, weil außer hier und in Porto Niemand im ganzen Lande Steuern zahlt. Die Regierung ist seit langen Jahren zu schwach, um sie einzutreiben.

23. September. Heute sind wieder Zeitungen angekommen. Unverkennbar sind die Franzosen bereits sehr herabgestimmt. In dem neuesten wortreichen Circular Jules Favres ist schon gar nicht mehr die Rede davon, daß Frankreich nicht eher unterhandeln kann, als bis die Feinde den Boden Frankreichs verlassen haben, wie das im ersten in so pomphafter Weise angekündigt war. Jules Favre giebt sich jetzt sogar große Mühe um Vermittelung und Frieden, und das empressement, mit dem er die Sache betreibt, beweist zur Ge-

nüge, daß auf eine heroische Vertheidigung von Paris kaum zu rechnen ist. Uebrigens verlautet aber auch sonst, daß Paris einem Zustande vollkommener Auflösung verfallen ist; man hört aus spanischen und französischen Quellen, daß die Rothen durch Mauer-Anschläge zur Empörung gegen die Regierung Jules Favres auffordern, und daß die Soldaten, wahrscheinlich die gardes mobiles, auf ihre eigenen Offiziere schießen.

Die spanischen Zeitungen der Moderados werden immer wehmüthiger, und die republikanischen werden geradezu wüthend in einer Weise, die an Wahnsinn streift. Sie nahmen im Anfang für Preußen, nicht eigentlich gegen Frankreich, wohl aber gegen Napoleon Partei. Die Wuth aber, mit der nun von Preußen als von dem Störenfriede gesprochen wird, der den Krieg aus Eroberungssucht muthwillig angefangen habe, könnte befremden, doch läßt sie sich auch erklären; die Herren fürchten wohl, daß die Republik sich nicht halten kann, wenn sie einen ungünstigen Frieden schließen muß.

24. September. Von bedeutenden Neuigkeiten hört man nur, daß Toul capitulirt und sich ergeben hat. Das ist von Wichtigkeit, namentlich für den Fall, daß es wirklich zu einer ernsthaften Belagerung von Paris kommen müßte. Denn nun ist die Eisenbahnverbindung vom Rhein bis Paris für uns frei.

Es könnte seltsam scheinen, daß die provisorische Regierung, Jules Favre an der Spitze, in Paris bleiben will, selbst wenn die Stadt eingeschlossen und belagert wird. Das übrige Frankreich bleibt auf diese Weise ganz ohne Regierung, ohne irgend eine Autorität, irgend einen Mittelpunkt der Macht, der im Stande wäre die Vertheidigungsmittel, die sich im Lande noch finden müssen, zusammen zu fassen und zweckmäßig zu verwenden, einen möglichen Entsatz von Paris vorzubereiten. Denn daß der untadelige Crémieux nicht ganz allein von Tours aus ganz Frankreich beherrschen kann, ohne alle Mittel realer Macht und ohne den Beistand eines namhaften Generals, Das ist einleuchtend ohne Commentar.

Und doch begreift man, warum Jules Favre und die anderen Herren in Paris bleiben. Sie wissen sehr gut, daß sich da sofort,

wenn sie die Stadt verließen, eine andere provisorische Regierung, eine andere Republik allerröthester Färbung aufthun würde.

Uebrigens, sie mögen thun, was sie wollen, sie mögen gehen oder bleiben, einer grauenhaften Anarchie und unübersehbaren Verwirrung wird Frankreich wohl in keinem Fall entgehen.

25. September. Proclamation der französischen Regierung aus Tours: Preußen verlangt als Preis des Friedens Elsaß und Lothringen und zur Sicherheit zeitweilig den Mont Valérien bei Paris: „À de pareilles insolences on ne répond que par“ (des victoires? wie der seelige Kleber sagte? nein! so hoch versteigt man sich denn doch nicht mehr) „par une défence à outrance.“ Wenn die Franzosen das linke Rheinufer verlangen oder beinah officiell erklären: „die Preußen stehen außerhalb des Völkerrechts“, so ist Das natürlich keine Insolenz.

Je länger der Kampf dauert, desto entschiedener und wilder wird in Frankreich die rothe Republik hervortreten, desto schlimmer und verhängnißvoller wird die Lage im Allgemeinen, desto unmöglicher eine Intervention der europäischen Mächte.

26. September. Zwei wichtige Telegramme. Nach dem einen bleibt kein Zweifel, daß Bazaine, seine Armee und Metz in den allernächsten Tagen capituliren müssen. Er hat auch bereits zu capituliren verlangt, wenn auch auf unannehmbare Bedingungen: freien Abzug mit allen Ehren gegen die Verpflichtung drei Monate über nicht gegen Preußen zu dienen, so daß also Frankreich nach drei Monaten wieder eine Armee hätte, wenn nicht inzwischen der Friede geschlossen ist. Da diese Bedingungen natürlich abgewiesen wurden, hat Bazaine, wie zu erwarten stand, noch einen wahrscheinlich letzten Versuch gemacht die Blockade zu durchbrechen. Und nun werden wohl Anträge einer bescheideneren Capitulation erfolgen. Den Versuch die preußischen Linien zu durchbrechen hat Bazaine wohl ohne Hoffnung auf Erfolg unternommen; bloß pour acquit de conscience und um Nichts versäumt, nichts Mögliches unterlassen zu haben. Ich erwartete einen solchen Versuch eigentlich vor allen Unterhandlungen und war darauf vorbereitet ihn als das Zeichen einer neuen Capitulation anzusehen.

Nach einem anderen Telegramm aus Tours, Agence Havas,

geht es in Paris überaus heldenhaft zu. Die gardes mobiles haben unter Vinoy in dem Gefecht bei Vanvres vor Paris ihre Kriegstüchtigkeit gezeigt und den Preußen die ungeheuersten Verluste beigefügt! Kein Wort von den 7 Kanonen und 2300 Gefangenen! So bleibt es denn nicht recht verständlich, warum eigentlich General Trochu befohlen hat die Umgebung von Paris gänzlich aufzugeben und alle Truppen im Innern der Stadt zu concentriren. Wenn er wirklich 300000 kriegstüchtige Krieger hat, warum geht er nicht hinaus ins Feld den Kronprinzen anzugreifen, der nicht halb so viele Leute haben kann?

Mit Julio d'Andrade gesprochen. Der ist überzeugt, daß die Völker lateinischer Race am Katholicismus zu Grunde gehen, und macht mir eine traurige Beschreibung von den religiösen und sittlichen Zuständen Portugals.

Er sieht, was die Masse des Volks anbetrifft, die Schwierigkeit einer Kirchenreform besonders darin, daß die Kirchen-Feste dadurch beeinträchtigt werden müßten, denn eine Religion, die irgend einen Einfluß auf die sittliche Haltung, auf das Leben hätte, hat das Volk nicht, wohl aber sieht es in den häufig an bestimmten Tagen wiederkehrenden kirchlichen Feierlichkeiten, in den Messen mit Musik, in den Processionen, Illuminationen und Feuerwerken, in den Wallfahrten zu wunderthätigen Bildern, wo dann im Freien getanzt und gesungen wird, bunte fröhliche Volksfeste, die ihm lieb sind und seinen Lebensgenuß bilden.

Alle Leute von einiger Bildung haben sich von dem Kirchenglauben emancipirt und sind „libres penseurs."

Die Kirchenfeste werden vorzugsweise zu Liebes-Intriguen benützt, vor Allem die heilige Woche; „les femmes sortent peu en général", in der heiligen Woche aber sehr viel zur Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten, und diese günstige Zeit wird dann stets auf das Allerbeste benützt. Es ist Thatsache, daß jährlich neun Monate nach der heiligen Woche die Zahl der Geburten eine sehr große ist.

Ein rendez-vous, das eine Dame gewährt, ist hier wie in Italien gewöhnlich in der Kirche. Dabei sind die Leute so naiv, jeder vernünftige Begriff von Religion ist ihnen so

fremd, daß eine Frau, die auf ein galantes Abenteuer ausgeht, oder ein Bursche, der einen Raub beabsichtigt, ganz unbefangen den lieben Gott oder vielmehr die Jungfrau Maria um Beistand anflehen.

27. September. Zwei neue Telegramme. Großartige französische Aufschneidereien von Siegen, die sie unter den Mauern von Paris erfochten haben.

Die Wahrheit zeigt sich aber dann in den strengen Befehlen, die Trochu erlassen, darin daß er die Todesstrafe über jeden fahnenflüchtigen Soldaten verhängen muß, und ferner darin, daß er in den Straßen von Paris wirklich Zuaven erschießen läßt, die in dem letzten Treffen bei Vanvres schmachvoll die Flucht ergriffen und wahrscheinlich sauve qui peut gerufen haben.

In Beziehung auf die Haltung der hiesigen Republikaner hat mir J. d'Andrade neulich doch nicht ganz die Wahrheit gesagt. Die portugiesischen republikanischen Blätter eifern jetzt gegen Preußen grade wie die spanischen und mit derselben maßlosen Wuth: sie haben also gleich diesen das mot d'ordre, ihre Instructionen, von der „Internationalen" erhalten.

Abends in das Gremio. Ich hatte schon früher aus den Zeitungen erfahren, daß General Gersdorf bei Sedan verwundet worden, nun berichtet ein Correspondent der Times vom 17. aus Sedan, daß der General an seinen Wunden gestorben ist. Das geht mir sehr nahe.

28. September. Saldanha stand in der letzten Zeit in sehr lebhaftem Verkehr mit dem General Prim. Abgesetzt als Dictator und als Botschafter nach England gesendet, schwankte er offenbar einige Zeit, ob er einen neuen revolutionären Versuch wagen oder sich fügen und auf seinen neuen Posten gehen solle. Er hat endlich das Letztere gewählt, sich aber offenbar nur scheinbar gefügt und die Hoffnung, demnächst als Präsident einer Republik zu herrschen, keineswegs aufgegeben.

Anstatt den hier gewöhnlichen Weg nach England zu nehmen zu Schiff, ist er über Madrid gereist, oder vielmehr nach Madrid unter dem Vorwande nach England zu gehen; in Madrid ver-

weilt er bis jetzt und wartet ohne Zweifel auf den günstigen Augenblick.

Telegramme: Straßburg hat heute capitulirt. Auch Montmedy soll genommen sein.

---

10. Ministerkrisis in Portugal. Die Capitulation Bazaines. Waffenstillstands-Verhandlungen vor Paris.

29. September. Der Nord-Deutsche Bund wird sich wohl nach diesem Kriege unaufhaltsam zu einem deutschen Bunde erweitern. Ich habe keine reine Freude daran und sehe es sogar mit einigem Mißtrauen kommen. Denn der namentlich in Baiern und Württemberg herrschende Geist ist noch keineswegs von der Art, daß er nicht störend werden könnte, und wenn der Bund nur um den Preis weiter ausgedehnt werden kann, daß das zusammenhaltende Band gelockert, die Autorität des Bundesoberhauptes vermindert und zum Theil wieder auf den Bundesrath übertragen wird, so unterbliebe es besser.

Die Imperialisten in Frankreich geben das Spiel auch noch nicht verloren. Emile de Girardin kündigt die Absicht an das allerdings in sehr illegaler Weise von dem „Volke", d. h. von einer geringen Anzahl Arbeitern und halb erwachsenen Straßenjungens aus einander gesprengte Corps législatif und den in ebenso ungesetzlicher Weise geschlossenen Senat irgendwo im südlichen Frankreich zu versammeln, und damit könnte er immerhin der Regierung der elf Dictatoren große Schwierigkeiten bereiten, da die Republik in Frankreich bei den reicheren Ständen, bei der Bourgeoisie, der Geistlichkeit, dem Landvolk und bei der Armee sehr wenig Anklang findet.

Telegramme aus Madrid:

Marschall Bazaine und General Uhrich sollen erklärt haben, daß sie keine andere als die kaiserliche Regierung unter Montauban Palikao's Regentschaft anerkennen. Das ist an sich wahrscheinlich genug, und was Uhrich erklärt, könnte man es nach der Uebergabe von Straßburg allenfalls auch wissen, aber auf welche Weise wollte man in

Paris erfahren haben, was Bazaine sagt und erklärt? Der Nachsatz, Napoleon III. habe von Wilhelmshöhe aus die elf Dictatoren für Verräther erklärt, auf die Kaiserin-Regentin verwiesen und befohlen auf Bismarcks Bedingungen Frieden zu schließen: dieser Nachsatz läßt das ganze Telegramm als ein phantastisches erscheinen. Napoleon müßte sehr stupide sein, wenn er nicht fort und fort bedacht sein sollte dem Abschlusse des nothwendiger Weise ungünstigen Friedens fern und fremd zu bleiben, wie er es bei Sedan in seiner ersten Unterredung mit Bismarck gethan hat.

In Frankreich fällt aber Alles zum Erschrecken aus einander, und mehr als je kommt die heillose Fäulniß zu Tage. Es zeigen sich bereits zwei verschiedene Republiken: eine demokratische und eine socialistische, denen aber beiden die Masse der Bevölkerung gar sehr abgeneigt ist; ferner eine orleanistische Partei, die hauptsächlich in der Bourgeoisie und unter den Doctrinärs ihre Wurzeln hat, und eine imperialistische, die hauptsächlich unter den Landgeistlichen und dem Landvolk ihren Anhang findet. Diese Letztere wird sich auch nicht so ganz und gar ohnmächtig erweisen, als man glauben könnte, wenn dereinst die Armee mit allen Generalen aus der Gefangenschaft heimkehrt. Es ist sehr möglich, daß Bazaine auf die Bedingung freien Abzugs capituliren wollte, um sofort das Regiment der Elf niederwerfen zu können. So zeigen sich vier Parteien, die sich unter einander zerreißen werden.

Brandenburg sagt mir, daß er in der vergangenen Nacht auch durch ein officielles Telegramm von der Einnahme von Straßburg in Kenntniß gesetzt worden ist.

Brandenburg kam auch auf Bismarcks Haltung zur Zeit seiner Verbindung mit Kleist-Retzow und der Olmützer Schmach; wie er damals gleich den Anderen das Heil Preußens in dem Bündniß mit Oestreich gesehen und an dem wahnsinnigen Kultus Theil genommen habe, dessen Gegenstand der Kaiser Nicolaus war.

Es sind das natürlich für Brandenburg sehr schmerzliche Erinnerungen, und er wüßte gewiß sehr interessante Dinge über diesen Theil der preußischen Geschichte, deren Opfer sein Vater geworden ist, zu erzählen, aber er spricht nur sein Bedauern aus, daß diese

Begebenheiten nie so erzählt werden können, wie sie wirklich gewesen sind.

30. September. Auf dem Gremio mit Sa Nogueira senior gesprochen, der Republikaner ist gleich seinem Bruder, und selbst entschiedener. In was für seltsamen Ideen die Leute leben!

Daß man nicht sofort Frieden schließt mit Frankreich, daß man Lothringen und Elsaß oder überhaupt irgend etwas von Frankreich verlangt, ist und bleibt ein Frevel und eine Verruchtheit und darf nicht zur Ausführung kommen. Er spricht nicht mehr davon, daß ganz Europa sich in Waffen erheben werde, um diesen Frevel zu verhindern, aber er hat sich andere Mittel ausgedacht, dem Unheil vorzubeugen. Bismarck, meint er, wird wohl genöthigt sein auf billigere Bedingungen Frieden zu schließen. Die öffentliche Meinung in Deutschland wird ihn dazu zwingen; die werde sich sehr entschieden gegen jede Unbill aussprechen, die man der Republik Frankreich anthun wolle, denn in einem in hohem Grade civilisirten Lande, wie Preußen ist, gehe die öffentliche Meinung doch natürlich von der republikanischen Partei aus und werde von ihr bestimmt!

So sind diese Leute die Betrogenen ihrer eigenen Hirngespinste. Ich bin überzeugt, die hartnäckige Fortsetzung des Krieges in Frankreich beruht zum Theil auf solchen Vorstellungen. Gambetta steht mit der Internationalen in Verbindung so gut wie Rochefort, und die Leute haben eine übergroße Vorstellung von der Macht der Internationalen überhaupt und in Deutschland insbesondere und von den Wundern, welche die Genfer oder Neufchateler Proclamation an das deutsche Volk, und die Kundgebungen des Dr. Jacobi in Königsberg bewirken sollen. Sie denken wirklich, wenn sie den Krieg nur fortsetzen, bricht in Deutschland eine Revolution los. Es liegt schon an sich in dem Wesen solcher Bündeleien, daß sie die eigene Macht ganz gewaltig überschätzen, und dann belügt auch noch jeder Verbündete absichtlich die Anderen in Beziehung auf Das, was er vermag, theils um ihnen Muth zu machen, theils um ihnen eine recht große Vorstellung von seiner persönlichen Wichtigkeit einzuflößen. Kommt es aber zur Sache, dann erweist sich die Macht geringer selbst, als sie nach den mäßigsten Berechnungen sein müßte, weil doch am Ende

nur Wenige ein Vertrauen in das Bündniß haben, daß es sich bewährt, auch wenn es Ernst werden soll, und weil nur wenige den Muth freiwilliger Wagniß besitzen.

Der alte Marquês Ficailho kam dazu und nahm Partei für Preußen, dessen Forderungen er durchaus berechtigt fand.

Dann aber erzählte er uns auch, daß der regierende König Don Luis zur Stadt gekommen ist und in diesem Augenblick einem Ministerrath präsidirt. Es ist nämlich nach für Portugal langer Zeit wieder ein Mal eine Ministerkrisis.

Wer will austreten?

„Je ne sais, si c'est l'évêque (Visen), qui sortira.“ Die Minister haben, da sie sich unter einander nicht zu verständigen wissen, ihre Entlassung eingereicht. Der arme vielgequälte König nimmt sie aber nicht an. Er sagt ihnen, sie sollen im Amt bleiben, bis die Cortes versammelt sind, „que les Cortes les renvoyent“, wenn es mit ihnen nicht gehen will. Der König will so zu sagen Nichts mit der Sache zu thun haben!!

In dem überwältigenden Interesse, das der Kampf zwischen Preußen und Frankreich in Anspruch nimmt, gehen übrigens die Wahlen sehr geräuschlos, fast unbemerkt, von den Portugiesen selbst unbeachtet vorüber.

1. Oktober. Es ist von Interesse die Wandlungen zu verfolgen, die in den Partei-Aeußerungen der Spanier und Italiener vorgehen, wie sie sich in den Tagesblättern zeigen.

Bisher und selbst nach Napoleons Sturz, den ja Preußen verschuldet hat, konnten die Moderados nicht Worte finden, die ihnen giftig genug waren ihren Haß gegen Preußen auszusprechen: jetzt, wo Napoleon in Wilhelmshöhe als Souverän behandelt wird, die Armee sich für ihn zu erklären scheint, und Bismarck erklärt hat, die kaiserliche Regierung sei für jetzt noch die einzige legitimirte in Frankreich: kurz, da sich eine entfernte Möglichkeit einer Restauration zu zeigen scheint, äußert sich die Partei gar nicht mehr über Preußen, weder lobend noch tadelnd, räth aber den Franzosen, so schnell wie möglich auf Bismarcks Bedingungen Frieden zu schließen und Lothringen und Elsaß ohne Bedenken abzutreten, damit, wie allerdings

nicht ausdrücklich hinzugefügt wird, nur ja das Kaiserreich hergestellt wird, ehe die Republik in Spanien um sich greifen kann.

Die Republikaner dagegen, die für Preußen waren, so lange Napoleon das Regiment führte, sind jetzt in Spanien wie hier wüthend darüber, daß man eine Republik anzutasten wagt.

Dieselbe Wandlung geht in Italien vor sich. Dort hätten sich die Regierung und die Consorteria wohl bewegen lassen dem napoleonischen Frankreich zu Hülfe zu kommen, wenn die Ereignisse sich nicht gar zu schnell entwickelt hätten, wenn die Macht, die Preußen entwickelt hat, nicht gar zu imposant, wenn die Gefahr, die durch Parteinahme für Frankreich im Innern geweckt wurde, nicht gar so groß gewesen wäre. Dagegen wäre es leicht gewesen eine Legion von Garibaldianern für Preußen zusammen zu werben.

Jetzt lenkt grade umgekehrt die Consorteria ein in ihren Aeußerungen in Beziehung auf Preußen, und es bildet sich eine republikanische Legion zur Vertheidigung Frankreichs (die aber freilich nicht Viel ausrichten wird).

2. Oktober. Die spanischen Zeitungen der Moderados angesehen. Epoca und Ecco de España, wie lenken die ein in Beziehung auf Preußen. Sie weisen auch den Gedanken an ein Plebiscit im Elsaß ab, weil ein Plebiscit überhaupt nichts Anderes als eine unwürdige Comödie sei. Natürlich, da ein Plebiscit in diesen Tagen die Vereinigung des bisherigen Kirchenstaats mit Italien entscheiden wird.

Die Kölnische Zeitung vom 18. ist angekommen. Sie mißfällt mir sehr! Viele liberale Stimmen erheben sich gegen die Annexion des Elsaß und Lothringens, darunter die Kölnerin selber. Deutschland will eben immerdar aller Welt Packesel und Prügeljunge sein und bleiben, wie schon der wackere Martin Luther mit dem gehörigen Zorn bemerkt hat! Und außer sich sind unsere National-Liberalen darüber, daß der saubere Dr. Jacobi wegen seiner Kundgebungen verhaftet worden ist, die man als Landesverrath oder Verrücktheit bezeichnen kann, die aber offenbar im Sinne der „Vereinigten Staaten von Europa“ erlassen sind und in diesem Augenblicke großen Schaden thun können. Daß einem solchen Subject nur ja kein Unrecht geschieht,

bleibt in den Augen unserer Doctrinärs immer die Hauptsache, auch wenn weltgeschichtliche Probleme vorliegen.

4. Oktober. Don Quixote gelesen. Cervantes läßt den Cid Hamet sagen, er wisse — aunque moro — aus seinem Verkehr mit den Christen „que la santidad consiste en la caridad, humildad, fé, obedienza y pobreza,“ und wie verspottete er diese Lehre, die Spanien zu Grunde gerichtet hat, indem er sich freilich vorsichtiger Weise nur an die Armuth hält!

Wie hübsch läßt Cervantes erkennen, daß Spanien eigentlich von einem Weisen wie Sancho Pansa gleich der Insel Barataria im Sinne des einfachen gesunden Menschenverstandes regiert werden müßte!

9. Oktober. Was mir Sorge macht, ist nicht sowohl Paris als Metz. Vor Paris sind ein paar Mal hunderttausend Mann und mehr sehr leicht unter Dach und Fach zu bringen, wenn die Jahreszeit schlecht werden sollte: anders vor Metz; da wären Krankheiten zu befürchten. Erst mit der Capitulation der Armee Bazaines und der Festung Metz wäre der Feldzug endgültig entschieden. Paris, das fände sich dann wohl.

10. Oktober. Keine Nachrichten von Bedeutung, außer daß Gambetta im Luftballon davon geflogen ist aus Paris.

13. Oktober. Was für Opfer! Wie Viele sind gefallen, an denen auch ich in einer oder anderer Weise Antheil zu nehmen habe! Wahrlich, was mit Strömen so edlen Blutes erkauft ist, muß unser sein und bleiben.

Ein Kabel-Telegramm berichtet zwar Nichts von der neuen Niederlage der Franzosen vor Orleans, wohl aber, daß die neue französische armée de la Loire, die wohl noch in den ersten Anfängen ihrer Bildung begriffen ist, sich über die Loire zurückgezogen hat, und daß dem General La Motte Rouge das Commando derselben genommen worden ist. General d'Aurelle de Paladines ist an seiner Stelle ernannt. Orleans ist von den Preußen besetzt.

Die Agence Havas bringt ein Telegramm, dem zufolge die Pariser am 7. zwischen dem Mont Valérien und St. Cloud wieder einmal einen glänzenden Sieg erfochten haben; die herkömmlichen 30 000 Prussiens hors de combat, das ganze Hauptquartier gefangen, Versailles

wieder erobert! Daß den Franzosen der Sinn für Wahrheit fehlt und die Ehrfurcht vor ihr, Das wissen wir nur zu gut und seit lange; unbegreiflich aber scheint der Mangel an Besonnenheit und Einsicht, der sie nicht gewahr werden läßt, daß diese Lügen in ihrer gegenwärtigen Lage zu Nichts helfen, nur das Uebel ärger machen, nur den einzig möglichen Ausweg aus dem Labyrinth erschweren können.

15. Oktober. Wiederholt schallt Militair-Musik durch die Straßen, was geht denn vor? Die Cortes werden heute eröffnet, durch den König in Person.

Die Gleichgültigkeit der Portugiesen für Alles, was in ihrem eigenen Lande vorgeht, übersteigt wirklich jede Vorstellung? Kein Mensch kümmert sich um dieses parlamentarische Ereigniß, wiewohl es schon in den nächsten Tagen eine neue Minister-Krisis herbeiführen muß und wird. Kein Mensch spricht davon, kein Mensch achtet es der Mühe werth auch nur ein Wort darüber zu verlieren, so wenig wie über Saldanha's Sturz, die letzte Ministerkrisis oder die Wahlen. Man hört immer nur zufällig von diesen Dingen.

Der junge Herzog von Huesca, Sohn und Erbe des Herzogs von Alba, Schwestersohn der Kaiserin Eugenie, ist hier eingetroffen. Er war zum Besuch seiner Tante in Paris, das er bald nach ihr verlassen hat, um gleich ihr in England Sicherheit zu suchen; von dort kommt er jetzt.

Er hat natürlich die ganze Katastrophe in Paris mit erlebt; ich erfahre Manches von dem, was er erzählt. Das Merkwürdigste darunter ist, daß Napoleon III. sich gleich nach den ersten Niederlagen bei Wörth und Spichern vollkommen entmuthigt zeigte und in Telegrammen an die Kaiserin, die nicht bekannt geworden sind, die sie wahrscheinlich vernichtet hat, „Alles" für „verloren" erklärte. (NB. Das ist sehr wahrscheinlich; wenn er nicht Muth und Fassung vollständig verloren hätte, möchten die Zügel der Herrschaft doch nicht so augenblicklich und so gänzlich seiner Hand entglitten sein, wie geschehen ist. Er hat sich in der That von dem Augenblick an vollkommen willenlos gezeigt. Die Kaiserin scheint mehr Besonnenheit bewahrt und die Sache allein noch bis nach der Katastrophe von

Sedan gehalten zu haben, wenn es auch ein Fehler gewesen sein mag, daß sie Napoleons Rückkehr nach Paris widerrieth.)

Dann erzählt der Herzog, die Franzosen seien sehr übermüthig gewesen und hätten immer, Soldaten und Volk, beim Gesange der Marseillaise erklärt, wenn sie erst Preußen überwältigt hätten, würden sie auch Spanien züchtigen; es bestehe ein geheimes Bündniß zwischen Preußen und Spanien. (NB. Mir fallen dabei die Worte ein, die Saldanha am 31. Juli an uns richtete.) Nach den Niederlagen sei die Niedergeschlagenheit der Franzosen um so größer gewesen.

Die elf Dictatoren Frankreichs haben Gambetta eigens im Luftballon nach Tours gesendet, um die Wahlen zu einer constituante zu verschieben bis auf die Zeit, wo die Preußen aus Frankreich vertrieben sein werden, schlimmer als ad calendas graecas.

Die Gründe, die sie dafür anführen, sind natürlich sham und humbug, die wirklichen sind aber wohl zu errathen. Die Herren wissen recht gut, daß die Wahlen nicht zu Gunsten der Republik ausfallen würden.

Napoleons Entmuthigung mag wohl dadurch vorbereitet gewesen sein, daß er schon vor den Niederlagen den gewaltigen Irrthum inne geworden war, in dem er sich in Beziehung auf die politische Lage und Stimmung in Deutschland befunden.

17. Oktober. Ich traf mit Kruses erstem Commis zusammen, und der sagte mir in Beziehung auf die gegenwärtige Krisis hier in Portugal, ohne den Bischof von Bisen sei die Regierung hier zu Lande kaum möglich.

Der Bischof ist der einzige Staatsmann, der im Handelsstande, in den „Bourgeois-Kreisen" hier, in Porto und zumal in London das Ansehen hat, daß er eine Anleihe realisiren kann. Kein Anderer bekommt Geld. Ohne Anleihe aber ist die Regierung nicht fort zu führen.

18. Oktober. Ich gehe zu Brandenburg. Der sagt mir, die entscheidende Präsidentenwahl in den Cortes habe zwar noch nicht statt gefunden, aber daß der Bischof von Bisen das Feld behauptet, sei eine längst abgemachte Sache.

19. Oktober. Um 1 Uhr im Dampfboot nach Belem ge-

fahren, um einer Revue beizuwohnen. Mit mir fährt Sa Nogueira senior und ein Fremder, wenn ich den Namen richtig gehört habe, ein Graf Santés, der bei Saldanha Secretair der portugiesischen Gesandtschaft in London ist. So! der ist also schon wieder da! Wir haben also hier Ereignisse zu erwarten.

Die königliche Familie scheint auch wohl darauf gefaßt zu sein, denn vielleicht steht auch die heutige Revue damit im Zusammenhange. Sie findet scheinbar ganz ohne Veranlassung statt und ist etwas, das ganz außerhalb der Gewohnheiten des Königs liegt. Will der König sich etwa mit den Truppen befreunden, denen er bisher ziemlich fremd geblieben ist, um auf Erfolg rechnen zu können, wenn er sich etwa an ihre Spitze stellen müßte?

Ich folgte dem Menschenstrom und gelangte auf den Exercier-Platz der Ulanen, der unter dem Palast von Ajuda liegt. Da waren die Truppen aufgestellt. Die fünf Infanterie-Regimenter und zwei Jägerbataillone, welche die Besatzung der Hauptstadt bilden, die Ulanen, die hier in Belem stehen, drei Batterien Fußartillerie und eine Gebirgs-Batterie von vier kleinen Kanonen, Alles in ziemlich verkommenem Zustande.

Der König kam an, voran gleichsam als Piqueurs zwei Ordonnanz-Offiziere und hinterdrein ein militairisches Gefolge, das sehr glänzend ausgestattet war und, wenn nicht so zahlreich wie das des Kaisers von Rußland, doch außer allem Verhältniß zu der Zahl der Truppen stand.

Der König ritt die Front der beiden Treffen ab und dann wieder davon.

22. Oktober. Telegramm aus London: Vor Metz kommen viele Deserteurs an, ausgehungert und in elendem Zustande. Sie sagen aus, das französische Heer in Metz solle von Neuem eine Capitulation angeboten haben. Es scheint, daß es mit Metz nun endlich zu Ende geht, und Das ist sehr wünschenswerth.

Ich treffe den kleinen Moreno, der seit vorgestern wieder hier ist und mir Vielerlei aus Madrid erzählt.

Die Sympathien der Nation in Masse (NB. abgesehen von

Moderados und Republikanern) haben sich infolge der preußischen Siege zu einer wahren Begeisterung gesteigert, namentlich haben die Ereignisse von Sedan, die als beispiellos gefeiert werden, einen unermeßlichen Eindruck gemacht. Von einer definitiven Lösung des Problems, das in Spanien selbst vorliegt, spricht vor der Hand Niemand! Man hat allgemein das Bewußtsein, daß sie verschoben bleiben muß, bis der Kampf zwischen Preußen und Frankreich entschieden ist.

Da demnach die Interimidad verlängert werden muß, denkt man zunächst daran dem Regenten die Befugnisse der Krone vollständig einzuräumen. Eine Veränderung des Ministeriums ist damit nothwendig verbunden.

Prim arbeitet daran eine Versöhnung und neue Coalition der Unionisten und Progressisten herbeizuführen. (NB. Fürchtet er etwa, die Republikaner könnten ihm über den Kopf wachsen?) Das kann gelingen; die Unionisten werden darauf eingehen, wenn kein Thron-Candidat genannt wird, wenn die Wahl eines Königs ganz und vollständig „in suspenso“ bleibt.

Die endliche Lösung läßt man vor der Hand auf sich beruhen, gesprächsweise aber beschäftigen sich die Progressisten mit dem Gedanken den Prinzen Friedrich Karl von Preußen auf den Thron zu berufen! An den Prinzen Leopold denkt Niemand mehr.

Was Portugal anbetrifft erwartet Moreno hier noch vor Ende des Jahres eine Revolution. Er weiß, daß Saldanha zurückkehren will, und zu glauben, daß der ohne politische Absicht herkommen könnte, so einfältig ist natürlich Niemand.

Moreno sprach mir auch die Ansichten und Wünsche aus, welche die spanischen Progressisten in Beziehung auf Portugal hegen. Sie wünschen die Revolution und die Vertreibung der königlichen Familie in der Erwartung, daß sie zur iberischen Union führen müsse, und wenn auch zunächst die Republik proclamirt werden sollte. Portugal werde sich alsdann schon bequemen einen und denselben König mit Spanien anzuerkennen! (NB. Darin könnten sie sich irren!)

24. Oktober. Der Candidat des Bischofs von Visen, Sa Nogueira, Bruder des Marqués Sá-da-Bandeira ist zum Cortes-Präsidenten gewählt.

25. Oktober. Ein englischer Attaché sagt mir zuerst, was mir dann unmittelbar darauf von dem russischen chargé des affaires bestätigt wird, nämlich:

Saldanha hat der hiesigen Regierung durch den Telegraphen berichtet, Lord Granville habe ihm mitgetheilt, es sei Aussicht, daß ein Waffenstillstand auf Grundlage des status quo geschlossen werde.

Im Fall nicht bloß von einem Waffenstillstand auf ein paar Tage die Rede ist, etwa um die Wahlen zu einer Constituante zu ermöglichen, würde mir das ganz und gar nicht behagen.

Der Russe, dessen Name Shadowsky ist, sagte, er glaube nicht eher an Friedens-Verhandlungen, als bis bekannt werde, daß Rußland Vorschläge gemacht habe, denn Rußland werde Das erst thun, wenn es von Preußen einen Wink erhalte, daß nun der günstige Augenblick gekommen sei.

27. Oktober. Gegen 11 Uhr Abends ein Telegramm, nur zwei Zeilen: Bazaine hat heute Morgen für sich, seine Armee und die Festung Metz capitulirt. Damit war mir ein schwerer Stein, der letzte, vom Herzen genommen. Denn Paris hat mir nie Sorgen gemacht, wohl aber Metz. Jetzt mögen die Franzosen den Krieg fortsetzen, so lange ihnen das zweckmäßig scheint, uns kann dabei kein Unheil mehr treffen.

Seltsam, wie geringen Eindruck diese Nachricht auf die Leute macht, die noch auf dem Club anwesend sind. Leidenschaftlich war das Interesse an den Ereignissen, so lange die Entscheidung in der Schwebe schien; jetzt ist man abgestumpft.

28. Oktober. Brandenburg glaubt, daß die Katastrophe von Metz nun ohne Weiteres den Frieden herbeiführen wird. Das ist mir noch nicht so ausgemacht. Unvernunft, Unwissenheit, die ein gesundes Urtheil über die eigene Lage nicht aufkommen läßt, und kindische Eitelkeit, die sich heroisch gebährdet ohne es zu sein, sind noch sehr mächtig in Frankreich. Man hat den Franzosen methodisch und so gründlich weiß gemacht, daß sie das erste Volk der Welt sind, sie

sind in so naiver Weise von der eigenen Ueberlegenheit und Unüberwindlichkeit überzeugt, daß sie sich gar nicht besiegt zu denken wissen und die Gegenwart gar nicht begreifen können.

Besonders aber fürchten die Machthaber, daß es mit der Republik, der geliebten, kostbaren, über alles theueren Republik, vor Allem mit ihrer persönlichen Herrlichkeit aus ist, sowie der Friede geschlossen wird.

29. Oktober. 173000 Gefangene in Metz und darunter 6000 Offiziere und drei Marschälle von Frankreich, Bazaine, Canrobert und Le Boeuf; etwas der Art hat die Welt noch nicht erlebt! Wir haben nun weit über 300000 Gefangene in Händen, und darunter, die auf Ehrenwort entlassenen mitgerechnet, mehr als 12000 Offiziere, vier Marschälle und etwa einhundert Generale!

Ein deutscher Kaufmann sagt mir, ein Telegramm Havas bringe die Nachricht, daß in Paris die Parteien unter einander in Kampf gerathen sind.

30. Oktober. Telegramme Havas, die allerdings sehr verrufen sind: zwei neue glänzende Siege der Franzosen, von Metz kein Wort! Beachtenswerth als Zeichen, daß die elf Dictatoren noch keineswegs gesonnen sind Frieden zu schließen.

31. Oktober. Telegramm Havas. Proclamation des sauberen Gambetta, der nun die Capitulation von Metz eingesteht und, wie man erwarten mußte, den Marschall Bazaine als Verräther bezeichnet. Natürlich, Das ist der Dank, den Krieger von solchen Republikanern zu erwarten haben.

Daß die ganze französische Armee von den Marschällen an bis zu den Tambours hinunter sehr wenig Sympathien für die Republik hat, ist freilich bekannt genug, und Jeder weiß es, der Frankreich kennt. Die Armee ist, seitdem sie unter Louis XVIII. neu gebildet wurde, eigentlich immer von allen liberalen Parteien und vorzugsweise von den Republikanern angefeindet worden. Das haben zumeist die Offiziere empfunden. Die Mannschaft aber ist aus dem Landvolk hervorgegangen, das der Republik sehr abhold ist. Schlimm für Frankreich, daß die elf Dictatoren den Kampf für die Behauptung ihrer Herrschaft auch jetzt noch fortzusetzen gedenken. Gambetta thut sehr zuversichtlich; er scheint so wenig um Generale verlegen, als

um Soldaten, und es soll mich gar nicht wundern, wenn er irgend einen wahnsinnigen Schreier von Journalisten zum Feldherrn zu machen sucht.

Lese eine Madrider republikanische Zeitung „La discussion". Hilf Himmel, wie sind die Leute böse auf die Preußen, und wie wüthen sie gegen Bazaine. „Traicion" versteht sich! schon Sedan war Werk der „traicion", so daß Napoleon III. gegen sich selbst Verrath geübt haben muß.

1. November. Falkner schreibt mir aus Venedig: „l'opinion du pays ne vous est plus favorable comme au commencement de la guerre". Sollten auch die sonstigen Parteien außer den Republikanern den Meinungswechsel mitgemacht haben?

2. November. Die Siege, welche die Franzosen aller Orten erfechten, nehmen der Agence Havas zufolge gar kein Ende.

Französische Zeitungen, Patrie, Univers. Siegesnachrichten und Räubergeschichten von Greuelthaten, die preußische Soldaten verübt haben sollen.

4. November. Ich höre von Brandenburg, daß über einen Waffenstillstand verhandelt wird.

Eine andere, und zwar eine französische Nachricht besagt, daß am 31. Oktober arge Unruhen in Paris stattgefunden haben. Jules Favre und Trochu waren von Flourens und den Rothen gefangen genommen worden, die National-Garde aber hat sie wieder befreit.

5. November. Telegramm aus London. Es besagt, daß die Jules Favre-Regierung nicht die Verantwortung für einen abzuschließenden Waffenstillstand übernehmen wolle, wenn sie nicht gewiß sei das Vertrauen des Volkes zu haben. Sie will daher nicht die Waffenstillstandsfrage zur Abstimmung bringen, sondern die, ob sie das allgemeine Vertrauen habe oder nicht. Die Regierung setzt damit ihre Existenz auf das Spiel, um die Abstimmung unmittelbar über die Waffenstillstandsfrage zu umgehen. Dafür kann es keinen anderen Grund geben als den, daß sie glaubt die Pariser Bevölkerung hätte den Waffenstillstand verneint, werde dagegen auf die Vertrauensfrage mit „ja!" antworten und so die Dictatoren mit einer neuen Vollmacht ausrüsten.

Aber was dann weiter? Etwa eine neue ganz rothe Regierung?

Immer deutlicher tritt hervor, daß Frankreichs Unglück erst recht beginnen wird, wenn der Friede geschlossen ist, und wir das Land wieder verlassen haben.

Shabowsky findet das Anerbieten eines Waffenstillstands so überaus großmüthig von unserer Seite, daß er sich gar nicht darin finden kann und mehrfach wiederholt: „il doit y avoir quelque chose là dessous!"

6. November. Ein sehr merkwürdiger Artikel in der Times. Er ist das Werk eines Mitgliedes der association internationale, und die Absicht ist unseren Staatsmännern Furcht vor dieser association einzuflößen, sie durch die Furcht dahin zu bringen, daß sie sich zurückziehen und in einem demüthigen Frieden Frankreich unangetastet lassen. Für den Fall, daß dies nicht geschähe, wird dem Hause Hohenzollern mit der Rache der association gedroht.

Der Verfasser giebt sich das Ansehen, um das Haus Hohenzollern besorgt zu sein, in Wahrheit aber ist sein essay im Interesse der association geschrieben, und da ist es wohl selbstverständlich, daß wir das grade Gegentheil von dem thun müssen, was er vorschlägt. In scheuer Ehrfurcht zurückweichen vor der kosmopolitischen Revolution, ihr dadurch das prestige verleihen, daß sie Frankreich „gerettet" habe, auf diese Weise ihre Herrschaft in Frankreich sicher stellen und ihr die Macht in die Hand geben, von dort aus weiter an der Gründung der états unis d'Europe zu arbeiten, Das wäre die rechte Höhe der Weisheit!

Der Verfasser verräth sich in der Art, wie er auf Sicherheit bedacht ist. Er sagt, die „association" sei sehr mächtig in allen Ländern Europas „except in England", eine Unwahrheit, die er sagt, damit das dumme Geschöpf John Bull die Gefahr im eigenen Hause nicht gewahr werde.

Wer irgend in diesen Dingen Bescheid weiß, dem ist bekannt, daß gerade im Gegentheil die Internationale in keinem Lande der Welt so mächtig ist als in England. Sie kann dort, was sie nirgends sonst in der Welt vermag: sie kann dort Steuern erheben;

das Geld, das sie in den verschiedensten Richtungen für ihre Zwecke verwendet, kommt mit sehr geringen Ausnahmen aus England, und was sehr viel bedenklicher und wichtiger ist: sie hat sehr bedeutenden Einfluß auf die englische Regierung gewonnen, ja sie beherrscht England zum Theil, sind doch zwei sehr eifrige Mitglieder der Internationale, und zwar Mitglieder ihres comité directeur, Bright und Stansfeld in diesem Augenblicke Staats- und Cabinets-Minister Englands.

Daß England den Franzosen trotz der angeblichen Neutralität Gewehre und Patronen verhandelt, daß es jetzt bemüht ist einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, aus dem ein Friede zu Gunsten Frankreichs hervorgehen soll, Das geschieht unter dem Einfluß der Internationale, ohne daß der stumpfsinnige John Bull etwas davon gewahr würde, und der beschränkte Lord Granville muß sich in den albernsten Sophismen herumdrehen, um Dergleichen zu rechtfertigen.

Dieser Einfluß, den die Internationale in England übt, kann viel Unheil anrichten in der Welt.

Die Franzosen verlangen, daß ihnen gestattet sei, während des Waffenstillstandes nicht bloß Lebensmittel sondern auch „munitions de guerre" ad libitum in Paris einzuführen. Eine ganz unerhörte und gradezu unmögliche Bedingung!

Die Taktik der Herren ist gar leicht zu durchschauen! Sie wollen keine Wahlen in Frankreich, keine constituante, weil sie sehr wohl wissen, daß damit das Ende der Republik gekommen wäre; sie wollen keinen Waffenstillstand, so vortheilhaft er auch sonst sein mag, weil er nothwendiger Weise Wahlen und damit eine constituante und das gefürchtete Unheil herbeiführen würde. Sie können aber den Waffenstillstand nicht ausdrücklich verwerfen, am wenigsten sich offen zu den Gründen bekennen, die sie dafür haben. Da stellen sie denn unmögliche Bedingungen, um die Unterhandlungen scheitern zu machen, und wenn ihnen Das gelungen ist, werden sie ein Zetergeschrei über die preußischen Barbaren erheben, die keinen Frieden wollen.

7. November. Kein Waffenstillstand, die Unterhandlungen sind abgebrochen. Damit ist mir ein schwerer Stein

vom Herzen genommen. Wenn man jetzt nur nicht zaudert mit dem ernsten Angriff.

8. November. Neues officiell preußisches Telegramm, das den Abbruch der Waffenstillstands-Unterhandlungen ankündigt.

Die Sache verhält sich doch nicht so, wie die bisherigen Nachrichten glauben ließen. Thiers hat verlangt, daß Paris während des Waffenstillstands mit Lebensmitteln versorgt werde, hat aber keine militairischen Vortheile dafür einräumen wollen. Im Wesentlichen aber ist die Sache doch so, wie sie sich von Anfang darstellte: die Machthaber in Frankreich wollen keinen Waffenstillstand, keine constituante, weil sie das Ende der Republik wäre. Sonst würden sie wohl ein paar Plätze bieten, die sie doch nicht behaupten können, zum Beispiel Thionville, Montmedy, Mezières.

Die spanischen Republikaner wüthen jetzt ärger gegen uns als die Moderados. Die Zustände in Frankreich sind aber entsetzlich! Die Unruhen in Paris am 31. Oktober sind offenbar sehr ernst gewesen, und wie sieht es in Lyon und Marseille aus!

9. November. Verdun hat capitulirt. Die zwölfte französische Festung, die sich ergiebt.

Technisch interessirt mich die Belagerung von Neu-Breisach; es ist das erste Mal, daß eine Festung belagert wird, die nach Vaubans dritter Manier befestigt ist. Es giebt nur diese eine.

Manteuffel bereits bis Beauvais vorgerückt, und Werder bis zum Creuzot, des Herrn Schneider berühmtes Hüttenwerk. Ich erwarte mit Ungeduld die Nachricht, daß Paris ernsthaft angegriffen ist. Darauf kommt es an. Vor der Eroberung von Paris ist ein vernünftiger Friede nicht zu hoffen.

11. November. Die Zeitungen der Moderados in Spanien, selbst die „Epoca“, die doch sonst noch einigermaßen gemäßigt ist, geben sich das Ansehen zu glauben, daß die Capitulation von Metz ein Werk des Verraths sei, und die Epoca fügt daran die Bemerkung, man sehe nun wohl, daß alle Siege der Preußen durch Gold gewonnen seien!

Ganz umgewandelt aber ist der Ton der italienischen Blätter; sie sind uns jetzt ohne Ausnahme feind, von den ernsten Zeitungen

bis zum Fischietto herab! Mit welcher Ehrfurcht verbeugt sich Visconti Venosta in seinen officiellen Aeußerungen vor dem heutigen Frankreich wie vor dem imperialistischen! Und wie verkennen sie ihre eigene Lage und die Bedeutung des gegenwärtigen Krieges trotz aller Schlauheit! Sie haben keine Ahnung davon, daß wir sie von dem Drucke Frankreichs befreien, daß wir ihnen die Möglichkeit verschaffen sich als eine unabhängige wirkliche Großmacht selbständig hinzustellen. Daß sie dazu nie den Muth haben würden, so lange nicht Frankreich durch jemand Anderen, der nur wir sein konnten, besiegt war, so lange es für sie ein ganz undenkbarer Gedanke war und blieb, daß Frankreich überhaupt je besiegt werden könnte: davon hatte ich mich in Italien hinreichend überzeugt.

Daß die Piemontesen, die Consorteria, Frankreichs Niederlage sehr ungern sehen, Das ist natürlich; von denen spreche ich nicht, denn die wollten gar nicht von Frankreichs Oberherrschaft befreit sein, sahen vielmehr in dieser Oberherrschaft die Stütze, deren sie bedürfen, um sich im eigenen Lande im Besitz der Macht zu behaupten. Daß die rothen Republikaner für Gambettas Frankreich schwärmen, ist eben auch natürlich; wunderbar aber ist, daß auch den sonstigen Parteien die politische Einsicht fehlt!

Schlauheit und List und Verschlagenheit sind eben nicht immer Klugheit und noch weniger Weisheit!

12. November. Im neuesten Telegramm bestätigt sich zu meiner Verwunderung die Capitulation von Neu-Breisach, nach kaum 12 Tagen geöffneter Tranchée! und ebenso, daß v. d. Tann von Orleans zurückgetrieben ist.

Mir scheint, daß wir an dem Vorabende großer Ereignisse stehen.

Die armée de la Loire unter d'Aurelle de Paladines wird nun wohl versuchen etwas zu thun. Das scheint auch für vernünftige Leute geboten; sie muß den Versuch wagen, ehe der Prinz Friedrich Karl an der Loire erscheint, denn nachher möchte sie wohl wenig Aussicht auf Erfolg haben. Diese Armee wird also nun wohl versuchen vorzudringen und Paris zu entsetzen.

Trochu wird wahrscheinlich zu gleicher Zeit einen großartigen Ausfall unternehmen.

Mißlingt dieser Doppelversuch, wie das sehr wahrscheinlich ist, dann sind wir wohl dem Frieden um ein Beträchtliches näher gekommen.

13. November. Gambetta, l'homme aux gambades, hat die Loire-Armee höchst selbst Revue passiren lassen und ohne Zweifel begeistert: ein Zeichen mehr, daß in diesen Tagen große Dinge bevorstehen!

Die Leute in England fangen an einzusehen, daß die Dictatoren Frankreichs den Waffenstillstand ablehnen, um im Besitz der Macht zu bleiben.

---

11. Königswahl in Spanien. Die Schlachten bei Orleans. Die Ermordung Prims.

17. November. Ein Telegramm aus Spanien meldet: Der Herzog von Aosta ist gestern zum Könige von Spanien erwählt, mit 191 Stimmen, die der Erbprinz von Hohenzollern wohl ohne Zweifel ebenfalls erhalten hätte, die aber eine etwas armselige Majorität bilden. Die volle Zahl der Cortes-Deputirten ist 344; Aosta hat also nur 19 Stimmen über die Hälfte (172) erhalten. Alle Republikaner, 26 Montpensieristen und eine Anzahl Alfonsisten haben vor der Abstimmung den Saal verlassen.

Der neue König wird, unbedingt abhängig von Prim, eine höchst precaire Stellung haben und sich schwerlich halten können. Zuerst und zunächst wird wohl Serrano als der Betrogene dastehen, denn natürlich bleibt Prim der herrschende Premier-Minister, und was könnte da Serrano sein?

Seltsam, daß die Casa di Savoya nun doch den Zweck erreicht hat, dem zu Liebe sie die September-Revolution 1868 begünstigte.

Abend Don Quixote zu Ende gelesen. Ich habe langsam daran genossen und genascht. Kaum einen schwachen Abglanz dieses Werkes

giebt L. Tieck's Uebersetzung. Wie ich meinen guten Onkel gekannt habe, glaube ich auch, daß er das Buch wohl nicht ganz verstanden hat. Nach der Art, wie er Kunst und Kunstwerke betrachtete, bloß als Gegenstand eines müßigen Vergnügens, war ein tiefergehendes Verständniß für ihn eigentlich nicht zugänglich.

Aus der Kreuzzeitung ersehe ich, daß es Georg Waldersee ist, den die preußische Armee bei Le Bourget verloren hat. Geht mir auch sehr nahe.

18. November. England protestirt, wenn auch in sehr höflichen Ausdrücken, gegen Rußlands Verlangen durch den Tractat von 1856 in Beziehung auf die maritimen Verhältnisse im Schwarzen Meer nicht mehr gebunden zu sein. Oestreich und Italien schließen sich dem Protest an.

So kommt denn auch die orientalische Frage wieder in Bewegung! Daß Rußland die Verhältnisse, die gegenwärtige Ohnmacht Frankreichs benützt, die Unmöglichkeit, in der sich dieses Land befindet sich um so fern liegende Dinge zu kümmern: Das ist sehr natürlich. Es müßte sogar unverzeihlich genannt werden, wenn die russische Regierung Das nicht thäte und den günstigen Augenblick versäumte. Für uns aber hat es die unangenehme Folge, daß es England immer feindlicher gegen uns stimmen wird, weil wir es sind, die Frankreich niederhalten und es ihm unmöglich machen den russischen Ansprüchen im Orient entgegen zu treten. Und mit verdoppelter Anstrengung wird England nun bemüht sein den Frieden, und zwar einen für Frankreich günstigen Frieden, herbeizuführen.

Die Leute werden sich sehr beschwerlich erweisen.

Italien schließt sich dem Protest an! Freilich hat es den Pariser Frieden von 1856 mit unterzeichnet und bewährt sich zur Beruhigung des eigenen Bewußtseins durch diesen Schritt als Großmacht. Eigentlich aber hat Italien doch kein solches Interesse an der Sache, daß dadurch Theilnahme an einem Kriege gegen Rußland dem eigenen Lande gegenüber gerechtfertigt würde. Die Regierung schließt sich diesen Schritten an großentheils aus Aerger über die Erfolge des gegenwärtigen Krieges, aus Feindseligkeit gegen Preußen, und um zu bethätigen, daß Italien unter der Herrschaft der Piemontesen und der

Consorteria zu der Partei Frankreichs in Europa gehört, bereit ist in eine Coalition Frankreichs mit England und Oestreich einzutreten und sich der Partei Preußen-Rußland in offener Feindschaft gegenüber zu stellen.

Man setzt nämlich immerdar voraus, daß Preußen und Rußland gemeinschaftliche Sache machen, so weit das auch davon entfernt ist wahr zu sein, und man wird auf diese Weise am Ende erzwingen, daß es zur Wahrheit wird. Gewiß nicht zum Vortheil Englands.

Denn daß es dann nur von uns abhängen würde England im Orient ohnmächtig zu machen, müßte den Herren doch einleuchten. England selbst hat keine Armee, Frankreich geht nach dem Frieden inneren Stürmen entgegen und wird nicht so bald in der Lage sein ein Heer nach dem Orient zu senden, und Oestreich muß sich wohl ruhig verhalten, wenn Preußen es mit einem gewissen Nachdrucke verlangt. Was also weiter? Will England etwa eine italienische Armee an die untere Donau führen, die es natürlich vollständig allein bezahlen müßte? Die würde kaum Aussicht auf Siege gewähren, und es ist doch sehr fraglich, ob sich Italien ohne Frankreich und Oestreich auf das Abenteuer einlassen würde.

Was die Gesinnung der italienischen Regierung Preußen gegenüber anbetrifft, so kann sie Niemandem zweifelhaft sein, der die dortige Lage kennt.

Die Regierung und die Consorteria hätten gar gern von Haus aus activ Partei genommen, aber sie wagten es nicht, weil die öffentliche Meinung in Italien zur Zeit derartig angethan war, daß sie eine Revolution besorgen mußten, wenn sie es thaten. Aber unterlagen wir in den ersten Kämpfen, dann zog auch Italien gegen uns das Schwert und zeigte sich tapfer. Dazu hatten ja die Leute gerüstet! La Marmora fand dann Gelegenheit seinen Haß zu befriedigen, und eingeschüchtert durch französische Siege hätte die öffentliche Meinung geschwiegen.

Jetzt nach dem Sturze Napoleons soll die öffentliche Meinung in Italien zu unserem Nachtheil umgewandelt sein, und es läßt sich wohl denken, daß die Republikaner auch einen großen Theil der Liberalen mit sich zur französischen Partei hinübergezogen haben.

19. November. Rußland erklärt in Antwort auf den Protest der vier Mächte, Türkei mitgezählt: es hoffe, die orientalische Frage werde sich friedlich ausgleichen lassen, scheue aber auch einen Krieg nicht. Zugleich ist in Rußland eine Rekrutirung verfügt.

So neigt sich denn Alles recht hübsch zu einem neuen Kriege im Orient, wenn anders Oestreich und England den Muth dazu haben, wenn England sich nicht darauf beschränkt in den „Times" auf Rußland und Preußen zu schimpfen.

20. November. Man will es sehr bedenklich finden, wenn der Herzog von Aosta die Krone des heiligen Ferdinand annehme, und meint, daß er in Spanien eine sehr precaire Stellung haben werde.

Im Gremio Moreno getroffen. Der ist ganz bewildered durch die Wahl des Herzogs von Aosta, die er nicht für möglich gehalten hatte. Seine Hoffnung ist jetzt, daß der Herzog nicht annehmen wird. Er gab mir die Umstände zu bedenken: die Majorität zu seinen Gunsten ist eine sehr geringe, und als das Ergebniß der Abstimmung proclamirt wurde, schien im Saal der Cortes selbst Alles betroffen, es erscholl nicht ein einziger Ruf „Viva el Rey", nicht einmal aus dem Munde derjenigen, die für ihn gestimmt, die ihn gewählt hatten. Kein einziges Haus in ganz Madrid wurde, als die Wahl zur allgemeinen Kunde in der Stadt gelangte, mit Flaggen geschmückt, kein einziges war den Abend erleuchtet! Es sollen alle Kaufläden geschlossen worden sein, sowie die Wahl bekannt wurde, natürlich weil man Unruhen erwartete, und ich sehe, daß die Zeitungen der verschiedenen Oppositionen, mit denen Spanien gesegnet ist, nach der Wahl in ihrer Polemik gegen Aosta fortfahren, genau wie vorher.

Telegramm aus Florenz, dem zufolge man dort in diplomatischen Kreisen nicht an einen Krieg mit Rußland glaubt. Das will wenig sagen. Ich glaube auch, daß Rußland in der gegenwärtigen Lage Europas seinen Zweck wohl ohne Krieg durchsetzen wird.

21. November. Aosta hat die Krone definitiv angenommen.

Seine Stellung in Spanien wird aber um so schwieriger sein, weil alle Spanier wahre Wunder von dem neuen Regiment erwarten,

und es als selbstverständlich ansehen, daß alle Finanz-Noth und Alles, was sonst unbequem und drückend sein kann, mit der definitiven Constituirung des Landes ein Ende nimmt.

Fernere Telegramme: Prinz Friedrich Karl hat sich zwischen Etampes und Fontainebleau mit dem Großherzog von Mecklenburg, General Wittich und der Kavallerie des Prinzen Albrecht vereinigt. Er muß im Ganzen etwas über 100000 Mann haben und darunter wenigstens 14 Reiter-Regimenter. Es werden nun also wohl endlich Dinge von Erheblichkeit an der Loire vorgehen. Der Prinz Friedrich Karl hat mehr Zeit gebraucht, als ich glaubte, um sein neues Kriegstheater zu erreichen, die Franzosen aber haben die kostbare Zeit versäumt, die ihnen dadurch gewährt war, die letzte, in der sie irgend hoffen konnten etwas für den Entsatz von Paris zu thun und das Geschick des Krieges zu wenden. Wahrscheinlich mußten sie unthätig bleiben, weil ihre Truppen nicht in der gehörigen Verfassung für eine ernste Verwendung waren. Dann mußten sie sich auch sagen, daß die Partie seit der Capitulation von Metz verloren ist.

22. November. Nach französischen Nachrichten hat eine ihrer Armeen, Kératrys Armee ohne Zweifel, bei Bretonnelles in der Nähe von Nogent-le-Rotrou eine déroute erlitten. Das muß arg sein, da sie die Sache selber so nennen.

26. November. Der langsame Gang des Krieges seit der Uebergabe von Metz will mir nicht recht gefallen. Es wäre hohe Zeit, daß man die französische Loire-Armee auseinander jagte.

27. November. Brief von Carlo Schmitz aus Florenz; er bestätigt mir, daß die Sympathien in Italien jetzt für Frankreich sind, und daß, wie ich vorhergesehen habe, Florenz durch die Verlegung der Hauptstadt nach Rom große Verluste erleiden wird.

28. November. Ein Telegramm aus französischer Quelle meldet von ernsten Kämpfen zwischen Orleans und Paris.

Dieser Bericht sagt, die Preußen hätten vorgestern die beiden Flügel der Loire-Armee umfassen wollen, seien natürlich mit großem Verlust zurückgeschlagen worden, indessen „hard pressed“ im Centrum — so lautet der englische Text — habe General d'Aurelle die

Concentrirung vom linken Flügel bei Vendôme nach der Mitte angeordnet.

Das Ganze ist so durchsichtig, daß man ohne zu zweifeln die Ereignisse als einen namhaften Sieg der preußischen Waffen ansehen kann.

In der That, da auf der anderen Seite Pithiviers in unseren Händen ist, scheint die Umfassung ziemlich gelungen.

Man ersieht aus dem Telegramm, daß die Kämpfe heute fortgesetzt werden. Mir scheint es nicht klug von Seiten der Franzosen es im Norden der Loire mit einer Armee, die unmöglich der preußischen ebenbürtig sein kann, auf das Aeußerste ankommen zu lassen. Brächten sie diese letzte Armee, die Frankreich hat, bei Zeiten über die Loire in Sicherheit, so würde ihnen wenigstens der Raum zum Ausweichen bis an den Fuß der Pyrenäen nicht fehlen und sie hätten die Mittel den Krieg in die Länge zu ziehen.

Neue Telegramme aus französischer Quelle gestehen, daß die französischen Truppen auch im Norden in der Nähe von Amiens in zwei unglücklichen Gefechten geschlagen worden sind, bringen aber nicht ein Wort über die heutigen Begebenheiten bei der Loire-Armee. Das ist schon sehr bedenklich! Und nun kommt ein deutscher Kaufmann und sagt uns, es sei eben eine Privat-Depesche eingetroffen, der zufolge die gesammte französische Loire-Armee vollständig eingeschlossen ist.

Wenigstens sehr möglich!

Jedenfalls ist die Sache jetzt wieder im Fluß. Je mehr Sorge mir der zögernde Gang die Zeit her gemacht hat, desto wohler ist mir jetzt.

29. November. Amiens nach einem Siege Manteuffels über die französische Nordarmee besetzt, Garibaldi und seine Heldenschaar von Werder geschlagen. All right.

Die Franzosen behaupten bei Beaune la Rolande einen kleinen Vortheil errungen zu haben, und nach dem preußischen Bericht scheint es wohl möglich. Die Richtung aber, welche die französische Armee eingeschlagen hat, deutet darauf, daß sie die Absicht gehabt haben kann nach Montargis durchzubrechen. Hat die Loire-Armee sich wirklich

mit ihrer Hauptmacht so weit rechts geworfen, so könnte ihr wohl der Rückzug über Orleans verloren gehen.

Ficailho im Gremio getroffen. Der sagt mir, die hiesige Regierung habe ein Telegramm erhalten, Agence Havas, dem zufolge die französische Loire-Armee total geschlagen wäre.

Um 11 Uhr Abends wird das Telegramm hier angeschlagen: Die französische Loire-Armee hat versucht nach Fontainebleau durchzubrechen und ist mit großem Verlust in gänzlicher Unordnung zurückgeworfen worden.

1. Dezember. Telegramm über London: Die französische Loire-Armee hat vorgestern in dem Treffen 8000 Mann und 4 Kanonen verloren und sich in gänzlicher Auflösung zurückgezogen.

Dasselbe Telegramm berichtet, daß heute eine gewaltige Schlacht an der Nordseite von Paris im Gange ist. Das kann nur ein Ausfall Trochus sein, und es läßt sich wohl denken, daß er ihn nach Norden hin unternommen hat, grade weil man ihn dort am wenigsten erwartet, und er eben deswegen hoffen darf auf der Seite die wenigsten Schwierigkeiten zu finden.

Es ist ein Augenblick gewaltiger Krisis eingetreten, so viel ist klar. Sie wäre vielleicht weniger gewaltig geworden, wenn man von unserer Seite etwas weniger lässig operirt hätte. Das war mir bedenklich.

2. Dezember. Der heutige war für mich ein Tag großer Aufregung und Spannung.

Mein Diener, der gegen Mittag ausgegangen war, kam mit der Nachricht zurück: die Franzosen hätten aus Paris einen Ausfall mit 150,000 Mann gemacht und die preußischen Linien siegreich und glücklich durchbrochen. Ein Telegramm aus Paris soll diese wichtige Nachricht gebracht haben.

Aus Paris, Das ist nicht gut möglich, dahin führen keine Drähte. An sich aber ist die Sache nicht unmöglich nach Dem, was wir seit gestern wissen, und es wäre ein höchst ungünstiges Ereigniß! Nicht daß damit das Schicksal des Krieges entschieden wäre: aber in wie weite Entfernung wäre dadurch die Entscheidung gerückt! Und wie würde die englische Diplomatie diese Gelegenheit benützen, um auf einen für Frankreich günstigen Frieden zu dringen!

Ich war so bewegt, daß ich nicht schreiben, nichts recht Erkleckliches thun konnte.

Auf dem Gremio fand ich nach fünf Uhr zwei Telegramme:

Das eine aus Tours berichtet von einem siegreichen Ausfall Ducrots aus Paris, bei dem Villiers, Champigny und Bonneuil an der Marne in den preußischen Linien erobert worden sind. Das andere, das preußische, giebt zu, daß die Franzosen anfänglich Vortheile erkämpft und die genannten Orte genommen haben, berichtet aber zugleich, daß sie ihnen gegen Abend wieder abgenommen worden sind.

Nun ist Alles gut; die ernste Krisis ist vorüber. Zugleich ist mir der Zusammenhang dieser Ereignisse klar. Der preußische Bericht sagt nämlich, Ducrots Absicht sei gewesen, nach Fontainebleau durchzudringen. Nach Fontainebleau bemühte sich auch d'Aurelle seinerseits vorzudringen. Die beiden Feldherren Trochu und d'Aurelle haben also doch Mittel gefunden Verabredungen zu treffen und ihre Operationen zu combiniren. Fontainebleau ist der Punkt, wo die beiden Armeen von Paris und von der Loire zusammentreffen sollten. Gelang Das, dann konnten die Dinge sich allerdings sehr schwierig gestalten. Es ist nach beiden Seiten hin mißlungen, und ein wiederholter Versuch würde kaum Aussicht auf Erfolg haben, denn ein solches Unternehmen gelingt das erste Mal oder nie.

Trochu hat den Ausfall auf die Ufer der Marne gerichtet, was nicht der geradeste Weg nach Fontainebleau ist, und ihn auf das rechte Ufer der Seine brachte, so daß er später auch noch über diesen Fluß gehen mußte, um zu der unmittelbaren Vereinigung mit d'Aurelle zu gelangen und seine Armee auf die Operationsbasis an der Loire zu versetzen. Doch sieht man wohl, was ihn bestimmt haben kann diese Richtung zu wählen. Wahrscheinlich hat er die Stellung der Preußen zwischen Sèvres und Choisy zu stark gefunden um sie anzugreifen, und dann mag er vorausgesetzt haben, daß man an der Marne einen Angriff am wenigsten erwarte.

D'Andrade, gut preußisch gesinnt, war sehr aufgeregt, seine Züge ganz entstellt in Sorgen um unser Kriegsglück. Und da er kein

Sachverständiger ist, konnte auch ich ihn nicht ganz beruhigen, nicht überzeugen, daß die Krisis vorüber ist.

Neues Telegramm aus Tours. Die Franzosen wollen ein siegreiches Gefecht bei Patay bestanden haben. Das wäre jedenfalls nicht eine strategische Offensive, nicht ein Kampf um die Befreiung von Paris, sondern ein solcher, um die eigene Rückzugslinie über Orleans zu decken.

Was für wunderliche Vorstellungen die Leute sich machen. Der junge englische Attachés wußte zwar, daß die Preußen vor Paris die anfänglich verlorenen Dörfer Bonneuil u. s. w. wieder genommen haben, aber er glaubte nichts desto weniger Ducrots Armee habe die preußischen Linien glücklich durchbrochen und operire nun im Freien. Die Dörfer sind unsererseits erst wieder besetzt worden, „als der Zug vorüber war"; er dachte sich das als eine ganz friedliche Operation und war sehr verwundert eine andere Ansicht zu hören; er hatte Mühe sich in die Vorstellung zu finden, daß Ducrot wieder nach Paris hinein getrieben worden sei.

D'Andrade vollends kam von Neuem ganz aufgeregt auf mich zu; ein Freund hatte ihm soeben mitgetheilt, die hiesige Regierung habe durch den Telegraphen die Nachricht von einem vollständigen Siege der Franzosen erhalten; die Belagerung von Paris sei aufgehoben, eine gänzliche Umkehrung der Lage sei erfolgt.

Solche Telegramme haben dann aber die Leute niemals selber gelesen.

3. Dezember. Telegramm, dem zufolge das Treffen bei Patay für unsere Waffen siegreich gewesen ist. Sonst Nichts.

5. Dezember. Telegramme aus London, denen zufolge für uns glückliche Gefechte in der Gegend von Patay u. s. w. stattgefunden haben, und Das muß wohl wahr sein, da ein Telegramm aus Tours berichtet, daß diese Gefechte „unentschieden geblieben seien, die französische Armee aber ihre frühere Stellung unmittelbar vor Orleans wieder eingenommen," d. h. sich dahin zurückgezogen habe, weil sie auf „überlegene Streitkräfte gestoßen war." Die Krisis, der man versäumt hatte zuvor zu kommen, ist vorüber.

Times und Daily News bis zum 28. November gelesen. Die

Sprache der englischen Zeitungen wird immer feindseliger gegen Preußen. Das mußte man erwarten.

6. Dezember. Ein Londoner Telegramm berichtet über einen entscheidenden durch die Armee des Prinzen Friedrich Karl bei Orleans über die Loire-Armee erfochtenen Sieg. Orleans ist wieder genommen, die französische Armee über die Loire zurückgeworfen.

Auch Rouen ist von uns besetzt.

Times und spanische Zeitungen. „El Tiempo" ist von einer unglaublich giftigen Feindschaft gegen Preußen beseelt. In einem Artikel, der angeblich von einem deutschen Diplomaten herrühren soll, wird verkündet, daß ein „Familien-Pact" zwischen Preußen und Rußland, den Barbaren, bestehe und das ganze civilisirte Europa mit dem Untergang bedrohe. Die Wahl Aostas zum Könige von Spanien sei komisch, die Wahl Hohenzollerns wäre hoch-tragisch gewesen.

7. Dezember. Bei Orleans haben unsere Preußen 10,000 unverwundete Gefangene gemacht. Doch scheint die französische Armee schließlich über die Loire entkommen zu sein.

8. Dezember. Erhalte das neueste Londoner Telegramm:

„Germans advancing rapidly on Havre. Pursuit french army of Loire continued. Paladine believed to be retreating on Vierzon, Bourges and Nevers. Duke of Meklenburg reports french loss before Orleans 2000 Killed, 15,000 prisoners. Prussians advancing on Tours."

Die Dinge gehen gut. Aus dem geringen Verlust an Todten geht hervor, daß sich die französische Loire-Armee, wie man Das von so locker organisirten Truppen erwarten mußte, nicht gerade sehr hartnäckig schlägt.

La Epoca und Daily News gelesen bis zum 3. Wie ohnmächtig feindselig! Aus den Berichten der Correspondenten der Daily News geht übrigens hervor, daß Ducrots großer Ausfall aus Paris eine sehr armselige Begebenheit gewesen ist.

9. Dezember. Wie die Madrider-Zeitungen der Moderados, z. B. die Epoca, sich bemühen die neuesten Erfolge der preußischen

Waffen in Zweifel zu ziehen, die preußischen Berichte als unzuverlässig zu verdächtigen, die Berichte aus Tours als die wahrheitsgetreuen darzustellen! Selbst die Engländer, Times und Daily News, geben sich theilweise das Ansehen zwischen deutschen und französischen Berichten nicht klar sehen zu können, und The Economist vom 3. Dezember stellt die Lage der preußischen Armee geradezu als verzweifelt dar. Das wird sich nach der Schlacht bei Orleans wohl ändern.

Als Neuestes aus London wird berichtet, freilich nur als Gerücht, Gambetta habe um einen Waffenstillstand behufs der Parlamentswahlen und um die Ermächtigung, Paris zu verlassen, für Jules Favre angehalten. Es könnte doch sein, daß den Leuten nach gerade der Muth vergeht.

Im Gremio die Kölnische Zeitung vom 29. November gelesen. Ein sauberes Benehmen der Herren Schweitzer, Bebel und Liebknecht im Reichstage!

10. Dezember. Die Niederlage der französischen Loire-Armee bezeichnet einen Wendepunkt in den Anschauungen der hiesigen Franzosen-Freunde. Erst diese Niederlage hat sie überzeugt, daß die Sache Frankreichs hoffnungslos verloren ist.

Bei den hiesigen Handelsleuten kommt wohl noch etwas Anderes hinzu. Ein junger Kaufmann, der Paris unmittelbar vor der Einschließung verlassen hat und in diesen Tagen hier eingetroffen ist, macht eine haarsträubende Beschreibung von dem Zustande in Paris, wo alle Ordnung und Polizei aufgehört hatte, Raub und Diebstahl ganz ungehindert verübt wurden. Eine noch schlimmere Beschreibung macht er von der Corruption, die in ganz Frankreich unter der gegenwärtigen Regierung allgemeiner und ärger geworden ist als jemals, als selbst unter Napoleon III. Frankreich wird bestohlen wie nie zuvor.

Gambetta namentlich, so wird behauptet, bringt Lieferungen von Gewehren in Rechnung, die nie stattgefunden haben, läßt sich bezahlen und behält natürlich das Geld.

12. Dezember. Unsere Truppen dringen auf Blois vor. Havre und Dieppe sollen besetzt sein.

Französische Zeitungen gelesen: Patrie, Siècle, Univers. Die Dictatoren zu Tours lassen ganz Frankreich glauben, es habe bei Orleans gar keine Schlacht stattgefunden, d'Aurelle habe sich gleichsam muthwillig über die Loire zurückgezogen. Um diesen Schein zu wahren, ist d'Aurelle nicht allein abgesetzt, er wird auch zur Verantwortung gezogen. Welch ein frevelhaftes Treiben!

Spanische Zeitungen. Den Herzog von Aosta erwarten Schwierigkeiten, die er schwerlich bewältigen kann. Serrano, der für Montpensier gestimmt hat, scheint mehr und mehr inne zu werden, daß er der Betrogene ist. Prim bemüht sich offenbar ihn los zu werden: er möchte ihn als Vicekönig nach Cuba senden, aber Serrano will nicht gehen. Bleibt er in Madrid, zieht er sich angeblich in das Privatleben zurück, so wird er ohne Frage der Mittelpunkt der vielfachsten Intriguen und Conspirationen. Eine Madrider Zeitung deutete schon neulich an, daß es zwischen Mesdames de Réus und Serrano zu einem vollständigen Bruch gekommen sei, und auch Das wäre nicht ganz gleichgültig.

Die Hauptschwierigkeit für den neuen König liegt aber darin, daß die Spanier im Allgemeinen gar keinen Begriff von dem Elend ihrer eigenen Lage haben; keine Ahnung davon, daß selbst unter den günstigsten Bedingungen Jahrzehnte, Menschenalter dazu gehören, aus diesem unseligen Chaos herauszukommen. Sie erwarten, wenn eine definitive Solution gefunden und ein König eingesetzt ist, werde Alles und Jedes gut gehen, wie durch einen Zauberschlag. Das sind Wunder, die der neue König schon an sich gar nicht thun kann, weil sie an und für sich außer aller Möglichkeit liegen, die er in seiner persönlichen Stellung dann vollends nicht thun kann, weil er von Prim abhängig bleibt, weil er die Geschäfte in den Händen derer lassen muß, die sie bis jetzt geführt haben. Die Dinge werden also ungefähr so weiter gehen, wie sie bisher gegangen sind, und diese Enttäuschung wird eine große Unzufriedenheit hervorrufen.

Der König Amadeo I. steht und fällt mit dem General Prim!

15. Dezember. D'Orey sagte mir, daß das Volk in Spanien mehr denn je für Preußen schwärmt.

Spanische Zeitungen gelesen. Die Permanente Commission der spanischen Grandezza hat sich aufgelöst. Das ist nicht ohne Bedeutung.

Die Permanente Commission, von der allerdings seit der September-Revolution officiell nicht die Rede gewesen ist, und die, ich glaube, aus 21 Mitgliedern besteht, hat nämlich den Auftrag die gesammte Grandezza als Corporation bei feierlichen Gelegenheiten zu vertreten. Erscheinen bei solchen Gelegenheiten auch noch so viele Granden, die nicht zu der Commission gehören, einzeln, so vertritt ein Jeder nur seine eigene Person, nicht den gesammten hohen Adel, nicht die Corporation. Erscheint die Commission, so ist es die gesammte Grandezza, die sich in corpore betheiligt hat.

Diese Commission hat sich nun im Hause des Herzogs von Alba versammelt. Da ist die Auflösung beschlossen worden, wofür besonders der Graf von Torino sehr entschieden gesprochen haben soll. Die Gründe, die für diesen Beschluß geltend gemacht worden sind, werden nicht angegeben, aber sie lassen sich sehr leicht errathen.

Blieb die Commission constituirt, so wurde sie entweder officiell aufgefordert bei den bevorstehenden Feierlichkeiten zu erscheinen, bei dem Einzuge des neuen Königs, bei der Eidesleistung auf die Verfassung etc., oder sie wurde mit Stillschweigen übergangen, ihr Dasein ignorirt.

Geschah das Letztere, so war Das ein Beweis von Nichtachtung, eine dem gesammten hohen Adel Spaniens zugefügte tödtliche Beleidigung, der die Grandezza sich natürlich nicht gern ausgesetzt sehen möchte, eben im Gefühl ihrer Ohnmacht, und weil sie weiß, daß sie unfähig ist etwas dagegen zu thun, gezwungen es ruhig hinzunehmen. Wird sie aber aufgefordert, dann muß sie entweder den neuen König Don Amadeo implicite anerkennen, indem sie dem Rufe folgt, oder sie muß sich in offenen Aufstand erklären, indem sie sich ausdrücklich weigert zu erscheinen.

Um all diesen Schwierigkeiten zu entgehen, löst die Commission sich auf.

Spät noch einmal in das Gremio, nach den neuesten Telegrammen

zu sehen. Montmedy und Pfalzburg haben capitulirt, Blois ist von den Unsrigen besetzt. All right!

Unsere Kavallerie ist bisher musterhaft verwendet worden. Ich bin begierig zu sehen, wie man sie nun weiter gebrauchen wird. Jetzt wäre wohl die Zeit für große Reiter-Angriffe gekommen. Einige tüchtige Kartätsch- oder Schrapnell-Lagen und ein massenhafter Angriff der Reiterei unmittelbar darauf, davor stäubt wohl die heutige französische Infanterie auseinander.

17. Dezember. Von Unruhen, die im Theater von Madrid vorgekommen sind, von Satyren, in denen man Don Amadeo auf der Bühne lächerlich macht, von einer Sociedad de la Porra hatte ich in den spanischen Zeitungen gelesen, doch war mir der Zusammenhang nicht recht klar. D'Andrade erklärte ihn mir heute.

Die Italiener werden in Spanien, wo man von alten Zeiten her eigentlich nur die Neapolitaner kennt, nach deren Lieblingsspeise als Maqueroni verspottet. Nun hat ein Quidam eine Zarzuela auf die Bühne gebracht, die den Titel: „Maqueronini" führt, und als deren Held desselben Namens Don Amadeo vorgeführt wird. Diesem Unfug ein Ende zu machen, hat sich eine Sociedad della Porra gebildet. (NB. Wahrscheinlich mit Connivenz der Regierung, da dieser, wie die Verfassung Spaniens einmal beschaffen ist, durchaus kein legales Mittel zu Gebote steht der Sache zu steuern.) Diese Sociedad hat nun eines Abends, als „Maqueronini" lebhaft applaudirt wurde, sich plötzlich erhoben und das applaudirende Publikum zum Hause hinaus geprügelt, die Bühne erstürmt und auch die Schauspielerinnen nach einem großartigen Maßstabe durchgeprügelt. Dieser Frevel ist unbestraft geblieben. Ein Beweis, daß die Regierung ihn nicht ungern sieht, wenn sie nicht etwa gar selber die saubere Sociedad organisirt hat, wie das nur zu wahrscheinlich ist.

Der Verfasser der Satyre hat nun sein Werk allen Theatern in Spanien unentgeltlich zur Aufführung angeboten, und zugleich hat sich, wenigstens in Madrid, eine Sociedad de la Contra-Porra gebildet, die vermuthlich die Prügelanten hinausprügeln will. Als erstes Ergebniß der neuen Aera müssen wir also großartige Prügeleien in allen Theatern Spaniens erwarten.

20. Dezember. Ich treffe im Gremio den Minister Carlos Bento. Aus seinem Gespräche geht hervor, daß man sich hier im Kreise der königlichen Familie und in Folge dessen auch in den Regierungskreisen das Ansehen giebt die Erhebung des Herzogs von Aosta auf den spanischen Thron als ein höchst freudiges Ereigniß sehr hoffnungsvoll und mit großer Zuversicht zu begrüßen.

21. Dezember. Gambetta hat Talent zum Diplomaten. Er hat den Versuch gemacht die orientalische Frage zu benutzen. Frankreich, zur Conferenz eingeladen, könne an dieser nur Theil nehmen, wenn es eine unzweifelhaft legitime und anerkannte Regierung habe. Dazu seien eine assemblée constituante und Wahlen nöthig, behufs der Wahlen aber sei ein Waffenstillstand erforderlich, während dessen selbstverständlich Preußen die Wieder-Verproviantirung von Paris zu gestatten habe. Zu allen diesen in so einleuchtender Weise nothwendigen Dingen soll zunächst und vor Allem England verhelfen. Dann erst wird man überlegen können, was in der orientalischen Frage zu thun sein möchte. So stellt Gambetta seine eigene Autorität in Frage und verlangt die Wahlen, die ihm doch sonst bedenklich sind! Warum? England soll das Unmögliche von Preußen verlangen, und da es sicher nicht gewährt wird, in Händel mit Preußen verwickelt werden.

Aber dieses Gewebe von Feinheiten ist doch beinahe dumm zu nennen. On ne prend pas de vieux moineaux avec de la paille!

Wie kann man denken, daß hausbackene Engländer auf Dergleichen eingehen werden noch dazu in einem Augenblicke, wo sie alle Ursache haben die preußische Regierung der orientalischen Frage wegen zu schonen und ihres Beistandes bedürfen! John Bull kann sich wohl theoretisch für das heroische Frankreich begeistern und over his ale auf Preußen schimpfen, im Praktischen aber bleibt er immer nüchtern und wide awake to his own interests, und die Manchestermen sind für das Stück Brod in Frieden!

23. Dezember. Ich ersehe aus den spanischen Zeitungen, daß General Cialdini den jungen und neuen König Amadeo nach Spanien begleiten und in Madrid als italienischer Gesandter fungiren soll. C'est de mauvaise augure! Natürlich soll Cialdini Vertrauter,

Stütze, Mentor des jungen Königs sein. Cialdini ist sehr remuant; er ist ein faiseur von Hause aus, ein faiseur quand même. Er ist ganz und gar nicht der Mann, der sich in der Rolle eines Zuschauers gefallen könnte; er wird um sich greifen, die Situation beherrschen wollen, den König veranlassen Prims Vormundschaft abzuschütteln. Es läßt sich voraussehen, daß es zwischen ihm und Prim nicht bloß zu Reibungen, sondern bald zu einer Art von Zweikampf kommen wird!

Rechnet man nun Montpensiers Intriguen hinzu, Serranos entschiedenes Mißvergnügen und Topetes noch entschiedeneres: Das wird eine schöne Wirthschaft geben!

Cialdini und Aosta könnten möglicher Weise an dem General Izquierdo eine Stütze finden. Der hat immer ein großes Verlangen bezeigt sich zu einem Nebenbuhler Prims aufzuwerfen. Wird Prim ganz in die Enge getrieben, so wirft er sich wohl in die Arme der Republikaner.

24. Dezember. Im Hotel Central hatte man mir das neueste Telegramm gezeigt, dem zufolge wir vor Tours stehen, und der rothe Pöbel dort Herr zu sein scheint. Der Magistrat will die Stadt friedlich übergeben; „das Volk" will sie vertheidigt, d. h. bombardirt und mit Sturm genommen wissen.

26. Dezember. D'Anethan sagt mir, daß das Telegraphen-Cabel zwischen hier und Southampton gerissen ist. Das ist schlimm! nun bleiben wir ganz ohne Nachrichten und müssen geduldig hinnehmen, was Gambetta der Welt verkündet!

27. Dezember. Der Telegraph ist hergestellt. Englische Zeitungen vom 17. gelesen. Der Krieg in Frankreich bestätigt meine oft ausgesprochene Ueberzeugung, daß man ein umfangreiches Land und großes Volk materiell vollständig gar nicht besiegen kann; daß es nicht besiegt ist, solange sein Wille nicht gebeugt ist. Welche Schwierigkeiten macht uns die Ausdehnung Frankreichs! Wir bedürfen bedeutender Verstärkungen. Die Landwehr muß alle Besatzungen im Rücken der Armee ablösen, Das ist einleuchtend, sonst wird die active Spitze des preußischen Heeres zu schwach.

Wenn sich Paris ergeben hat, wird Frankreichs Wille gebrochen sein. Eher nicht.

Ich bin aber heute wie zur Zeit der Einschließung überzeugt, daß man damals den Mont-Valérien mit Leichtigkeit hätte erobern können, und daß damit Paris erobert war.

Spät kommt ein Telegramm aus London. Ein abermaliger Sieg bei Amiens.

28. Dezember. Die Beschießung von Paris hat begonnen. Mont-Avron wird zunächst beschossen.

Das muß ein neuerdings erst errichtetes temporaires Werk sein. Ich hätte den Angriff eigentlich nicht von dieser Seite erwartet. Im Anfang, als die Kriegstüchtigkeit der französischen Armee in Paris noch sehr gering angeschlagen werden durfte, wäre wohl ein Angriff auf den Mont-Valérien und Auteuil zweckmäßig gewesen. Das Gehölz von Boulogne hätte wohl so unter Feuer genommen werden können, daß Ausfälle nicht zu fürchten und selbst die Seine im Rücken der Trancheen keine Gefahr gewesen wären. Greift man die Ostseite etwa deshalb an, um die Arbeiter-Viertel so bald als möglich unter Feuer zu bringen?

Wahr ist freilich, daß von einer Vertheidigung der Stadt, der enceinte continue, nicht weiter die Rede sein kann, wenn wir einmal Herren des Plateaus von Romainville sind, und daß wir uns auf diesem Plateau eine Stellung einrichten können, die einem Gegenangriff der Franzosen nicht die geringste Aussicht auf Erfolg läßt.

Aber die Eroberung des Plateaus ist schwierig.

29. Dezember. Mein Diener kam von einem Ausgange mit der Nachricht zurück, in Madrid habe ein Mordanfall auf den General Prim stattgefunden, und der sei verwundet worden. Acht Mörder hätten den Wagen des Generals angegriffen, hineingeschossen, den General selbst und einen Adjutanten verwundet, dann seien sie auf Pferden entflohen. Das Alles stehe im hiesigen Diario popular, einem Demokraten-Blatt. Ich wollte es nicht glauben: den republikanischen Zeitungen ist nicht sehr zu glauben. Um 10 Uhr aber kommt ein Telegramm. Die abenteuerliche Geschichte, der Anfall auf Prim ist wirklich wahr! Er ist in der Calle de Alcala auf dem Wege aus dem Palast der Cortes in das Kriegs-

Ministerium angegriffen worden. Wahrscheinlich geht die That von den Republikanern aus.

Dem armen Spanien stehen furchtbare Zustände bevor!

Wäre General Prim getödtet worden, oder sollte er an seinen Wunden sterben, so würde Don Amadeo sehr wohl thun ruhig in Italien zu bleiben.

30. Dezember. Mont-Avron genommen.

In Madrid Ministerrath unter dem Vorsitz Serranos; Topete hat das Portefeuille des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten angenommen.

Als ich in dem gestrigen Telegramm las, Prims Wunden seien „jusqu'ici" nicht bedenklich, fielen mir diese beschränkenden Worte zwar auf, aber ich verweilte nicht dabei. Jetzt scheint die Sache ein anderes Ansehen zu gewinnen. Es sieht so aus, als werde Prim bereits nicht mehr als Lebender behandelt, als beginne ein neues Regiment in einem ganz anderen Sinne; als wolle eine neue Regierung mit Serrano und Topete wirklich an der Spitze zu Gunsten des Herzogs von Montpensier thätig sein.

Die hiesigen demokratischen Zeitungen sagen: Die 191 Cortes-Deputirten, die für Aosta gestimmt haben, seien von der republikanischen Partei zum Tode verurtheilt worden, durch Meuchelmord natürlich. Die gestern früh gebrachte Nachricht beweist, daß sie gut unterrichtet sind.

Es geht hier das Gerücht, die portugiesische Regierung habe telegraphisch die Nachricht von Prims bereits erfolgtem Tode erhalten. Darauf ist aber Nichts zu geben. Dagegen ist ein Privat-Telegramm im Gremio angeschlagen, dem zufolge 8 Legionen der Madrider voluntarios de la libertad sich weigern zum Empfange des Königs Amadeo auszurücken. Das sieht den Leuten ähnlich.

Die Frage könnte bald wieder zwischen Montpensier und der Republik schweben und Don Amadeo ist nur ein embarras de plus.

31. Dezember. Telegramm: Prim ist heute früh um neun Uhr gestorben!

Ich war überrascht mehr, als ich sollte. Hatte ja schon das

gestrige Telegramm gezeigt, daß man ihn nicht mehr als Lebenden betrachtete, daß man nicht mehr mit ihm rechnete!

Ich hätte nicht gedacht, daß Prims Ermordung mich so schmerzlich berühren könnte. Aber es ist doch eigenthümlich Jemanden, den man denn doch genau gekannt, mit dem man verkehrt hat, ermordet zu wissen! Gar mancher Mann, den ich besser kannte, und der mehr werth war als Prim, ist in der letzten Zeit auf dem Schlachtfelde gefallen: der Eindruck war nicht so groß, nicht so peinlich. Der Mord ist gar ein seltsam Ding!

Und seltsam! Im Allgemeinen hat das Individuum in den Welt-Ereignissen eine oft unverhältnißmäßig geringe Bedeutung. Ein Mann, der auf der Höhe der Menschheit steht, stirbt, und die Wogen der Zeit gehen darüber hin. Zuweilen aber wieder ist der Tod eines Mannes zweiten, ja dritten Ranges wie Prim, denn mehr war er nicht, ein Ereigniß von ganz unverhältnißmäßiger Tragweite. Prim hätte natürlich den Gang der Weltgeschichte nicht geändert, aber es hätte sich doch, wenn er am Leben blieb, in Spanien eine wesentlich andere Reihe von Ereignissen entwickelt, als nun zu Tage kommen wird. Ich konnte den Tag über wenig Anderes denken.

Don Amadeo soll nur zu Hause bleiben! Er kommt jetzt so gut wie wehrlos unter wilde Thiere!

Gremio: Prim ist schon gestern Abend um 9 Uhr gestorben. Lange mit d'Abrantès gesprochen. Ein Jeder fühlt das Gewicht des Ereignisses! Der Antheil, den man daran nimmt, überwiegt zur Zeit sogar das Interesse für den Krieg in Frankreich. Et pour cause! Daß die Republik in Spanien den Sieg davon trägt, ist jetzt kaum zu bezweifeln, und die Rückwirkung auf Portugal wird nicht ausbleiben.

Spreche mit Ficailho. Er empfindet das volle Gewicht des Todes Prims. Er stimmt bei, daß Aosta, wenn Prim lebte, eine position difficile in Spanien gehabt hätte, daß sie aber nun eine position impossible geworden sei.

Da Aosta der Bruder der Königin von Portugal ist, und Ficailho dem Hof angehört, sagte ich, die Aufgabe in Spanien sei zu schwierig, obgleich Don Amadeo unstreitig de belles qualités habe, was übrigens auch wahr ist; „il a de la tête et du coeur“.

„Du coeur oui!“ antwortete Ficalho: „de la tête je ne sais pas! il faut voir!“ Er klagt Victor Emanuels Ehrgeiz an und meint unter Anderem, der General Cialdini, den er genau kennt, da er mit ihm zusammen hier in Portugal sous-lieutnant gewesen ist, sei ganz und gar nicht der Mann, den man dem jungen Prinzen hätte mitgeben sollen. Der unruhige Geist werde sich nicht ruhig verhalten, er werde entscheidenden Einfluß üben wollen, und fremden Einfluß leide der castilianische Stolz nun einmal nicht.

Die Zukunft Portugals macht dem Marquis besonders große Sorgen. Er sieht nur zu gut, daß Portugal unfehlbar in die Schicksale Spaniens mit fortgerissen wird.

1871.

1. Die Anfänge des Königs Amadeo und die Capitulation von Paris.

1. Januar. Telegramme aus Madrid erzählen, daß der König Amadeo in Carthagena und Murcia mit unermeßlichem Jubel empfangen worden ist.

3. d'Andrade sagt mir, daß längs der ganzen Eisenbahn-Linie von Carthagena bis Madrid sehr starke Detachements aufgestellt worden sind.

Ein guter Bericht in der Times von den stürmischen Sitzungen in den Cortes giebt Viel zu denken. Daß die republikanische Partei entschlossen ist den Kampf jetzt aufzunehmen, ist sehr sichtbar.

2. Januar. Im Gremio Zeitungen gelesen und mit d'Abrantès gesprochen. Ich spreche gern mit ihm; er ist ein merkwürdig unterrichteter Mann.

Miguel Sa Nogueira, der verreist war, ist seit gestern zurück. Er hat das Schlachtfeld von Gravelotte besucht, ist dann bei der Schlacht von Sedan gewesen, bei der Belagerung von Straßburg, in Versailles, und mit v. d. Tann bei dem ersten Gefecht von Artenay.

Die Schlacht von Sedan, meint er, war auch darin merkwürdig, daß man sie ganz übersehen konnte.

M. Sa Nogueira findet die Disziplin der französischen Armee sehr ungenügend. Da ich bemerke „Oui! la discipline de l'armée française ne tient pas dans les revers!" antwortet er: „elle ne suffit pas même dans les succès!" Das Ganze beruhe auf der Idee „de se faire aimer du soldat", bestehe darin, daß die Offiziere sich familiär machen mit den Soldaten, Arm in Arm mit ihnen spazieren gehen u. s. w. (NB. So weit habe ich die Sache denn doch nie treiben sehen. Im Ganzen aber ist viel Wahres an dem, was er sagt.)

Die Disziplin der preußischen Truppen dagegen ist „admirable; tout est admirable.“

Sonst ersehe ich aus seinen Mittheilungen, daß Goebens glänzender Ruf in diesem Feldzuge noch sehr gewachsen ist. Er nimmt offenbar in dieser Beziehung unter den Führern von Armee-Corps die erste Stelle ein.

Auch Kirchbach hat sich einen Ruf gemacht.

Vor allem aber Stiehle!

Sa Nogueira bedauert, daß er nie zur Armee Friedrich Karls hat kommen können, „tout le monde parle de Stiehle!“

Als Republikaner schließt er natürlich mit der Bemerkung: „Je crois que M. de Bismarck s'est trompé dans sa politique, il aurait dû faire la paix après Sedan.“

Er hat die Armee am 2. November verlassen, ist seitdem in Florenz gewesen, und mit dem König Amadeo nach Carthagena gekommen. Er bestätigt, was man sonst den spanischen Zeitungen nicht so ganz glauben konnte, daß nämlich Don Amadeo in Carthagena und Murcia wirklich gut empfangen worden ist.

Das läßt sich erklären. Aus Allem geht hervor, daß ganz Spanien über Prims Ermordung gewaltig erschrocken ist. Es ist in Folge dessen ein temps d'arrêt, ein Moment der Reaction eingetreten. Sonst wäre es wohl undenkbar, daß z. B. Topete dem Könige entgegen gereist wäre und ihn eingeholt hätte. Man klammert sich in diesem Augenblick an den König, weil ein Jeder zurückbebt vor dem Gedanken an neue unberechenbare Umwälzungen. Wenn Das nur anhält! Aber!!

4. Januar. Im Siècle eine Rechtfertigungsschrift Bazaines. Der kann doch nicht umhin einzugestehen, daß er am 14., 16. und 18. August geschlagen worden ist. Bis jetzt führten die Franzosen die Schlachten dieser Tage stets als Siege an.

Sehr schwer fällt mir auf das Herz, daß Bismarck krank sein soll. Der darf nicht sterben. Kein Anderer könnte das angefangene Werk vollenden.

8. Januar. Ich höre in der Gesandtschaft eine wunderbare Ge-

schichte, die mich an Brandenburgs Stelle leicht zur Grobheit verleiten könnte. Unsere Corvette Arcona hat in Fayal eine Zuflucht gefunden und liegt dort seit Monaten. Vor Kurzem ist sie, wie es scheint, versuchsweise ausgelaufen, hat es aber gerathen gefunden wieder in den Hafen zurückzukehren.

Nun richtet die portugiesische Regierung eine lange oder vielmehr breite Note an Brandenburg: die Corvette Arcona sei ausgelaufen, habe die französischen Schiffe (welche denn?) dadurch zum Kampfe herausgefordert und sei dann wieder in den Hafen von Fayal zurückgeflüchtet;, da habe die Arcona den Schutz des neutralen Hafens verwirkt; die portugiesische Regierung könne sie nicht länger in Fayal dulden; sie müsse den Hafen verlassen.

Hat man je Dergleichen gehört! Wie oft ist es vorgekommen, daß zwei feindliche Schiffe neben einander in ein und demselben neutralen Hafen liegen, daß beide auslaufen, ausdrücklich um sich im offenen Meer zu schlagen, daß alsdann das im Kampf unterliegende Schiff sich zu seiner Rettung in den Hafen zurückflüchtet, und, wenn ihm das gelingt, ist nie einem Menschen eingefallen, daß es den Schutz des neutralen Hafens verwirkt habe.

9. Januar. Moreno getroffen. Der stimmt bei, da ich ihm von dem Eindruck spreche, den die Ermordung Prims für den Augenblick gemacht zu haben scheint; man dürfe Dergleichen aber nicht überschätzen, denn solche Eindrücke pflegen sich zu verwischen, die realen Schwierigkeiten dagegen, die in den thatsächlichen Verhältnissen liegen, können sich nicht verwischen und kommen immer wieder zur Geltung.

Dann aber meinte Moreno, für den Augenblick schlage das tragische Ereigniß ganz zum Vortheil des Königs Amadeo aus; er sei nun ohne Kampf und Gefahr von Prims Vormundschaft befreit und könne seine Minister wählen; gelinge es ihm nun die Unionisten zu gewinnen, so könne Alles gut gehen.

Die Moderados freilich und namentlich die Grandezza geben ihre Feindseligkeit auf jede Weise zu erkennen; bei dem Einzuge des neuen Königs waren muchas casas serradas.

Nur der Herzog von Frias mache eine Ausnahme

der werde sich wohl dem neuen Hof anschließen und werde wahrscheinlich Mayor domo werden.

Die Armee sei jetzt, da Prim nicht mehr ist, ganz in den Händen der Unionisten.

10. Januar. Lange mit d'Abrantès gesprochen, der mir erklärt, wodurch eigentlich der portugiesische Adel verarmt ist. Der erb- und eigenthümliche Landbesitz des Adels war nie sehr groß. (NB. Das erklärt sich, wenn man erwägt, wie groß die königlichen Domainen waren, wie übermäßig der Landbesitz der Kirche, wie bedeutend die Besitzungen der einheimischen Ritterorden, namentlich der in den Christus-Orden umgewandelten Tempelherren. Es bleibt nicht gar viel übrig, was der Adel besitzen könnte.) Den großen Familien des Landes aber war dadurch geholfen, daß ihren Chefs reiche Commenden des Christus-Ordens auf Lebenszeit verliehen wurden. Ihre ältesten Söhne erhielten die survivance, kurz, der Besitz blieb immer praecarium, wurde aber erblich. (NB. Grade wie der ager publicus im alten Rom. Mir scheint, auch Kron-Domainen sind in dieser Weise verliehen worden und der Krone abhanden gekommen.)

In der Finanznoth der neuesten Zeiten sind nun aber genaue Untersuchungen angestellt worden, was wirkliches Eigenthum der Familien sei, was sie bloß durch Gewohnheit gewordenen Mißbrauch besäßen, und die Besitzungen dieser Art, Commenden und Dergleichen, sind eingezogen worden. Und was ist aus den eingezogenen Commenden geworden? D'Abrantès: Die sind für den vierten Theil des wirklichen Werths verkauft worden an einen neuen Adel; an reich gewordene Parvenüs. Dieser neue Adel taugt aber noch weniger als der alte, dem wenigstens eine gewisse Ritterlichkeit eigen war. Er taugt gar Nichts!

12. Januar. Keine Nachricht von Bedeutung. Die Havas Telegramme berichten natürlich von mirobolanten Siegen der Franzosen.

13. Januar. Bourbaki bei Vesoul geschlagen, Peronne genommen, auch Chanzys Vortrab in der Nähe von Le Mans besiegt, Gerüchte von einem neuen Siege, in Paris Feuer; Das schien mir hinreichend; im Hotel aber finde ich ein eben eingetroffenes Telegramm, das einen

vollständigen Sieg über Chanzys gesammte Macht berichtet und die Besetzung von Le Mans. Die Dinge nehmen doch nun eine Wendung zum Ende.

14. Januar. Unsere Arcona ist soeben hier eingelaufen. Das stand nicht zu erwarten und ist überraschend! Sie hat also Fayal aus freien Stücken verlassen und ohne dazu gezwungen zu sein.

15. Januar. Der heilsame Eindruck, den Prims Ermordung gemacht hat, scheint sich schneller selbst zu verbrauchen, als ich gedacht hätte; es sieht schon sehr zwiespältig aus! Und was die realen Schwierigkeiten betrifft, mit denen die Regierung zu kämpfen hat, so genügt es zu wissen, daß der am 30. Juni 1869 fällige Zins-Coupon der National-Schuld noch nicht bezahlt ist.

Die Macht ist nach Prims Tod ganz von selbst in die Hände der Unionisten gefallen; Serrano ist zum ersten Mal seit der September-Revolution etwas geworden. Aber die Unionisten, so lange unter Druck gehalten, athmen nun, scheint es, etwas zu tief auf; sie lassen die Feindseligkeit gegen die Progressisten, die eben der lange Druck gesteigert hat, etwas zu leidenschaftlich walten und suchen die Progressisten aus allen Stellungen zu verdrängen, namentlich aus der unmittelbaren Umgebung des Königs. Daß Prims Adjutanten nunmehr Flügel-Adjutanten des Königs wurden, verstand sich im ersten Augenblick von selbst. Jetzt, nachdem kaum wenige Tage vergangen sind, werden sie ohne viele Umstände entfernt, und die Progressisten nehmen das gar sehr übel. Wenn die Progressisten nicht bereits Opposition sind, stehen sie doch augenscheinlich auf dem Punkt es zu werden, und Don Amadeo geräth so in die denkbar wunderlichste Lage, die es je gegeben hat. Er ist in den Händen der Partei, die ihn eigentlich nicht wollte, die gegen ihn gestimmt hat; die ist seine Stütze geworden und wird ihn allerdings zu halten suchen, aber nur so lange er ihr angehört. Die Partei aber, die ihn gewählt, die ihn zum Könige gemacht hat, ist schon nach wenigen Tagen Opposition!

So seltsam sind die Folgen, die Prims Tod herbeigeführt hat.

16. Januar. Lobo getroffen. Wir sprechen von der Lage in Frankreich und Spanien, und er überrascht mich durch die Leichtig-

keit, mit der er zugiebt, daß Portugal wie von selbst „sans résistance“ folgen würde, wenn die Republik sich in Frankreich erhielte und in Spanien proclamirt würde.

17. Januar. La Patrie gelesen. Chanzys Niederlage bei Le Mans ist nach seinem Bericht viel vollständiger und schlimmer als nach dem unsrigen. Die Franzosen geben zum ersten Mal eine „déroute“ zu.

In Spanien sehen selbst die Zeitungen der Moderados die Sache Frankreichs als hoffnungslos an.

Abend bei Sir Charles Murray. Zahlreiche Gesellschaft. Ich traf dort Albert Blanc, ci-devant Cabinets-Secretair in Florenz, jetzt mit Cialdini in Madrid und vorübergehend hier.

Die Schwierigkeiten, die Don Amadeo in Spanien zu besiegen hat, sieht er wohl, doch nicht in ihrem ganzen Umfange. Was Italien betrifft, meint er, daß doch nur von der Rechten im Parlament, von den Moderati, etwas zu erwarten sei; die Linke sei unzuverlässig: wir sähen es ja! Welche Sympathien habe sie ehemals für Preußen zur Schau getragen, und wie zeige sie sich jetzt französisch gesinnt.

Er sieht auch, daß die association internationale für jetzt von Italien und Spanien abgelassen hat, um alle Kräfte auf Frankreich zu concentriren.

Was Frankreich anbetrifft, findet er es ganz natürlich, daß wir uns reale Garantien für die Zukunft zu verschaffen suchen, aber er meint, Das sei nicht genug, um die Ruhe Europas zu sichern. Gegen Preußen werde Frankreich sich allerdings so bald nicht wieder erheben können, um so mehr werde es bemüht sein das verlorene Prestige den schwächeren Nachbarn gegenüber durch impertinente Uebergriffe wieder herzustellen: elle fera des pointes contre l'Espagne, contre l'Italie! So sei es zur Zeit der Restauration, so unter Louis Philippe gewesen. Er erinnerte an die spanische Expedition von 1823 und die Besetzung von Ancona.

(NB. Es zeigte sich, obgleich er es nicht aussprach, die Besorgniß, daß der Thron Don Amadeos von Frankreich aus umgestürzt werden könnte, sowohl wenn sich in Frankreich die

Republik befestigt, als wenn ein Orleans auf den Thron berufen wird. Die Besorgniß ist nichts weniger als unbegründet.)

Das einzige Mittel dieser Gefahr vorzubeugen sei eine Decentralisation Frankreichs. Preußen müsse bei dem Friedensschluß im Interesse Europas sowohl, als in seinem eignen auf diese Decentralisation Frankreichs hinzuwirken suchen. Das sei nicht unmöglich. Er sei vor Kurzem nach dem Sturze des Kaiserreichs auf seinen Gütern in Savoyen gewesen. Er fand die Savoyarden eifrig mit einer allgemeinen Volksbewaffnung beschäftigt und sprach seine Verwunderung darüber aus. Ihr seid erst seit zehn Jahren Franzosen, sagte er zu seinen Freunden und Gutsnachbarn; unmöglich könnt ihr de coeur et d'âme sehr eifrig begeisterte Franzosen sein. Wie kommt ihr dazu, mit solchem Eifer und solchen Opfern für Frankreich zu rüsten? Um Elsaß und Lothringen für Frankreich zu vertheidigen?

„Wir rüsten auch nicht um Elsaß und Lothringen zu vertheidigen," lautete die Antwort, „wir rüsten überhaupt nicht für Frankreich. Wir rüsten pour être armé au moment, où la paix sera conclue, pour être armé contre ce qui viendra ensuite." Blanc fügte hinzu: „Je crois, qu'il doit en être de même encore dans d'autres provinces!"

So kam denn nach und nach der zweite Punkt zur Sprache, der ihm am Herzen lag: der erste war natürlich die Sicherung des spanischen Thrones, der zweite das Schicksal seines Vaterlandes Savoyen.

Italien könne Savoyen nicht zurücknehmen, Das sei aus vielerlei Gründen nicht möglich. Aber man könne aus dem Lande gar wohl ein Schweizer Canton machen, und Das sei für das Land selbst und für Europa das Beste. „C'est mon opinion, et je crois, que mes amis et voisins en jugent de même!"

18. Januar. Dreitägige Gefechte vor Belfort; Ergebniß nicht bekannt. Belfort macht mir Sorgen.

19. Januar. Werder behauptet sich; ich bin aber doch nicht ganz ruhig Belforts wegen.

20. Januar. Diner bei Brandenburg. Ich treffe da drei Offiziere unserer preußischen Flotte: den Corvetten-Capitain von

Schleinitz, Capitain-Leutnant von Eisendecher und einen Leutnant Mantius.

Es war, besonders nach Tisch am Camin, von Mancherlei die Rede. Schleinitz erzählte uns, weshalb ihn die Portugiesen aus Fayal los sein wollten. Im Jahre 1814, während des letzten Krieges Englands mit Nordamerika, rettete sich ein amerikanischer privateer in den neutralen Hafen von Fayal. Drei englische Schiffe folgten und gingen ebenfalls in dem Hafen vor Anker. Der privateer zog sich dicht unter die Kanonen des portugiesischen Forts zurück. Die Engländer schickten in der Nacht bewaffnete Boote gegen ihn ab, und zwar sehr stark besetzte, wie sie nachher vorgaben, um zu recognosciren. Die Wachen auf dem privateer riefen sie an; da sie keine Antwort erhielten, die Boote vielmehr schweigend immer näher heran ruderten, schossen sie auf die verdächtigen Fahrzeuge. Darauf schienen die Engländer vorbereitet zu sein; sie eröffneten ihr Feuer gegen den privateer und bohrten ihn in einem neutralen Hafen, unter den Kanonen eines portugiesischen Forts, in den Grund.

Die Portugiesen befürchteten nun, die Franzosen könnten jetzt etwas Aehnliches gegen die Arcona unternehmen, und der Frevel, den Portugal weder zu verhindern noch zu bestrafen vermöchte, werde abermals die elende Ohnmacht des kleinen Königreichs bloß stellen. Darum sollte die Arcona fort aus Fayal. Ihr Schicksal im offenen Meere compromittire Portugal nicht, wie man wenigstens glaubt.

Wir haben in Venezuela — so berichtete Schleinitz weiter — sehr bedeutende Handels-Interessen, so vielen Schaden auch der Schmuggel-Handel der Holländer von Curaçao aus dem ehrlichen Handel der Deutschen zufügt. Diesem Schmuggel kann nicht gewehrt werden; bei der Unsicherheit aller Zustände im Lande, den fortwährenden Revolutionen, fehlen dazu alle Mittel; von einer regelmäßigen Verwaltung und Zollwache kann gar nicht die Rede sein. Unsere Handels-Interessen dort bedürfen natürlich des Schutzes durch eine bewaffnete Macht, durch Kriegsschiffe. Es sind schon sehr oft deutsche Schiffe weggenommen, confiscirt worden. Der nöthige Schutz kann aber nicht nachhaltig gewährt werden, wenn wir nicht eine Flotten-Station, ein See-Etablissement, in der

Nähe haben. Schleinitz schlägt deshalb vor, eine kleine Insel zu erwerben, zu kaufen, die zwischen Porto Rico und St. Thomas liegt und Spanien gehört. Die Insel hat einen vortrefflichen Hafen, der leicht zu befestigen wäre, und ist unbewohnt. Nur ein Neger haust auf ihr. Wenn man also ein Plebiscit veranlassen wollte, könnte es nur einstimmig ausfallen.

Schleinitz meint auch, Fayal wäre eine sehr wünschenswerthe Station für uns. Da aber, erklärte Brandenburg, würde uns Nordamerika im Wege sein. Die Vereinigten Staaten bieten Alles auf, um nicht bloß Fayal, sondern die ganze Gruppe der Açoren zu erwerben. Sie „wühlen" dort, sie suchen die Bevölkerung für diese Veränderung zu gewinnen, und die Offiziere mußten gestehen, daß es nicht ohne Erfolg geschieht.

Brandenburg verweilte mit einem gewissen Nachdruck dabei, daß die Vereinigten Staaten überhaupt große Anstrengungen machen, festen Fuß in Europa zu gewinnen. Sie hätten gerne Flotten-Stationen in der Nähe, auch im Mittelländischen Meer, und suchen „von Griechenland etwas zu bekommen". Deshalb auch das seltsame Liebäugeln mit Rußland.

(NB. Sollte ihnen das gelingen, so wäre das der Anfang einer Abhängigkeit Europas von Amerika, und die alte Welt würde umgekehrt. Freilich sollte man denken, daß die Freistaatler den Monroe-Satz „America to the Americans" nicht mehr aufrecht erhalten könnten, wenn sie „Europe to the Europeans" nicht gelten lassen, aber Uncle Sam kennt kein Recht als das des Stärkeren und, so lange er der Stärkere ist, kein anderes Princip als „that he shall take, who has the power, and he shall keep, who can.")

21. Januar. 1. Trochu hat einen unglücklichen Ausfall gegen Malmaison und St. Cloud gemacht, und es zeigt sich mehr und mehr, daß seine Niederlage eine sehr vollständige ist, die den Bestand seiner Armee auf das Tiefste erschüttert. 2. Faidherbe bei St. Quentin geschlagen, auf Cambrai zurückgeworfen. 3. Bourbaki ganz zurück geworfen, und die ungestörte Belagerung von Belfort gesichert. Das ist Viel an einem Tage!

23. Januar. Besuch bei Carlos Bento. Er hält unsere Lage

in Frankreich für schwierig in einer Beziehung und frägt, ob es nicht nach dem Falle von Paris, den er nahe glaubt, am Zweckmäßigsten wäre, wenn wir uns darauf beschränkten den Theil von Frankreich zu vertheidigen, den wir inne haben?

Das hieße den Franzosen Zeit und Gelegenheit zu neuen Rüstungen lassen. Mir scheint es im Gegentheil geboten jeden Keim zu einem neuen Heere, der sich irgendwo bilden will, sofort aufzusuchen und zu vernichten. Wie ich Moltkes Ansichten kenne, wird er in diesem Sinne handeln.

„So sind aber die Deutschen in der Lage, jeden Tag von Neuem siegen zu müssen?"

„Die gegenwärtigen Siege werden ziemlich leicht erfochten und kosten nicht viel Blut, da die Haltung der neugebildeten französischen Armeen eine sehr unsichere ist."

Bento frägt, ob wohl der Fall von Paris unmittelbar den Frieden herbeiführen wird?

Ich glaube es noch nicht recht. Es wird vielleicht noch eine Revolution in Frankreich stattfinden, es werden die gegenwärtigen Machthaber gestürzt werden müssen, ehe es dazu kommen kann. Gambetta und Consorten schließen schwerlich Frieden; denen ist es nicht um Frankreich, sondern um die Republik zu thun. Sie handeln im Sinne der association internationale, die jetzt, da das Kriegsglück unerwarteter Weise die Proclamirung der Republik in Frankreich herbei geführt hat, alle Anstrengungen auf Frankreich concentrirt und Italien und Spanien in Ruhe läßt und Euch auch hier in Portugal.

Bento: „Pour le moment! (sic) C'est toujours autant de gagné!"

Wir kamen dadurch auf Spanien zu sprechen. Bento, hiesiger Finanz-Minister, gedachte der Finanzlage in Spanien, daß der neue Finanz-Minister nichts Besseres weiß, um dem Schaden abzuhelfen, als 100 Millionen Franken Papiergeld in die Circulation zu werfen. Er meinte, es sei ermuthigend, „quand on n'est pas à son aise", einen Blick auf diese Zustände zu werfen.

24. Januar. Im Gremio d'Abrantès getroffen. Die Ueber-

zeugung, daß es mit Paris zu Ende geht, scheint in diesem Club ziemlich allgemein zu werden. Times vom 11. gelesen. Die Engländer haben immerdar ein großes Verlangen auf Kosten Anderer großmüthig zu sein.

25. Januar. Wie ich ausgehe, begegnet mir Battenberg und sagt mir, daß Jules Favre nach Versailles gegangen ist, um wegen der Uebergabe von Paris zu unterhandeln. Er will die Stadt übergeben, verlangt aber freien Abzug der Armee Trochus.

Darauf wird man nicht eingehen. „Was soll dann geschehen? Sollen sie verhungern?" fragte Battenberg mit einer gewissen Indignation.

„Das ist ihre Sache. Zweimalhunderttausend Mann, die man in der Falle hat, läßt man nicht wieder hinaus. Sie sollen Frieden schließen oder sich gefangen geben."

Abend im Circus. Es waren einige Matrosen von der Arcona da. Ich ließ mich im Zwischenakte mit zweien von ihnen, einem Berliner und einem Rheinländer, in ein Gespräch ein. Sie waren überglücklich Deutsch sprechen und ihre Fahrten und Abenteuer erzählen zu können, erzählten auch mit großem Eifer, nicht selten Beide zugleich. Sie sind seit fast zwei Jahren von Haus, sind längere Zeit in St. Thomas gewesen. Dort ist das gelbe Fieber unter ihnen ausgebrochen. Es leiden noch eine Anzahl Leute an den Folgen.

Von dort gingen sie nach New-York, um den Gesundheits-Stand der Mannschaft zu verbessern.

Aus dem Norden ging es dann nach Fayal. Dort lag auch ein französisches Kanonenboot, das die Arcona gern angegriffen und genommen hätte. Die Arcona lief aus, und, wie man erwartet hatte, folgte das französische Kanonenboot vierundzwanzig Stunden später. Die Arcona kreuzte, um es im freien Meere zu treffen, wurde eines anderen französischen Schiffes ansichtig, ging auf dies los, in der Hoffnung es zu nehmen, gewahrte aber, daß sie es hier mit einer großmächtigen weit überlegenen Panzerfregatte zu thun hatte. Es blieb Nichts übrig als eilig zu wenden und sich in neutrale Gewässer zu retten. Da das französische Schiff der Arcona den Rückzug nach

Fayal abschnitt, mußte sie sich unter die Insel St. Georg flüchten. Da wurde sie aus nächster Nähe von dem Franzosen bewacht. Mit einem Mal aber, ganz unerwartet, setzte die feindliche Fregatte alle Segel bei und eilte davon. Sie hatte, wie sich später ergab, das französische Kanonenboot wahrgenommen, nicht erkannt, für ein preußisches gehalten, und machte Jagd darauf. Diesen Augenblick benützte die Arcona, um in den Hafen von Fayal zu entkommen.

26. Januar. Londoner Telegramme: In Versailles werde nicht sowohl der Uebergabe von Paris wegen als über den Frieden unterhandelt. An den Frieden glaube ich nicht recht. Jules Favre mag ihn wollen, aber ist er nicht zu schwach von Charakter, um gegen seine Collegen damit durchzudringen?

Am Wenigsten aber glaube ich an einen Frieden ohne die Uebergabe von Paris. Das wäre ein thöricht-unzuverlässiger Handel. Welche Bürgschaft kann denn Jules Favre dafür bieten, daß Gambetta einen von ihm geschlossenen Frieden anerkennt? Welche Bürgschaft können sie alle Beide geben, daß sie nicht von einer noch rötheren Partei gestürzt werden, die den Frieden verwirft und die Waffen sofort wieder aufnimmt?

Wir bedürfen bei jedem Schritte realer Garantieen. Paris muß unser sein, dann können wir es darauf ankommen lassen, ob die Franzosen den Frieden verwerfen oder nicht.

Französische Zeitungen. Wie soll man da an Frieden glauben! Nur die „Patrie“ ist wenigstens in Beziehung auf die Hoffnungslosigkeit ferneren Widerstandes vernünftig. Univers, Siècle, Liberté sind um die Wette unvernünftig. L'Univers meint, es fehlen nur noch neuvaines à l'intention de la St. Vierge, um den Sieg ganz sicher zu stellen, und die Anderen sprechen nur von dem sicheren Siege Frankreichs, von „Rache“, von einer Invasion Preußens „que nous n'épargnerons pas cette fois“.

27. Januar. Der schwedische Gesandte Crusenstolpe besucht mich. Er sprach über die Lage in Frankreich und sehr offen. Die Sache gehe zu Ende; er hat die Conviction, daß keine Nation sich immer auf gleicher Höhe behaupten kann; jede Nation hat ihre Periode hervorragender Größe, aber die geht auch wieder vorüber; „la France

ne sera plus désormais, qu'une puissance de second ordre!"

„Es kann dahin kommen, aber so weit sind wir noch nicht. Unsere Söhne werden es vielleicht erleben nach neuen Kämpfen."

Ein Telegramm meldet: Jules Favre ist ein zweites Mal nach Versailles gegangen, begleitet von einem General, um die Uebergabe von Paris zu regeln.

Es wird also nun wenigstens damit Ernst.

28. Januar. Paris hat capitulirt; Einzelheiten noch nicht bekannt.

Telegramme der Agence Havas. Gambetta erklärt officiell der Correspondenz-Nachricht der Times, daß der Capitulation von Paris wegen unterhandelt werde, sei gar kein Glauben beizumessen. So wichtige Unterhandlungen hätten ohne Betheiligung der délégation du gouvernement zu Bordeaux, d. h. Gambettas, gar nicht eingeleitet werden können. Da sieht man, wie wenig er zum Frieden geneigt ist, und die ganz dunkelrothen Republikaner sind es wohl noch weniger.

Brandenburg besucht mich. Das Wesentliche, was er mir sagen konnte, war: die Armee in Paris ist kriegsgefangen, bleibt aber in der Stadt; Waffenstillstand für ganz Frankreich für drei Wochen, um die Wahl einer Constituante zu ermöglichen, die sich am 13. Februar versammeln soll, um eine Regierung einzusetzen und über den Frieden zu unterhandeln.

Bourbaki hat einen Versuch gemacht sich das Leben zu nehmen und ist in Folge dessen, wenn auch nicht todt, doch tödtlich verwundet.

Das läßt sich begreifen; er hat seine Armee in eine verzweifelte Lage gebracht, dicht an der Schweizer Grenze, wo sie die Waffen strecken oder in die Schweiz flüchten müßte.

Brandenburg sagt in Beziehung auf die Londoner Conferenz, es sei das erste Mal, daß eine europäische Frage auftaucht oder verhandelt wird, ohne daß ein Krieg am Ende droht. Da sehe nun Europa, welchen Dienst wir ihm gethan haben, indem wir Frankreich niederlegten.

Wohl wahr! nur frägt sich, ob es den Engländern und auch wohl

den Oestreichern ganz recht ist, daß der Wau-Wau beseitigt ist, der sich gelegentlich, wie sie wenigstens thöricht genug waren zu glauben, auf Rußland hetzen ließ.

Oestreich hat freilich in der neuen europäischen Lage einen Ausweg, aber keine Wahl: es muß sich Preußen, Deutschland, anschließen. Es muß jetzt und wohl für längere Zeit in Beziehung auf Frankreich sagen, was Napoleon III. einmal in Beziehung auf Oestreich gesagt hat: Je ne puis m'allier avec un cadavre!

Am Abend kommt ein Telegramm: die Forts werden uns übergeben!

Das ist eine Beruhigung. Die französische Armee in Paris wird entwaffnet, bis auf eine harmlose Division National-Garde; Paris erhält Lebensmittel, darf aber nur in beschränkter Weise Verbindungen mit den Provinzen haben; Paris zahlt 200 Millionen Contribution.

Ueber Belfort und Bourbakis Armee Nichts. Gambetta soll resignirt haben. Doch kann ich noch nicht recht glauben, daß er sich zurückzieht, sofort und ohne Weiteres. Ich hätte ihm zugetraut, daß er den Versuch machen werde, ob die Stadt Lyon und die Armeen unter Chanzy und Faidherbe sich für ihn und défense à outrance gegen Jules Favre und Trochu erklären.

31. Januar. Mein Diener bringt die Nachricht mit, daß es diesen Morgen auf der Piaza de Figueiras zwischen preußischen und französischen Matrosen zu einer gewaltigen Prügelei gekommen ist. Die Guardia Civil hat ausrücken müssen und hat Mühe gehabt sie auseinander zu bringen.

Ein Telegramm aus Bordeaux vom 30. spricht nur von indignation und défense à outrance. Kein Wort von Gambettas Resignation.

Die französischen Zeitungen, die in Bordeaux erscheinen, wagen am 28. noch nicht des Gerüchts, daß Paris capitulire, auch nur mit einem Worte zu gedenken! Die Zeitungen der spanischen Moderados, auch die Epoca, ergehen sich nach wie vor in giftiger Feindseligkeit gegen Preußen.

1. Februar. Ein Telegramm aus Bordeaux vom 30. spricht

nur von dem peinlichen Eindruck, den die Capitulation der Hauptstadt in den Provinzen gemacht habe, von dem Willen die Vertheidigung dennoch à outrance fortzusetzen, der überall, besonders in Lyon, herrsche, aber mit keiner Silbe von einem Rücktritte Gambettas.

Die Zeitungen aus Bordeaux vom 29. bringen das démenti, das Gambetta den Times giebt in Beziehung auf die Unterhandlungen wegen der Uebergabe von Paris, und sprechen im Uebrigen, als sei es ausgemacht, daß daran kein wahres Wort ist, und daß Paris sich bis in das Endlose vertheidigen und schließlich Sieger bleiben werde.

Spät kommt ein Telegramm aus London: Jules Favre hat den Citoyen Jules Simon nach Bordeaux gesendet; der soll den Citoyen Dictateur Gambetta absetzen! I wish him joy! Ein hübscher Auftrag!

Friedensbedingungen, die Bismarck angeblich stellt: 1. Elsaß und Lothringen. (NB. Das ist in der Ordnung!) 2. Pondichery. (NB. Möglich, daß wir es verlangen; wir brauchen allerdings eine Flottenstation in den indischen Meeren). 3. Zwanzig Kriegsschiffe ersten Ranges. (NB. Ich glaube nicht, daß wir die verlangen Schiffe können wir selber bauen). 4. Zehn Milliarden Kriegskosten.

2. Februar. Almeida, den ich im Club treffe, meint, wir würden wohl nicht zehn Milliarden von Frankreich verlangen, das Geld aber jedenfalls auf den Canal verwenden, der Ost- und Nordsee verbinden soll, und darauf, Flotten-Stationen namentlich in den indischen Meeren zu erwerben. Portugal habe dort „de jolies choses" zu verkaufen. Er werde Das besorgen, wenn er nach Berlin gehe.

Londoner Telegramm vom heutigen Tage. John Bull scheint Zeter zu schreien über die Friedensbedingungen. Er kommt sich darin sehr frei und selbstständig vor und hat in seiner Dummheit keine Ahnung davon, daß er nur ein Werkzeug der Association internationale ist. Uebrigens, mag er brüllen! Das hat Wenig zu sagen.

Sehr befriedigend ist, daß Bourbaki's Armee nach der Schweiz hinaus gedrängt ist. Sie zählt noch 80,000 Mann. Da sie bedeutende Verluste erlitten hat, und eine Division derselben nach Lyon entkommen ist, muß sie demnach wohl volle 100,000 Mann stark

gewesen sein, als sie ihre Operationen in Franche Comté begann, und dennoch hat sie nicht vermocht Belfort zu entsetzen, obgleich Werder ihr schwerlich effective 30,000 Mann entgegenzusetzen hatte. Danach läßt sich der Werth der gegenwärtigen französischen Armeen bemessen; Werder scheint sich übrigens mit Ruhm bedeckt zu haben.

Die Zeitungen in Bordeaux wagen auch am 30. Januar noch nicht von der Uebergabe von Paris zu sprechen. Die „Gironde", die vorzugsweise in Gambettas Dienst steht, erklärt sogar mit dreister Stirne die Nachricht für eine der gewöhnlichen preußischen Lügen. Hat gewissermaßen Recht, nämlich vermöge des Beiworts. Die preußischen Lügen sind in der That gewöhnlich von der Beschaffenheit wie diese da.

3. Februar. Die Zeitungen gebährden sich noch immer so unsinnig und hochfahrend, wie es Gambetta haben will! Le Siècle nennt es eine unheilvolle „fatalité", daß der Waffenstillstand geschlossen ist grade in dem Augenblicke, wo der vollständigste Sieg durchaus gewiß war!

Ein älteres Telegramm aus London vom 3. besagt: Gambetta verwirft den Frieden, erklärt die Pariser Regierung de la défense nationale für Verbrecher, die den Tod verdient haben, und besonders, daß er nunmehr die Regierung der Republik Frankreich und die Verantwortung dafür ganz allein zu übernehmen die Güte hat!

Sich so zum Signore eines Reiches aufzuwerfen, Das pflegt sonst nur ein siegreicher Feldherr zu können. Gambetta wird es wohl auch nicht können, wenn er sich nicht ohne Rückhalt und Bedingung in die Arme der Röthesten der Rothen wirft und aus ihnen bewaffnete Banden bildet, colonnes révolutionaires, mit denen er das Land terrorisirt.

Die Ereignisse der nächsten Tage werden sehr spannend und wichtig sein! Wie aber die Dinge sich auch wenden mögen, Frankreich geht vielfachem Unglück entgegen!

5. Februar. Die Verwirrung in Frankreich wird immer ärger, immer unheilvoller. Jules Favre annulirt Gambettas Wahl-Decrete; die Clubs rasen.

7. Februar: Die Gesandten von Oestreich, Spanien und Italien haben dem hochfahrenden Herrn Gambetta zu verstehen gegeben, daß sie bei der Regierung de la défense nationale in Paris, nicht bei der Delegation in Bordeaux accreditirt sind, und nach ihren Instructionen, im Falle die Harmonie nicht hergestellt werden könnte, Bordeaux verlassen müßten, um sich an den Sitz der Regierung zu begeben. Das ist von großer Wichtigkeit und Tragweite und könnte wohl den grand Citoyen Gambetta zur Vernunft bringen. Natürlich ist es Oestreich, das hier die Initiative ergriffen hat. Italien und Spanien handeln unter Oestreichs Einfluß.

7. Februar. Im Club, Zeitungen. Daily News und Gironde gelesen; ihre Schimpfereien gehen in das Pöbelhafteste des Pöbelhaften als Beweis, daß die Franzosen an der Spitze der Civilisation stehen.

Jules Favre scheint den Sieg davon zu tragen über Gambetta. Er hat es wenigstens durchgesetzt, daß Gambettas Decret, die Wahlen betreffend, von Bordeaux aus widerrufen worden ist. Vielleicht eine erste Folge der Erklärung der Gesandten.

8. Februar. Gambetta hat sein Amt niedergelegt. Gewiß nicht, um Jules Favre und Consorten gefällig zu sein! Ich bin überzeugt, er hat sich an die Generale gewendet, sie aufgefordert, ihm in den Krieg à outrance zu folgen, und Antworten erhalten, die ihm keine Aussichten ließen.

Wie doch in großen Augenblicken ein Jeder auf sein wirkliches Niveau steigt oder fällt! Rochefort der Große, der Wilde, der Barrikaden-Minister und Feldherr, hat die Capitulation von Paris unterschrieben gleich jedem Anderen, in aller Bescheidenheit und Ruhe. Man hört überhaupt schon seit längerer Zeit gar Nichts mehr von ihm.

13. Februar. Wahlen in Frankreich, jetzt das Wichtigste was zur Zeit vorgeht. Die Dinge scheinen dort eine entschiedene Wendung zu einer orleanistischen Restauration zu nehmen. Joinville und Aumale sind erwählt, und Monsieur Thiers „qui n'est pas même la moitié d'un homme" achtzehnmal!

Freilich sind auch die Haupt-Republikaner gewählt, nicht bloß

Gambetta, sondern auch Louis Blanc und Rochefort. Es wird eine schöne Judenschule geben, in der neuen assemblée.

Das neueste Blatt der Gironde bringt Auszüge aus den Pariser Blättern über die Occupation der Forts durch unsere Truppen. Der „Temps" spricht von der admirable discipline, in der wir den Franzosen überlegen wären. Vor dem Kriege wurden unsere Soldaten eben dieser strammen Disciplin wegen als Automaten verspottet!

15. Februar. Belfort steht auf dem Punkte zu capituliren. Die französische assemblée besteht zu ²/₃ aus Monarchisten. Das ist recht schön, fördert uns aber sehr wenig in Beziehung auf Elsaß und Lothringen. Das Wichtigste ist wohl, daß der Waffenstillstand nur auf eine Woche verlängert worden ist. Sehr wohl berechnet; können die Franzosen sich im Laufe dieser Woche nicht entschließen uns Elsaß und Lothringen abzutreten, so lassen wir ihnen nicht Zeit zur Formirung neuer Truppen. Der Kronprinz marschirt dann auf Bordeaux, Manteuffel auf Lyon.

16. Februar. Ich zweifele noch daran, daß die Versammlung in Bordeaux den Frieden sofort und ohne Weiteres annehmen wird. Die französischen Zeitungen sind noch immer in alter Weise unvernünftig in Beziehung auf Lothringen und Elsaß, und der Pöbel der großen Städte nicht minder. Sie wissen sogar aus der englischen Thronrede die Hoffnung einer energischen Intervention Englands herauszulesen, und diejenigen, die nicht so ganz willkürlich zu lesen wissen, rechnen auf den nahen Sturz des Ministeriums Gladstone, der allerdings nicht unmöglich ist, und darauf, daß ein Tory-Ministerium dann sofort in brutalster Weise mit Krieg drohen werde. Das hoffen sie, obgleich selbst die preußenfeindlichsten englischen Zeitungen sagen, Alles müsse für Frankreich gethan werden, „all! short of actually going to war!"

Unter diesen Umständen wird die assemblée vielleicht nicht den Muth haben den Frieden anzunehmen. Sie wird es noch auf einen kurzen Feldzug von wenigen Tagen ankommen lassen, der dann freilich die Unmöglichkeit länger zu widerstehen vollends anschaulich machen wird.

Und wie schimpfen die republikanischen Blätter über die Land-

bevölkerung, die nicht republikanisch, nicht patriotisch ist! Der Pöbel der großen Städte, der nicht kämpft, wohl aber schreit und sich wüthend gebährdet, Das sind die echten Patrioten, denen die Herrschaft in Frankreich gebührt, obgleich sie die Minderzahl sind.

17. Februar. Grévy Präsident der assemblée in Bordeaux; welches politischen Glaubens ist der Mann? Ich weiß Nichts davon.

Thiers an der Spitze des pouvoir exécutif; aber eine besondere von der assemblée gewählte Commission beauftragt den Frieden zu unterhandeln; wahrscheinlich auf Thiers Betreiben. Er will offenbar nicht der sein, der den Frieden schließt, und er will es nicht sein, damit er über den Frieden hinaus politisch wirksam, wie er es wenigstens vorhat, die Hauptperson in Frankreich bleiben kann.

Erschreckend ist ein Manifest des Königs von Spanien, Don Amadeo, der erklärt, daß er der Coalition der Republikaner und Carlisten à outrance widerstehen werde! Danach muß es bereits sehr unheimlich aussehen in Spanien.

19. Februar. Den Visconde de Soveral getroffen, der mir sagt, daß die Dinge in Spanien mehr und mehr eine sehr böse Wendung nehmen. Ein Bekannter aus Madrid hat ihm gesagt: vier Monate wolle man dem Könige Don Amadeo gewissermaßen als Probezeit gewähren; wenn er innerhalb dieser Frist nicht die richtigen Wege eines constitutionellen Königs einschlage, „lo matarem!“

(NB. Don Amadeo schlägt aber ganz und gar nicht die richtigen Wege ein; er folgt den Traditionen des Hauses Savoye-Carignan und beugt sich vor der sogenannten Kirche, das heißt vor der Klerisei, die er zu versöhnen und zu gewinnen sucht. Er bedenkt nicht, daß es überhaupt gar keinen Grund mehr giebt, warum er überhaupt in Spanien ist, wenn er das Handwerk des Infanten Don Carlos treiben will anstatt die liberalen Prinzipien zu vertreten. Dem Klerus zu Gefallen leben, Das kann Don Carlos jedenfalls besser als er! Auch wird er den Klerus nie und nimmer gewinnen, wohl aber kann er darüber die Sympathien der Parteien, die ihn in Ermangelung eines Besseren auf den Thron berufen haben, vollends verlieren!)

In Madrid ist gestern Abend auf Ruiz Zorilla ge-

schossen worden. Es ist in Spanien gar nicht ohne mit dem matar!

20. Februar. Officielle preußische Erklärung im Moniteur de Versailles: man wird den Franzosen die Friedensbedingungen als Ultimatum vorlegen. Wie werden sie das als Demüthigung empfinden! Selbst die Verlängerung des Waffenstillstandes um fünf Tage haben sie nicht umsonst erhalten. Sie haben Belfort dafür übergeben müssen!

21. Februar. Ich erhalte einen Brief meines Sohnes Fritz vom 26. Januar:

„Jules Favre, der den Tag vorher schon in Versailles gewesen war, wollte wieder hin. Sehr früh mußte ich mit der Parlamentair-Flagge vorreiten, um sein Ansuchen in Empfang zu nehmen. Ich eilte damit zu Bismarck, den ich persönlich sprach. Er lag in einem rothseidenen Schlafrock auf einer chaise longue, und ich brachte dann die Erlaubniß wieder zu den französischen Vorposten. Abends spät mußte ich dann noch bei Laternenlicht den französischen Minister abholen. Ich unterhielt mich auch einige Augenblicke mit ihm. Er macht den Eindruck eines liebenswürdigen und ehrlichen Mannes. Er hat mir viel besser gefallen als der kleine jüdisch aussehende, vielleicht auch jüdisch denkende Thiers. Es wird mir immer eine interessante Erinnerung bleiben diese beiden Männer unter diesen Umständen gesehen zu haben. Beim Abschied gab mir Favre sehr freundschaftlich die Hand und dankte für die freundliche Begleitung."

Dann schreibt er wieder am 30. Januar:

„Die letzten Tage war ich durch anhaltenden Dienst verhindert Dir zu schreiben. Ich hole das heute nach. Gestern wurden nämlich die Pariser Forts unseren Truppen übergeben, und da mußte die ganze Division, wir also natürlich auch, den ganzen geschlagenen Tag über gefechtsbereit stehen, was bei der Kälte nicht sehr amüsant war, und vorgestern war ich durch meine Parlamentair-Thätigkeit von früh 8 Uhr bis Nachts um 1 Uhr in Anspruch genommen. Das war natürlich viel interessanter. Früh ritt ich an die Sèvre-Brücke, um Jules Favre, den General von Waldan, den Grafen d'Herisson und die Direktoren der drei Haupteisenbahnen von Paris abzuholen: es waren

die französischen Bevollmächtigten. Zwei Wagen standen hinter unserer Barrikade bereit und nahmen die Herren auf. Ich begleitete sie und führte sie bei dem Grafen Bismarck ein, wo wir Alle, ich auch, zum Dejeuner eingeladen wurden. Ich lehnte natürlich nicht ab, und es war sehr interessant der Conversation Jules Favres mit Bismarck zu lauschen, während die französischen Offiziere stumm und verbissen da saßen. Erstere unterhielten sich zuerst über allgemeine Gegenstände, das Recht der Vertheidigung, die erlaubten Grenzen des Krieges und ähnliche Fragen betreffend, nachher speciell über Fragen der augenblicklichen Situation. Bismarck klar, geschlossen, logisch, Favre mehr enthusiastisch. Nach dem Frühstück bekam ich Befehl, um drei Uhr wieder zu kommen, um die Herren wieder nach Paris zu begleiten. Die waren aber um drei noch nicht fertig, und ich mußte um sechs Uhr wiederkommen. Da traf ich den Grafen Bismarck zuerst allein. Er sagte mir, die französischen Herren hätten seine Einladung zur Tafel angenommen, und forderte mich auf ebenfalls da zu bleiben. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Gleich darauf erschienen die Franzosen, außerdem eine Menge Legationsräthe; auch der Minister Delbrück war da. Ich unterhielt mich längere Zeit mit d'Herisson, der ein gebildeter, liebenswürdiger und vielgereister Mann ist, sprach mit Keudell, Delbrück, und dinirte darauf sehr gut. [1])

Ich fuhr darauf mit Favre, dem General und d'Herisson wieder nach Sèvres und begleitete diese Herren bis an die Seine, wo wir

---

1) Zur Ergänzung dessen, was dieser Brief berichtet, sei aus einer weiteren Aufzeichnung des Leutnant v. Bernhardi noch Folgendes mitgetheilt:

„Nach dem Essen richtete Jules Favre an Bismarck die Frage, ob nicht doch noch Bourbaki und seine Armee in den Waffenstillstand eingeschlossen werden könnten. Als Bismarck das als unmöglich abwies, frug Jules Favre weiter, ob denn die Waffenruhe nicht wenigstens für Garibaldi gelten könnte. Bismarcks Antwort lautete: „Je n'ai pas de coeur pour cet homme là. C'est un brigand.“ Er habe General Manteuffel bitten lassen, Garibaldi, wenn möglich, gefangen zu nehmen. Hierauf begaben sich Beide in ein Neben-Zimmer, wohl um den Waffenstillstands-Vertrag zu unterschreiben. Jules Favre weinte. Als er sich später an der Thür bei Bismarck verabschiedete, dankte er ihm für die „manière chevaleresque“, mit der er die Verhandlungen geführt habe. Ich stand unmittelbar dabei und konnte jedes Wort hören.“

Der Herausgeber.

rührend Abschied nahmen. Sie setzten in einem Boote hinüber. Um 1 Uhr war ich erst wieder zu Hause. Es war ein interessanter Tag."

Brandenburg sagte mir, General Waldan sei in der Conferenz mit Bismarck so heftig geworden, daß er habe weggeschickt werden müssen, und Jules Favre habe sich in allen diplomatischen Formen in dem Grade unwissend erwiesen, daß Bismarck ihn darüber erst habe belehren müssen.

Von politischen Verhältnissen sagt Brandenburg, für Spanien sei die einzige Möglichkeit sich wieder zu erheben versäumt. Es hätte an dem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen sollen. Die Beleidigung, die Frankreich dem spanischen Reich angethan hat, in dem es ihm verbot einen König nach eigenem Ermessen zu wählen, war viel ärger als Alles, was gegen unsern König verübt worden ist. Nachdem Spanien diese Beleidigung ruhig hingenommen hat, kann es sich und wird es sich nie wieder erheben. Einen Augenblick hat Bismarck es für möglich gehalten, daß Spanien sich an dem Kriege betheiligen werde. Auf sein Thun und Lassen, auf seine Pläne hat das natürlich gar keinen Einfluß geübt; er hätte unter allen Bedingungen, ganz unabhängig davon, was Spanien that oder nicht, genau auf dieselbe Weise gehandelt. Aber er hat es für möglich gehalten.

Brandenburg selbst hat auf den hiesigen spanischen Gesandten Los Rios zu wirken, ihm begreiflich zu machen gesucht, welche Beleidigung Spanien erfahren habe, und wie es unerläßlich sei sie zu rächen. Aber Los Rios wollte davon Nichts hören; „er schüttelte sich wie ein nasser Pudel, wenn von der Beleidigung die Rede war!"

Im Gremio Kudräffsky getroffen. Der zeigt sich stets als ein leidenschaftlicher Feind Frankreichs; er gehört zu den Russen, die den Krimkrieg und die durch Frankreich erfahrene Demüthigung nicht verschmerzen können. Deren sind, glaube ich, nur Wenige. Er findet es wahnsinnig, daß die Franzosen sich immer noch weigern wollen etwas von ihrem Gebiet abzutreten, er sieht darin einen unleidlichen Hochmuth, als ob die Franzosen höhere Wesen wären, etwas Anderes als andere Nationen! Er findet es unverzeihlich, daß keine der anderen Mächte den Franzosen mit dem gehörigen Nachdrucke Vernunft predigt

und ihnen den Kopf zurecht setzt. Nach dem Krimkriege habe sich Rußland auch müssen eine Gebietsabtretung gefallen lassen, „et nous n'étions pourtant pas battu, comme ils le sont aujourd'hui". Frankreich sei damals vor Allem insolent gewesen gegen Rußland, „et maintenant, qu'ils sont dans le pétrin", wollen sie keine Vernunft annehmen!

Als man bei den Friedensunterhandlungen in Wien dem Fürsten Gortschakow zuerst von der Neutralisirung des Schwarzen Meeres sprach und von der Beschränkung der russischen Seemacht auf diesem Meere, rief er aus: „Jamais!" Da war es Drouyn de l'Huis, der ihm sagte: „Mon cher Prince, acceptez, ou bien l'année prochaine nous vous limiterons encore dans la Baltique!" Pourquoi est-ce que personne ne tient aujourd'hui un pareil langage à la France?

Die ärgste Demüthigung für Frankreich wäre, meint er, wenn es seine Zuflucht abermals zu Napoleon III. nehmen und seine vielgeschmähte Regierung, das Empire, wieder herstellen müßte. Und Das könne sehr leicht geschehen, wenn Napoleon III. mit seiner Armee aus der Gefangenschaft heimkehrt. Es werde geschehen, und Kubräffsky gönnt den Franzosen diese Demüthigung von ganzem Herzen.

Ich: Es kann um so eher geschehen, weil die französischen Legitimisten, wie ich sie kenne, sich viel eher den Buonapartes anschließen werden als den Orleans.

Kubräffsky stimmt dem vollkommen bei. (NB. Es wird aber im Wesentlichen davon abhängen, ob die gefangene französische Armee wirklich noch immer sehr buonapartistisch gesinnt ist. Das steht zu bezweifeln. Sie wird wie alle Franzosen von einer wahnsinnigen Eitelkeit beherrscht und wird nimmer mehr zugeben, daß sie besiegt worden ist. Um sich selbst und Andere darüber zu täuschen, wird sie alle Unfälle dem Kaiser persönlich und den Generalen seines Anhanges beimessen.)

Mit Lobo über die Lage in Spanien gesprochen, die sehr drohend wird und eine nahe Krisis ankündigt.

Lobo glaubt, daß Prim durch die Montpensieristen ermordet worden ist. (NB. Montpensieristen oder Isabellinos müssen die Mörder wohl sein. Wären es Carlisten oder Republikaner,

so hätte man sie wohl schon entdeckt und bestraft.) Die Madrider Blätter der Moderados suchen den Verdacht, Prims Ermordung veranlaßt zu haben, auf den Herzog von Montpensier in Person zu lenken. Man könnte daraus beinahe schließen, daß sie selber die Thäter sind.

22. Februar. Die Times vom 15. bringt einen lächerlichen und einen sehr merkwürdigen Artikel.

In dem ersteren, dem Leitartikel, entnimmt die Redaction dem neuesten Blaubuche, daß England der anerkannte Schiedsrichter zwischen allen Völkern der civilisirten Welt ist. Alle Nationen sind von Anfange des gegenwärtigen Krieges an der Weisungen Englands gewärtig gewesen; haben auf einen Wink Englands gewartet, welche Wege sie einschlagen sollen! Der Artikel sieht noch dazu so aus, als lebte man in England nicht wirklich in diesen Illusionen, als suche man sich etwas mühsam weiß zu machen, daß dem wirklich so sei.

Der zweite Artikel, Correspondenz aus Paris, spricht es aus, daß die Deputirten der Stadt ganz einfach von der association internationale ernannt worden sind, und giebt dann der Besorgniß vor einem Arbeiterkriege Ausdruck, der nach dem Frieden bevorsteht, weil kein zweiter Haußmann Paris den Arbeitern zu Liebe noch einmal einreißen und wieder aufbauen werde!

---

2. Präliminar-Frieden zwischen Preußen und Frankreich. Sociale Revolution in Paris. Ausflug nach Leiria, Batalha und Alcobaça.

27. Februar. In den französischen Zeitungen zeigt sich seit ein Paar Tagen ein veränderter Ton. Sie geben jetzt zu, daß Frankreich besiegt ist; sie sprechen es geradezu aus: „nous sommes vaincus“. Es wird anerkannt, daß Frankreich keinen Widerstand mehr zu leisten vermag, daß Deutschland die Friedensbedingungen vorschreiben kann. Nicht auf sich selbst, nur auf die Intervention der lieben Neutralen,

bald Englands, bald Rußlands, gründen sie ihre Hoffnung Elsaß zu behalten.

28. Februar. Ein Telegramm aus London besagt, der Waffenstillstand sei bis zum 12. März verlängert. Das scheint aber ein Irrthum. Die Gesandtschaft ist officiell benachrichtigt worden, daß die Verlängerung nur bis zum 6. des kommenden Monats geht.

Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß man den Franzosen vierzehn Tage Zeit lassen sollte, mit den Neutralen zu intriguiren und den Neutralen eine so bequeme Frist, sich unberufen einzumischen.

1. März. Thiers ist in dem Augenblicke, wo er der Versammlung die Friedensbedingungen mittheilen wollte(?), auf der Rednerbühne ohnmächtig geworden vor „Emotion": Theater-Kunststück in doppelter Absicht; erstens wurde dadurch die Möglichkeit gegeben, die Bedingungen zunächst nicht der ganzen Versammlung sondern einem „comité" mit zu theilen und nur nach und nach in die Oeffentlichkeit kommen zu lassen. Und dann! Frankreich soll sehen und wissen welchen Seelenschmerz dieser Frieden dem Patrioten Thiers verursacht, soll sich überzeugen, daß er nur der unvermeidlichen Nothwendigkeit gehorcht. Es kommt darauf an, daß er möglich bleibe für die Zukunft!

Wie fallen die Franzosen in ihren Partei-Blättern über einander her!

2. März. Telegramm: Der Friede von der französischen assemblée mit 547 Stimmen gegen 109 angenommen.

Die 109, die ihn verwarfen, hätten es wohl schwerlich gethan, wenn sie nicht mit Bestimmtheit gewußt hätten, daß er dennoch mit großer Stimmen-Mehrheit durchgehen würde. Bedingungen: Elsaß ohne Belfort, ein Fünftel von Lothringen mit Metz und Diedenhofen und 5000 Millionen. Gefällt mir nicht ganz! Ich hätte lieber Belfort mehr und 1000 Millionen weniger.

In der Straße drei Matrosen von der Arcona getroffen, die mich kennen. Ich sagte ihnen von dem Frieden, sie freuten sich nach Hause zu kommen, fragten aber sogleich, ob wir Metz behalten? Erst als ich diese Frage bejahte, war die Freude vollständig! „Ja, Metz müssen wir haben," darüber war unter ihnen nur eine Stimme.

Kudräffsky getroffen, immer in derselben ungnädigen Stimmung in Beziehung auf Frankreich. Der Brief des Bischofs von Angers, den er eben las, brachte ihn ganz aus der Fassung: solche Insolenz, solche jactance in der gegenwärtigen Lage Frankreichs! Namentlich war es der Schluß, der seinen Zorn erregte, und der ist in der That eigenthümlich genug. Der Bischof sagt darin unserem Könige, er habe den größten Triumph gefeiert, „qui peut échoir à l'homme", er habe die französische Armee besiegt! Nun solle er sich selbst besiegen.

Uebrigens sagte mir Kudräffsky auch, die Lage in Spanien werde immer bedenklicher. Don Amadeo habe nach Nizza reisen wollen, seine, wie man glaubt, sterbende Gemahlin zu sehen. Die Minister haben einstimmig die Reise widerrathen, weil die Rückkehr zweifelhaft, wenigstens schwierig werden könnte.

5. März. Keine Neuigkeiten, außer daß der Prinz Friedrich Karl die Occupations-Armee befehligen und sein Hauptquartier in Reims haben werde. Die Occupation werde dauern, bis die Kriegs-Entschädigung ganz bezahlt ist. Drei Jahre? Das wäre lange!

6. März. Wichtige Nachrichten aus Paris. Die Rothen sind im Aufstande und Herren des Montmartre! Wären in Paris nur einige, wenn auch wenige, brauchbare Linientruppen zur Hand, so würde man wohl sehr leichten Kaufs mit den Herren fertig werden. Brauchbare Linientruppen aber stehen der französischen Regierung zur Zeit nicht zur Verfügung, und die Sache kann ernst werden.

Ich dachte mir wohl, daß die Gefahren, von denen englische Zeitungs-Correspondenten träumten, nur in ihrer Einbildung beständen, und daß es bei der Besetzung von Paris durch unsere Truppen vollkommen ruhig und friedlich hergehen würde; da hatten die Rothen Ernst zu besorgen, und Das war genug, um sie zu einer anspruchslosen Haltung zu veranlassen. Ebenso erwartete ich aber auch, daß ihnen der Kriegs-Muth kommen würde, so wie sie sich dem épicier allein gegenüber sahen.

Langes Gespräch mit Kudräffsky, der immer mit Ingrimm über Frankreich spricht.

Ich errathe nachgerade den Grund seiner Unversöhnlichkeit. Ku-

dräffsky ist lange und gerade zu Ende des Krimkrieges in Wien gewesen und hat gleich dem Fürsten Gortschakow die Demüthigungen, die Rußland sich dort mußte gefallen lassen, persönlich empfunden. Seine Haltung ist mir ein Beweis, daß auch Gortschakow trotz seiner theilweisen Hinneigung zur altrussischen Partei persönlich gar sehr gegen Frankreich erbittert ist.

Das ist jedenfalls einer der Umstände, die Rußlands Politik erklären.

7. März. Telegramm über London: Die Insurgenten sind Herren des Montmartre, haben Waffen, 26 Stück Geschütz, Mundvorräthe und Schießbedarf in ausreichender Menge. Die Regierung ruft Linientruppen aus der Provinz herbei. Wenn die sich nur brauchbar erweisen.

Englische Zeitungen. Sehr feindselig gegen Preußen. Der Aerger darüber, daß Niemand sich um England kümmert, daß dessen Schiedsrichter-Gelüste ganz unbeachtet bleiben, mag dazu beitragen.

14. März. Die Kreuzzeitung machte mir heute eine große Freude. Sie nennt meinen Sohn Fritz als den ersten Preußen und Deutschen, der in Paris eingezogen ist.

„Die Straßen waren vom frühen Morgen ab ruhig. Die französischen Militairbehörden hatten alle Zugänge zu der Marschroute mit Pulver- und Bagage-Wagen versperrt, und die Zahl der Neugierigen, welche durchgehends den untersten Klassen angehörten, war kaum irgendwo größer als ein paar Hundert. Etwa 8 1/4 Uhr kam den versammelten Gruppen die erste deutsche Uniform zu Gesicht. Ein junger preußischer Husaren-Offizier von etwa 20 Jahren galoppirte muthig die Avenue, die zum Arc de triomphe führt, hinauf. Der Correspondent des „Telegraph“ giebt seinen Namen als Leutnant von Bernhardi von den 14. Husaren an.

Der Offizier ist ein hübscher junger Mann und das halbe Dutzend Husaren, welches ihm folgt, sind kräftige gebräunte Veteranen, die so ruhig und unbekümmert dreinsehen, als wären sie in Potsdam auf Parade. Und doch standen zu beiden Seiten zerstreute Gruppen von Feinden und vor dem Triumphbogen hatte sich ein Zuschauerhaufen aufgepflanzt. Unser junger Offizier reitet gerade auf sie los und

sprengt sie auseinander. Er kann einem leichten Schwenken des Säbels nicht widerstehen, als er über die Ketten und Trümmer hinwegsetzt, welche den Durchgang unter dem Triumphbogen halb versperren. Seine Leute und er sprengen unter demselben weg und galoppiren kaltblütig die Champs Elysées hinunter. So wurde Paris am 1. März um 8 Uhr Morgens von einem Jüngling und sechs Husaren eingenommen. Etliche Ellen weiter hinunter ließ er seine Leute halten, detachirte drei von ihnen nach dem Rond Point, wo sie ruhig patrouillirten, und er selbst kehrte nach der Place de l'Etoile zurück, wo jetzt einige zwanzig Mann mehr von seiner Schwadron in scharfem Galopp herangekommen waren. Den Zuschauern fiel augenscheinlich der Contrast auf zwischen der Haltung der Handvoll Krieger und der Art und Weise, wie sie sich den Vorgang in ihrer Phantasie ausgemalt hatten. Der Triumphzug war es, aber triumphirend durch seine Bescheidenheit. Die gutmüthigen Umstehenden fühlten sich offenbar gekitzelt, als unser jugendlicher Lieutenant sie naiv um den Weg nach dem Palais d'Industrie befragte, und ein halbes Dutzend Gamins wetteiferten mit einander, ihm die nöthige Auskunft zu geben. Dann kam Rittmeister von Colomb heran geritten, welcher diese ganze Schwadron commandirte, die ersten Truppen, welche Paris betraten. Und dieses erste Detachement ritt die Champs Elysées hinab, als gehörten sie ihnen. Der ziemlich dichten Volksmenge, welche sich inzwischen auf der Place de la Concorde angesammelt, achteten sie nicht!"

Mein Sohn der erste, buchstäblich allererste Preuße und Deutsche, der in Paris eingezogen ist. Eine solche Freude habe ich selten erlebt. Er ist gewissermaßen schon eine geschichtliche Person geworden.

20. März. Fronteira hatte mich gestern gefragt, ob ich die Sitzungssäle und die Sitzungen der Cortes besucht habe? Das müsse ich jedenfalls thun, ehe ich Lissabon verlasse.

Die Cortes sind hier viel großartiger eingerichtet als in Madrid. Ihr Sitz ist ein mächtiges ehemaliges Kloster. Man ist versucht zu sagen: nur ehemalige Klöster sind auf der Iberischen Halbinsel Gebäude von solchem Umfange.

Ich ließ, wie verabredet war, Fronteira herausrufen in ein Vorzimmer. Er begrüßte mich da mit dem neuesten Telegramme aus

Paris: der Angriff der Versailler Regierungs-Truppen auf den Montmartre ist mißlungen; ein General mit 300 Mann ist umringt worden und genöthigt sich „dem Volk", den Aufständischen zu ergeben. Ein anderer General und viele Offiziere sind verwundet. Es scheint, man hat auch hier den Fehler begangen, der so oft vorkommt, und durch den so oft Dinge, die an sich nicht bedeutend sind, zu bedeutenden gemacht werden, indem man einem thörichten Beginnen unverdiente Erfolge zuwendet: man ist übereilt und leichtsinnig vorgegangen, ohne vorher die Macht zu sammeln oder die Maßregeln zu treffen, durch die der Erfolg unbedingt sicher gestellt gewesen wäre. Man muß sich in solchen Fällen so einrichten, daß man seiner Sache unbedingt gewiß ist.

Wir wanderten durch weite Corridors und Säle, um auf die Zuschauer-Tribüne des Pairs-Saals zu gelangen. Raum ist hier genug und im Ueberfluß. Auch der Sitzungs-Saal der Pairs ist groß und schön, „auf Säulen ruht sein Dach". Während in Madrid die Mitglieder der Cortes bei Weitem nicht alle zugleich in ihrem Saale Platz finden könnten, tagen die Pairs von Portugal in einem Raume, in dem, auch wenn sie vollständig versammelt wären, noch allenfalls Platz zu einem Ballspiel übrig bliebe.

D'Andrade Corvo, den ich kenne, greift das Ministerium an in langer Rede; der Bischof, o bispo, wie er schlechtweg genannt wird, nämlich der Bischof von Visen, Minister, antwortete in einem gesucht alltäglichen Tone, d'un ton de Jaques bonhomme, mit entsprechenden Manieren, hat aber dabei in einem hohen Grade das Aussehen eines Mannes von Erziehung. Eben dadurch hat das ganze Wesen den Charakter des Gemachten.

Fronteira kam noch einmal zu mir auf die Tribüne, um mir zu sagen, daß ein neues Telegramm, eben eingetroffen, noch schlimmere Nachrichten aus Paris bringt: die Truppen fraternisiren zum Theil mit dem „Volk", d. h. mit den Aufständischen; zwei Generale sind als Gefangene in die Hände des Volks gefallen und sofort erschossen worden; Vinoy ist nach Versailles berufen, um dort das Commando zu übernehmen; die Rothen sind Herren von Paris.

Abends das Nöthige zu einem kleinen Ausfluge eingepackt. Diner

im Hotel Central. Abfahrt in der Dämmerung und bald im Dunkeln.

Es wird seltsam sein gerade in dieser Zeit gewaltsamer Krisis ein Paar Tage über Nichts von politischen Neuigkeiten zu hören.

21. März. In tiefer Nacht in Pombal, wo ich aussteige, um im Einspänner nach Leiria zu fahren. Als der Morgen nahte, und die Dunkelheit allmählig durchsichtiger wurde, ließ sich unterscheiden, daß ich durch ein ödes und trauriges, schlecht angebautes und armes Land fuhr.

Einen gar eigenthümlichen Eindruck machen die überaus ursprünglichen, beinah urweltlichen Landfuhrwerke, die hier in Portugal üblich sind. Es sind zweirädrige Karren; viereckige Kasten, die auf einer Achse und zwei Rädern ruhen; ein stattliches Paar Ochsen zieht an der Deichsel, am Joch. Die Räder bestehen einfach aus zwei großen runden Holzscheiben; diese sind unbeweglich an der Achse befestigt, die sich mit ihnen in zwei runden Holzringen dreht, die zu beiden Seiten unten an dem viereckigen Kasten angebracht sind. Es ist das schwerfälligste und langsamste Fuhrwerk, das sich denken läßt.

Sowie das Fuhrwerk in Bewegung ist, hört man es in der Einsamkeit und Stille der Nacht mindestens eine Viertelmeile weit.

In Leiria erwartete mich mit der aufgehenden Sonne ein überraschend schöner Anblick. Aus dem Städtchen erheben sich nämlich auf einem ansehnlichen meist nackten Felsen die stattlichen Thürme und Mauern des einst von König Diniz bewohnten Ritterschlosses, jetzt Ruine, aber nicht formlos, sondern so weit erhalten, daß es täuschen und noch wehrhaft erscheinen könnte. Und dieses Schloß nun funkelte röthlich im Lichte der ersten Sonnenstrahlen, die eben darauf fielen.

Leiria ist ein Bischofssitz; die Domkirche aber, obgleich aus der Zeit des Spitzbogenstyls, hat nichts Bemerkenswerthes.

Der Weg zur alten Königsburg hinauf führt durch den Thorweg eines Klosters, das am Fuß der mäßigen Anhöhe liegt. Höher hinan liegt noch ein anderes Kloster neben dem bischöflichen Palaste. Im Ganzen zählte der sehr kleine Ort nicht weniger als sechs Klöster und außerdem den unvermeidlichen Bischof mit seinem Kapitel! Die geistlichen Herren hatten sich auf der Iberischen Halbinsel recht gründlich eingerichtet, Das muß man gestehen!

Neben dem Palaste des Bischofs liegt eine alte Capelle, wie das Rundbogenthor bezeugt, sehr alt, und diese Capelle hat die profane Gegenwart in ein Theater verwandelt! Unmittelbar neben dem Sitze des Kirchenfürsten! Ein Theater erwartet man jedenfalls in Leiria noch weniger als sechs Klöster.

Wir bogen zur Linken in den Fußpfad, der zu der Königsburg auf den Felsen hinanführt. Oben gelangt man zuerst zu der Kirche der Burg, die sichtlich neuer ist als diese, im Spitzbogen-Styl; einschiffig; die zerstörende Zeit hat sie zum Hypaitron gemacht; die Gewölbe sind nämlich eingestürzt.

Daneben erhebt sich ein viereckiger Thurm mit zahlreichen Doppelfenstern, deren beide Spitzbogen sich in der Mitte auf ein Säulchen stützen, so daß man in allen Richtungen durch den durchbrochenen Bau hindurch den blauen Himmel sieht. Der Fußboden im Innern der Kirche ist eine sehr unebene Rasendecke geworden; die Grabsteine, die ihn einst großentheils bildeten, sind beseitigt, die Gräber aufgewühlt, von Schatzgräbern, wie man mir sagt. Die Gebeine, die sie darin gefunden haben, sind wild durch einander in ein ebenfalls offenes Grab geworfen und bleichen da, offen zu Tage in Sonne und Regen.

Etwas höher als die Kirche liegt das Hauptgebäude der Burg, ehemals ein reich geschmückter Prachtbau, jetzt ohne Dach und Zwischenböden.

Die Aussicht nach allen Seiten hin schön. Rund um Leiria ist der Boden hügelig, fruchtbar und wohl angebaut; frisch und grün. Im Westen entzieht eine Dünenkette das Meer dem Blicke.

Ich ließ mir in der Fonda etwas zu essen geben und fuhr um zwei Uhr weiter in einem sehr kleinen und leichten Einspänner.

Die Fahrt ging leidlich rasch über ein wellenförmiges Land, das aber keineswegs geschaffen ist eine vortheilhafte Meinung von der Schönheit und dem Reichthume Portugals zu geben. Ein öder Landstrich, in dem sich wenig Leben regt. Man fährt stundenlang, meilenweit, ehe man wieder einmal die wunderbare Musik eines landesüblichen Ochsenkarrens hört.

Einen ganz überraschenden wunderbaren Eindruck macht dann aber Batalha. Es ist kein Ort. Die Abtei, bestimmt den Sieg

Don Joao I. über die Castilianer zu verewigen, liegt einsam in einer Bodensenkung; so kündigt denn Nichts ihre Nähe an, bis man sie fast erreicht hat.

Da taucht plötzlich in großer Nähe hinter einer Erdwelle die reiche glänzende Stirnseite der Kirche und die Capelle de os Reyes mit ihrem phantastischen Oberbau auf! Der Eindruck ist so erfreulich wie überraschend.

Ich fuhr zur Kirche hinab, an ihrer Südseite entlang, an einer unvollendeten Capelle vorüber, deren colossale Fensterpfeiler ohne Abschluß in die Luft ragen, zu dem Klostergebäude.

Es wird gearbeitet an Kloster und Kirche; Alles wird sorgfältig hergestellt, wie es zur Zeit seines Glanzes und der Herrlichkeit Portugals war.

Der Architekt führte mich durch die Klosterhöfe mit ihren Kreuzgängen in das Innere der Kirche.

Diese Gebäude sind von Don Joao I., dem sogenannten Prior von Crato, gegründet worden, als Denkmal des bei Aljubarota über die Castilianer erfochtenen Sieges: des Sieges, der damals die gefährdete Unabhängigkeit Portugals sicher stellte, vor Allem aber jenen Prior des Christus-Ordens auf dem Throne befestigte.

Es ist das ein gar seltsames Gebiet der Landesgeschichte! Das unzweifelhaft ächte burgundische Königshaus war mit D. Pedro dem Grausamen oder Strengen und dessen Sohn D. Fernando ausgestorben, und der jüngste Bruder dieses Letzteren, eben der Prior D. Joao verdrängte seine noch lebenden älteren Brüder, die Söhne D. Pedros und der berühmten unglücklichen Inez de Castro unter dem Vorwande, sie seien unehelich geboren, Bastarde! Doch hatte D. Pedro hoch und heilig in feierlichster Weise vor dem versammelten Ständen des Reiches versichert, Inez de Castro sei mit ihm vermählt gewesen, und was den ganzen Vorgang vollends abenteuerlich macht: der Prior D. Joao selbst war notorisch ein unehelicher Sohn desselben Königs; seine Mutter eine Person von geringem Stande, die nie auch nur Anspruch darauf gemacht hatte für die Gemahlin des Königs zu gelten; er selbst war nie gleich seinen von ihm als unächt vertriebenen Brüdern als Infant behandelt worden.

Der im ersten Drittheile des XV. Jahrhunderts erbaute Klosterhof ist in seiner gegenwärtigen Gestalt, die er freilich erst unter dem Könige D. Manuel erhalten hat, ungemein schön.

Er hat nur ein Erdgeschoß und Spitzbogen-Arkaden die — nach der Weise solcher Kreuzgänge durch eine Mauer bis zur Brustwehr-Höhe geschlossen — zu großen Fenstern wurden. Sie waren ursprünglich einfache Spitzbogen-Oeffnungen; Don Manuel aber hat sehr zierliche und reiche Maßwerke im Style seiner Zeit hineinsetzen lassen und mit Glück, so daß dieser Kreuzgang schöner geworden ist als selbst der in Belem. Er liegt an der Nordseite der Kirche in den Winkel eingefügt, den Querschiff und Chor (Tribune) mit einander bilden. In der einen Ecke befindet sich ein laufender Brunnen, über den sich ein Pfeiler-Pavillon leicht und schlank sehr zierlich zusammen wölbt.

An diesem schönen Kreuzgange liegt der Capitel-Saal; eine jener phantastischen spät-gothischen oder Früh-Renaissance-Bauten, wie sie nur auf der Iberischen Halbinsel vorkommen. Unter dem hiesigen milden Himmel und geschützt durch den Kreuzgang davor bedarf das Capitel-Haus keines weiteren Schutzes durch geschlossene Fenster, und so sind denn auch den Oeffnungen keine Scheiben eingefügt.

Im Innern ist der Raum von einem der schönen Sterngewölbe ohne Pfeiler überwölbt, die sonst, so viel ich weiß, nirgends vorkommen, der Spät-Gothik der Iberischen Halbinsel aber eigenthümlich scheinen.

Ich wurde nun aus dem Kreuzgange durch einen Seiten-Eingang in das Innere der Kirche geführt, das hoch, schlank, luftig, doch auch daran erinnert, daß man sich in einem Baue gothischer Spät-Zeit und im Süd-Westen des romanischen Europas befindet. Auch hier, wie an so vielen Orten in Spanien und in Gascogne, ist das nordfranzösische Schema der gothischen Kirche nur unvollständig oder unvollkommen durchgeführt. Das Lang-Haus ist dreischiffig, das mittlere Schiff aber nur um wenig höher als die beiden Seitenschiffe.

An der Südseite des Baues ist eine zierliche gothische Capelle angefügt; in der ruht Pombal im Marmor-Grabe mit langer Inschrift, Pombal, der Staatsmann, dessen Größe erst jetzt aner-

kannt wird in Portugal, und den auch der Fremde hier im Lande achten lernt.

Der ganze Zauber dieses eigenthümlichen Baues ist aber in der Capelle der Könige, Capilla dos Reyes, entfaltet, die D. Joao I. neben diesem Denkmal seines entscheidenden Sieges als Ruhmeshalle für sich und die Seinigen errichtet hat. Sie bildet einen eigenen selbständigen Bau neben der Kirche und ist durch einen geschlossenen und überwölbten Gang unmittelbar mit dem südlichen Seitenschiffe verbunden.

Die Anlage dieser Capelle hat vielleicht nirgends ihres Gleichen.

Der Grundriß bildet ein Quadrat, in dessen Mitte ein Achteck von kleinerem Durchmesser gestellt ist, dessen Oberbau hoch über Seiten-Wände und Deckgewölbe des Vierecks hinaus in die Lüfte ragt und von leichten Pfeilern getragen wird, die als Bündel ungemein schlanker Säulen gegliedert sind.

Die Capitäle wie die zur Verzierung angebrachten Bogen leuchten in rother Farbe und Gold. Sie erinnern so an Verwandtes in der Alhambra.

Im Achteck nun, hoch überwölbt von dem kühnen schlanken Bau, erhebt sich das Grab des Königs Don Joao und seiner Gemahlin Philippine von Lancastre; zwei Sarcophage auf einem Piedestal. Die Gestalten beider ruhen darauf. Der König in voller Schienenrüstung mit dem Hermelin-Mantel. Sein Kopf ist Portrait, wie man sehr bestimmt sieht.

Im Viereck, in flachen Wandnischen, an den Wänden umher finden sich dann die Gräber der Kinder Don Joaos. Da ruht der Infant Don Pedro, der Regent; Don Enrique, der Seefahrer; Don Fernando, der Heilige, Calderons Principe constante, um den ich als Knabe so viele Thränen geweint habe.

Die Façade der Kirche ist ganz willkürlich gezeichnet, durchaus decorativ, wie das in mittelalterlichen Bauten romanischer Länder so häufig vorkommt: ein Schild, der vor das Gebäude gestellt ist.

Das Ganze gestaltet sich besonders dadurch eigenthümlich, daß sich neben der Kirche, in gleicher Linie mit deren Stirnseite, die Königs-Capelle erhebt; niedriger und schlanker als das Hauptgebäude.

Wie ein Thurm ragt das Achteck aus dem Viereck empor, gehalten von starken Strebebogen, die hier sehr nöthig sind, wie bei allen den gothischen Oberbauten, die so leicht und kühn auf Arkaden ruhen.

Ich sah das Alles röthlich gefärbt von der sinkenden Sonne, sehr schön! Aber die sinkende Sonne mahnte zum Aufbruch, denn hier war kein Unterkommen zu finden.

Mein leichtes Wägelchen trug mich ziemlich rasch weiter durch ein immer gleich trauriges ödes Land. Da es aber unterwegs brach, gelangte ich erst spät durch das siegberühmte Aljubarota nach Alcobaça.

22. März. Vom Balcon meines Zimmers ist die Lage von Alcobaça gut zu übersehen.

Der Ort liegt in einem Thale von sanften Höhen eingeschlossen und besteht eigentlich nur aus dem allerdings colossalen Kloster, einem geräumigen freien Platze davor und ein Paar ganz kurzen Straßen, die von diesem Platze ausgehen.

Mir lag vor Allem daran die Begräbnis-Capelle Dom Pedros des Grausamen und der schönen Inez de Castro zu sehen, deren unglückliches Schicksal nach so vielen Jahrhunderten noch eine so lebhafte und so gerechte Theilnahme erweckt. Diese Capelle ist an der Südseite der Kirche und ist durch ein Paar nicht allzu großer Fenster etwas dürftig erleuchtet.

Die beiden großen Sarcophage des königlichen Paares sind in mancher Beziehung gar sehr der Beachtung werth. Die Gestalten der Königin und ihres Rächers, liegend auf den Sarg-Deckeln, sind mit den Füßen gegen einander gewendet, und in derselben Richtung und Weise sind die königlichen Leichen im Inneren der Särge ausgestreckt. So wollte es der strenge König; er wollte, daß er und seine Geliebte, wenn sie dereinst aus dem Todesschlaf erwachen und sich erheben, einander gegenüberständen und einander in das Angesicht schauten; daß der erste Blick eines Jeden von Beiden auf die geliebten Züge des Anderen falle.

Der Kopf des Königs ist wohl erhalten. Es sind schöne, edle, heroische Züge. Das Antlitz der Donna Inez dagegen ist durch Säbel-

hiebe verunstaltet, namentlich ist die Nase abgehauen. Junots Franzosen haben ihren Muthwillen daran ausgelassen, und Das ist nicht einmal das Schlimmste, was sie hier verübt haben. Auch die Reliefs an den Seitenwänden der Steinsärge sind theilweise zertrümmert. Junots Franzosen haben die Särge erbrochen, um sich der Reichthümer zu bemächtigen, die sie darin vermutheten. Sie irrten nicht. Donna Inez war als Königin begraben, eine Krone auf dem Haupte, und Don Pedros Schwert war reich mit kostbaren Steinen besetzt. Wer weiß, wo sie die vier Winde haben.

Aber wahrlich, Junot und seine französischen Krieger haben sich hier im Lande einen nicht beneidenswerthen Ruf erworben! Das ärgste Schimpfwort, das ein Portugiese weiß, ist „Junot"! Wenn ein Mann aus dem Volke einen anderen in Zank und Streit „Junot" nennt, dann kommt es zu Messerstichen. Es ist eine Beleidigung, die nur durch Blut gesühnt werden kann!

Um 3 Uhr Abreise nach Leiria. Im Speisezimmer des Gasthauses finde ich Zeitungen, die mich aus den Zeiten der Renaissance und aus der Kunstgeschichte in die Gegenwart und in die Politik zurückführen. So viel sich entnehmen läßt, hat sich die gegenwärtige Regierung Frankreichs erst nach längerem rathlosen und unschlüssigen Zaudern entschlossen mit bewaffneter Hand einzuschreiten und hat auch dann noch die Fehler begangen, die Halbheit und Rathlosigkeit zu begehen pflegen, die in solchen Fällen, man möchte sagen herkömmlich geworden sind: sie ist mit zu geringer Macht zur That geschritten wahrscheinlich ohne sich vorher ernstlich zu befragen, ob diese Macht wohl genügend sein könnte oder nicht.

Die Telegramme besagen, ein General sei mit dreihundert Mann ausgesendet worden, sich der auf dem Montmartre verlassenen Geschütze wieder zu bemächtigen, die Soldaten hätten aber mit dem „Volk" fraternisirt; ein General sei verwundet, viele Offiziere seien gefangen worden. Die Geschütze sind also im Besitze des „Volks" geblieben!

Da nun die Regierung den Aufständischen zu einem solchen Erfolge, zu einem leichten unblutigen Siege verholfen hat, kann die Sache gar sehr bedenklich werden, denn offenbar liegt hier nicht ein zufällig und planlos entstandener Aufstand vor; sehr sichtbar ist die „Internationale"

bemüht die Umstände zu benützen und sich der Herrschaft in Frankreich zu bemächtigen.

23. März. Um 9 Uhr trete ich die Rückfahrt nach Pombal an. Bei heftigem Winde war die Fahrt im offenen Wägelchen recht sehr unangenehm und nicht dazu angethan das Gemüth zu erheitern. Erst jetzt, da ich die Strecke bei hellem Tage zurücklege, werde ich gewahr, wie öde und traurig das Gelände zwischen Leiria und Pombal ist, sobald man das Thal verlassen hat, in dem Leiria liegt.

Sandboden, Heidekraut, die Flächen hin und wieder mit Oelbäumen bepflanzt; in den Bodenwellen und Vertiefungen, wo sich einige Feuchtigkeit sammelt, hin und wieder einzelne angebaute aber sehr mäßig bestellte Felder, in bedeutender Entfernung von einander sehr schlechte fincas (Meierhöfe).

Doch ist das Grün der Oelbäume hier nicht so fahl und traurig als in Spanien, Südfrankreich und Italien. Es regnet hier in der unmittelbaren Nähe des Oceans häufiger als in den genannten Ländern, und während dort die dunkle Seite der Oelbaumblätter, stets von Staub bedeckt, ebenso fahl erscheint als die Rückseite, zeigt sie sich hier, häufig vom Regen reingewaschen, in ihrer natürlichen Farbe.

Ueber Pombal treffe ich etwas verspätet erst gegen zehn Uhr Abends in Lissabon ein.

24. März. Die ersten Nachrichten, die ich höre, sind: „General Vinoy ist mit seinen Truppen nach Versailles zurückgegangen; die Soldaten fraternisiren vielfach mit dem Volk; die Aufständischen sind Herren von Paris; sie haben zwei gefangene Generale ermordet, die Bank geplündert und große Summen in Banknoten verbrannt; Bismarck droht, wenn das pouvoir exécutif nicht Ordnung zu schaffen wisse, würden die Preußen zurückkehren und Paris von Neuem bombardiren."

Liebliche Zustände das! Aber es war vorauszusehen, daß die Dinge eine solche Wendung nehmen würden.

D'Abrantès sagt mir, die Aufständischen haben in der Pariser Bank nicht Viel gefunden; es war von dort schon fast Alles nach Versailles geflüchtet. Also, man hatte bald das Bewußtsein, daß man

den Aufstand mit unzureichenden Mitteln bekämpfe, und daß man ihm Paris ganz werde überlassen müssen.

25. März. Gambetta ist in Madrid und wird hier erwartet. Natürlich will der Mann die Iberische Republik in Gang bringen. D'Abrantès sagt mir, daß hier Ovationen vorbereitet werden, die man dem großen Gambetta bringen will.

Die Versailler-Regierung unterhandelt mit den Aufständischen und erbietet sich zu Concessionen; sie will gestatten, daß die National-Garde ihre Offiziere zu wählen habe, ganz wie Lafayette naiven Andenkens immer verlangte. Daneben ist von Bestrafung der Mörder nicht die Rede! Welch schmachvolle Schwäche! Das heißt den Bürgerkrieg geflissentlich organisiren. Ein solches Benehmen läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß die Regierung sich nicht glaubt auf die Truppen verlassen zu können.

Die Pariser Aufständischen nehmen die Concessionen nicht einmal an, die ihnen die Regierung machen will, und wählen Garibaldi zu ihrem Anführer. So wird denn immer klarer, was freilich von Anfang an schon hinlänglich klar war, daß nämlich der Aufstand nicht etwa nur durch örtliche Verhältnisse veranlaßt ist, daß die Internationale, die europäische oder vielmehr kosmopolitische Revolution, das ganze Treiben in Bewegung setzt. So klar Das aber auch ist, wollen es doch Times und Daily News nicht begreifen.

Spanien. Die Damen, die der Grandezza angehören, tragen jetzt in Madrid die andalusische Tracht und Lilien im Haar, grüßen die Königin nicht und bilden sich ein, das Alles, ihr Thun und Treiben überhaupt, habe etwas zu bedeuten! Das ist naiv! Das Schicksal Spaniens wird wohl zunächst noch auf lange Zeit durch die Armee entschieden werden.

27. März. Um die „reiche Capelle" in San Roque, die für eine der Haupt-Sehenswürdigkeiten von Lissabon gilt, habe ich mich bisher noch gar nicht bekümmert, doch kann ich natürlich Portugal nicht verlassen ohne das Wunder gesehen zu haben. Die Kirche ist in dem kläglichen Kirchenstyle des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gehalten. Die „reiche Capelle", dem Langschiff angebaut, ist durch ein Gitter und rothseidene Vorhänge geschlossen.

Das Innere, nur mäßig von der Kuppel her erleuchtet, macht keineswegs den erwarteten imponirenden Eindruck.

Selbst die Kostspieligkeit des Baues wird man erst nach und nach gewahr, und am Ende ist und bleibt es eine Kostspieligkeit, die nicht einmal den Eindruck des Glänzenden, der Pracht und des Reichthums macht. Diesen Eindruck hervorzubringen, auch dazu gehört eine künstlerische Begabung, die dem Baumeister dieser Capelle nicht verliehen war.

Um die Kostspieligkeit des Baues ganz ermessen zu können, muß man übrigens auch seine Geschichte wissen. Die Capelle ist in Rom gebaut; der Papst Benedict XIV. hat sie dort höchst selbst consecrirt und Messe darin gelesen; dann ist sie auseinander genommen und das ganze Material zu Schiff hierher nach Lissabon gebracht worden, um hier Stein für Stein wieder aufgerichtet und zusammengefügt zu werden!

Ueberaus kostspielig ist Alles in dieser Capelle; acht Säulen sind von Lapislazuli und tragen korinthische Capitäle von vergoldeter Bronze; die Stufen, die zum Altare hinaufführen, sind Porphyr und ägyptischer Granit; die Tafel des Altars besteht aus Lapislazuli und Amethyst, von massivem Silber zusammengehalten. Im Uebrigen sind Alabaster und Carrarischer Marmor das werthloseste oder vielmehr wohlfeilste Material. Ueberall glänzen rosso antico, giallo antico, verde antico, violetter und weißer Marmor. Man sieht es und kann es greifen, und dennoch bleibt es bei dem Eindruck eines spießbürgerlich-kleinlichen Ganzen ohne Glanz.

Die Errichtung eines eigenen portugiesischen Patriarchats; der Bau eines Escurials zu Mafra, eines Riesen-Klosters, das zugleich Königs-Palast sein sollte; diese Capelle: Das sind die großen Dinge, die den Geist König Joaos V. beschäftigten und gefangen hielten. Darauf wurden alle Kräfte Portugals und alle Reichthümer Brasiliens unter der Leitung der Jesuiten verwendet! Das ist Jesuiten-Herrschaft! Zu solcher Thätigkeit, zu solchen heiligen Werken sind sie beflissen und wissen sie die Menschen zu erziehen, wo sie Herren sind.

Wäre Joaos V. wirklicher Nachfolger nicht Pombal, sondern ein eben solcher König wie Joao gewesen, so läge Lissabon, durch das

Erdbeben zerstört, heute noch in Trümmern und wäre vielleicht eine verarmte bettelhafte spanische Provinzstadt.

28. März. Daß die Internationale in Paris regiert, ist jetzt für Jedermann evident. Auf beiden Seiten, in Paris wie in Versailles, steht ein Deserteur an der Spitze der bewaffneten Macht: hier Cremer, dort Barral.

1. April. Sa Nogueira bei mir, dann d'Abrantès. Sie erzählen von dem neuesten Telegramm aus Paris: Ein Regiment von der Versailler Armee ist zu den Aufständischen übergegangen. Das könnte um sich greifen.

Abschiedsbesuch bei Brandenburg und Abreise nach Madrid.

---

3. Rückkehr nach Madrid. Ausflug nach Toledo. Abschied von Spanien.

2. April. Ankunft im Hotel de Paris. Zu Canitz. Lebhaftes Gespräch mit ihm über die neuesten Ereignisse der Zeit, Preußens Siege und gesteigerte Macht.

Canitz sagt: Hier in Madrid hat das Volk in kaum glaublicher Weise freudetrunken mit Fanatismus gejubelt über unsere Siege. (NB. Die Franzosen sind eben von 1808 her furchtbar verhaßt im Lande.) Die Sympathien der Spanier haben wir auf das Vollständigste gehabt, sonst freilich Nichts, denn zu einem thätigen Antheil am Kampf, zu dem sie sich eigentlich wohl berufen glauben konnten, meint Canitz, fehlten ihnen die Mittel.

Die Stellung des Königs Amadeo ist eine sehr schwache. Etwa einhundert Abgeordnete, theils Republikaner theils Carlisten, werden heute bei der Eröffnung der Cortes fehlen, um ihre Stellung zu dem neuen Königthume zu erkennen zu geben.

Den General Prim hat Serrano ermorden lassen; davon ist hier alle Welt vollkommen überzeugt.

Am Abende, an dem der Mord verübt wurde, sind aus dem Stadt-Viertheil, in welchem die Unthat geschah, alle Patrouillen der Guardias civiles auf Befehl der Regierung zurückgezogen worden.

Auch nennt ganz Madrid die Mörder bei Namen;

es sollen Don José Paúl und der Abgeordnete Guissasola sein; nur die Regierung wisse sie unter Serranos Leitung nicht zu finden.

Ich gehe nun zum Palaste der Cortes, die heute eröffnet werden. Truppen bilden Spalier und halten die Straße frei; hinter den Truppen zuschauendes Volk in ansehnlicher Menge. Viele Häuser sind pavoisirt, mit Fahnen und Teppichen geschmückt, selbst, was einigermaßen verwundert, der Palast des Herzogs von Medina Celi; der aber doch nur ein wenig, sehr wenig, so daß sich in dem Schmucke des Hauses offenbart, wie der Besitzer zwischen Wollen und Nichtwollen schwankt, wie sehr ihm der gegenwärtige Zustand unerwünscht und zuwider ist, und daß er denn doch nicht den Muth hat das ganz offen zur Schau zu tragen.

Doch fehlt es deshalb nicht an Demonstrationen, die ein entschiedenes Mißfallen an dem neuen Königthume darthun sollen: an vielen Häusern sind alle Fensterläden geschlossen.

Der König fährt nach beendigter Ceremonie zurück in den Palast und grüßt nach allen Seiten hin schwunghaft, mit einem Eifer, der die Sache zu einer anstrengenden Arbeit macht: Niemand erwidert seinen Gruß! buchstäblich Niemand! Kein einziges Viva el Rey! erschallt aus der Menge. Das sind traurige Zeichen.

Mit Ittersum und Roßty im Hotel gespeist. Sie bestätigen mir, daß die ganze Bevölkerung Spaniens und insbesondere Madrids während des Krieges ihre Sympathien für Preußen in enthusiastischer Weise kund gethan hat: jedoch mit einer Ausnahme. Die Moderados oder Isabellinos, die gesammte Grandezza Spaniens ziemlich vollständig an ihrer Spitze, haben sich sehr bestimmt französisch gesinnt gezeigt.

Bedmar überschrieb in der von ihm als Organ der Partei gegründeten Zeitung „el tiempo“ die Artikel, die Berichte über den Gang des Krieges brachten, mit den Worten „de Paris à Berlin“. Erst lange, nachdem diese Ueberschrift vollkommen lächerlich geworden war, lange nach Sedan, trat eine andere anspruchslosere Bezeichnung „Cronica della guerra“ an ihre Stelle.

5. April. Diner bei Canitz mit Ittersum, Blondel, Lindstrand und Dubsky. Im Gespräche kommt auch etwas Politik vor. Die

wie in Toledo Alles an eine lange Vergangenheit erinnert, stehen sich auch hier drei verschiedene Zeiten in ihren Denkmalen gegenüber. Da steht der moderne Palast des Erzbischofs, von sehr nüchterner und unbedeutender Architektur, der Palast des Ayuntamiento, im Style der Spät-Renaissance, und die Stirn-Wand der Cathedrale, im reichen Schmucke der späten noch nicht entarteten Gothik, reich durch Alles, was die Phantasie der Spanier der Erinnerung an maurische Prachtbauten entnehmen konnte.

Wie viele Erinnerungen, welche Gedanken erwachen hier auf diesem Platze. Diese Cathedrale ist die Metropole Spaniens; der Erzbischof von Toledo ist der Primas von Spanien; hier residirte vor Zeiten der päpstliche Nuntius; hier war der Sitz der Inquisition. So war denn Toledo, einst der Sitz der gothischen Könige des Landes, auch nach der Vertreibung der Araber neben Madrid die zweite, die kirchliche Hauptstadt des Reiches geblieben, und von hier ist großentheils das Verderben von Spanien ausgegangen.

Daß diese Cathedrale den reichsten Kirchenschatz besaß, den es außerhalb Roms gab, ist natürlich; die Geschichte Spaniens erklärt es zur Genüge; das vorzugsweise katholische Land verfügte über die Reichthümer Perus! Merkwürdig ist aber, daß so Viel von diesem Schatze vor den gierigen Händen der Franzosen hat gerettet werden können. Es soll noch sehr Viel vorhanden sein. Namentlich besitzt diese Kirche die größte und berühmteste Custodia, die es überhaupt giebt. Dieses merkwürdige Kunstwerk von Silber ist so groß, daß es in seiner Ganzheit in keiner Sacristei aufbewahrt werden könnte. Es ist für gewöhnlich auseinander genommen und wird in einzelnen sorgfältig verpackten Theilen aufbewahrt. Nur zum Frohnleichnams-Feste wird das Ganze zusammengesetzt. Die Anweisung, wie die einzelnen Theile des Kunstwerks zusammen zu fügen sind, bildet einen ansehnlichen Quartband; die Custodia selbst wird, wie man sagt, durch achtzigtausend Schrauben zusammen gehalten.

Die Stirnseite der Cathedrale ist von sehr reicher spätgothischer Architektur. An der Stirnseite öffnen sich drei sehr reiche gothische Portale, Porta del Infierno, del Pardon und del Juicio.

Wie es scheint, sollte die Kirche, überhaupt nach dem französischen

Schema angelegt, zwei Thürme an der Stirnseite erhalten. Sie hat nur einen. Er erhebt sich achteckig und reich verziert auf einem viereckigen Unterbaue.

An Stelle des anderen Thurmes erhebt sich ebenfalls auf viereckigem Unterbaue eine achteckige Capelle, von einer modernen Kuppel überbaut, die als „Mozarabische" Capelle bezeichnet wird.

In den Kirchen, die unter der Herrschaft der Araber den Christen geblieben waren, hatte sich der alte Ritus der spanischen Kirche aus der gothischen Zeit erhalten, der nicht ganz zu dem in Rom eingeführten gregorianischen stimmt. Dieser Ritus und die Kirchen, in denen er herrschend geblieben ist, werden als mozarabische bezeichnet. Die alten Kirchen Toledos gehörten sämmtlich diesem Ritus an. Der Cardinal Cisneros hat nun diese Capelle gebaut und dem Mozarabischen Ritus geweiht, wahrscheinlich um auf solche Weise diesen Ritus gleichsam dorthin zu verbannen und in der Cathedrale selbst den gregorianischen einzuführen.

Mit den Einzelheiten des katholischen Ritus bin ich nicht so vertraut, daß ich zu sagen wüßte, worin eigentlich der mozarabische sich von dem römischen unterscheidet. Nur bemerke ich, daß es eine sogenannte stille Messe in diesem Ritus nicht zu geben scheint. Die Gebete werden immer laut, mehr gesungen als gesprochen, mit antwortendem Chor wie in der griechischen Kirche, und die Hauptsache ist wohl, daß die Messe in spanischer Sprache gelesen wird. Rom mag sich sehr schwer entschlossen haben, Das zu dulden!

Mein Weg führte mich nun durch ein Labyrinth undenkbarer winkliger Gäßchen, und ich sah da gar manches Gebäude, das vor langen Zeiten, von den stolzen spanischen Hidalgos oder selbst während der hier nicht allzu langen Herrschaft der Mauren von arabischen Fürsten bewohnt, für einen Palast gegolten hatte, jetzt aber baufällig und auf das Aeußerste verwahrlost die Behausung armer Leute geworden war. An ganz ärmlichen Halb-Ruinen sieht man Thore mit Hufeisenbogen und im Inneren Patios, von maurischen Arkaden umgeben.

Besonders fiel mir eine ärmliche, verfallene, nur von Maulthiertreibern besuchte Schenke auf: die Posada della hermandad. Sie hat ein ungemein reich verziertes Portal im besten Style der

Früh-Renaissance. Das Wappen Spaniens ist in Relief daran zu schauen und Joch und Pfeilbündel, die Embleme der Reyes Catholicos. Wer mag hier gehaust haben unter diesen Zeichen, als die verfallene Schenke ein Palast war?

Ich ging durch die Puerta della Sangre bergab an den östlichen steilen Abhang des Felsens, auf dem Toledo liegt, und gelangte in eine wunderbare fesselnde Ruinen-Gegend!

Den Felsenrand des Abhangs entlang zieht sich eine Art von ungeregelter Terrasse an den Fundamenten und niedrigen Resten der zerstörten Stadtmauern dahin, Ruinen und Halbruinen rings umher; unten rauscht der Strom in seinem Felsenbette über Mühlenwehre durch das enge wilde Felsenthal, überspannt durch die ganz entschieden maurische Brücke Alcantara mit einem mächtigen Thorthurme an dem diesseitigen und einem modernen Triumphbogen am jenseitigen Ende; drüben auf den nackten Felsen erheben sich die Trümmer einer mittelalterlichen Burg; nach Norden erreicht der Blick durch die Oeffnung des Felsenthales das angebaute Flachland.

Ich ging nun am linken Ufer den Strom entlang in die wilde Felsenschlucht hinein, so weit es einen Pfad giebt. Die Aussicht in das flache Land ist bald geschlossen; Nichts als nackte dunkle Felsen um mich her, jenseits über den Felsen die trümmerhafte Stadt, aus der ein mächtiger Bau, Palast und Festung, der Alcazar, mit seinen vier gewaltigen Eckthürmen gebietend emporragt, so daß alles andere sichtbare Bauwerk winzig daneben erscheint, und dazwischen der rauschende Strom, eng von den Felsen begrenzt! Nirgends Bewegung und Leben! Es ist kaum möglich etwas Großartigeres und Ernsteres zu denken! Ein ergreifendes Bild!

So verkommen und ruinenhaft aber auch Alles in Toledo ist, kann man sich in den engen Gäßchen doch maurische Pracht und Eleganz gar wohl vergegenwärtigen und hier im Geiste nach Außen unscheinbare Paläste sehen, deren Schmuck — nach Innen gewendet — auf einen Patio mit zierlichen Arkaden und einer Fülle südlicher Gewächse verwendet wäre. Noch entschiedener aber weiß man sich hier, namentlich überall, wo das maurische Element weniger in die Augen fällt, in der Hauptstadt der gothischen Könige Spaniens. Die plumpe,

formlose, halb-barbarische Pracht jener fernen Zeit würde noch heute in diese Umgebung passen, ja man glaubt sie fast mit Augen zu sehen.

Die Abenddämmerung mahnte mich die casa de huespedes auf zu suchen.

Ich fand im Hause mehrere Herren oder Männer aus der Stadt; sie zeigten sich sämmtlich sehr unzufrieden mit der Gegenwart. Was sie gern an Stelle der eben bestehenden Zustände hätten, sagten sie nicht. Daß Toledo carlistisch gesinnt ist, würde man errathen, auch wenn man es sonst nicht erführe. Hier gehört Alles der Vergangenheit.

Unter Anderem war auch davon die Rede, wo ich her sei. Da ich mich als Prussiano zu erkennen gab, bemerkte einer der Herren: „Ah del pays valiente!“ Ich war von dem Augenblicke an eine Respekts-Person.

13. April. Zum Alcazar, der mächtigen viereckigen Burg, die, auf dem höchsten Punkte des Felsenplateaus gelegen, die Stadt majestätisch überragt und beherrscht. An den vier Ecken erheben sich vier stattliche und feste Thürme von quadratischer Grundform. Der älteste Theil des Ganzen ist der nach Osten gewendete Flügel, der unmittelbar in das ernste Felsenthal des Tajo hinabschaut. Ich trat in den inneren Hof, den Patio, und war nicht nur überrascht, ich fühlte mich von dem freudigen Gefühl ergriffen, das die Jugend bei dem unerwarteten Anblicke eines gelungenen Werks der Kunst oder einer großartigen Schöpfung der Natur empfindet. Zwei Reihen Arkaden umgeben ihn, eine über der anderen, corinthisch, die Säulen mit ihren reichen Akanthus-Capitälen, welche in beiden Reihen die Bogen tragen, von sehr schönen Verhältnissen; das Ganze prachtvoll, weit und leicht. Im Hintergrunde des Hofs windet sich eine der schönsten und großartigsten Treppen, die je ein Architekt gebaut hat, zu dem oberen Stockwerke hinan. Die Elemente, wenn auch nicht der reinsten griechischen doch der römischen Architektur ihrer besten Zeit, sind hier so glücklich verwendet den Bedürfnissen und Forderungen des modernen Lebens zu genügen, wie es der Baukunst des sechzehnten Jahrhunderts nicht immer, in der That nur selten gelungen ist.

Aber in welchem Zustande ist das Alles oder vielmehr, welchem Zustande geht dieser verwahrloste Prachtbau entgegen! Man sieht es nicht ohne Bedenken. Bis zur September-Revolution 1868 wurde eine Reihe von Jahren über fortwährend an der Herstellung gearbeitet: seit den Septembertagen steht Alles still! Bausteine, Mörtel und Sandhaufen liegen im Hofe herum, Baugerüste schweben noch am Gemäuer und faulen da sich selbst überlassen, und es zeugt Alles dafür, daß der Stillstand eben so plötzlich und unerwartet, als mit augenblicklicher Vollständigkeit eingetreten ist. Seitdem hat nun kein Mensch weiter daran gedacht oder sich darum bekümmert, wie es hier eigentlich steht. Das ist charakteristisch für Spanien und seine Gegenwart. Wer hätte im Hader der Parteien Zeit an Dergleichen zu denken! Wo sollten die paar Hundert Realen herkommen, die nöthig wären, um hier wenigstens aufzuräumen!

So wird denn auch hier wieder anschaulich, daß man die Provinzen durchreisen muß, um den wirklichen Zustand Spaniens kennen zu lernen. In Madrid wird der Schein in solcher Weise gewahrt, daß wenigstens dem oberflächlichen Blicke Verfall und Elend leidlich verhüllt bleiben: in den Provinzen zeigt die trostlose Verkommenheit sich überall und in Allem ganz ohne Schleier oder Maske.

Ich wanderte lange umher, mich ungestört der Stimmung überlassend, dem wunderbaren Gemische von emsigem Forschen, Denken und Träumen, das sich hier des Menschen bemächtigt.

Die Aussicht von der Terrasse auf die Stadt ist schön. Ich schweifte lange in der beginnenden Abenddämmerung an den zerstörten Mauern entlang. Alles einsam und still. Es war wunderbar, wie es immer dunkler wurde unten im Felsenthale des Tajo, und wie mit der zunehmenden Dunkelheit die Wasser immer lauter rauschten über die Wehre! Eindrücke, die den Sinn gefangen halten, ein Zustand, aus dem man nicht gern erwacht!

Geschichte und Sage weben einen wunderbaren poetischen Nimbus um Toledo, seine Denkmäler und seine Trümmer.

14. April. Ich ging heute zu den beiden berühmten ehemaligen Synagogen; zunächst zu derjenigen, die seit Jahrhunderten in die Kirche Santa Maria la blanca verwandelt ist. Seltsam, daß gerade

hier in Spanien, dem später vorzugsweise römisch-katholischen Spanien, das Ferdinand und Isabella zum gelobten Lande der Inquisition machten, die Juden im früheren Mittelalter große Vorrechte haben konnten, so daß sie hier ihrem Cultus bestimmte Prachtbauten aufführen durften, während sie sich überall anderswo ängstlich verbergen mußten.

Daß diese Prachtbauten sich hier in Toledo, in der ehemaligen Hauptstadt Spaniens, finden, ist natürlich; es hat seinen Grund in den damaligen Verhältnissen, aber es ergänzt gleichsam den Ort, der eben dadurch um so vollständiger jene längst vergangene Zeit vergegenwärtigt.

Wie hier herum Alles ruinenhaft verfallen dasteht, führt auch der Weg zu diesem Heiligthume durch einen wüsten vernachlässigten Hof. Aber je weniger die Umgebung und das Aeußere versprechen, desto überraschender ist das wunderbare Innere.

Auf den ersten Blick wird anschaulich, daß dieser Bau nicht aus dem sechsten Jahrhunderte herrührt, wie die örtliche Sage behauptet. Unverkennbar ist diese Synagoge das Werk einer Zeit, in der die arabische Kunst in Spanien einheimisch geworden und zu hoher Blüthe gelangt war. Das Ganze erinnert, freilich nur entfernt, an die große Moschee zu Cordova; das heißt in einzelnen Elementen der Architektur, denn ins Gesammte ist der Eindruck dieser lichten Halle ein ganz anderer als der, den jene von Dunkel und Dämmerung erfüllten Räume machen. Es ist eben gar merkwürdig zu sehen, wie der jüdische Cultus gleich dem christlichen hier in Spanien Elemente arabischer Kunst zum Schmuck seiner Gotteshäuser borgt und sie dann doch dem Grundtypus anzupassen weiß, den eben der Cultus nothwendig macht.

Den Kirchen liegt hier wie überall die Basiliken-Form zum Grunde; die Synagogen sind länglich viereckige Hallen ohne Chor oder Kibla.

In dieser hier ziehen sich vier Reihen von je sieben achteckigen Proto-Säulen der Länge nach durch den Raum. Proto-Säulen, ich weiß diese mit glänzend weißem Stuck-Marmor überzogenen Stützen nicht anders zu bezeichnen, denn sie sind viel zu schlank um Pfeiler genannt zu werden. Es sind eben prismatische Säulen ohne Fuß,

aber mit durchaus eigenthümlichen Capitälen von phantastischem Blattwerke, an denen Tannenzapfen die Stelle der jonischen Voluten vertreten. Auch diese Capitäle sind von ungemein hartem Stuck-Marmor und sehr sauber und präcis gearbeitet.

Die Säulen sind nicht sehr hoch, und gleichlaufend mit der Längenachse des Raumes wölben sich Hufeisen-Bogen von einer Säule zur anderen.

Auf den Bogen steht über jeder Säulen-Reihe eine leichte mit glänzend weißem Stuck-Marmor bekleidete und reich mit Arabesken in Relief verzierte Wand, die bis zur Höhe der Außen-Mauern des Raumes hinansteigt. Diese vier auf Arkaden schwebenden Wände theilen den Tempel in vier Schiffe.

Nach oben hat der Raum keine Decke; ein schlichtes und jetzt auch schlechtes Holzdach schützt einfach das Innere gegen Wetter und Regen.

Die Capitäle der Säulen werden eben abgeformt für die Ausstellung in London. Mit Recht. Sie verdienen in den Kreisen der Künstler und Kunstverständigen beachtet zu werden.

Am Nachmittage ging ich in Begleitung meines Führers zur Cathedrale. Ich betrachtete mir den Chorumgang; er ist ein doppelter. Der äußere Chorumgang hat ein Triforium von maurester Architektur, das sich zu beiden Seiten des Querschiffs fortsetzt bis zu den Giebelwänden.

In neuerer Zeit, in den Tagen, in denen Churriguerras ungeheuerliche Conceptionen in Spanien maßgebend waren, ist nun dieses Triforium im Scheitelpunkte des Chors durch ein schmuckloses rundes Fenster durchbrochen worden. Und weshalb? Um ein recht grelles Licht auf eine der absonderlichsten Abenteuerlichkeiten zu werfen, die je ein Baukünstler ersonnen hat, auf den sogenannten Transparent. Dieser Transparent ist ein unglaubliches Unding, dessen Gleichen man für unmöglich halten müßte, wenn es nicht so manchen unsinnig reich verzierten Altar in Jesuitenkirchen gäbe. Doch überbietet dieser Transparent so ziemlich alles Derartige, dessen ich mich im Augenblicke erinnern könnte. Es sind da phantastische Säulen-Capitäle, Konsolen, Voluten und Schnörkel auf eigne Hand, Wolken und

Sonnenstrahlen in weißem Marmor und vergoldeter Bronze ausgeführt, ohne Sinn und Zusammenhang über einander aufgethürmt bis an die Gewölbe hinauf. Churriguerra war ein wunderbarer Mann, und merkwürdig ist es, daß auch ein solcher Mann eine Schule stiften konnte.

Natürlich nimmt sich dieses Unding hier viel seltsamer aus als in einer Jesuitenkirche, hier wo Alles rund umher der schönen und ernsten Zeit Spaniens angehört, der Gothik, die einzelne Elemente arabischer Eleganz in solcher Weise aufzunehmen wußte, daß sie nicht stören, oder feinsinniger Renaissance. Wie seltsam, daß gerade dieses Denkmal des Verfalls, auf das sein Schöpfer offenbar nicht weniger stolz war als etwa der Graf von Lerma auf die Vertreibung der Morisken, hell erleuchtet ist, während rings umher die Zeugen der großen Zeiten Spaniens in ungewissem Dämmerlichte liegen.

15. April. Heut ist nun also mein letzter Tag in Toledo. Es fällt mir wirklich schwer, sehr schwer sogar, mich von hier los zu reißen. Nach dem frühen Diner begab ich mich zu dem Hause, von dem das einzige Fuhrwerk ausgeht, das es in Toledo giebt: der Omnibus nämlich, der zur Eisenbahn fährt. Das Haus ist eine Posada. Drei Reisende brachen eben von da aus auf in das Land; sie kamen zu Pferde zum Thorwege heraus; alle drei hatten Zamorras an, andalusische Spitzhütchen auf dem Kopfe, eine bunte Faja um den Leib und Cigarren im Munde; in Schuhen und Gamaschen saßen sie auf Saracenen-Sätteln, die Füße in Saracenen-Steigbügeln; die Pferde waren in altspanischer d. h. in orientalischer Weise gezäumt. Das ist die Art zu reisen und die Staffage, die nach Toledo paßt!

Es ist mir eigenthümlich zu Muthe, wie ich den Ort verlasse. Goethe sagt, Sicilien sei der Punkt auf das i, die Vervollständigung einer Reise nach Italien; ohne Sicilien habe man kein vollständiges Bild von Italien. In Beziehung auf Spanien könnte man dasselbe von Toledo sagen.

16. April. Madrid. Ich vertiefe mich in Zeitungen, die mich natürlich doppelt interessiren, nachdem ich sie einige Tage nicht gesehen habe.

17. April. Ich erkundige mich, wie die Dampfschiffe von San-

tander und Barcelona nach Italien gehen. Ich will natürlich Frankreich umgehen auf der Heimreise.

Ich besuchte Ittersum. Der ist auf das Entschiedenste überzeugt daß Serrano der eigentliche Mörder ist. Prims Leiche wurde nach der Kirche von Atocha gebracht zum Trauer=Gottesdienste; das ganze diplomatische Corps war dabei; wie der Sarg hinunter getragen wurde, entstand auf der Treppe des Kriegs-Ministeriums eine Stockung; Ittersum stand da zufällig neben Serrano, und dieser fühlte sich bewogen, ihm zu sagen: Prims Ermordung sei freilich eine böse Unthat, sein Tod aber doch in mancher Beziehung ein großes Glück!

„Das kam aus dem Herzen!" meinte Ittersum. Serrano merkte, daß er sich „verschnappt" habe, und suchte einzulenken, seinen Ausspruch zu erklären, zu modificiren, machte aber dadurch das Uebel nur ärger und stellte sich immer mehr bloß.

Ich: Ich hätte dem Serrano eine solche That nicht zugetraut; nicht etwa, daß ich irgend welche sittliche Bedenken bei ihm voraussetzte: aber ich hätte ihm nicht so viel Initiative und Energie zugetraut, als dazu gehört.

Ittersum: „Serrano hat das Glück gutmüthig und harmlos auszusehen, ist aber ein grundschlechter Kerl!" (NB. Das muß ich allerdings zugeben, es unterliegt keinem Zweifel.)

Mit Ittersum in den Salon del Prado, wo wir Alvarez trafen. Der spricht mit großer Befriedigung davon, daß Spanien nun einen König hat. „Nous sommes quelque chose maintenant", sagt er, und meint damit „irgend etwas", das einen Namen hat, und Das ei besser als der leidige und unleidliche Zustand der interimidad.

(NB. So mögen wohl sehr viele Spanier denken, die keiner bestimmten politischen Partei angehören; aller Wahrscheinlichkeit nach, denkt so auch wohl mancher Unionist. Das scheint eine Stütze für Don Amadeo werden zu können, doch ist das eben bloßer Schein, denn von der ganzen Masse, die so denkt, wird niemals irgend Einer etwas thun für die Sache, zu der er sich in solcher Weise bekennt.)

1. Mai. Diner bei Hof. Ich traf hier den Herzog von Tetuan und

seine Gemahlin, Oberhofmeisterin der neuen Königin; die Minister Silvela, Figuerola und den Admiral Topete.

Merkwürdig aber ist, wie vollständig alle und jede Hoftradition verloren gegangen ist gerade an diesem Hofe, an dem seit der Zeit der habsburgisch-burgundischen Könige die allerstrengste Etiquette gehandhabt wurde, wie Philipp der Gute sie einst bei sich in den Niederlanden eingeführt hatte. Ich erwartete, daß man in dem Empfang-Saale, Cercle bilden würde, wie es an allen Höfen üblich ist; daß man den neu Vorzustellenden ihren Platz auf dem rechten Flügel anweisen würde zunächst der Thüre, durch welche die Königin eintreten mußte.

Nichts von Alledem! Die Herren standen so ungenirt wie möglich, gemüthlich plaudernd, gruppenweise mitten im Saal umher; es fehlte grade nur noch, daß sie sich Cigarren anzündeten! Einem richtigen Hofmarschalle hätten dabei die Haare zu Berge gestanden!

Mit einem Male, höchst überraschend für mich, brach die ganze Gesellschaft nach dem Speise-Saal auf! König und Königin waren, wie ich nun erst gewahr wurde, längst anwesend im Empfang-Saal; ihr Eintritt dort war durch kein Zeichen angekündigt worden und hatte in keiner Weise Epoche gemacht. Mir war mein Platz unmittelbar der Königin gegenüber angewiesen, der ich gar nicht vorgestellt war. Nach Tische fragte mich Dragonetti, was die Königin mit mir gesprochen habe. Darauf mußte ich erwähnen, daß ich ihr gar nicht vorgestellt worden sei. Dragonetti entfernte sich eiligst mit einem Ausrufe des Unmuths, um Tetuan aufzusuchen und ihn auf das Unziemliche eines solchen Versehens aufmerksam zu machen. Um den Fehler wieder gut zu machen, benachrichtigte Tetuan wen? Nicht die Oberhofmeisterin: er benachrichtigte den König! Der König Amadeo aber wußte diese ganze Reihe von Ungeschicklichkeiten in sehr ritterlicher eleganter Weise wieder gut zu machen. Er ließ mir sagen, ich solle mich in seiner Nähe aufhalten, er werde mich selbst der Königin vorstellen. Und so geschah es.

Sie ist wirklich eine schöne Frau, aber ich finde sie verändert seit der Zeit, wo ich sie in Turin zuerst sah. Noch sehr jung, hat

sie doch sehr gealtert in den wenigen Jahren, und ich bemerkte einen Zug des Leidens um den Mund.

Wir wurden um 10½ Uhr entlassen, und ich brachte den Rest des Abends bei de Martino zu.

Es wurden mancherlei interessante Gespräche geführt über die revolutionäre „Internationale", und die Freimaurerei. Da ich hervorhob, welche wirkliche und ernste Bedeutung diese anderswo harmlose Verbrüderung in Belgien hat, belehrte uns de Martino, daß sie auch in Sicilien eine sehr reelle Bedeutung habe.

3. Mai. Zu Canitz; der erzählt, daß die Republikaner-Conferenz im café nacional gestern spät am Abend eine wüstes Ende genommen hat; es ist zu einer gewaltigen Schlägerei gekommen, und die französischen Sendlinge zumal sind sehr übel zugerichtet worden! Wohlverstanden: nicht von den Theilnehmern an der Conferenz, den einheimischen Republikanern, sondern von den „Neugierigen" vor der Thüre. (Unter denen könnten sich auch wohl Leute befunden haben, die von der Polizei hingesendet waren).

In den Regierungs-Kreisen allhier wird sehr übel vermerkt, daß ein Legitimist, Marquis de Bouillé, als Botschafter herkommt, und daß längs der Pyrenäen lauter Legitimisten als Präfekten angestellt sind.

14. Mai. Ich gehe zu Canitz. Er sagt mir: die Situation hier ist sehr schlecht! Es ist eine Minister-Krisis hereingebrochen über die Frage, ob man gestatten dürfe, daß in den Cortes die Dynastie discutirt wird, (d. h. die Zweckmäßigkeit der Berufung des Prinzen Amadeo und ihre Berechtigung). Serrano hat sich neulich in einer improvisirten Rede ganz gewaltig compromittirt. Interpellirt darüber, daß einige Generale, die sich geweigert haben dem König Amadeo den Eid der Treue zu leisten, verurtheilt, andere dagegen ganz in dem gleichen Falle freigesprochen worden sind, hat er gesagt: man müsse immer der Autorität, die eben besteht, den erwarteten Eid leisten. Wenn der Prinz Alfonso auf den Thron zurückkehrte (hear! hear!), und er, Serrano, hätte das Unglück nicht zu fallen in den Kämpfen, die zu solcher Restauration führten, sondern müßte auswandern, und kehrte dann wieder zu einer Zeit, in der D. Alfonsos Regiment sich

befestigt hätte, dann würde er auch diesem Prinzen oder König den Eid der Treue leisten und ihm mit aller Treue dienen etc.

(NB. Nach dieser ungewöhnlich naiven Erklärung kann sich Serrano der Forderung nicht widersetzen, daß die Dynastie „discutirt" wird, besonders, da die Worte König Amadeos hinzukommen: daß er sich den Spaniern niemals aufdrängen werde.

Als Minister Amadeos durfte sich freilich Serrano so nicht äußern; es ist in seiner Stellung geradezu ein Frevel, daß er so gesprochen hat. Sehr schön geht aus seinen Worten hervor, welche Bedeutung er dem Eide beilegt, und wie er die Treue versteht. Mit dem „fallen" ist es natürlich auch so gar ernst nicht gemeint. Mir sind Serranos Worte ein Beweis, daß er Don Amadeos Sache bereits aufgegeben hat, und daß er Don Alfonso wittert.)

Canitz: „König Amadeos Stellung hier ist sehr schwierig; der König selbst ist ihr durchaus nicht gewachsen; Alles fällt aus einander! Die Progressisten haben seit Prims Tode keinen General mehr in ihren Reihen; sie suchen einen für ihre Partei anzuwerben und stehen deshalb mit Cordova in Unterhandlung." (NB. Der war Montpensiers Secundant in dem Duell mit dem Infanten Don Enrique.)

17. Mai. Um 1 Uhr war ich im Vorzimmer des Königs zur Abschieds-Audienz, von wo ich augenblicklich in sein Cabinet geführt wurde.

Don Amadeo ist ein sehr correct und vorsichtig constitutioneller König, und da blieb denn auch unser heutiges Gespräch ein sehr unbedeutendes. Ich erwähnte vergebens der Zustände in Paris, wo die „Commune" noch immer Herr ist, und deutete an, daß Seine Majestät sich auf einen Kampf mit der rothen Republik hier in Spanien gefaßt machen müßte, wenn die Partei in Paris besiegt sei. Die „Internationale" werde dann wahrscheinlich ihre ganze Thätigkeit auf Spanien wenden; man müsse sich auf den Kampf vorbereiten. Es zeigt sich, daß dieser Gedanke dem Könige keineswegs fremd ist, und obgleich er es vermeidet seinerseits tiefer auf die Sache einzugehen, gestattet mir doch seine Haltung, die Art wie er mich anhört, noch hinzuzufügen, daß er, wenn ihm ein solcher Kampf be-

vorsteht, das schöne Bewußtsein haben werde nicht nur für Spanien, sondern auch für Europa und die Civilisation zu kämpfen.

Diner im Hotel. Ein englischer Artillerie-Capitain erzählt mir, wie Elphinstone, den ich in Osborne kennen lernte, von der englischen Gesellschaft vom rothen Kreuz gesendet, um den französischen Hospitälern Hülfe zu bringen, von mißtrauischen Franzosen verhaftet und schnöde behandelt worden ist; und in welchem Zustande er die französischen Lazarethe bei Le Mans gefunden hat. Die natürlichen Pocken richteten in der französischen Armee große Verheerungen an. Elphinstone fand in einem Hospital eine große Anzahl Pockenkranker ohne Arzt, ohne Medicamente, vollkommen hülflos ihrem Schicksal überlassen. Als er am folgenden Tage mit den nöthigsten Hülfsmitteln und Medicamenten versehen dahin zurückkehrte, fand er das Hospital verlassen und leer. Die Kranken waren in Fieberwahnsinn und Verzweiflung entflohen! Es fanden sich ihrer viele in der Umgebung todt in den Chausseegräben!

Zu de Martino. Er hat diesmal kein Hehl, daß auch er die Stellung des Königs Amadeo für eine sehr schwierige hält; er läßt sie sogar implicite als eine vollkommen hoffnungslose erscheinen. (NB. Diese Offenheit ist wohl auch ein Beweis, daß die Sache sich entschieden einem Bruche zuneigt.)

Ich: Bei den Soldaten gewinnt der König bei alledem Boden; wenn er sich nur auf die Generale und Obersten verlassen kann!

De Martino: „Die sind käuflich!" „Mais il ne s'en ira pas sans laisser une trace de sang!"

(NB. Es scheint also bereits ziemlich ausgemacht, daß der König „s'en ira". An der „trace de sang" aber zweifle ich nach der Erklärung Don Amadeos, daß er sich den Spaniern nie aufdrängen werde.)

18. Mai. Der Tag der Abreise. Es beschleicht uns immer ein eigenthümliches Gefühl, wenn eine Lebensperiode zu ihrem Abschluße kommt!

Schlußwort.

Verhältnisse und Umstände, die sich der öffentlichen Besprechung heute noch entziehen, haben Bernhardi während der entscheidensten Zeit der deutschen Einigungs-Kämpfe, fern von dem Schauplatze der hauptsächlichsten Ereignisse, auf der iberischen Halbinsel zurück gehalten. Nur an dem Echo, das sie auch südlich der Pyrenäen wachriefen, können wir in den vorstehenden Aufzeichnungen das dumpfe Grollen politischer Gährung vernehmen, die das Jahr 1869 erfüllt, und den Widerhall der gewaltigen Ereignisse verfolgen, die während der Jahre 1870 und 71 — indem sie das neue Deutsche Reich aus den Trümmern der Vergangenheit erstehen ließen — eine Jahrhunderte lange geschichtliche und politische Entwickelung zum endgültigen Abschluße brachten und einen Zeitraum neuer weltgeschichtlicher Conflicte heraufführten.

An die militärischen Ereignisse und das politische Verhalten der verschiedenen europäischen Staaten, so besonders Englands, knüpft der Memoirenschreiber eine Reihe höchst treffender und charakteristischer Bemerkungen. Ueberall sieht er mit geläutertem militärischem Blicke den Gang der Ereignisse voraus, und seine politische Beurtheilung der Dinge ist um so beachtenswerther, als sie auf einer umfassenden und gründlichen Kenntniß der Verhältnisse und Bestrebungen aller europäischen Staaten und ihrer Beziehungen zu einander beruht. Die *wesentlichen* Aufzeichnungen dieser Periode aber beschäftigen sich mit Zuständen und Vorkommnissen, die im Vergleiche mit den entscheidenden Zeitereignissen nur ein secundäres Interesse in Anspruch nehmen. An und für sich betrachtet bieten sie jedoch des Interessanten genug, indem sie uns einen tiefen Einblick thun lassen in das Wesen von Staaten und Bevölkerungen, die ganz abseits von der allgemeinen culturellen und politischen Entwickelung Europas ein stag-

nirendes Dasein führten, das man sich versucht fühlt fast als ein ungeschichtliches zu bezeichnen; so unbedeutend ist ihr Einfluß auf den allgemeinen Entwickelungsgang der Gegenwart, so unbedeutend auch die Wirkung, die sie selbst durch die allgemeinen Verhältnisse erleiden. Ist es doch fast, als ob Fluth und Ebbe des europäischen Lebens und der Weltereignisse sich an den Felsenmauern der Pyrenäen brächen.

Die Tagebuchblätter aus Spanien und Portugal vermitteln uns eine überaus klare Anschauung der dortigen weltabgelegenen Zustände und des tiefen Niederganges dieser Völker, die zu der Zeit, um die es sich handelt, von ihrer ehemaligen Größe fast Nichts in die Gegenwart hinüber gerettet hatten als den Anspruch auf eine staatliche Bedeutung, der mit der Realität der Verhältnisse längst im schroffsten Gegensatze stand.

Die Zerrissenheit des Parteiwesens und der gewissenlose Egoismus der Parteiführer; die völlige Zerrüttung der inneren Verwaltung und der Finanzen; die Durchseuchung des ganzen Landes mit revolutionären Ideen und dem überall unheilvoll wirksamen Einfluße der innerlich verlogenen und gerade in ihren angeblichen Idealen unwahren „Internationalen"; die durch das Alles erzeugte Verrohung des Volkes; der Tiefstand der Landwirthschaft; die Dürftigkeit der Industrie; das Phrasenhafte und Unwahre des ganzen Wesens, in dem nur noch die durch die vielen Revolutionen und Pronunciamentos übrigens auch schon stark angekränkelte Armee einen gewissen Machtfactor darstellt, alles Das tritt klar und deutlich in die Erscheinung, und im Hintergrunde sehen wir den Kampf mit der amerikanischen Union herannahen, dessen unausbleiblicher Ausgang uns schon aus diesen Aufzeichnungen zur Gewißheit wird, dem aber Regierung und Volk mit schier unbegreiflicher Verblendung sorglos entgegensahen.

Alle diese Zustände lernen wir aber nicht nur kennen, wir lernen sie auch verstehen in ihrer inneren Nothwendigkeit. Wir erkennen, daß es im letzten Grunde der ultramontane katholische Gedanke, der ultramontane Katholicismus war, der Spanien in solchen Abgrund der Zerrüttung geführt hat, in dem nur noch Raum geblieben zu sein scheint für die schärfsten politischen und religiösen Gegensätze, während alle gesunde geistige Entwickelung unterdrückt wurde.

Indem der Staat auf dem Höhepunkte seiner europäischen Machtstellung sich als unbedingten Diener der Kirche bekannte, und zwar einer Kirche, die ihrerseits die Religion im Wesentlichen als Mittel zur Macht betrachtete und handhabte, verzichtete er bewußt auf die Entwickelung aller lebendigen und natürlich aufstrebenden Kräfte und verblutete zugleich an der Riesenaufgabe im Sinne der katholischen Weltanschauung alle geistige Freiheit gewaltsam zu unterdrücken, nicht nur in Spanien selbst, sondern in Europa überhaupt. Das Volk aber, das Jahrhunderte lang im Sinne einer jesuitischen Moral erzogen wurde, das sich in allen seinen Nöthen immer nur auf die Gnadenmittel der Kirche, niemals auf die eigene Kraft verwiesen sah, verlor die Fähigkeit diese Kraft zu bethätigen und sah sich zugleich geistig wehrlos allen Einflüsterungen der Umsturzparteien preisgegeben.

Nirgends vielleicht tritt uns das Verderbliche solcher Entwickelung klarer und deutlicher entgegen als in der Geschichte und an dem Zustande Spaniens, und selten gewiß ist eine so tief erfaßte und so das Wesentliche treffende Wahrheit ausgesprochen worden, als in den Worten des Tagebuchschreibers, *daß eine wirkliche Regeneration der Staaten lateinischer Raçe nur durch eine Reform der katholischen Kirche herbeigeführt werden könne, die aber aus dieser Kirche selbst hervorgehen müßte.*

So führen uns die Gedanken, zu denen sich der Verfasser durch das Nächstliegende angeregt fühlt, immer wieder über die Grenzen der iberischen Halbinsel hinaus und lassen uns die großen Zusammenhänge der Staaten- und Völkergeschichte erkennen. Nicht hierin zum Wenigsten liegt der belehrende Reiz dieser Blätter.

Aber nicht nur den Niedergang Spaniens lassen sie uns erkennen, sie zeigen es uns, wenigstens in den Gebilden seiner Kunst und in der Betrachtung seiner unvergleichlich reichen Natur, auch auf der Höhe seiner vergangenen Größe, zu den Zeiten der Araberherrschaft wie seiner christlichen Vorherrschaft, von dem Zeitalter der Entdeckungen an bis zu seiner höchsten Machtentfaltung.

Mit Liebe versenkt sich der Verfasser in diese Denkmäler der

Vergangenheit in der bildenden Kunst wie in der Litteratur, und zeigt uns an ihnen die ganze eigenartige Kraftfülle und Macht des spanischen Geistes. So überkommt uns schließlich doch wieder die Hoffnung, daß ein Volk, das so Großes und Erhabenes zu leisten vermochte, das Männer hervorbrachte wie Calderon, Lope de Vega, Murillo, Zurbaran und Velasquez, das zugleich solche Schätze natürlichen Reichthums birgt, doch wohl noch eine Zukunft haben werde, würdig seiner großen Vergangenheit, wenn auch freilich die Anzeichen neuerlichen Aufschwungs sich noch nirgends erkennen ließen, und wenn es damals wenigstens auch noch völlig abseits stand von den Zielen und Aufgaben moderner politischer und cultureller Entwickelung.

Das war es denn auch, was jede Arbeit in Spanien schließlich doch zu einer unfruchtbaren machte und Bernhardi den Wunsch nahe legen mußte, nicht länger, als es die Umstände nothwendig machten, abseits der heimathlichen Verhältnisse zu verweilen, fern von den geistigen und politischen Bestrebungen, mit denen er in jahrelanger Arbeit verwachsen war.

So findet sich der Wunsch nach Deutschland zurückzukehren in Bernhardi's Tagebuche immer von Neuem ausgesprochen.

Es war niemals seine Absicht gewesen in der diplomatischen Laufbahn zu verbleiben, denn wohl war er sich bewußt, daß der Schwerpunkt seines Wirkens auf seinen wissenschaftlichen Werken beruhe, daß in ihnen vor Allem seine Kraft wurzele, seine Lebensaufgabe erfüllt werde.

Als der politische Wettstreit zwischen Preußen und Oestreich und mit ihm die verworrenen deutschen Verhältnisse zur Krisis heranreiften, da hatte die Macht der Ereignisse ihn in ihren Strudel gezogen, und willig hatte er sich ziehen lassen. War er doch, wie in jener Zeit wohl jeder wahre Patriot, tief erregt durch den schmachvollen Zustand Deutschlands, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß nur durch Preußens entschlossene Führung dieser Noth gesteuert werden könne, gehoben und belebt von der Hoffnung, daß endlich die Schicksalsstunde schlagen, und der Genius Preußens aus langem Schlummer erwachen werde. Redlich hatte er in den

Conflictsjahren durch Belehrung und Aufklärung der öffentlichen Meinung mitgearbeitet an der Reorganisation der preußischen Armee, deren Nothwendigkeit für Preußens erhofften Aufschwung er klarer erkannte als die meisten Zeitgenossen. Als dann der Ruf an ihn ergangen war, an der Entwickelung der Schleswig-Holsteinischen Frage thätigen Antheil zu nehmen, da hatte er seine wissenschaftlichen Studien verlassen und war diesem Rufe gefolgt, weil er mit Recht in den um Deutschlands Nordmark entbrennenden Streit einen Weg sich öffnen sah, auf dem Preußen zu dem gewünschten Ziele gelangen könne. Anfänglich in einem gewissen Gegensatze zu Bismarck, so lange er in dem vorerst scheinbar so widerspruchsvollen Gange der Bismarckschen Politik deren gewaltigen nationalen Zug noch nicht erkannte, hatte er sich doch sehr bald den Bestrebungen des großen Staatsmannes angeschlossen und im Bismarckschen Sinn und Geist mitgearbeitet an dem großen Werke der deutschen Einigung und der Niederwerfung der entgegenstehenden feindlichen Gewalten.

Aber nun war das Ziel erreicht. Ueberwältigt lagen die Gegner einer Einigung Deutschlands unter preußischer Führung im Staube. An der Stelle, an der das französische Königthum, das vor Allem thätigen und frevelhaften Antheil genommen hatte an der Entwürdigung Deutschlands, sich einst in seinem höchsten Glanze bespiegelt, hatte sich Preußens König die deutsche Kaiser-Krone auf das Haupt gesetzt. Des deutschen Volkes Jahrhunderte langes Sehnen war erfüllt, das auch den Mann der wissenschaftlichen Forschung hinaus gedrängt hatte auf die Bahnen thätiger Theilnahme an den politischen Bestrebungen seines Volkes: damit hielt er wohl mit Recht die Aufgabe beschlossen, die ihm aus dem Drange der Zeit erwachsen war, und es schien ihm, der schon in vorgerücktem Alter stand, geboten zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten zurückzukehren, wenn er sich auf diesem ihm eigenthümlichen Gebiete den Zielen nähern wollte, die ihm vorschwebten.

So zog er sich denn nach seiner Rückkehr aus Spanien vom politischen Leben mehr und mehr zurück, um auf seinem schlesischen Tusculum ganz seinen Studien zu leben. Nur in den Winter-Monaten ging er meist nach Berlin, um im Staatsarchive nöthige

Vorarbeiten zu betreiben und seine vielfach engen Beziehungen zu den bedeutenden Männern jener großen Epoche aufrecht zu erhalten. War er doch mit den leitenden Staatsmännern und Militairs theils von Alters her bekannt und befreundet, wie mit Moltke und Roon, theils im Laufe seiner amtlichen Thätigkeit bekannt geworden. Am Hofe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm war er ein stets gern gesehener Gast. Der Prinz hat ihm auch bis zum Ende seines Lebens eine nie versagende freundschaftliche Gesinnung bewahrt, und mehrfach finden sich im Tagebuche auch der späteren Jahre ähnliche Notizen, wie die vom 6. Nov. 1881: „Heute am letzten Tage meines neunundsiebzigsten Jahres einen sehr schönen Brief vom Kronprinzen erhalten, er schreibt persönlich“.

Auch mit litterarischen Größen unterhielt er vielfache Beziehungen, so besonders auch mit Gustav Freytag, mit dem er schon seit 1858 persönlich bekannt geworden war. Doch hat sich dieses Verhältniß niemals zu einem intimeren gestaltet. Freytag gehört, unbeschadet seines unbestrittenen Talents, doch im Grunde zu den Männern, die im Wesentlichen nach persönlichen und Zweckmäßigkeits-Rücksichten handeln. Nirgends dringt er, weder als Politiker noch als Historiker, in die Tiefe der Dinge, immer bewegt er sich an der Oberfläche der Erscheinungen; auch die meisten seiner Romanfiguren sind Oberflächen-Menschen; der äußere Erfolg war ihm Alles, und ausgeprägte persönliche Eitelkeit sprach bei allen Verhältnissen mit. So war ihm überlegene Bedeutung lästig und es fehlte ihm das Verständniß für den Ernst tief angelegter Naturen, die nur die Sache im Auge haben.

Dieses Verständniß seiner patriotischen Bestrebungen sowohl wie seiner wissenschaftlichen Zwecke und seiner persönlichen Bedeutung fand Bernhardi dagegen in vollem Maaße bei den Männern der deutschen Wissenschaft, mit denen er den niemals ganz unterbrochenen Verkehr jetzt lebhaft wieder aufnahm. Mit Max Duncker verband ihn langjährige Freundschaft; sie begegneten sich in dem weiten staatsmännischen Blicke, der auch den früheren politischen Berather des Kronprinzen Friedrich Wilhelm auszeichnete, sowie in dem Ernst und der Schlichtheit ihres wissenschaftlichen Strebens. Nahe standen

ihm auch der geistreiche und begeisterungsfähige Droysen, der Historiker der preußischen Politik, und der ernste Jurist Georg Beseler, ein echter kernhafter Schleswig-Holsteiner, der schon in der Conflictszeit mit Bernhardi für die Heeresreform als den nothwendigen vorbereitenden Schritt zu Deutschlands nationaler Wiedergeburt eingetreten war. Auch unser großer nationaler Historiker Heinrich von Treitschke stand diesem Kreise von Männern besonders nahe, die alle, von gleicher Gesinnung getragen und stets erhabene Ziele in Auge, der großen Sache, der sie sich geweiht hatten, ohne persönliche Rücksichten dienten.

Bei der Wieder-Aufnahme seiner wissenschaftlichen Thätigkeit wandte sich Bernhardi zunächst der 1864 unterbrochenen Arbeit an der Geschichte Rußlands und der europäischen Politik zu, deren erster Band im Jahre 1863 veröffentlicht worden war, und ließ bis zum Jahre 1877 drei weitere Bände dieses groß angelegten Werkes erscheinen, ohne damit die Arbeit, die bis zum Jahre 1831 reichen sollte, zu vollenden.

Bernhardi nimmt in der Reihe der deutschen Historiker in sofern eine besondere Stellung ein, als er auch auf diesem Gebiete, wie auf dem der National-Oekonomie und der Kriegswissenschaften, durchaus Autodidakt ist. Ohne je durch ältere und erfahrene Fachgenossen belehrt und herangebildet zu sein, hat er sich auch als Geschichtsschreiber selbstständig seinen Weg gebahnt, und doch wird gerade seinen geschichtlichen Arbeiten Niemand diesen Bildungsgang des Verfassers anmerken.

Bernhardi's Geschichte Rußlands ist aber nicht nur frei von allen Schwächen, die sonst Autodidakten anzuheften pflegen, sie bedeutet auch einen ungeheueren Fortschritt gegenüber allen vorausgegangenen Darstellungen der Geschichte des großen osteuropäischen Kaiserreichs, die nicht in russischer Sprache erschienen sind. Sie fußt auf der sicheren Grundlage einer eingehenden Kenntniß der russischen Volksseele und der gegenwärtigen Zustände des gewaltigen Zarenreiches. Alle treibenden und verneinenden, fördernden und hemmenden Kräfte, die in dem verwickelten Baue des russischen Staatskörpers kreisen, sind dem Verfasser gegenwärtig. So ist er im Stande Erscheinungen und Ereignisse ihrer inneren Bedingtheit nach

zu verstehen und um so treffender zu würdigen. Einzig in ihrer Art ist die in großen Umrissen hingeworfene Einleitung, die die ganze Entwickelung Rußlands bis zur Zeit des Wiener Congresses in grade-zu genialer Weise an unserem geistigen Auge vorüberführt. Sie ist nach dem Ausspruche eines bedeutenden Geschichtsschreibers unserer Tage, der zugleich der augenblicklich beste Kenner russischer Geschichte sein dürfte, „das Geistvollste, was wir über die Genesis des heutigen Rußland besitzen."

Mit sicherem Blicke, der sich so gut wie niemals beirren läßt und niemals am Unwesentlichen haftet, hebt der Verfasser die charakteristischen Merkmale jeder Entwickelungs-Periode hervor, und versucht es überall das wesentlich Bestimmende in den Vordergrund der Darstellung zu rücken. Sicher und zutreffend beurtheilt er Menschen und Verhältnisse: strenge, wie es der hohe sittliche Maßstab fordert, der seiner ganzen Geschichtsauffassung entsprach, niemals aber ungerecht, eben weil er die Dinge in ihrer vollen Bedingtheit erkannte. Diese Erkenntniß hat ihn denn auch dahin geführt, überall erkennen zu lassen, wie die Handlungen der bestimmenden Persönlichkeiten mit den Zuständen, aus denen sie hervorgehen, im Zusammenhange stehen und auf sie zurückwirken, wie die Persönlichkeit allerdings auf dem Boden der wirthschaftlichen, intellectuellen und moralischen Zustände des Volkes erwächst, selber aber auch fördernd und maßgebend die Kräfte beeinflußt, die ihr Wesen und ihre Anschauung bestimmten. Damit hat er praktisch die Frage gelöst, über die auch heute noch vielfach gestritten wird, ob in der geschichtlichen Darstellung die Schilderung der Personen oder der Zustände überwiegen solle.

Für die einleitende Darstellung ist auf die Benutzung ungedruckter Quellen verzichtet worden; dafür beherrscht der Verfasser in umfassendster Weise die gesammte einschlagende Literatur, und zwar auch die russische. Schon dadurch ist er allen seinen Vorgängern überlegen. Er ist der erste deutsche Geschichtsschreiber, der die Kenntniß der russischen Sprache als eine eigentlich unerläßliche Vorbedingung mitbrachte.

Eine weitere Vertiefung aber gewinnt die Darstellung von der Zeit des Wiener Congresses an dadurch, daß mit dem Beginne

dieser Periode auch das urkundliche Material des preußischen Staatsarchivs in den Kreis der Studien gezogen und auch für die späteren Bände benutzt wurde. Es liegt auf der Hand, daß dadurch ein tieferer Einblick in die Geheimgeschichte der Zeit gewonnen werden mußte, als ihn frühere Bearbeiter haben konnten. Es ist aber andererseits auch klar, daß die Einsicht, die auf diesem Wege zu erlangen war, Gefahr lief mehr oder weniger einseitig zu bleiben. Das Preußische Cabinet kannte naturgemäß auch nicht entfernt alle Geheimnisse der übrigen Höfe und namentlich nicht des russischen. Diese Lücken hätten in bestimmter Weise nur ausgefüllt werden können, wenn Bernhardi auch die Archive der übrigen europäischen Cabinette zur Verfügung gestanden hätten, was nicht der Fall war. Immerhin ist es erstaunlich, mit wie sicherem Urtheil er aus der gedruckten historischen Literatur der anderen Staaten in Verbindung mit dem preußischen Urkunden-Material das Fehlende combinirt und ergänzt, so daß man im Großen doch ein meist zutreffendes Bild der Verhältnisse und Ereignisse gewinnt, und die ganze Arbeit entschieden bahnbrechend auf dem Gebiete der russischen Geschichtsforschung genannt werden muß. Sie wird einen bleibenden Werth behalten; sie wird für immer eine Quelle der Belehrung sein für Jeden, der Rußland kennen lernen will, wie es wirklich ist; und das, obgleich das Werk leider ein Torso geblieben ist. Die Quellensammlung hatte Bernhardi bereits bis über das Todesjahr Alexanders I. hinaus ausgedehnt; die Darstellung selbst ist mit dem letzten 1877 erschienenen Bande beim Jahre 1822 stehen geblieben. Als Bernhardi sich damals anderen Studien zuwandte, glaubte er die Arbeit an der russischen Geschichte nur zeitweilig zu unterbrechen. Thatsächlich ist er nicht mehr dazu gekommen sie mit Erfolg wieder aufzunehmen.

Was ihn nach 1877 von der Beschäftigung mit dieser Arbeit ablenkte, war ein Interesse, das ihn von früher Jugend an lebhaft beherrscht hatte: das militärische.

Es war nur natürlich, daß durch die Erlebnisse der großen Zeit der deutschen Einigungskriege und durch die Theilnahme, die ihm selbst an den kriegerischen Ereignissen zugefallen war, dieses Interesse von Neuem mächtig angeregt wurde, und er

sich gedrängt fühlte die leitenden Gesetze der Kriegführung vor sich selbst zu immer größerer Klarheit auszugestalten, sie in greifbarer Form niederzulegen. Da er die Freiheitskriege und mit ihnen die Kriegskunst des Napoleonischen Zeitalters in den Denkwürdigkeiten des Grafen Toll bereits gewürdigt hatte, wandte er sich nun der Fridericianischen Zeit zu, mit der er sich schon vielfach beschäftigt hatte. Lag doch das Studium dieser heroischen Periode jedem preußischen Herzen besonders nahe, und boten doch grade die Kriege dieses größten Königs in ihrem Verlaufe wie in der Gegensätzlichkeit der Auffassung vom Kriege, die in ihnen zu Tage trat, einen unvergleichlichen Stoff, um die bleibenden Grundsätze der Kriegführung aus ihnen heraus zu entwickeln. Diese Aufgabe aber mußte ihn um so mehr reizen, als man einerseits durch eine litterarische Bewegung, die von der Umgebung des Prinzen Heinrich ausgegangen war, den systematischen Versuch gemacht hatte den König zu verkleinern und den Prinzen als den eigentlichen Helden des siebenjährigen Krieges hinzustellen, und als andererseits die Kriegführung des Königs durch ein Geschlecht von Epigonen, die das Wesen nicht von der Form zu trennen wußten, zu den mißverständlichsten Anschauungen geführt hatte und in ihrer grundlegenden Großartigkeit bis in die neueste Zeit hinein vielfach völlig verkannt worden war.

Bernhardi's Bearbeitung des siebenjährigen Krieges fiel in sofern in eine ungünstige Zeit, als damals weder die politische Correspondenz König Friedrichs erschienen, noch der preußische Generalstab mit seinen reichen archivalischen Schätzen aus den Kriegen dieser Periode an die Oeffentlichkeit getreten war. Es stand dem Forscher mithin nur ein beschränktes Quellen-Material zu Verfügung, so weit es eben im Druck erschienen war. Es ist daher natürlich, daß die Schilderung der Kriegsereignisse keine erschöpfende sein, und der nach mehr oder weniger einseitigen Quellen angenommene Zusammenhang nicht überall den Thatsachen vollständig entsprechen konnte. Dennoch ist es Bernhardi gelungen, in demselben Geiste, in dem er die Geschichte der Freiheitskriege auf einen ganz neuen historischen Boden gestellt hat, auch das Buch über Friedrich den Großen als Feld-

herrn, das im Jahre 1881 erschien, in mancher Hinsicht zu einem bahnbrechenden zu gestalten.

Der absichtlichen Legendenbildung, die den König unter einen durchaus falschen Gesichtswinkel zu bringen bestrebt war, trat er energisch entgegen und hat sie endgültig zerstört. Die Handlungsweise des Prinzen Heinrich führte er in unwiderleglicher Weise auf den ihr gebührenden Werth zurück und ließ die Ueberlegenheit und das Heldenthum des Königs in ihrer ganzen Größe deutlich hervortreten. Zugleich aber gelang es ihm gerade an der Gegensätzlichkeit zwischen dem Denken und Thun des Königs auf der einen Seite, sowie des Prinzen Heinrich und der östreichischen, russischen und französischen Feldherren auf der anderen Seite, die für alle Zeiten bleibende Bedeutung der Fridericianischen Kriegführung und ihre maßgebende Stellung in der historischen Entwickelung der Kriegskunst festzustellen. Alle späteren auf umfassenderen Quellen beruhenden Darstellungen dieses Krieges haben das Thatsächliche in der Darstellung Bernhardi's wohl vielfach ergänzen und berichtigen, seine allgemeine Auffassung aber und das theoretische Ergebniß seiner Forschung nur bestätigen können.

So hat er, wie mit seiner Darstellung der Freiheitskriege, auch mit diesem Buche sehr wesentlich dazu beigetragen, die gesunde und thatkräftige Auffassung des Krieges, wie sie von Clausewitz wissenschaftlich ausgesprochen und von den großen preußischen Feldherren bis herab auf den Feldmarschall Moltke praktisch geübt worden ist, zum Segen der deutschen Armee weiter zu entwickeln, gegen Verdunkelungen zu schützen und ihr Verständniß in den weitesten Kreisen der Armee zu fördern.

Neben diesen grundlegenden Werken veröffentlichte Bernhardi 1879 zwei Bände vermischter Schriften, in denen er zahlreiche frühere Arbeiten, die zum Theil überhaupt noch nicht veröffentlicht waren, vereinigte. Diese Aufsätze sind theils biographischen, theils historischen und politischen Inhalts. Die meisten von ihnen sind in den früheren Bänden dieser Denkwürdigkeiten bereits besprochen worden. So bleibt nur übrig in kurzer Wiederholung auf das Wesentliche dieser Veröffentlichung hinzuweisen.

Der erste Band beschäftigt sich der Hauptsache nach mit russischen Verhältnissen und mit der Litteratur über die Freiheitskriege und die Theilnahme Rußlands an den Kämpfen gegen Napoleon. Wichtig ist in ihm vor Allem ein Aufsatz über Leibeigenschaft und Freilassung der Bauern in Rußland aus dem Jahre 1859 (vergl. Bd. 3, S. 160) und ein anderer über das russische Heer im Frühjahre 1854, also aus der Zeit des beginnenden Krimkrieges. (vergl. Bd. 2, S. 199 ff.)

Auf ersteren mag deshalb hier noch einmal hingewiesen werden, weil gerade die neuesten Ereignisse in Rußland, die dort ausgebrochenen Agrarunruhen, den thatsächlichen Beweis dafür erbracht haben, daß Bernhardi sich in seinem damaligen Urtheile nicht geirrt hatte. Schon damals hatte er vorausgesagt, daß eine Gesundung der russischen Agrarverhältnisse ohne ernste Erschütterung nicht möglich sei; daß der Weg, den die russische Regierung einzuschlagen im Begriff stand, niemals zu gesunden Verhältnissen, ja auch nur zu einer Besserung der ökonomischen Lage der Bauern führen könne; daß es in dieser Weise nie gelingen werde in Rußland einen tüchtigen Bauernstand heranzubilden; daß nur ein ungeheueres ländliches Proletariat, Zustände, wie sie seit lange Irlands Fluch seien, daraus hervorgehen könnten; daß eine wirkliche Besserung der Lage nur erreicht werden könne, wenn man zugleich mit der Leibeigenschaft auch den russischen Gemeindebesitz aufhebe und die befreiten Bauern zu wirklichen Besitzern mache.

Heute bringen die Versäumnisse und Fehler der damaligen Zeit ihre blutigen aber nothwendigen Früchte.

Des zweiten oben genannten Aufsatzes möchte ich hier aus einem ähnlichen Grunde nochmals gedenken.

Er war, wie schon früher (Bd. 2, S. 203) erwähnt, seiner Zeit in der Absicht, der Preußischen Politik eine richtige Orientirung zu ermöglichen, dem damaligen Prinzen von Preußen, nachmaligem Kaiser Wilhelm I., zugestellt worden, ohne zunächst den Namen des Verfassers bekannt zu geben. Da er unumwunden die Schäden des russischen Heeres aufdeckte und dessen Niederlage in bündigen Worten voraus sagte, mußte er dort überall sehr schmerzlich berühren, wo man über den Umfang der russischen Macht und das Wesen

der russischen Zustände in Vorstellungen lebte, die mit der Wahrheit der Dinge im schroffsten Widerspruche standen. Später hat der Prinz von Preußen erfahren, wer den Aufsatz verfaßt hatte (vergl. Bd. 3, S. 35), und hat in vollem Maaße nicht nur den Freimuth des Verfassers, sondern auch dessen klares und scharfes politisches wie militärisches Urtheil gewürdigt. Die Sicherheit, mit der Bernhardi den allgemeinen Verlauf des Krimkrieges vorausgesagt hatte, bildete die Grundlage, auf der fortan das besondere Vertrauen des Prinzen und nachmaligen Königs zu ihm erwuchs.

Der Aufsatz ist aber auch in sofern heute noch lesenswerth, als die Zustände, die damals die Niederlage der russischen Armee herbeiführten, ihrem innersten Wesen nach bis heute fortbestanden und einerseits die Niederlagen der russischen Armee in der Mandschurei zur Folge gehabt, andererseits große Theile dieses Heeres gegen die Einflüsterungen der revolutionären Agitatoren widerstandsunfähig gemacht haben: die schlechte Ernährung, die Unredlichkeit der Verwaltung, die Scheinbildung des Offiziercorps, die übertünchte Roheit aller persönlichen Beziehungen und manches Andere.

Der zweite Band umfaßt zunächst zwei Aufsätze, die sich auf die französische Revolution beziehen. Von ihnen beschäftigt sich der eine mit der Stellung des französischen Adels zur Revolution und zur Fusion, nicht ohne politischen Rückschluß auf die preußischen Verhältnisse, der andere bespricht Sybels Geschichte der französischen Revolution und kennzeichnet zugleich den Standpunkt, den Bernhardi selbst zu den erschütternden Ereignissen jener Zeit einnahm. Daran schließt sich unter dem Titel „Frankreich, Oesterreich und der Krieg in Italien" eine 1859 verfaßte Arbeit, in der Bernhardi seine Ansicht über die politische Lage darlegte, soweit sie mit dem Italienischen Kriege zusammenhing (Bd. 3, S. 251). Die übrigen Aufsätze dieses Bandes stammen aus der Zeit der Verfassungskämpfe (1858) sowie aus der Conflictszeit und beschäftigen sich mit den großen Fragen jener Tage, mit der preußischen Verfassung und der Heeres-Reorganisation, für die Bernhardi mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln eintrat (vergl. Bd. 3, S. 347).

Nicht aufgenommen in die vermischten Schriften wurden eine

Reihe kleinerer Arbeiten, die gelegentlich veröffentlicht sind und Zeugniß ablegen von der Universalität der Kenntnisse und der Bildung, die sich Bernhardi in langem arbeitsreichem Leben angeeignet hatte. Erwähnt seien eine Abhandlung über deutsche Märchen und Volkssagen und eine solche über Heraldik.

Im Jahre 1886 endlich hat Bernhardi noch einen Band spanischer Reiseerinnerungen herausgegeben, der der Hauptsache nach den Kunstschätzen Spaniens gewidmet ist und manche culturhistorisch interessante Notizen enthält. Im Uebrigen hatte er sich nach Abschluß des Buches über Friedrich den Großen wieder der russischen Geschichte zugewendet und unternahm umfassende archivalische Studien, deren er für die Fortführung des weit angelegten Werkes bedurfte. Auch widmete er einen Theil seiner Zeit der Fortführung seines Tagebuches.

Diese Aufzeichnungen haben den Vorzug stets gleichzeitig abgefaßt zu sein, meist am Abende des Tages, von dem sie erzählen. Sie sind stets objectiv ohne Nebenabsichten niedergeschrieben. Sie stammen aus der Feder eines Mannes, der mit reifem Urtheil ein fast untrügliches Gedächtniß verband und durch den intimen Verkehr mit den handelnden Persönlichkeiten Gelegenheit fand die Dinge zu sehen, wie sie wirklich waren. So muß ihnen meines Erachtens der Werth einer bedeutenden historischen Quelle zugesprochen werden, und ich kann für diese Auffassung wenigstens einen Zeugen anführen, dessen Zuständigkeit gerade für die in Frage stehende Zeit gewiß Niemand bestreiten wird, den Fürsten Bismarck. Dieser hat nicht nur eine hohe Meinung besonders auch von der militärischen und strategischen Bedeutung Bernhardi's gehegt und wiederholt ausgesprochen; er hat auch die Tagebuchaufzeichnungen, soweit sie zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden, mit großem Interesse gelesen und ihren hohen Werth gewürdigt. Mehrfach hat er Personen seines nächsten Kreises auf diese Denkwürdigkeiten hingewiesen. Er empfahl ihre Lectüre, da man aus ihnen die Vorgeschichte des Schleswig-Holsteinschen Krieges und der politischen und kriegerischen Constellationen der damaligen Zeit auf das Wahrheitsgetreueste kennen lerne. Er bezeichnete sie ausdrücklich als eine der Wahrheit der Dinge

entsprechende Darstellung [1]). Der historische Werth der Tagebücher schwankt natürlich nach der Bedeutung der Zeit, in die sie fallen, und nach dem Charakter der besonderen persönlichen Erlebnisse ihres Verfassers.

So ist es nur natürlich, daß ihre Bedeutung für die Zeitgeschichte immer mehr verblaßt, je mehr sich ihr Verfasser vom öffentlichen Leben und bei zunehmenden Jahren auch vom Verkehre mehr und mehr zurückzog.

Schwere Schicksalsschläge hatten ihn in seiner Familie getroffen.

Am 10. März 1872 war ihm sein ältester Sohn Otto durch den Tod entrissen worden; ein Schlag, der den Vater um so tiefer traf, je höhere Erwartungen er gerade an diesen Sohn zu knüpfen berechtigt war, von dem Alle, die ihn kannten, Großes erwarteten, da er mit reicher geistiger Begabung und hohem Streben einen ebenso edlen wie reinen und festen Charakter vereinigte. Schon bei Königgrätz hatte er sich wenige Tage nach seinem Eintritt in das erste Dragoner-Regiment durch Unerschrockenheit ausgezeichnet (Bd. 7, S. 275), war dann nach dem Besuche der Kriegsschule Offizier und sehr bald, kaum wenige Jahre Leutnant, zum Regiments-Adjutanten ernannt worden. Als solcher hatte er mit Auszeichnung den Krieg 70/71, die Schlachten am 14. August und bei Noisseville, sowie später die ganze Nord-Campagne gegen Faidherbe mitgemacht und sich das eiserne Kreuz erworben. Aus dem Felde zurückgekehrt ging er sofort mit Eifer daran sich für die Kriegs-Akademie vorzubereiten. Aber nun zeigte sich, daß den Anstrengungen der beiden Feldzüge seine jugendlichen Kräfte doch nicht gewachsen gewesen waren; nach längerem Krankenlager erlag er im elterlichen Hause einem acuten Lungenleiden. In den Tagebuchaufzeichnungen des Vaters finden sich folgende Worte:

„Den 10. März 1872 starb mein herrlicher Sohn, Otto Reinhold Ludwig, den größten Aufgaben gewachsen, großer Thaten

1) Diese Angaben beruhen auf persönlichen, als durchaus zweifelsfrei bezeichneten Mittheilungen, die mir aus dem nächsten Verwandtenkreise des Fürsten zu gegangen sind.

Der Herausgeber.

fähig, und ein besserer Mensch als ich. Der Schöpfer hatte ihn viel höher gestellt als mich."

Auch sonst geben die Tagebuchblätter dem Schmerz des Vaters um den so früh Geschiedenen immer erneuten Ausdruck.

Am 12. Juni 1876 starb dann auch die von der Familie und den Freunden hochverehrte Schwester seiner seit langen Jahren erkrankten Frau, Fräulein Julie von Krusenstern. Sie hatte die Schwester mit unermüdlicher Treue und Hingebung gepflegt und lange dem Hauswesen vorgestanden.

Das Jahr 1881 endlich forderte ein doppeltes Opfer. Am 3. April verschied nach langem schwerem Leiden seine Gattin Charlotte geb. v. Krusenstern, und am 5. Dezember entriß ihm der Tod seine einzige Tochter Julie.

So blieb der nunmehr Neunundsiebzigjährige fast ganz vereinsamt im Leben zurück. Von allen den Seinen war ihm nur sein zweiter Sohn geblieben. Auch die meisten seiner Freunde gingen ihm im Tode voran. So wurde es immer einsamer und stiller um den greisen Gelehrten.

So lange sein zweiter Sohn in Berlin beim Generalstabe stand, ging er alljährlich während der Wintermonate dorthin, um im Archiv zu arbeiten. Auch im Sommer unternahm er gewöhnlich noch eine Reise zum Besuche alter Bekannter. Die übrige Zeit verbrachte er auf seiner Besitzung in Cunnersdorf, theils mit der Arbeit an der Geschichte Rußlands, theils mit umfassender Lectüre beschäftigt, in dem ununterbrochenen Streben den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern, sein Wissen und sein Urtheil zu vertiefen, den großen Problemen der Menschheit nachzudenken.

Noch im Sommer 1886 besuchte er in ungebrochener Frische seinen mittlerweile nach Cöln versetzten Sohn und verband mit diesem Besuche eine Rheinreise, die ihn noch einmal an alle die Stätten führte, die ihn als jungen Studenten einst gefesselt und begeistert hatten. Die Tagebuchnotizen aus dieser Zeit legen Zeugniß ab von der geistigen Frische und Empfänglichkeit, die er auch im hohen Alter noch den Dingen und den Menschen entgegenbrachte.

Nach Cunnersdorf zurückgekehrt nahm er das alte Arbeitsleben wieder auf, bis ihn am 12. Februar 1887 nach kurzer Krankheit, und nachdem er noch bei vollem Bewußtsein seine letzten Anordnungen getroffen hatte, der Tod ereilte.

Klar und ruhig sah er dem Ende seiner irdischen Laufbahn entgegen, noch auf dem Sterbebette im Geiste beschäftigt mit dankbarem Gedenken an seinen König und den Kronprinzen, mit dem Schicksale seines geliebten Vaterlandes, mit dem Gedanken an die Entwickelung der politischen Verhältnisse, die sich gerade damals zu einem Zerwürfniß mit Frankreich zuzuspitzen schienen, und mit der Aussicht auf den Krieg, den er für wahrscheinlich und nöthig hielt, zugleich aber voll froher und stolzer Zuversicht, daß Deutschlands Kraft geläutert und gestählt aus den neuen Kämpfen hervorgehen werde.

So trugen ihn große und reine Gedanken hinüber aus diesem Leben in das ewige Schweigen.

Sein Tod war wie sein Leben; seine Tagebuchaufzeichnungen, in denen er die geheimsten Regungen seines Herzens offenbarte, bezeugen, daß auch von ihm die Worte des Dichters gelten:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine.
Lag, was uns Alle bändigt: das Gemeine."

Als ich wenige Tage später Sr. Kgl. Hoheit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm über die letzten Lebensstunden meines Vaters persönlich Bericht erstatten mußte, konnte ich hinzufügen, daß, seit ich an dem Sterbebette meines Vaters gestanden hätte, der Gedanke an den Tod Viel von seinem Schrecklichen für mich verloren habe, und es mir leicht erscheine zu sterben.

Wenn man am Ende eines so bedeutend verlaufenen Lebens steht, eines Lebens, das so ausschließlich wissenschaftlichen und vaterländischen Bestrebungen gewidmet war, scheint es mir für die Nachlebenden nicht ohne Interesse, rückschauend sich zu vergegenwärtigen, zu welcher Lebensanschauung ein solcher Mann sich durchgerungen hatte, welche Ansichten er vertreten, welche all-

gemeinen Ziele er verfolgt hat; und so möchte ich denn zum Schluße versuchen nach dem Inhalte der vielfachen Gespräche, deren ich mich noch lebhaft erinnere, dasjenige kurz aufzuzeichnen, was vielleicht das Bild dieses merkwürdigen Mannes, wie es uns in den Denkwürdigkeiten entgegentritt, zu vervollständigen geeignet ist.

Den großen Räthselfragen der Menschheit gegenüber wußte er sich zu beschränken. Der Grenzen menschlichen Erkenntnißvermögens war er sich klar bewußt und forschte nicht grübelnd nach dem Unerforschlichen; aber es war ihm das Heilige und Verehrungswürdige. Oft habe ich ihn den Goethe'schen Ausspruch zustimmend wiederholen hören, die Ehrfurcht sei das Höchste, wozu der Mensch es bringen könne, und wenn sich seine Gedanken in das Göttliche versenkten, so konnte er mit Faust sagen:

„Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil".

Kirchliche Religiosität achtete er wie jedes Anderen ehrlichen Glauben, aber er stand ihr völlig fremd gegenüber. Alles Dogmatische lag ihm, als jenseits der uns gesteckten Erkenntniß-Grenzen liegend, völlig fern, und ein fester Gottesglaube, d. h. der Glaube an ein hohes und ewiges über uns waltendes, seiner selbst bewußtes Gesetz, war ihm persönliche, nicht dogmatische Ueberzeugung.

Er sah die Aufgaben des menschlichen Lebens in diesem selbst beschlossen, aber dieses Leben sah er im Lichte der Ewigkeit; ihm war es im Goethe'schen Sinne nur der Anfang einer Entwickelung, die von ewigen, vor Allem auch sittlichen Gesetzen beherrscht wird, in der aber auch die geistigen und materiellen Elemente neben den ethischen ihre volle Berechtigung haben. Die harmonische Ausgestaltung der Persönlichkeit war ihm daher Zweck und Aufgabe des Lebens. Doch betrachtete er den Menschen nicht nur als Einzelwesen, sondern als Glied einer Gemeinschaft, der Familie, der Volksgenossen, des Staates, und so war ihm die individuelle Entwickelung nicht sowohl um ihrer selbst willen, im egoistischen Sinne, geboten, sondern überall kam es ihm auf die *Wirkung* an, auf die Entwickelung höchster *Leistung*, und erst in diesem altruistischen Sinne sah er in der Vervollkommnung das höchste

vom Menschen anzustrebende Ideal. Aus dieser Wurzel entsprangen dann die Antriebe seiner Thätigkeit, die mit eiserner Beharrlichkeit die allseitige Ausbildung der eigenen Persönlichkeit erstrebte, aber in gleichem Maaße das erlangte Können ohne selbstsüchtige Absichten für allgemeine Zwecke einzusetzen und zu verwerthen bemüht war, sei es auf dem Gebiete der Wissenschaft im Sinne objectiver Wahrheit und ethischer Gerechtigkeit, sei es auf dem Gebiete der Politik zur Erreichung derjenigen Zwecke des Staates, die sich ihm als die geschichtlich nothwendigen und sittlich gebotenen darstellten. Aus dieser Wurzel entsprang seine glühende Vaterlandsliebe, die, eben weil sie auf der Grundlage seiner ganzen Weltanschauung erwuchs, all' sein Thun und Handeln adelte und in eine „höhere Sphäre reiner Thätigkeit" versetzte.

Seine Vaterlandsliebe wurde aber auch getragen von dem festen Glauben an die Zukunft und die weltgeschichtlichen Aufgaben Deutschlands.

Wie seit der Völkerwanderung in allen Theilen Europas dem absterbenden und überlebten Völkergemische des Alterthums germanisches Blut zugeführt, und erst durch dessen verjüngende Kraft die Möglichkeit neuer Cultur-Entwickelung geschaffen worden ist; wie dann im Mittelalter die großen Geistesschlachten der Cultur-Menschheit, die sich in der Reformation und ihren Wirkungen verkörperten, im Wesentlichen mit deutschen Geisteswaffen, auf deutschem Boden, unter Strömen edelsten deutschen Blutes geschlagen worden sind: so sah er auch bis zuletzt in dem deutschen Volke den vornehmsten Bannerträger geistiger und sittlicher Freiheit im Kampfe gegen eine dogmatische Weltanschauung, die sich in ihren Extremen heute im Ultramontanismus und in der Social-Demokratie darstellt. Stehen sich doch gerade im Leben des deutschen Volkes diese größten Gegensätze am unmittelbarsten und schroffsten gegenüber und ringen in erbitterten Kämpfen um einen Ausgleich, der nur in einer höheren Einheit und Einsicht gewonnen werden kann, die, einmal an einem Punkte errungen, der ganzen Menschheit zu Gute kommen muß.

Hier fand er auch den Standpunkt, den er in allen Fragen der inneren und äußeren Politik folgerichtiger Weise einnehmen mußte.

In dem Wachsthum und dem Emporkommen der genannten extremen Richtungen sah er die größte Gefahr für die gesunde Entwickelung unseres Volkes, da sie seiner Ansicht nach weitab führten von dem Wege eines natürlichen nach geschichtlichen Gesetzen sich vollziehenden Fortschritts, wie er ihn als die welthistorische Aufgabe unseres Volkes erkannte. Die entschlossene Bekämpfung solcher culturfeindlicher Richtungen im Völkerleben hielt er für die unbedingte Pflicht des Staates und diesen für berechtigt jedes gesetzliche Mittel anzuwenden, auch die Waffe des Ausnahme-Gesetzes, wenn nur ein greifbarer Erfolg mit einiger Sicherheit erhofft werden konnte.

Die größere Gefahr sah er dabei nicht in den socialistischen, sondern in den ultramontanen Bestrebungen, weil diese einen politisch und praktisch möglichen Zustand zum Zwecke hätten, der sich immerhin eine Zeit lang aufrecht erhalten ließe, während die socialistischen Träume in ihrer extremen Form an sich Unmögliches wollten, andrerseits aber, wie Bernhardi anerkannte, auch einen Kern von Berechtigung in sich schlössen und wenigstens zur völligen Verneinung des Entwickelungs-Princips wie die clericalen Bestrebungen zunächst nicht führen könnten. So ist denn auch die letzte politische Notiz, die Bernhardi am 29. Januar 1887, also nur wenige Tage vor seinem Tode und in der Zeit der politischen Ebbe, die dem Culturkampfe folgte, seinem Tagebuche anvertraute, eine Warnung vor allzugroßer Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Clericalen. Sie lautet:

„Dem Herrenhaus sollen neue Kirchengesetze vorgelegt werden! Dabei wird mir Angst! Will man noch weiter gehen in Nachgiebigkeit gegen Rom? etwa die Mönchsorden wieder zulassen? Das wäre eine verhängnißvolle und mithin eine unverzeihliche Thorheit. Weiß man sich denn nicht zu sagen, daß Rom immer weiter geht in seinen Forderungen und nie anders befriedigt werden kann, als durch unbedingte Unterwerfung?!“

War er somit ein entschlossener Gegner aller Tendenzen, die er als cultur- und staatsfeindliche ansah, so war er andererseits, wie das ja nicht anders sein konnte, ein eifriger Förderer des Fortschritts vor Allem auch auf socialem Gebiete.

In dieser Hinsicht hat er seiner Gesinnung ein unvergängliches Denk-

mal gesetzt in seinem Werke über großen und kleinen Grundbesitz, das schon an anderer Stelle eingehender besprochen wurde (vergl. Bd. 2, S. 13). In ihm betont er das Sittliche im Leben gegenüber dem Geldstandpunkte; er wehrt sich dagegen, daß man das Dasein als ein nur Erwerbs-Zwecken dienendes betrachtet. Sein Werk ist von einem tiefen sittlichen Ernst durchdrungen. Er will nicht den Dingen ihren Lauf lassen, sondern will sie zu Gunsten der schwächeren Klassen lenken. Die Frage ist bei ihm nicht, was bringt diese oder jene Maaßregel ein, wie vermehrt sie den Volksreichthum, sondern welchen Einfluß übt sie auf die Macht der Gesellschaft ihren sittlichen Zweck zu erfüllen. Von diesem Gesichtspunkte aus erörtert er die Verhältnisse des Grundbesitzes und des Erwerbslebens und erfaßt schon damals den Socialismus in seiner ganzen Bedeutung, freilich seiner Zeit um mehr als ein Menschenalter voraus und deßhalb weder verstanden noch gewürdigt.

Die hohe Auffassung, die er von der culturellen Bedeutung der deutschen Nation hatte, bestimmte seine Stellung wie zu den Bestrebungen der extremen Parteien unseres Volkes, so auch zu Allem, was er als eine Beeinträchtigung deutscher Art und deutschen Wesens erkannte, und schließlich auch in den Fragen der äußeren Politik.

So erblickte er im Judenthum eine Gefahr für unser Volk, weil er, bei aller Anerkennung für die in gewisser Hinsicht hohe Begabung der semitischen und speciell jüdischen Race, in der ihr eigenthümlichen Lebensauffassung ein Element sah, das geeignet schien den eingebornen Idealismus der Germanen zu vergiften und in eine niedrigere Sphäre herabzuziehen. So war er ein entschlossener Gegner aller national-polnischen Bestrebungen. Nicht als ob er an und für sich das Recht eines seiner Selbständigkeit verlustig gegangenen Volkes bestritten hätte, um die Erhaltung seiner Nationalität und Freiheit zu ringen; das lag ihm fern. Wohl aber glaubte er aus der von ihm eingehend erforschten Geschichte des Polenthums zu erkennen, daß die Polen das Recht eines selbständigen politischen Daseins durch eigenes Verschulden eingebüßt und sich zur Staatenbildung völlig unfähig erwiesen hätten. Er sah die Germanen als die ihrem Culturwerth nach weit überlegene Race an und betrach-

tete jeden Machtzuwachs des Slaventhums als eine Gefahr für die gesunde Entwickelung der europäischen Cultur, wie er überhaupt an dem Glauben festhielt, daß zwischen dem Ausdehnungstriebe der slavischen Race und dem Germanenthum eine Abrechnung stattfinden müsse, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine kriegerische sein werde. Ich glaube, daß er auch durch die jüngste Niederlage Rußlands in Ostasien diese Nothwendigkeit nicht für endgültig beseitigt gehalten haben würde, weil er sie in dem Gegensatze der letzten Ziele für begründet erachtete, denen die beiden Racen mit innerem Zwange zustreben.

Sah er somit Deutschland von Osten her durch die heranfluthenden Wogen des Slaventhums politisch bedroht und sah er andererseits voraus, daß der historische Feind deutscher Machtentfaltung im Westen, Frankreich, den Weg zum Einverständnisse mit der osteuropäischen Großmacht finden werde, so war es nur natürlich, daß er diesen Gefahren gegenüber immer wieder darauf drang, die militärische Macht Deutschlands möglichst achtunggebietend und leistungsfähig zu gestalten und der Regierung diejenige Machtfülle zu sichern, die er für die Durchführung einer weitsichtigen und thatkräftigen Politik für unbedingt erforderlich hielt, vor Allem auch für die Vertheidigung der ethischen Güter, die dem politischen Wollen seinen Werth und seine Berechtigung verliehen: denn auch in der politischen Welt waren ihm die sittlichen Werthe die Ausschlag gebenden. In einer Einbuße an Ansehen und Ehre sah er einen größeren Verlust, als selbst in empfindlichen materiellen Nachtheilen.

Eine solche Politik und eine solche Wehrhaftigkeit des Staats forderte er aber keineswegs nur im defensiven Sinne, sondern er lebte der Ueberzeugung, daß die politische Macht Deutschlands seiner culturellen Bedeutung nicht entspreche, und verlangte daher eine thatkräftige Politik, die geeignet wäre die Einflußsphäre und die Bedeutung Deutschlands nicht nur in Europa, sondern auf der Weltbühne zu erweitern und dadurch deutschem Geiste und deutscher Weltanschauung den ihnen für die Gesammt-Cultur seines Erachtens nothwendigen Einfluß zu erringen und zu sichern.

In diesem Sinne befürwortete er eine großzügige deutsche Colonial-

Politik, die der deutschen Industrie gesicherte Märkte und eigene Rohprodukte zu sichern und den Ueberschuß der deutschen Volkskraft im Interesse und im Sinne des Deutschthums zusammenzufassen und politisch zu gestalten geeignet sei. Im gleichen Sinne empfahl er stets eine Bündnißpolitik mit denjenigen Staaten, bei denen ein paralleles Interesse vorausgesetzt werden könnte. Als Ideal schwebte ihm in dieser Hinsicht unter den damaligen Verhältnissen ein Zusammengehen Deutschlands mit England und Italien vor, weil er glaubte, daß auch diese beiden Staaten ein sehr wesentliches Interesse zum Zusammengehen mit einem starken Deutschland haben müßten: Italien um seine politische Unabhängigkeit von Frankreich und seine maritime Machtstellung im Mittelmeere zu sichern; England um in seinem Antagonismus gegen Amerika, den er für eine nicht zu ferne Zukunft voraussah, den Rücken frei und auf dem Festlande einen waffenstarken Verbündeten zu haben, falls die Gegensätze, die in den englisch-russischen und englisch-französischen Beziehungen latent waren, einmal zu kriegerischen Conflicten führen sollten.

Wenn er aber eine solche Combination für die überall beste, dem allgemeinen Fortschritt vortheilhafteste erkannte, verschloß er sich doch keineswegs der Einsicht, daß bei der thatsächlichen Politik Englands, wie sie sich damals gestaltet hatte, wenig oder garnicht darauf zu rechnen sei, solche Auffassung auch in England herrschend werden zu sehen, und immer kehren auch in den Tagebuch-Aufzeichnungen die Klagen wieder über die verkehrte und engherzige Politik des stamm- und geistesverwandten Inselreichs.

Diese Bewerthung der herkömmlichen englischen Politik führte ihn dann auch folgerichtig immer wieder zu der Forderung zurück, daß Deutschland in sich selbst stark genug sein müsse seiner weltgeschichtlichen Aufgabe zu genügen, und so forderte er denn auch für die innere Entwickelung unsers Vaterlandes die straffste Einigung, die starke Ausgestaltung der monarchischen Gewalt, in der die Einheitlichkeit des politischen Handelns gegeben war, und das unbedingte Vorwiegen des wehrhaften Preußenthums, das durch Ströme vergossenen Heldenblutes nicht nur, sondern auch durch seine von der Reformation und der Kantischen Philosophie entscheidend beeinflußte Entwickelung

im Kampfe gegen politische, geistige und sittliche Unfreiheit, das unbedingte Recht maßgebenden Einflusses gewonnen habe.

So gestalteten sich Bernhardi's politische Ansichten zu innerer Einheit und Geschlossenheit, eben weil sie aus einheitlicher Weltanschauung hervorgingen. Vom Staatsmanne aber forderte er, daß er bei allem politischen Handeln die großen leitenden Gesichtspunkte, wie sie durch die geschichtlich gewordenen nationalen Aufgaben und die Forderungen freier geistiger und sittlicher Entwickelung gegeben seien, niemals aus den Augen verliere. Immer von Neuem wiederholte er den Satz, daß man in der Politik niemals bleibende und maaßgebende Interessen augenblicklichen Vortheilen aufopfern dürfe. Andrerseits aber war er durch und durch Realpolitiker. Niemals dürften, meinte er, rein theoretische Erwägungen, wie sie gerade in den liberalen Kreisen des deutschen Philisterthums so beliebt seien, in politischen Dingen Ausschlag gebend sein; immer müsse man mit den gegebenen realen Größen rechnen und nur das praktisch Mögliche und Nützliche ohne jede theoretische Voreingenommenheit und vor Allem auch frei von jedem einseitigen Partei-Interesse erstreben.

Von diesem Standpunkte aus war er besonders auch ein Gegner der Weltfriedens-Bestrebungen, deren er nie ohne milden Spott oder beißende Satyre gedenken konnte, und jeder Friedens-Politik als solcher.

Der Krieg erschien ihm nicht nur als eine in der menschlichen Natur und den menschlichen Verhältnissen begründete Nothwendigkeit, sondern er betrachtete den für berechtigte Lebensinteressen der Völker unternommenen Kampf als eines der wesentlichsten Cultur-Elemente, als einen Jungbrunnen sittlicher und geistiger Kraft. Er sprach dem Staate das unbedingte Recht zu mit bewußtem Willen einen für nothwendig gehaltenen Krieg im günstig erachteten Zeitpunkte herbeizuführen. Er war ein abgesagter Feind jener falschen und schwächlichen Sentimentalität, die über den offenbaren Leiden, die der Krieg mit sich führt, die fördernden und erhebenden Elemente verkennt, die aus vergossenem Blute entspringen.

Er war daher auch ein abgesagter Gegner jeder Politik, die nichts Positives zu erstreben wagt und Unentschlossenheit und Unklarheit für „weise Mäßigung“ auszugeben bestrebt ist. Gerade in der Politik, meinte er, sei bewußtes und entschlossenes Handeln Alles, und nirgends mehr als auf diesem Gebiete gelte das Goethe'sche Wort:

„Im Anfang war die That.“

Ich bin Soldat und es ist daher nicht meine Sache mich über politische Verhältnisse auszusprechen. Ich enthalte mich demgemäß auch jeder Meinungsäußerung über die politischen Anschauungen, die mein Vater in einem langen Leben beharrlich vertreten hat, und überlasse es dem Leser zu beurtheilen, in wie weit bei der veränderten Weltlage diese Anschauungen für unser Vaterland auch heute noch von Bedeutung sein möchten.

Eines aber darf ich und will ich aussprechen in einer Zeit, in der weite Kreise unseres Volkes dem eigenen Heimathlande feindlich gegenüber stehen, in der centrifugale Kräfte sich in den verschiedensten Richtungen geltend machen, in der der Sinn für die großen und schönen, aber auch opferheischenden Aufgaben, die Vorsehung und Geschichte dem deutschen Volke gesetzt haben, in weiten Bevölkerungsschichten verloren gegangen zu sein scheint:

Was uns vor Allem Noth thut, das ist der treue vaterländische Geist, der in der Zeit unserer Einigungskämpfe die Männer beseelte, in deren Reihen auch Theodor v. Bernhardi stehen und wirken durfte, das lebendige Verständniß für das Große und Erhabene, das die geschichtliche Entwickelung von uns fordert, der feste Wille das Höchste zu leisten und die Opfer nicht zu scheuen, die jedes hohe Ziel erfordert, die Selbstverleugnung, die fähig macht für die großen Ziele, die uns gemeinsam sind, alles Trennende zurückzustellen, damit die schicksalsschwangere Zeit, in der wir leben, in der die Würfel über die Frage rollen, welche Bedeutung unserem Vaterlande in der Weltpolitik in Zukunft zukommen wird, uns Alle einig

findet in dem einen Alles beherrschenden Gedanken und Willen, den der Dichter in die Worte gekleidet hat:

„Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt!“

Friedrich von Bernhardi
Generalleutnant und Kommandeur der 7. Division.

Druck von J. B. Hirschfeld, Leipzig.





DATE DUE		

